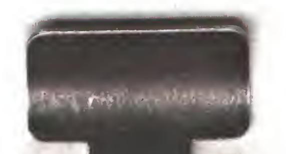
AUS DER WELT DER TÖNE: ERLEBNISSE EINES MÄDCHEN

Ernst Pasqué





Aus der

Welt der Töne.





Pasqué, Welt der Töne. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh!

Aus der Welt der Töne.

Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidekraute

[illegible]

[illegible]

der Oper, des [illegible], [illegible] und des Tanzes.

[illegible]



Mit [illegible] Text-Illustrationen und [illegible]

Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1878.



Aus

der Welt der Töne.

Erlebnisse eines Mädchen-Quartetts im Haidehause.

Onkel Reinhold's Erzählungen

aus dem Bereich

der Oper, des Volksliedes, des Künstlerthums und des Tanzes.

Von

Ernst Pasqué.



Mit 70 Text-Illustrationen und vier Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1878.

Druck von Otto Spamer in Leipzig.

Ihrer Durchlaucht

der

Frau Prinzessin Julie von Battenberg

in Verehrung und Ergebenheit

der Verfasser.

Vorwort.

In den nachfolgenden Blättern werden dem geneigten Leser im Rahmen einer größeren abgeschlossenen Erzählung verschiedene musikgeschichtliche Bilder und eine Reihe kleiner Geschichten, Erzählungen und Erinnerungen geboten, die, ebenfalls dem Bereich der Musik, der Oper, des Volksliedes und des Virtuosenthums, dann wieder dem des Tanzes entnommen, den Titel: „Aus der Welt der Töne“ rechtfertigen werden. Doch könnte man das Buch auch wieder „Eine musikalische Robinsonade“ nennen, denn wie Defoë's Robinson auf seiner wüsten Insel sich sein einsames Dasein durch eigene Kraft, wenn auch nur mit den einfachsten, ursprünglichsten Mitteln, erträglich machen muß; wie die Helden der Jules Verne'schen Erzählung „Die geheimnißvolle Insel“ eine gleiche Einsamkeit zu überwinden haben, dies jedoch schon weit besser zu Wege bringen, als ihr Vorläufer, weil sie mit allen Ergebnissen heutiger Wissenschaft bekannt sind, so hat auch die Familie Wallbrunn eine ähnliche Aufgabe zu lösen. Auch sie lebt gleichsam auf einem verlorenen Posten, von Wald und weiter Haide umgeben, fern von gewohntem menschlichen Verkehr, und muß suchen, die Abgeschlossenheit zu ertragen, ihren lähmenden, schädigenden Wirkungen zu entgehen. Sie erreicht dies Ziel mit Hülfe der schönen Kunst der Musik, durch Unterhaltungen, welche wieder zu Belehrungen werden, und was ein Nachtheil, ein Unglück hätte sein können, wird ihnen Nutzen und Vergnügen.

Wir verleben mit den Gliedern der Familie ein ganzes Jahr, einen langen Winter in dem einsamen, doch traulichen Haidehause, folgen Onkel Reinhold's Vorträgen über die Geschichte des Klaviers, des Volksliedes und die Entstehung der Oper in Italien, Frankreich und Deutschland, bald leichter, bald ernster gehalten, und lauschen ferner seinen musikalischen Erzählungen, in denen die Phantasie ebenfalls in ihre Rechte tritt und den Ernst der Geschichte zu mildern sucht, indeß der alte Alibert, Nachkomme eines ci-devant Marquis und ehemaliger Maître de danse, über seine heitere Kunst sich ergeht. Ein Quartett junger Mädchen, das den Familien- und Freundeskreis bildet, führt uns die Hausmusik, das Volkslied, das Klavier-Virtuosenthum und den dramatischen Gesang vor. Den jungen Mädchen, besonders zweien von ihnen, folgen wir in ihren Bestrebungen, lernen ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Freuden und kleinen Leiden kennen, bis die Erkenntniß reift und ihnen die Grenzen des für sie Erreichbaren zeigt. — Durch leichte Unterhaltung zu belehren, ist der Zweck des Buches, und daß derselbe sich erfüllen möge, der Wunsch des Verfassers.

Noch wäre Eines zu erwähnen. Einige der in dem Buche enthaltenen kleinen Erzählungen erschienen schon früher einzeln im Druck. Sie wurden in der Absicht verfaßt, um einem Werkchen wie das vorliegende zu dienen, und werden sie hier ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben.

Alsbach an der Bergstraße,
im Sommer 1877.

Ernst Pasqué.

Inhalt.

Tonbilder:

Aus der
Welt der Töne.



Onkel Reinhold liest das amtliche Schreiben vor.

Erstes Kapitel.

Einführung.

Onkel Reinhold und die Seinigen.

In der Wohnung der Frau Kommerzienräthin Wallbrunn herrscht heute ein ganz besonders reges Leben. Nicht allein, daß der Tag wiedergekehrt ist, an dem sich wöchentlich mehrere Freundinnen der beiden jüngeren Töchter des Hauses bei der freundlichen Dame versammeln, um unter Leitung des Onkels Reinhold, Bruders der Frau Kommerzienräthin, zu musiziren — die beiden genannten Hauptpersonen des kleinen Hauswesens sind auch noch durch einen Vorfall anderer Art in eine nicht geringe Aufregung versetzt worden. Am Nachmittag war nämlich ein dickes Schreiben mit einem großen rothen Amtssiegel unter der Adresse: „An Frau Kommerzienräthin Wittwe Helene Wallbrunn,

geborene Ruland" eingegangen, und nun saß diese in ihrem stillen Zimmer und durchlas im Verein mit ihrem älteren Bruder Reinhold, von Groß und Klein nur Onkel Reinhold genannt, den Inhalt des Briefes. Derselbe war in der That danach angethan, sie, besonders den alten Herrn, Tag und Stunde vergessen zu lassen, denn ein so rühriger Musikfreund Onkel Reinhold auch war, so sehr er sich auf seine kleinen musikalischen Abende freute, an denen er mit den jungen Mädchen seines Bekanntenkreises musiziren und plaudern konnte, er dachte jetzt nicht mehr daran, sondern schien nur noch Sinn zu haben für die seiner Schwester gewordene höchst wichtige Nachricht, die ihn übrigens in gleicher Weise berührte.

Reinhold Ruland war nicht allein der gute liebe Onkel Aller, die ihn kannten und ihm näher getreten, sondern auch die einzige Stütze seiner Schwester und deren beiden Töchter Cäcilie und Leonore. Sein Schwager, Kommerzienrath Wallbrunn, einst eben so reich als angesehen, war vor etlichen Jahren plötzlich gestorben und hatte infolge schwerer, unverschuldeter Verluste seine Familie fast mittellos zurückgelassen. An seinem Sarge trauerte tiefgebeugt die Wittwe mit ihren beiden, kaum dem Kindesalter entwachsenen Töchtern, die nun einer trüben, schweren Zukunft entgegengingen. An ein glückliches, behagliches Leben gewöhnt, sahen sie sich plötzlich der Sorge, wol gar dem Mangel preisgegeben. Da erschien unerwarteter Weise Hülfe. Der Bruder der Kommerzienräthin, Reinhold, der vor vielen Jahren als begeisterter Musiker und tüchtig geschulter Virtuose in die weite Welt gegangen war, sich dann in seinem Geburtsort mit einem bescheidenen Vermögen niedergelassen hatte, um den Rest seines Lebens in Ruhe und stiller künstlerischer Beschäftigung zuzubringen, er eilte auf die Kunde von dem Unglück, das seine einzige Schwester betroffen, herbei. Seine tröstenden, liebevollen Worte richteten die Gebeugten auf und gaben ihnen die frühere Lebenskraft wieder. Der gute Onkel Reinhold ließ es aber nicht allein bei Worten bewenden — er handelte auch. Er verließ seinen Wohnort und zog mit Allem, was er besaß, zu der Schwester in die Hauptstadt. Hier miethete er eine etwas hochgelegene Wohnung, die eine herrliche Aussicht über die große Stadt und deren schöne Umgebung gewährte und die zugleich ausreichenden Raum für Schwester und Töchter bot, die nun mit dem Onkel eine Familie bildeten. Die beiden Mädchen bekundeten eine ungewöhnliche Begabung für Musik, besaßen dabei wirklich schöne Stimmmittel, deren Ausbildung sich Reinhold angelegen sein ließ. Unter seiner vernünftigen,

künstlerischen Leitung entwickelte sich ihr Können und Wissen in kurzer Zeit derart, daß Beide das Gebiet des Dilettantismus bald überschritten, und auf den Titel Künstlerinnen hätten Anspruch erheben dürfen, wenn dies der Absicht von Onkel und Mutter entsprochen haben würde. Die Ausübung der Musik sollte den beiden Mädchen aber nicht zur Lebensaufgabe werden, die Kunst nur dazu dienen, ihnen selbst und Anderen das Leben zu verschönern; „die Kunst soll ihnen mehr geben, als das leicht zerronnene eitle Gold“, so sagte sich Onkel Reinhold, und mit seiner Hülfe waren diese Worte auch bereits zur vollen Wahrheit geworden.

Obgleich die Mutter dies dankend anerkannte, so vermochte sie doch in ihrem Herzen nicht, andere Gedanken zu unterdrücken. Sie liebte ihre beiden Kinder zu innig, um nicht die frühere Wohlhabenheit zurückzuwünschen, die gewiß zu dem dauernden Glück ihrer Lieben beigetragen haben würde.

Das Musikleben des Hauses konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit, Freude und Bewunderung derer zu erregen, die Theil daran nehmen durften. Es mußte die etwaigen Talente des kleinen Kreises anziehen, und so hatten sich denn nach und nach zu den Töchtern der Kommerzienräthin noch andere junge Mädchen gesellt, die in ihrer musikalischen Bildung begriffen oder stimmlich begabt, mit jenen musizirten, sich und Andere durch ihre bescheidenen, doch Dank der Führung des Onkels Reinhold stets künstlerischen Leistungen erfreuten. Unter ihnen gab es vor allen zwei Mädchen, die durch ihr Talent in erster Reihe hervortraten. Regina Falk, die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten, hieß die Eine; sie war ziemlich musikalisch, hatte bereits unverkennbare Fortschritte im Pianofortespiel gemacht, doch waren dies Vorzüge, die sie mit anderen Freundinnen theilte. Dagegen besaß sie, trotz ihrer Jugend, eine Stimme von seltener Kraft und Fülle und nicht gewöhnlichem Umfang und Wohllaut. Ein lebendiger Ausdruck, den sie ihrem Gesange zu geben wußte, der sich in ungekünstelter Weise jedem Musikstück anpaßte, unterstützte ihre reichen Stimmmittel noch ganz besonders und verlieh ihrem Vortrag eine künstlerische Wirkung. „Eine geborne dramatische Sängerin“, urtheilte mancher ihrer Zuhörer. Obgleich der Vater nicht daran dachte, sein Kind zur Künstlerin auszubilden, fand er doch großen Gefallen an ihrem Talente; er hielt es für seine Pflicht, dasselbe nicht verkümmern zu lassen, sondern durch gute Lehrer auf den richtigen Weg zu leiten. — Wohin dieser seine Regina führen

würde, wußte er selber nicht, oder wollte es sich nicht sagen; er stellte es dem guten Genius seines Kindes anheim.

Das zweite der Mädchen war die einzige Tochter eines Offiziers außer Diensten, der von seiner Pension und einigem Vermögen in bescheidenen, doch recht angenehmen Verhältnissen lebte; Hulda von Linden war jetzt schon, trotz ihrer siebzehn Jahre, eine kleine Virtuosin auf dem Pianoforte, deren Leistungen zu blenden vermochten. Wirklich begabt, besaß sie eine Fertigkeit, die sie sich ohne große Mühe angeeignet hatte, und die sie befähigte, jede Schwierigkeit spielend zu überwinden. Hierdurch hatte sie sich, von einem heiteren, lebensfrohen Temperament unterstützt, eine frische Keckheit angeeignet, die vor keiner künstlerischen Anforderung zurückschreckte, ihr zugleich allerliebst stand und im Sturme neue Freundinnen eroberte. Leider hatte die Art und Weise, wie sie ihr Talent verwerthete, auch Schlimmes im Gefolge. Jedes ernstere Studium dünkte ihr überflüssig, und sie gewöhnte sich eine Flüchtigkeit an, deren üble Folgen nicht ausbleiben konnten. Bestärkt in ihrem Glauben an sich selbst und ihr Talent, somit auch in ihrer Flüchtigkeit, wurde sie von ihrem eigenen Vater, der zugleich ihr größter Bewunderer war, sie jetzt schon für eine große Künstlerin hielt und auch dafür gehalten wissen wollte. Glücklicherweise für Hulda setzte Onkel Reinhold der allzu kecken Zuversicht seiner jugendlichen Freundin den richtigen Dämpfer auf, und das Mädchen beugte sich gern, wenn auch lachend, den stets freundlich ertheilten, doch auch eindringlich wirkenden Zurechtweisungen.

Aus seinen beiden Nichten, Regina und Hulda, welche letztere ebenfalls über eine ganz angenehme Stimme verfügte, hatte Onkel Reinhold ein Quartett gebildet, dessen Leistungen alle Hörer entzückten und besonders den alten Musiker selbst erfreuten. Leonore besaß eine Altstimme von einem Wohllaut, einer innigen Ausdrucksfähigkeit, die dem Zuhörer Thränen in die Augen zu zaubern vermochte. Besonders war dies der Fall, wenn sie ein einfaches Volkslied sang, das im Einklang zu ihrem stillen, sinnig-ernsten Wesen stand. Nicht wenig gehoben wurde ihr Singen noch durch den Blick der großen dunklen Augen. Niemand vermochte sich dem Eindruck der reinen, schuldlosen Mädchenseele, die sich so lebendig in ihrem Gesange spiegelte, zu entziehen; Leonore beglückte das Herz durch diesen ihren Gesang, während Regina Falk Bewunderung hervorrief. Leonorens nur ein Jahr ältere Schwester Cäcilie war hingegen die Heiterkeit selbst, unbefangen und anmuthig

wie ihr Plaudern und Lachen klang ihr Singen; bereitwillig und gleich freudig führte sie Alles aus, was der Onkel von ihr verlangte. Bald sang sie Sopran, bald Alt, bald begleitete sie die Lieder der Schwester oder Regina's Arien am Klavier, bald spielte sie die Geige, denn sie bewegte sich in vielen Gebieten der edlen Frau Musika wie zu Hause. Und wenn sie auch nicht Klavier spielte wie Thalberg oder ihre Freundin Hulda, die Geige nicht beherrschte wie Therese Milanollo — von der Onkel Reinhold so oft mit Verehrung und Begeisterung erzählte, — so waren ihre Leistungen auf beiden Instrumenten doch recht anständige und ihrem frischen, perlenden Gesange ebenbürtig.

Onkel Reinhold besaß noch ein ganz anderes Talent, als das für Musik; er erzählte und erzählte gut und gern. Vieles hatte er erlebt, gesehen und gehört auf seinen Zügen durch die Welt, vornehmlich durch die Hauptstädte Europa's; den bedeutendsten Künstlern im Bereiche der Musik und des Gesanges war er näher getreten, und viele von ihnen hatten dem wackeren Mann und tüchtigen Musiker ihre Freundschaft zugewendet. Dies Erlebte wurde gefestigt durch ein reiches, gründliches Wissen, das er sich über die geliebte Kunst und die ihr verwandten Zweige durch ernstes Studium angeeignet. Hierzu gesellte sich noch eine reiche Phantasie, sowie die Gabe einer in bescheidener Form fesselnden Darstellung, und so konnte es denn nicht fehlen, daß sein Plaudern und Erzählen die Zuhörer fast noch mehr interessirte als sein Musiziren. Doch mit dem Spenden dieser glücklichen Gabe hielt Onkel Reinhold gewöhnlich ängstlich hinter dem Berge; nur im kleineren Kreise, wenn er sich unter den Auserwählten seiner jungen Freundinnen bei seinem Lieblingsquartett befand, dann gab er aus vollem Herzen; seine dankbaren Zuhörerinnen hörten ihm mit Andacht zu und bedauerten es, wenn seine Mittheilungen endeten. Sie schieden von dem guten alten Herrn ebenso entzückt, als innerlich befriedigt, denn sie hatten nicht allein Interessantes gehört, sondern auch in der Form einer angenehmen fesselnden Unterhaltung eine Belehrung empfangen, die ihre Kenntnisse bereicherte und für die Folge Früchte tragen mußte. So zerfielen denn die Musikabende des Onkels Reinhold in zwei Arten, die man öffentliche und vertrauliche nennen durfte. Bei den ersteren war meistens der ganze Bekanntenkreis der Familie Wallbrunn beisammen, und die Räume erwiesen sich als zu klein für die Menge der Ausführenden und Zuhörer. An einem solchen Musikabend kam Alles zu Gehör, was nur irgend Interesse erregte: Ernstes und Heiteres, sogar die leichte Waare

des Tages. Galt es ja doch vorzugsweise nur einer anregenden Unterhaltung! Zu den vertraulichen Abenden erschienen nur die Auserwählten, da wurde ernsthaft Musik getrieben und dazwischen erzählte Onkel Reinhold seinen aufmerksamen und dankbaren jungen Freundinnen eigene Erlebnisse und interessante Geschichten, oder er sprach mit ihnen über die Entwicklung seiner Kunst, ihrer verschiedenen Zweige und deren Tonmittel.

An diesen vertraulichen Abenden bildeten die beiden genannten Mädchen und die Töchter des Hauses die Ausführenden und Zuhörer. Diesem Quartett hatte Onkel Reinhold in letzter Zeit noch zwei andere junge Mädchen zugesellt. Im Stillen sagte er sich ja oft wehmüthig, daß er in nicht allzuferner Zeit zwei seiner Lieblinge verlieren werde. Und weil er dies voraussah, nahm er auf Ersatz Bedacht, denn sein Mädchenquartett sollte durch das Unvermeidliche nicht untergehen; aus diesem Grunde hatte er noch zwei junge Mitglieder des größeren Kreises zu seinen vertraulichen Abenden herangezogen.

Betty von Allfeld zählte etwa sechzehn Jahre; sie war eine weniger begabte, doch enthusiastische Klavierspielerin, die von der Mutter wahrhaft gedrängt, seit ihrer Kindheit fast den ganzen Tag, von Morgens bis Abends geübt hatte, und jetzt erst recht übte — bis die Fingerchen erlahmten. Betty sollte nach dem Wunsche der Mutter, wenn auch keine Künstlerin für die Oeffentlichkeit, doch eine Virtuosin werden. Ihr Vater, der als ein hochgestellter Beamter allerdings einen ansehnlichen Gehalt bezog, aber kein eigenes Vermögen besaß, war viel beschäftigt und mußte der Mutter die Erziehung der Tochter allein überlassen. Obgleich Onkel Reinhold den übertriebenen Eifer ernstlich mißbilligte, so nöthigte ihm doch der eiserne Fleiß des jungen Mädchens Anerkennung ab; in näherem Umgang gedachte er belehrend und bessernd auf Betty einzuwirken und das Kind von dem Abwege zurückzuführen, auf den es durch die übergroße Liebe, durch den Stolz und Ehrgeiz der Mutter gerathen.

In dem Hintergebäude des Hauses, das von der Familie Wallbrunn bewohnt wurde, hatte seit Jahren ein Tischlermeister, Namens Wiegand, seine Werkstatt und Wohnung aufgeschlagen. Eine zahlreiche Kinderschar belebte letztere. Das älteste derselben war ein Mädchen, das zur Zeit sechzehn Jahre zählte und der Mutter in der nicht kleinen Haushaltung tüchtig beistand. Schon als Kind hatte Konstanze, so hieß die Kleine, eine große Vorliebe für Musik gezeigt, der jedoch in ihren bescheidenen Verhältnissen bisher keine Rechnung getragen werden konnte.

Als die Familie Wallbrunn in das Haus eingezogen, Onkel Reinhold Konstanze und deren Neigung kennen gelernt, hatte er sich des Mädchens in entgegenkommender Weise angenommen und ihm Unterricht ertheilt. Bald sah er, daß Konstanze eine außergewöhnliche Begabung für Musik zeigte, doch hütete er sich wohl, die Kleine darauf aufmerksam zu machen und dadurch Gedanken in ihr zu erwecken, die sie ihrem häuslichen Kreise hätten entfremden können. Die Mutter sah anfänglich die Vorliebe ihres Töchterchens für Musik gar nicht gern, weil ihr dadurch die Hülfe Konstanzens in der Wirthschaft oftmals fehlte. Doch als das Mädchen unter freundlicher Beihülfe des Onkels Reinhold ein Klavier erhielt, und durch ihr ansprechendes Spiel einen bis dahin ungekannten Frohsinn in die Familie zauberte, besonders den Vater Abends nach schwerer Arbeit wahrhaft zu erfreuen vermochte, da söhnte Mutter Wiegand sich mit dem Thun ihres Töchterchens aus und dankte Onkel Reinhold sogar im Stillen für das Gute, welches er ihrer Konstanze erwies. Das Mädchen war überglücklich, daß ihrer Neigung Befriedigung geworden, doch widmete es der Musik nur die freien Augenblicke und versäumte darüber nicht die Pflicht als Stütze der Mutter, wodurch diese sich erst recht zufrieden gestellt fühlte. Betty von Allfeld und Konstanze Wiegand bildeten den jugendlichen Ersatz, den Onkel Reinhold für seine Musikabende, für sein Mädchenquartett, dessen Bestand er mit Recht für bedroht hielt, sich ersehen und herangezogen hatte.

Reinhold's derartige Bestrebungen waren für diesen im Grunde eine Lebensfrage. Obgleich er seine Schwester und deren beide Töchter, die einzigen Verwandten, welche ihm lebten, aufrichtig und innig liebte, so hegte er doch in dem stillsten Winkel seines Herzens noch eine andere Liebe. Seit seinen Jünglingsjahren erfreute Reinhold sich an dem Bilde eines Familienglücks, das er in seinen Träumen sich mit den schönsten Farben ausmalte. Oftmals glaubte er solchem Ziele nahe zu sein, das ersehnte Glück erfassen zu können! — doch schwand es immer wieder, einem Trugbild gleich, seinen Blicken. Dennoch verzagte er nicht, und hoffte immerfort — um stets dieselbe Enttäuschung zu erleben. So flossen die Jahre dahin unter einem steten fruchtlosen Hoffen und Ringen. Endlich wurde ihm die Gewißheit, daß Alles vergebens sei, daß er den Kampf aufgeben müsse. Es war zu spät. — Er war ein alter einsamer Mann geworden, und seine liebsten Wünsche sargte er ein in den Schrein seines Herzens. Indeß erschien ihm die Kunst, die Musik, als Trösterin; sie war bestimmt, ihm zu ersetzen, was er so heiß ersehnt und sich nicht

zu eigen hatte machen können. In dem geheimsten Winkel seines Herzens baute er ihr einen Altar, dort zog sie ein und herrschte als angebetete Königin. Reinhold's Musiktreiben war von nun an eine Nothwendigkeit für ihn geworden, es bildete für ihn eine dankende Huldigung, dieser Liebe dargebracht. Ganz besonders konnten hierfür die vertraulichen Musikabende gelten, die er so treulich pflegte, denen er sich stets mit ganzer Seele und jugendlichem Feuer hingab.

Ein solcher vertraulicher Musikabend sollte an dem heutigen Tage stattfinden, an dem Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold durch die Ankunft des amtlichen Briefes und dessen hochwichtigen Inhalt in eine so ungewöhnliche Aufregung versetzt worden waren. In dem einfach, doch freundlich ausgestatteten Musikzimmer waren die sechs jungen Mädchen schon seit einer geraumen Weile beisammen. Fröhliches Plaudern, helles Lachen durchhallten den Raum, dann und wann unterbrochen durch einige kühne Passagen auf dem alten, doch noch immer vortrefflichen Wiener Flügel des Onkels. Letztere schienen diesen locken, rufen zu wollen; er allein fehlte ja noch dem kleinen froherregten Kreise. Doch er kam nicht, hatte wol über den seltsamen Brief seinen Abend, sein Quartett — Alles vergessen. Die Aufregung in dem Musikzimmer steigerte sich zusehends, denn auch Frau Wallbrunn ließ sich nicht sehen, obgleich deren Ausbleiben weniger auffiel. Lag ihr doch an solchen Tagen nur ob, für den Thee zu sorgen, der die Pause zwischen dem Musiziren und der sonstigen Unterhaltung auszufüllen hatte.





Ein Musikabend.

Zweites Kapitel.

Ein Musikabend.

„Onkel Reinhold! Du lieber, böser Onkel! warum pausirst Du denn heute gar so lange? die Instrumente Deines Orchesters sind gestimmt und werden verstimmt werden, wenn sie sich nicht bald hören lassen dürfen."

So rief eine jugendliche Mädchenstimme halb lachend, halb schmollend durch die nur wenig geöffnete Thür des Stübchens, in welchem Reinhold bei Frau Wallbrunn im ernsten Gespräche saß. Zugleich trat ein junges Mädchen mit hellen Augen, das blonde Haar in breiten Flechten um den Kopf gewunden, über die Schwelle und auf den Onkel zu, der sich bei dem mahnenden Ruf fast erschrocken erhoben hatte.

„Hast Recht, mich zu schelten, Cäcilie", entgegnete dieser gutmüthig besänftigend, dabei sanft das blonde Köpfchen seiner Nichte streichelnd.

„Die ungebührlich lange Generalpause erfolgte sehr gegen meinen Willen, dafür wollen wir auch jetzt keinen Augenblick mehr verlieren. Lasset uns gleich das Konzert beginnen!“

„Und eine Neuigkeit giebt es; Onkel!“ sagte das junge Mädchen mit schelmischer Wichtigkeit, „die Dich gewiß überraschen — doch hoffentlich nur angenehm überraschen wird.“

„Eine Neuigkeit — und welche?“ klang es recht besorgt als Erwiederung.

„Darfst sie nur droben erfahren und von Hulda selbst.“

„Ah!“ rief Onkel Reinhold, als ob er bereits Alles wisse, doch mit einem Tone, der mehr bestürzt als freudig klang. Dann wandte er sich an seine Schwester und sagte hastig: „Laß jetzt die Papiere und alles Grübeln, Helene. Wir wollen die Sache überschlafen und morgen Vormittag weiter darüber reden; dann werden wir auch gewiß zu einem vernünftigen Entschluß gelangen.“

Damit verließ er die Stube seiner Schwester und folgte der rasch den Gang dahineilenden Cäcilie.

Beim Betreten des Musikzimmers wurde Onkel Reinhold in einer Weise von den jungen Mädchen begrüßt, die deutlich erkennen ließ, wie sehr Alle ihn liebten und wie gern sie in seiner Gesellschaft weilten. Hulda von Linden saß am Flügel und empfing ihn mit vollen Akkorden, die jetzt in das Motiv des Lohengrin-Chors „Heil Deinem Kommen“ übergingen. Dann sprang auch sie auf den Eingetretenen zu, der ihr beide Hände zum Gruß entgegenstreckte, doch auch mit liebreicher Besorgniß in das freudestrahlende braune Auge schaute.

„Nun, was ist Dir Gutes widerfahren, Hulda?“ konnte er sich nicht enthalten sofort zu fragen.

„Heil ist Ihrem Kinde geschehen, lieber Onkel Reinhold“, rief das Mädchen mit enthusiastischer Heiterkeit. „In dem nächsten Orchesterkonzert werde ich zum ersten Male — öffentlich spielen dürfen! Papa hat es eingeleitet, durchgesetzt — gewünscht, und ich, als gehorsame Tochter, muß mich natürlich fügen.“

„Ein wenig Ungehorsam wäre hier eine Tugend gewesen“, sagte Onkel Reinhold leise vor sich hin.

„Onkel, Onkel!“ drohte Hulda, welche die Worte wohl verstanden hatte, dabei dem alten Herrn verschmitzt in das besorgte Antlitz schauend. „Das sind böse Grundsätze, die Sie da predigen! Und warum hätte ich mich weigern sollen?“

„Weil man an die Leistungen einer jungen Dame, die öffentlich, vor einem zahlenden Publikum spielt, ganz andere Anforderungen stellt, als an eine Dilettantin. Doch was gedenkst Du zu spielen?"

„Chopin, Liszt!" lautete die keck gegebene Antwort.



Franz Liszt.

Onkel Reinhold schüttelte bedenklich den Kopf. „Die gefährlichste Wahl, welche Du treffen konntest", sagte er recht ernst. „Um Chopin wiederzugeben, wie es geschehen sollte, muß man sich mehr in das Seelenleben dieses wunderbaren Genius versenken können, als Du dies zu thun im Stande bist, und Liszt verlangt die ausgebildetste Technik, die nur wenige Auserwählte in dem nöthigen Grade besitzen. An unsern Weber hättest Du Dich halten sollen, mein Kind. Der vermag den Vortragenden zu unterstützen, wie kaum ein Anderer. Doch davon reden wir noch — morgen, später. Wir wollen uns dadurch heute Abend nicht beirren lassen, sondern beginnen."

Hulda von Linden hatte gegenüber den zurechtweisenden Worten des Onkels ihre rothen Lippen schmollend aufgeworfen, doch im nächsten Augenblick strahlte ihr Gesichtchen wieder in früherer Heiterkeit.

„Der Abend gehört dem Piano, der Königin aller Instrumente“, rief sie mit kecker Zuversicht. „So will es die Reihenfolge unserer musikalischen Unterhaltungen, so haben Sie es bei unserer letzten Zusammenkunft bestimmt.“

Jetzt drängten sich die anderen Mädchen, welche dem kurzen Gespräch der Beiden mit Aufmerksamkeit und Spannung gefolgt, um Onkel Reinhold. In einem Athem rief es von allen Seiten:

„Und zugleich uns versprochen, zu erzählen von dem Ursprung des Klaviers —“

„Seiner Geschichte!“ —

„Von seinen Meistern, berühmten Virtuosen!“ —

„Sowie auch Geschichten merkwürdiger Instrumente — Erlebnisse ihrer Erfinder!“

„O, wie freuen wir uns Alle darauf, Onkel Reinhold!“

„Zuviel! — viel zu viel auf einmal, meine Kinder!“ wehrte dieser lächelnd ab. „Müßte ich Euch dies Alles erzählen, so würden wir Tage dazu gebrauchen.“

„So entwerfen Sie das Programm für den heutigen Abend,“ sagte jetzt Regina Falk, die sich bisher besonders schweigsam verhalten hatte.

„Richtig! — das Programm! — Onkel Reinhold wird es schon herrlich und zu unserer Freude auszustatten wissen!“ So umhallte es erregt und erwartungsvoll den alten Herrn.

„Vorerst leiten wir den Abend würdig ein durch den Schumann'schen Frauenchor: „Senkt die Nacht den sanften Fittig nieder“, dann wird Hulda uns ihre auserwählten Stücke von Chopin und Liszt vortragen. Hierauf will ich Euch gern zu Eurer Unterhaltung und Belehrung in kurzen Zügen den Ursprung und die Entwicklung des Instruments vorführen, das wir Alle lieben, das uns, wenn es richtig gewürdigt und nicht mißbraucht wird, die schönsten Genüsse zu bieten vermag. Nach der nun folgenden Pause wollen wir das Leben und die Werke einiger alten Klaviermeister durchgehen und durch passende Gesänge uns Abwechslung bereiten. Als Schluß will ich Euch dann gern noch die Geschichte eines merkwürdigen Instrumentes erzählen, dessen Erlebnisse so wechselvoll, bunt und ergreifend sich gestaltet haben, wie nur bei irgend einem Menschendasein. Seid Ihr damit zufrieden?“

„Bravo! — Herrlich, Onkel Reinhold! — Wunderschön!" riefen die jungen Mädchen freudig und in die Hände schlagend durcheinander.

Bald jedoch folgte dem lauten fröhlichen Jubel tiefe Stille. Das jugendliche Quartett hatte die Noten ergriffen, die zwei jüngsten Mädchen, Betty von Allfeld und Konstanze Wiegand reihten sich Regina Falk und Leonore an, und nach einer kleinen Pause erwartungsvoller Aufmerksamkeit gab Onkel Reinhold das Zeichen zum Beginnen.



Robert Schumann.

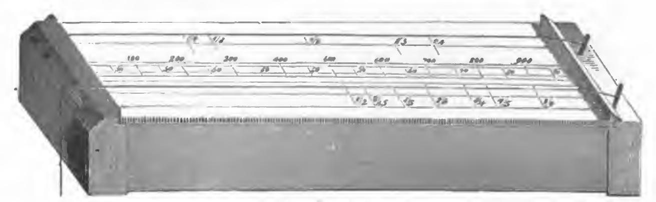
Herrlich klangen die frischen Stimmen, mit berückendem Wohllaut trafen sie das lauschende Ohr, und das Auge des alten Musikers erglänzte von einer wahrhaft heiligen Freude und Begeisterung für seine schöne Kunst. Die herrliche Komposition Schumann's verlangt einen zarten duftigen Vortrag, der im Grunde nur durch keusche Reinheit der jugendlichen Mädchenstimmen erzielt werden kann. Nachdem der Gesang beendet, war Onkel Reinhold's Auge feucht geworden, und auch die

Mädchen schienen tief ergriffen zu sein, denn kein lautes Wort wurde hörbar. Es war, als ob jede von ihnen sich scheute zu reden, um den Raum, in dem die letzten Klänge verhallt, nicht durch andere, gewöhnliche Töne zu entweihen.

Da brach Hulda plötzlich den Bann, der die jungen Herzen gefangen hielt. Sie setzte sich an den Flügel und spielte das schöne Chopin'sche „Nocturne“ in B moll, das auch recht wohl zu dem voraufgegangenen Gesange paßte. Durch letzteren angeregt, versuchte sie unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft, ihrem Vortrag den richtigen geistigen Ausdruck zu verleihen. Doch so zart sie auch die Tasten berührte, die Lösung der gestellten Aufgabe gelang ihr nur theilweise; sie las dies auf dem Antlitz des Onkels, mehr noch fühlte sie es selbst, und eine Ungeduld, ein Unmuth überkam sie, den sie immer schwerer zu bemeistern vermochte. Das Musikstück bot keine nennenswerthen technischen Schwierigkeiten und dennoch traf Hulda auf Klippen, die sie erst heute zu erkennen glaubte, an denen ihre Kunst zu scheitern drohte. Da kehrte ihr plötzlich die angeborene frische Keckheit wieder, und rasch das Nocturne zum Abschluß bringend, ging sie fast ohne Unterbrechung zu dem brillanten Liszt'schen Rondo „des Lutins“, „der Kobolde“, über. Hier war Hulda, selbst ein kleiner Kobold, in ihrem Element. Hei! wie keck und lustig flogen die Finger über die Tasten und wenn diese sich auch hier und da ein wenig — wol nur in ihrem allzugroßen Eifer — verirrten, sie merkte es nicht und glaubte auch, daß ihre Zuhörer es nicht beachten würden. Doch der Onkel hörte Alles, das Gute wie das Mangelhafte und sein sonst stets so freundliches Antlitz blieb heute recht ernst. Es war nicht mehr die begabte Dilettantin, welche er hörte, sondern die junge Virtuosin, welche sich in einem öffentlichen Konzerte produziren, den ersten Schritt auf der Bahn einer Künstlerin unternehmen wollte.

Dennoch drückte er Hulda, nachdem diese geendet, seine Zufriedenheit aus und verkümmerte ihr in schonender Weise nicht den Erfolg, den sie sich unter ihren applaudirenden jungen Freundinnen errungen. Nur Betty von Allfeld und Leonore erwiesen sich zurückhaltend. Letztere, von einem tiefen Gefühl beseelt, empfand wie Onkel Reinhold nur zu gut, was dem Chopin'schen Nocturne gefehlt hatte, um künstlerisch vollkommen zu sein, und Betty's Auge, ja ihr ganzes Antlitz glühte; es schien zu sagen: „Die Liszt'schen Kobolde werde ich besser spielen, denn um dies zu können, muß man sehr fleißig üben, tagtäglich üben von Morgens bis Abends.“

Noch ein Gesang, ein Chor, dann kam auch Betty an die Reihe, und mit einem Eifer, der etwas Hastiges hatte, bemächtigte sich das junge Mädchen des Klaviers. Auch sie spielte ein Stück eines berühmten klassischen Meisters, eine Beethoven'sche Sonate voller Schwierigkeiten. Schien dabei auch ihr ganzes jugendliches Wesen in ihrer Aufgabe aufzugehen, so stand doch das Erreichte leider nicht im Einklange mit den dafür aufgebotenen Mitteln. Die korrekt, mit ungewöhnlicher Fertigkeit wiedergegebenen Noten der Komposition kamen wol zu Gehör, doch kaum eine Spur des Gedankens, dem sie entsprossen, den sie verkörpern sollten. Trotz des Feuers, das Betty selbst zu beseelen schien, ließ sie kalt und als sie geendet hatte, spendete nicht Enthusiasmus, sondern nur wohlwollende Freundschaft ihr Beifall.



Das Monochord.

Onkel Reinhold belobte seine junge Freundin wol in liebevoller Weise, doch konnte er sich nicht enthalten, ihr noch den Rath zu ertheilen, weniger die Finger zu üben, als vielmehr etwas mehr den Charakter der Musikstücke zu studiren. Betty hörte jedoch lieber auf den ersten Theil seiner Rede und meinte bei dem letzten gewiß im Stillen, daß Mama dies denn doch besser wisse, als der alte gute, doch auch etwas gar zu pedantische Onkel. Sie fand sich nicht so rasch mit ihrer leichten Zurechtweisung ab als Hulda, die wie immer heiter scherzte und lachte: die Kleine blieb still und schweigsam für den Rest des hübschen Abends.

Nun wurde Onkel Reinhold von allen Seiten bestürmt, seinen Vortrag über Ursprung und Entwicklung des Klaviers zu halten, und nachdem sich die Mädchen um den alten Herrn gruppirt, begann dieser nach einer kleinen Pause etwa also:

„So schenkt mir denn Eure ganze Aufmerksamkeit, meine lieben jungen Freundinnen, denn was ich Euch mittheilen werde, soll eigentlich keine unterhaltende, den Abend verkürzende Erzählung sein: es ist eine

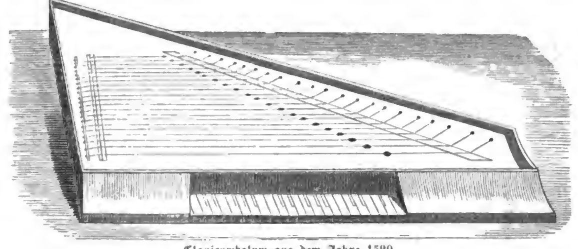
Belehrung, die jedoch Euch Alle, die Ihr Euer Instrument liebt und versteht, interessiren wird. Es handelt sich um die Geschichte des Klaviers, die ich, allerdings nur im knappen Umrisse, versuchen werde, Euch vorzuführen.

„Das heute am weitesten in allen gesellschaftlichen Schichten verbreitete Instrument, das vollklingende Pianoforte, wurzelt mit seinen Anfängen in fernen Jahrhunderten; es verdankt seinen Ursprung der Orgel und einem noch viel älteren, schon den frühesten Kulturvölkern bekannten Instrument, dem Monochord. Letzteres bestand aus einem Holzstück, auf welchem eine Metallsaite oder mehrere solcher Saiten gespannt waren; es hatte ferner die Eigenschaft, beim Klang einen Wiederhall zu geben, was man heute noch immer, wenn auch in anderer, verbesserter Form anwendet und mit dem fremdländischen Ausdruck „Resonanzboden“, auf deutsch „Schallboden“ benennt. Die Orgel lieferte die Tasten, das Monochord die tönenden Saiten. Wie mancher Jahrhunderte bedurfte es, wie viele Umwandlungen mußte das Metallsaiten-Instrument durchmachen, bis ihm die heutige Vollendung wurde! Wer die Verbindung der Tasten, Claves, mit den Saiten des Monochords zuerst ersonnen und das also hergestellte Instrument „Clavichord“ benannt, darüber ist man im Lager der neuen Musikgelehrten noch immer nicht einig; ältere Musikschriftsteller nennen übereinstimmend den gelehrten italienischen Benediktiner-Mönch Guido von Arezzo, der in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts lebte, sich namentlich um die Weiterbildung der Tonleiter und auch sonst noch um die Entwicklung der Tonkunst verdient gemacht hat. Die Hauptverbesserung, welche das Clavichord im Laufe von mehr als 300 Jahren, im sechzehnten Jahrhundert erhielt, war die, daß man die Stäbchen von Holz oder Elfenbein, „Plectra“, welche den Saiten die Töne entlockten, durch die Kiele von Rabenfedern ersetzte, wodurch ein ganz anderer, schönerer



Das Clavichord.

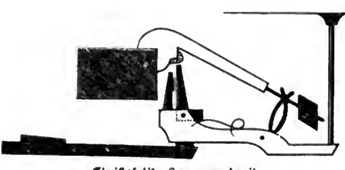
Ton erzielt wurde. Nun entstanden in verhältnißmäßig rascher Folge der Verbesserungen und Aenderungen noch viele. Das Clavichord, welches etwa zwanzig Tasten und gleichlange Saiten hatte — Dicke und Spannung gaben die Tonhöhe an — erhielt nun harfenartige, sich verkürzende Saiten und wurde Clavicymbalum genannt; man vermehrte auch die Tasten und die Saiten für die einzelnen Töne. Die viereckige Form änderte sich, der verkürzten Saiten halber, in die Form eines Vogelflügels, dadurch entstand die Benennung Flügel, die heute noch Geltung hat, während Andere, wahrscheinlich nur Feinde der edlen Tonkunst, es gerade dieser seiner Form halber mit dem Namen „Schweinskopf“ bezeichneten.



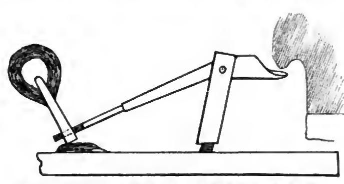
Clavicymbalum aus dem Jahre 1520.

Die halben Töne brachte man meistens noch immer durch das Anschlagen an verschiedenen Stellen derselben Saite und mittels „Bünde“ hervor, doch gab es auch schon „bundfreie“ Instrumente, bei denen jeder Ton seine eigene Saite hatte. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurden diese „bundfreien“ Flügel allgemein. Die Abarten: das Nürnberger Hackebret, das Geigenclavicymbal, im Jahre 1610 von Hans Hayden in Nürnberg erfunden, sowie die Orgelklaviere und andere, hier zu besprechen, würde mich zu weit führen. Man baute schon im siebzehnten Jahrhundert Instrumente, die vier, sogar fünf Oktaven mit allen chromatischen Tönen umfaßten, und wie man stets versuchte, den Ton durch Verbesserung der Anschlagestifte von Federkielen, Fischbein &c. lieblicher zu machen, so verwendete man nun auch die größte Sorgfalt auf die äußere Form und die Ausstattung der Instrumente. Diese wurden von den kostbarsten Hölzern hergestellt und mit Malereien der ersten Meister, Metallverzierungen bedeutender Künstler versehen.

„So viele Verbesserungen, Aenderungen und Verschönerungen man an dem Spinett oder Clavicymbal auch anbrachte, Eines schien man weder ändern noch bessern zu können: die Anschlagstifte von Rabenfedern, und doch waren seit ihrer Einführung weit über zweihundert Jahre verstrichen. Jeder versuchte Ersatz erwies sich als unhaltbar. Man vermehrte die Klaviaturen, imitirte den Klang anderer Instrumente, brachte sogar Trommel und Becken an — nur die Rabenkiele blieben.


Christofali's Hammermechanik.

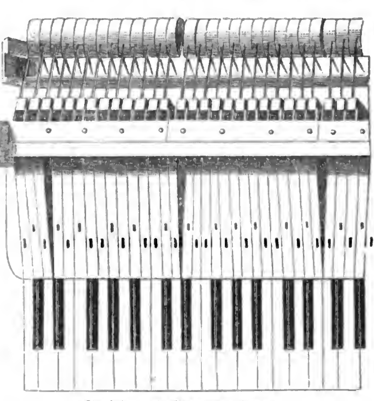
Zwar hatte man die Docken verbessert, welche die Kiele führten, doch das eigentliche Werkzeug der Tonerzeugung war dasselbe geblieben. Da gerieth etwa in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Organist der Notre-Dame zu Paris, Claude Balbastre auf den Gedanken, die Anschlagstifte von Federkielen durch Stückchen getrockneter Ochsenhaut zu ersetzen und der Instrumentenmacher Paschal Taskin, ein geborner Lütticher, führte die Neuerung aus, deren Erfindung meistens ihm zugeschrieben wird. Er nannte die so verbesserten Klaviere und Flügel nun „Clavecins en peau de buffle“


Schröter'scher, von Silbermann verbesserter Mechanismus.

und baute das erste, mit einem solchen „jeu de buffle“ versehene Instrument i. J. 1768 zu Paris. Der Ton war durch diese Neuerung mit einem Male ein ganz anderer, schöner und voller geworden; Abt Vogler bezeugt, daß das Klavier dadurch eine „contrabaßmäßige Pracht“ gewonnen habe. Doch diese Verbesserung sollte bald durch eine andere überboten werden, die eine förmliche Revolution in der Welt der Klaviere hervorzurufen bestimmt war: die Hammermechanik, durch die wir das eigentliche Pianoforte erhielten.

„Wie für die Erfindung der Buchdruckerkunst drei Namen, Gutenberg, Fust und Schöffer genannt werden, so gelten auch drei Musiker und Instrumentenmacher: Schröter, Silbermann und Christofali für die Urheber jener wichtigen Erfindung, die uns das heutige Klavier

gegeben und seine große Vervollkommnung ermöglichten. Doch wie Gutenberg allein die Ehre gebührt, so ist auch der erstgenannte Schröter als der eigentliche Vater der Hammermechanik zu betrachten. Geboren 1699 in Sachsen, war er Kapellknabe in Dresden, wirkte dann als Musiker und Lehrer in Leipzig, zuletzt als Organist in Nordhausen, woselbst er 1784 starb. Schon 1717 hatte er ein kleines Modell eines „Hammerklaviers“ angefertigt und dem damaligen Churfürsten von Sachsen, Friedrich August unterbreitet. Das von dem berühmten Virtuosen Pantaleon Hebenstreit verbesserte alte Hackebret, dessen Saiten durch Klöppel geschlagen wurden, brachte Schröter auf den Gedanken, und so war denn sein neues Tasteninstrument im Grunde nichts anderes, als ein mechanisches Hackebret. Er selbst vermochte seine Erfindung nicht auszubeuten, sie fiel deshalb einem Anderen anheim. Zuerst war es der Orgel- und Klavierbauer Gottfried Silbermann in Freiberg, der die Schröter'sche Hammermechanik bei seinen Flügeln anwendete und sie von Jahr zu Jahr auch mehr



Klaviatur und Hämmeranordnung.

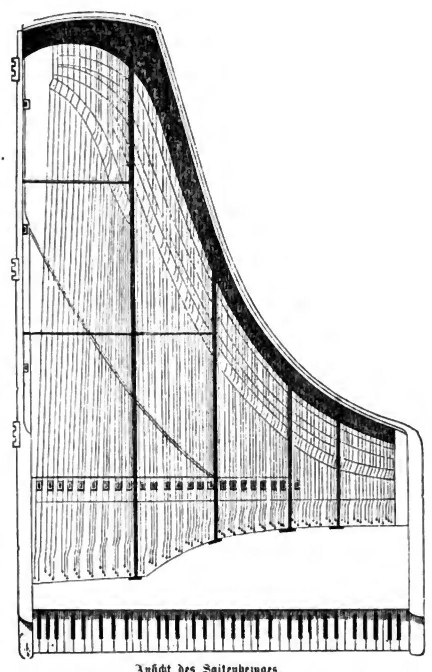
und mehr verbesserte, dann der Florentiner Cristofali, der ebenfalls Hammerklaviere nach dem Schröter'schen Modell baute. Nun hatte man den Ton des Instrumentes durch starkes oder schwaches Anschlagen in der Hand; dies war ein so wichtiger Fortschritt, daß die neuen Instrumente davon ihren Namen empfingen. Der Italiener nannte sie „Pianoforte“, und da dies den deutschen Ohren besser klingen mochte als „Schwachstark“, so erhielt die deutsche Erfindung den ausländischen Namen „Pianoforte“, den sie bis heute führt und auch wol bis zu einer abermals neuen Umwälzung auf diesem Gebiet behalten wird.

„Nun folgten die Verbesserungen gewissermaßen Schlag auf Schlag. Man baute jetzt Klaviere mit Federn und mit Hämmern, vereinigte also

den alten Flügel mit dem neuen Pianoforte. Friederici in Gera verfertigte Pianofortes in Klavierform, die er „Fortbiens" nannte. Lenker, Instrumentenmacher in Rudolstadt, der seit 1765 Schröter-Silbermann'sche Pianofortes baute, erfand den Dämpfer; der Dresdener Klavierbauer Wagner fertigte 1774 ein tafelförmiges Pianoforte mit sechs Veränderungen, das er ebenfalls wieder mit einem fremdländischen Namen, „Clavecin royal" taufte, und etwa um dieselbe Zeit schuf ein Mainzer Instrumentenmacher, Milchmaier geheißen, einen Flügel mit drei Klaviaturen und 250 Veränderungen! Es würde viel zu weit führen, wenn ich alle Verbesserungen und Spielereien nennen wollte, die von nun an dem Klavier zu Theil wurden. Die Hammermechanik, die Grundlage unserer heutigen Instrumente, war gegeben, und die geschicktesten Meister ihres Faches suchten ernstlich sie zu vervollkommnen. Von solchen sind als die bedeutendsten und bekanntesten vorzuführen: die beiden Silbermann aus Freiberg und Straßburg, Stein, Organist und Instrumentenmacher in Augsburg, die beiden Erard, ebenfalls aus Straßburg, die 1784 das Pedal einführten, Broadwood in London, der Schwiegersohn des Schweizers Tschudi, der im Jahre 1732 die Schröter'sche Hammermechanik in England einbürgerte und dessen Firma heute noch eine berühmte ist; sodann Kalkbrenner, Pleyel und Herz in Paris, ersterer und letzterer deutsche Musiker und Klaviervirtuosen, der zweite, Sohn des bekannten deutschen Komponisten Pleyel. In Wien hat die Firma Streicher bis in die neueste Zeit ihren Weltruf zu erhalten gewußt. Gründer derselben war der bekannte Freund Schiller's, der den Dichter auf seiner Flucht aus der Karlsschule begleitete und die Tochter des obengenannten Augsburger Instrumentenmachers Stein heirathete. Er gründete den großen und verdienten Ruf der Wiener Flügel, die erst in der neuesten Zeit durch die meisterhaften Leistungen Blüthners in Leipzig, Bechsteins in Berlin, sowie des amerikanischen Hauses Steinway verdrängt wurden. Man könnte noch eine Menge Namen hochberühmter und verdienter Fabrikanten und Vervollkommner unseres schönen Instrumentes nennen, doch dies würde dem Zweck meiner Darstellung nicht entsprechen. In seinen Grundzügen glaube ich die Geschichte der Entwicklung des Klaviers genügend vorgeführt zu haben; wollt Ihr Euch weiter darüber belehren, all die bedeutenden Männer, ihre zahlreichen, oftmals recht sinnreichen Verbesserungen genauer kennen lernen, so müßt Ihr zu Fachschriften greifen. Unsere augenblickliche Aufgabe dürfte durch das Mitgetheilte gelöst sein."

Damit endete Onkel Reinhold seine Mittheilungen, und seine jungen Zuhörerinnen dankten ihm in mehr oder minder verständnißvoller Weise für die empfangene anregende Belehrung.

„Ich habe mich bisher wol des Klaviers gefreut," scherzte Hulda in ihrer sorglosen Weise, „ohne jedoch ihm selbst besondere Aufmerksamkeit zu erweisen — ausgenommen, wenn es verstimmt war oder eine Saite platzte, und der Saitenarzt zu Hülfe gerufen werden mußte. Nun aber werde ich es doch mit anderen Augen betrachten; es scheint mir näher gerückt zu sein, wie ein prächtig eingebundenes Buch, dessen Inhalt ich nun auch verstehen lernte.



Ansicht des Saitenbezuges.

„Oftmals, wenn ich vor dem Flügel saß," ließ sich jetzt leise und sinnend die tiefe und doch so weiche Stimme Leonorens vernehmen, „wenn ich dem Spiele der vielen Hämmerchen zusah, das meine Finger durch die Berührung der Tasten hervorriefen und leiteten, dann bewunderte ich die sinnreiche, verwickelte und doch so streng geordnete Mechanik des Instrumentes. Ich meinte, der, welcher sie erfunden, müßte ein schöpferischer Kopf sondergleichen gewesen sein. Jetzt weiß ich, daß es einer Menge erfinderischer Köpfe und zugleich

Jahrhunderte bedurfte, das herzustellen, was uns heute geboten — und im Grunde nicht eingehender und nach Verdienst gewürdigt wird. Es will mich fast eine Ehrfurcht vor dem Instrumente ergreifen, als die Frucht der Anstrengung so vieler bedeutender Menschen."

„Du hast Recht, mein Kind!" entgegnete Onkel Reinhold beistimmend, „so soll man jedes derartige Kunstwerk betrachten. Zollt man aber bei solcher Erkenntniß schon dem Instrumente Bewunderung, wie sehr muß dies der Fall sein bei den wirklichen Geisteswerken der gottbegnadeten Meister unserer schönen Kunst. Wie sehr muß es uns anspornen, das, was sie geschaffen, ihre Kompositionen, zu ergründen, wirklich verstehen zu lernen, bevor wir deren äußere Formen, ihre Noten wiedergeben. Geschieht dies nicht, so bleibt unsere Leistung nur eine rein mechanische; nie wird ihr der göttliche Funken entströmen, der zündet, begeistert, der in jenen Geisteswerken schlummert und nur dort zu wecken ist."

Die Mädchen schwiegen und ließen die Worte des Onkels Reinhold mehr oder weniger in ihrem Innern nachklingen, selbst Hulda war ernsthaft nachdenklich geworden. Da unterbrach die Stimme der Mutter die unwillkürlich eingetretene Pause; sie lud zum Thee ein, den sie während des Onkels Vortrag im Nebenzimmer bereitet hatte.

Bald saß die kleine Gesellschaft um den Theetisch herum, heiter plaudernd und genießend. Nun erhielt auch Frau Wallbrunn Kenntniß von dem öffentlichen Auftreten Hulda's, denn das Mündchen des munteren und redseligen Mädchens, dessen Köpfchen und Herz voll von diesem einen Gedanken waren, konnte nicht schweigen. Es schien sogar, als wollte sie aufs Neue einen Kampf mit Onkel Reinhold heraufbeschwören, den sie diesmal zu gewinnen hoffte, zumal sie darauf vorbereitet war und die Waffen ihres Gegners zu kennen glaubte. Doch Onkel Reinhold ging nicht darauf ein, er suchte vielmehr das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Da richtete Regina Falk ihr schwarzes Auge forschend auf den alten Herrn, und während ihre schönen Züge lebhaft errötheten, fragte sie mit merklich zitternder Stimme:

„Und wenn die Versuchung, vor einem größeren Publikum zu singen, nun auch an mich heranträte — denn die Konzertdirektion hat sich in diesem Sinne an meinen Vater gewendet — was würden Sie mir rathen, Onkel Reinhold?"

Hulda blieb vor Ueberraschung ein „Ah!" des Staunens in der Kehle stecken, auch die übrigen Mädchen drückten ein ähnliches Gefühl

nur durch Blicke und Geberden aus. Dafür aber schauten Alle erwartungsvoll auf Onkel Reinhold; offenbar waren sie darauf gespannt, was er entgegnen würde.



Marie Antoinette.

„Ich habe gewüßt, daß es so geschehen werde," sagte dieser nach einer kleinen Pause und fast wie zu sich selbst. „Ich fühle, daß ich mich dem Augenblick, der kommen muß, nicht entgegenstellen darf und dennoch — dennoch fürchte ich ihn — für Dich! Du, Regina, trägst den göttlichen Funken in Dir, der Dir und Deinem Gesange die Weihe geben, Dich zu einer Künstlerin erheben wird."

„Und dennoch — dennoch wünschte ich, Du könntest widerstehen! Aber dieses Opfer wäre zu schwer für Dich und Deine Seelenkraft; deshalb

wandle den Weg, der sich Dir öffnet, aber prüfe! Halte das Ziel wahrer Kunst vor Augen, und kannst Du es erreichen, so will ich Dich dennoch glücklich preisen — wenn nicht, dann widerstehe den Verlockungen falscher Kunst und — kehre um! Beherzige meine Worte, liebes Mädchen, mein aufrichtiges Wohlwollen für Dich, meine Erfahrungen haben sie mir auf die Zunge gelegt."

Da fühlte Onkel Reinhold, wie zwei Arme ihn umfingen, Regina lag weinend an seiner Brust und flüsterte ihm nur in abgerissenen Worten zu: „Ich kann nicht anders, lieber theurer Onkel, es treibt mich unwiderstehlich dazu. Doch sehe ich mich getäuscht, verwirklicht das Ideal sich nicht, das mich jetzt berückt und beseligt, so — kehre ich wieder zu Dir zurück."

Onkel Reinhold war durch das leidenschaftliche Thun und Reden des Mädchens tief ergriffen, fast mit Gewalt suchte er eine andere Stimmung herbeizuführen. Er gab Hulda einen Wink und im folgenden Augenblick wurden die Töne des Instrumentes laut, welche Regina, wie auch die übrigen Mädchen dem Augenblick wiedergaben.

Noch einige Chöre wurden gesungen, inzwischen Stücke von älteren Klavierkomponisten: der beiden Scarlatti, Händel, Bach gespielt, die Onkel Reinhold mit erläuternden und belehrenden Worten über die Meister und ihre Werke einführte. Nun sang auch Regina Falk, und ihr Gesang bestätigte die Worte des Onkels vollkommen. Denn ihre Stimme und ihr Gesang zeugten von seltener natürlicher Begabung. Sie riß ihre jugendlichen Zuhörerinnen, wie den alten Meister, hin, ohne ungewöhnliche Anstrengungen zu machen. Sie war wirklich eine geborene Künstlerin, und Onkel Reinhold beugte sich nochmals, im Herzen das Beste wünschend, dem Unvermeidlichen.

Damit schloß das Musiziren für heute, und an Onkel Reinhold kam wieder die Reihe des Erzählens. Fesselndes, Unterhaltendes sollte versprochenermaßen dem Abend die Krone aufsetzen. Die jungen Mädchen, erregt wie sie waren, bestürmten ihn mit Bitten derart, — auch Frau Wallbrunn hatte sich dem Kreise angeschlossen — daß der alte Herr sich fügen mußte — und im Grunde auch gern fügte, denn er war fast ein ebenso eifriger Erzähler als Musiker.

Nachdem er sich behaglich in seinem bequemen Lehnstuhl am oberen Ende des Tisches niedergelassen, die jungen Mädchen und Frau Wallbrunn einen Kreis um ihn gebildet und Einige eine leichte Arbeit zur Hand genommen, begann er also:

Paris zur Zeit Ludwig's XV.

„So sollt Ihr denn jetzt eine Erzählung hören, die jedoch auch der Belehrung nicht entbehren wird. Es sind die seltsamen Erlebnisse eines Klaviers und zugleich auch die seines Verfertigers, welche ich betitele:

Das Klavier der Königin Marie Antoinette.

Erzählung.

I.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahres 1768, als ein junger Bursche von etwa sechzehn Jahren, ein leichtes Bündel auf dem Rücken und einen derben Knotenstock in der Hand, auf der großen Heerstraße, welche von Osten, vom Rhein und dem Elsaß her nach Paris führte, rüstig letzterer Stadt, dem Ziel seiner Reise, zuschritt. Er hatte in der That den ganzen langen Weg von Straßburg bis hierher zu Fuß zurückgelegt, und dazu zwei volle Wochen gebraucht. Seine lange und mühsame, doch stellenweise auch recht lustige Wanderschaft war bald zu Ende, denn er hatte just den großen und recht berüchtigten Wald von Bondy ungefährdet durchschritten, und noch wenige Stunden des Wanderns werden ihn nach Paris, den Ort seiner Wünsche und seines Sehnens, bringen. Sein frisches volles Gesicht ist von dem andauernden Marsch des Tages, doch auch von der Hoffnung, bald am Ziel zu sein, lebhaft geröthet; sein Auge blickt in die Richtung hin, wo Paris liegen muß, und seinen Stock schwingend, schreitet er rüstig auf das nahe Dörfchen Bondy zu, um einen Bissen zu genießen, durch einen kühlen Trunk Wasser sich zu erfrischen und dann sich nach dem Wege zu erkundigen. Denn er will vor allen Dingen in die Vorstadt St. Antoine und deshalb keinen Umweg machen, sondern geraden Weges auf sein Ziel losschreiten. Ach, der arme Junge hätte gern etwas Besseres genossen als einen magern Bissen, doch seine kleine Baarschaft war nun zu Ende gegangen und reichte wol kaum noch zu einer solchen letzten, mehr als einfachen Mahlzeit.

Nachdem der junge Reisende sich in dieser Weise in dem Wirthshause des Orts gestärkt, auch die nöthigen Weisungen über seinen nunmehrigen Weg empfangen, bog er hinter Bondy von der großen Heerstraße links ab und befand sich bald wieder in einem Wäldchen, durch dessen Baumkronen die goldene Sonne funkelte. Es dünkte dem Burschen so herrlich, daß es ihm plötzlich warm ums Herz wurde und er lustig zu singen begann. Doch es war kein französisches Lied, sondern ein

echt deutsches, nur der Accent verrieth den Elsäßer und Deutsch-Franzosen. Bald nahm das freie Land ihn wieder auf und plötzlich befand der Wanderer sich auf einer Höhe, die unerwartet ihm einen so herrlichen Ausblick bot, daß er nicht allein sprachlos vor freudigem Staunen seinen Schritt hemmte, sondern sich auch auf den Rasen warf, um sich an dem wunderbar schönen und großartigen Bilde so lange als nur möglich zu erfreuen. In der Ferne, zu seinen Füßen dehnte sich Paris mit seinen Häusermassen, Kirchen und Palästen in unermeßlicher Weite vor ihm aus, ringsum von grünen Höhen und Waldflecken begrenzt, deren Umrisse sich scharf von dem hellen blauen Horizont abhoben. Dicht vor ihm aber lag ein Dörfchen, mit einem schloßartigen Gebäude und hübschen bürgerlichen Häusern inmitten grünender Gärten, die sich fast bis an das Wäldchen, die kleine Anhöhe hinanzogen. Es war Romainville, wie man ihm in Bondy den Ort genannt hatte, und dort hinunter zog sich sein Weg, der Vorstadt St. Antoine zu. Doch der entzückte junge Mann machte keine Miene weiterzuschreiten; auf dem Boden hingestreckt, versenkte der Blick sich in das lachende Bild zu seinen Füßen, und sein Denken schweifte dabei immer weiter in die Zukunft hinein, bis es, gleichsam einen Kreislauf beschreibend, wieder zur Vergangenheit, zu seinem früheren Leben zurückkehrte.

Sebastian Erard, so nannte sich der Bursche, war eine Waise und vollständig mittellos. Vor sechzehn Jahren in Straßburg geboren, hatte er sich schon als Knabe durch seine Lernbegierde und seine Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten ausgezeichnet. Doch seine Eltern vermochten für eine weitere gründliche Ausbildung nichts zu thun. In den Werkstätten des berühmten Orgel- und Klavierbauers Silbermann hantirte der Knabe und lernte dabei spielend die Kunst des alten Meisters. Als er sechzehn Jahre alt geworden und sein Vater gestorben war, da drängte es ihn hinaus in die Welt, seine Kenntnisse zu erweitern, und das Glück aufzufinden, das seinem feurigen, rastlos arbeitenden Geiste Tag und Nacht vorschwebte. Das Wenige, was er hatte, raffte er in einem Bündel zusammen, nahm den Stock des verstorbenen Vaters zur Hand; nach einem letzten kurzen und schweren Abschied von den Gräbern seiner Lieben riß er sich von der Heimat los und zog nach der Weltstadt, um hier bei einem Instrumentenmacher oder Mechaniker Arbeit und Verdienst zu finden. Am Ziel seiner Reise war er nun angelangt. Wird ihm werden, was er hofft und ersehnt? In dieser Frage gipfelte endlich alles Denken des Einsamen.

„Ich hoffe auf Gott und die edle Frau Musica!“ sagte er zuversichtlich zu sich selbst. „Sie werden den armen Sebastian auf seinem Lebenswege nicht im Stiche lassen.“

Da schlug plötzlich ein bekannter Ton an das Ohr des Träumers. Es war ein Spinett, das von einer nicht ungeübten Hand gespielt wurde; dort aus dem hübschen weißen Hause in dem großen Garten klang es hervor. Es waren Melodien, die Erard noch nicht gehört hatte; einschmeichelnd zogen sie in sein junges Herz. Wie von einem Zauber erfaßt, richtete er sich auf und trat langsam auf das Haus zu.

Ehe er sich's versehen, stand er in dem Garten vor dem offenen Fenster und starrte in die Stube, in der ein junges Mädchen, wol noch etwas jünger als er selbst, vor einem reich ausgestatteten Instrument saß und spielte. Noch war er nicht zu sich gekommen, da hörte er eine Stimme, die ihm lachend zurief:

„Na, der Bursche steht ja da und lauscht, als ob er behext wäre von den Melodien unseres Monsigny, oder dem Spiele meiner Klotilde. — Oder seid Ihr etwa selbst ein angehender Musikant und Klavierspieler?“

Als Erard sich erschrocken und tief erröthend umwandte, erblickte er neben sich einen kleinen älteren und dicken Herrn in behäbiger Bürgertracht, der ihn jedoch mit einem so freundlichen Gesichte anschaute, daß der junge Bursche wieder neuen Muth gewann, sogar nicht mehr verlegen wurde, als anstatt des bisherigen Spiels das helle Lachen einer jugendlichen Mädchenstimme aus dem Fenster zu ihm herüberschallte.

„Ich traktire allerdings das Klavier ein wenig,“ erwiederte er frischweg, „doch kenne ich es noch weit besser als ich es spiele, denn ich bin kein Musikant, sondern ein angehender Klavierbauer.“

War es die Antwort selbst, oder die bestimmte, zuversichtliche Weise in der sie erfolgt — der Herr des Hauses machte plötzlich ein ernstes Gesicht und rief nun seinerseits nicht wenig erstaunt:

„Das nenne ich einen merkwürdigen Zufall! dann wärt Ihr ja erst recht vor die richtige Schmiede gekommen. Doch wie heißt Ihr, wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin? Bei wem habt Ihr denn die schöne und gar schwere Kunst des Klavierbauens gelernt?“

„Ich heiße Sebastian Erard,“ entgegnete der Bursche treuherzig, „bin in Straßburg daheim, wo ich vor kurzer Zeit meinen armen guten Vater verlor, und will nach Paris, dort Arbeit suchen und neue, ganz neue Klaviere bauen. Denn ich glaube meine Kunst zu verstehen, habe ich sie doch von dem berühmten Meister Silbermann gelernt.“

Jetzt ließ der Andere ein „Ah!“ hören, so verwunderungsvoll und freudig, daß Erard überrascht aufschauen mußte. Dann rief der Dicke mit stolzer Selbstzufriedenheit:

„Und ich bin Levoir, der Instrumentenmacher der Herzogin von Villeroi und anderen hohen Personen, und wenn noch nicht der allerhöchsten, so hat dies nur der Neid verschuldet. Ist nun Alles wahr, was Ihr mir da gesagt, so sollt Ihr jetzt schon Arbeit in Paris gefunden haben, trotzdem wir uns nur in Romainville befinden. Herein ins Haus zu mir und meiner Klotilde, damit wir Euch examiniren!“

Wenige Augenblicke später saß Erard vor dem schönen Spinett mit den scharfen Tönen, spielte und erklärte dann dem Herrn des Hauses, dem wohlbekannten Klavierbauer Levoir, die Mechanik der Silbermann'schen Klaviere und Pianofortes, auch was er selbst sich ausgedacht, um das Instrument und seine Töne zu verbessern.

Mit stiller Bewunderung hörte Levoir dem jungen Burschen zu, dann drückte er ihm die Hand in einer Weise, die da sagen wollte: „Du bleibst bei mir.“

„Bei Dir und Deinem Töchterchen,“ antwortete der Blick des glücklichen Erard.

So kam es auch. Erard brauchte nicht weiter zu gehen, nicht einmal mehr zu Fuß nach Paris zu wandern. Am Abend des Tages verließ er mit Herrn Levoir und dessen Familie in einem Wagen das Landhaus des reichen Instrumentenmachers und zog mit ihnen in Paris in ihre dortige Wohnung ein, die sammt den Werkstätten in der Straße Cerisier, fast gegenüber dem Hotel der Herzogin von Villeroi und nicht weit von der Bastille lag.

II.

Der geschickte und begabte neue junge Arbeiter war Herrn Levoir sehr gelegen gekommen. Bis jetzt wol der erste aller Pariser Klavierbauer — wenn er leider auch nicht den Titel „Königlicher“ oder „Hof-Instrumentenmacher“ hatte erlangen können — drohte Levoir's Ruf und Ruhm eine wirkliche und große Gefahr. Ein anderer Klavierbauer, Namens Paschal Taskin, hatte eine Erfindung des Organisten der Notre-Dame sich zu eigen gemacht und fertigte nun Flügel und Klaviere, die eine wirkliche Vervollkommnung zeigten, einen weit volleren und stärkeren Ton hatten als alle bisherigen Instrumente, und dadurch immer mehr Aufsehen erregten. Er hatte, wie ich Euch schon erzählte, dies

kleine Wunder einfach dadurch bewirkt, daß er die Rabenkiele, welche bisher den Metallsaiten der Klaviere ihre Töne entlockten, durch Stückchen getrockneter Ochsenhaut ersetzte. Die französischen Musiker priesen laut die neuen Instrumente, und Herr Levoir war außer sich und schimpfte ebenso laut und unbändig auf die „ledernen“ Klaviere, wie er die Fabrikate Taskin's zu benennen beliebte. Erard stimmte hierin jedoch nicht mit ihm überein, er schwieg und prüfte. Der einzige Trost, den er seinem ergrimmten und für seinen Ruf bangenden Meister gewährte, war der, daß er ihm sagte, daß auch die Ochsenhaut ihren Herrn und Meister in den kleinen Hämmerchen finden werde, deren Mechanik er eifrig übte und anzuwenden versuchte.

Doch auch davon wollte Levoir nichts wissen; in seinen Anschauungen veraltet, sah er das Heil seiner Instrumente einzig und allein nur in den Rabenkielen; alle auf andere Weise erzeugten Töne seien unschöne, barbarische. Dennoch ließ er Erard gewähren.

Ein Jahr war vergangen, da hatte der junge Künstler unter anderen Arbeiten ein Instrument zu Wege gebracht, das selbst dem eigensinnigen Meister Bewunderung abnöthigen mußte. Es war ein Meisterwerk: ein Flügel mit zwei Klaviaturen, die eine für das Clavecin mit Rabenkielen, die andere für das Pianoforte mit einer Hammermechanik.

Die Herzogin von Villeroi, die ganz in der Nähe Levoir's wohnte, hatte Kenntniß von dem neuen Instrumente erhalten, sie kehrte oft bei dem Klavierbauer ein, überzeugte sich von dem Fortgange des Werkes, und als es endlich fertig war, kaufte sie es, bezahlte es fürstlich und ließ es in ihr Hotel schaffen. Levoir hatte nun zwar eine hübsche Summe dafür erhalten, doch weiter nichts gewonnen, denn wollte er mit seinem neuen Fabrikat in die Oeffentlichkeit treten, so mußte der junge Erard seine Arbeit wieder von Neuem beginnen.

Dies geschah, doch bald auch etwas ganz anderes, das die Thätigkeit Erard's und seines Meisters, sowie der ganzen großen Werkstatt in eine fast fieberhafte versetzte.

Ludwig XV. hatte seinem Enkel und Nachfolger eine Gemahlin erkoren, die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, die junge und schöne Erzherzogin Marie Antoinette. Alle nur erdenklichen Vorbereitungen wurden getroffen, die künftige Königin von Frankreich würdig zu empfangen und ihre Sinne zu erfreuen, und da sie eine Deutsche, also auch eine geborene Musikfreundin war, so hatte die Musik hierbei eine nicht kleine Rolle zu spielen. Unter anderen Herrlichkeiten wollte Seine Majestät

der kaiserlichen Schwiegertochter auch die schönsten Pariser Musikinstrumente darbringen, und Levoir erhielt den Auftrag, einige der kostbarsten Klaviere zu verfertigen. Zugleich hatte der Herzog von Choiseul es dahin zu bringen gewußt, daß auch Meister Taskin, den er beschützte, der Auftrag wurde, ein Clavecin mit seinem neu erfundenen „jeu de buffle“ oder „Lederspiel“ zu bauen. Jetzt galt's! Denn nun konnte dem Sieger der hochwichtige und wohlklingende Titel: „Instrumentenmacher Sr. Majestät Ludwig XV., König von Frankreich und Navarra“, nicht mehr entgehen. Es mußte zu einem ernsten und heißen Wettstreit zwischen den beiden berühmten Fabrikanten, zwischen der Rabenfeder und der Ochsenhaut kommen, aus dem die erstere ganz gewiß als Siegerin hervorgehen sollte, wie Levoir dachte und auch laut und triumphirend aussprach.

Zwei Instrumente wollte Levoir mit Hülfe seines geschickten Arbeiters Erard verfertigen, ein Clavecin in Flügelform mit Rabenkielen, dessen Tasten die zarten Finger der Dauphine die süßesten Töne entlocken sollten, zugleich ein Prachtmöbel ersten Ranges, sodann noch ein Pianoforte mit der neuen Hammermechanik. Damit gedachte der Meister seinen gefährlichen Nebenbuhler Taskin schon auszustechen. Mit größtem Eifer wurden die Arbeiten begonnen.

Während Erard, und unter seiner Leitung die anderen Arbeiter, unter denen sich besonders ein gewisser Doublet durch seine Geschicklichkeit hervorthat, die verschiedenen Mechaniken herstellte, beschäftigte Levoir sich hauptsächlich mit den Kasten der Instrumente. Beide wurden von den kostbarsten Hölzern gezimmert, der des Clavecins erhielt noch einen ganz besonderen künstlerischen Schmuck. Er war von schwarzem, glänzend lackirtem Ebenholz, mit feinen vergoldeten Zierrathen versehen, doch sein Hauptschmuck außen und in dem Deckel bestand aus Malereien, koketten Bildchen, die kein Anderer als der größte Meister Frankreichs, der berühmte Boucher, malte. Es war eine seiner letzten Arbeiten, denn kurze Zeit nach ihrer Vollendung starb er. Levoir fand in seinem Eifer keine Zeit zur Trauer, er dankte jedoch Gott, daß der „Maler der Grazien“ so lange gelebt, um ihm seine verschiedenen kleinen Schildereien für sein Klaviergehäuse in gewohnter Vollendung abzuliefern.

Die beiden Instrumente waren endlich zur rechten Zeit fertig geworden und die Freude Levoir's kannte keine Grenzen. Es waren aber auch in der That wahre Meisterwerke, und das Rabenkiel-Clavecin hatte einen so zarten und fast sinnigen Ton, daß selbst Erard Gefallen daran fand und der veralteten Mechanik seinen Beifall nicht vorenthalten konnte.

Besonders war dies der Fall, wenn die Finger der hübschen Klotilde über die Tasten glitten und ihnen heitere und ernste Melodien entlockten. Doch auch Taskin war nicht müßig geblieben. Er hatte ein mächtiges und schönes Instrument mit mehreren Klaviaturen geliefert, das außer seiner neuen Erfindung noch eine Menge Veränderungen, sogar eine kleine Janitscharenmusik mit Trommeln und Becken enthielt. Der junge Erard zuckte mitleidig die Achseln, als er davon hörte und die wieder auftauchende Angst seines Meisters sah. Er tröstete diesen recht wirksam, indem er meinte, daß die deutsche Prinzessin, die ja eine Schülerin des hochberühmten Komponisten Gluck sei, somit eine gründliche musikalische Bildung und guten Geschmack haben müßte, an solchen Spielereien nimmermehr Gefallen finden würde. Hätte Herr Taskin seine Büffel-Erfindung in vernünftiger Weise angebracht, hätte er nicht zu viel leisten wollen, so wäre er wol zu fürchten gewesen, jetzt aber mit seinem Trommelklavier nicht.

Levoir umarmte seinen wackeren Gehülfen in der Freude seines Herzens mit Thränen in den Augen, und im Stillen gelobte er ihm den allerhöchsten Lohn — wenn er wirklich über seinen Nebenbuhler Taskin siegen und „königlicher Hofinstrumentenmacher“ werden sollte.

Die Zeit der Entscheidung, der Monat Mai des Jahres 1770, nahte endlich heran. Marie Antoinette, die künftige Königin von Frankreich, zog mit großem Gefolge Frankreich, Versailles entgegen. Von Straßburg ging die Reise nach Compiègne, wo die Dauphine dem Könige Ludwig XV. und dem Hofe vorgestellt werden sollte, von dort nach Versailles, jedoch mit einem Halt und Nachtlager kurz vor jener königlichen Residenz, damit der dortige Einzug mit allem Behagen und dem nöthigen Pomp geschehen könne.

Etwa ein kleines Stündchen von Paris lag in einem schattigen Park und Garten ein allerliebstes Schlößchen, „La Muette“ geheißen, das heute, von dem Gürtel der Festungswerke eingeschlossen, zu Paris gehört. Hier wollte der Hof vor seinem Einzug in Versailles übernachten, hier auch sollten der Dauphine die verschiedenen Geschenke ihres königlichen Schwiegervaters und ihres jungen Gemahls überreicht werden. So hatten denn auch Levoir und Taskin den Befehl erhalten, die für Marie Antoinette bestimmten Klaviere nach der Muette zu schaffen und sie dort in Person ihr vorzuführen.

Es war einer der letzten Maitage, als die in dem Schlößchen La Muette Versammelten dem großen königlichen Zuge von Compiègne

entgegensahen. In einem der Seitenpavillons, in einem mit Gold, Malereien und bunten Rococoschnörkeln überreich verzierten Salon, waren die drei Instrumente aufgestellt worden, und ihre Verfertiger, Taskin mit dem Organisten der Notre=Dame, Balbastre, Levoir mit seinem getreuen Erard, standen in Festkleidern dabei und warteten, gewiß mit nicht wenig klopfendem Herzen, der Ankunft Sr. Majestät, der Dauphine, und des glänzenden Hofes.



Das Schlößchen La Muette zur Zeit Ludwig's XV.

Die so natürliche Aufregung besiegte das Gefühl der Abneigung, welche die beiden Meister gegeneinander empfinden mußten, und mit scheinbarer Freundlichkeit näherten sie sich, bewunderten sogar gegenseitig ihre Fabrikate.

Der Hof war in das Schloß eingezogen, der Rundgang, die Ueberreichung und Besichtigung der Geschenke sollten vor dem Souper stattfinden, und bald verkündete denn auch das Laufen und Rennen der Lakaien und höheren Hofchargen, daß die allerhöchsten Herrschaften ihren Gang durch die Gemächer begonnen und die Dauphine die ihr zugedachten Geschenke in Augenschein nehme. Die Stimmen näherten sich immermehr dem Musiksalon und endlich erschien denn auch Se. Majestät, die

etwa achtzehnjährige Marie Antoinette, deren hübsches Gesichtchen in Jugend und Frohsinn strahlte, am Arm und gefolgt von einem glänzenden Schwarm geputzter Damen und Hofherren, unter denen besonders die Herzöge von Choiseul und Richelieu hervortraten, die dem hohen Paare am nächsten waren. Nach leutseligem Begrüßen der sich bis zur Erde verbeugenden Meister, forderte der König diese auf, ihre Instrumente und deren Vorzüge der Dauphine vorzuführen. Auf einen Wink Choiseul's setzte Balbastre sich an den Taskin'schen Flügel und ließ sein Jeu de buffle ertönen, dann auch die Janitscharenmusik mit Trommeln und Becken. Marie Antoinette horchte anfänglich recht erstaunt und vergnügt den hübschen Klängen zu, als aber die türkische Musik ertönte, brach sie in ein lustiges Lachen aus, das anfänglich das Entsetzen des Hofes erregte. Als Se. Majestät jedoch ebenso heiter mit einstimmte, da hielten alle Anwesende es für Pflicht ebenfalls heiter zu sein, und ein zwar gedämpftes, doch recht lustiges Kichern durchhallte den Saal und lohnte so die Produktion des gelehrten Organisten wie die kunstreiche Arbeit des Instrumentenmachers Taskin, die beide denn doch einen ganz anderen Erfolg ihrer Mühen erwartet hatten. Taskin erbleichte, doch das Gesicht Levoir's strahlte, als nun Erard sich an das Clavecin setzte, um dies wohlweislich zuerst zu spielen.

Doch auch Erard hatte sich verrechnet, denn diesmal sollte das alte Rabenkielklavier den Sieg über alle Neuerungen davontragen. Er hatte ein einfaches deutsches Lied gewählt, das ganz im Einklang stand mit den bescheidenen Tönen des Instruments. Kaum hatte er einige Takte gespielt, als Marie Antoinette sich mit einem Ruf freudiger Ueberraschung erhob und auf den Spieler zutrat. Sie mußte wol das Lied kennen, denn sichtlich erregt lauschte sie dem Spiel Erard's und den sanften Klängen des Instruments. Auch der König hatte sich erhoben und war näher getreten, und als Erard endlich endigte, da gab Se. Majestät huldvoll das Zeichen zum Applaus. Nun wurde eine Bewunderung in dem Saale laut, so enthusiastisch, als ob es der bedeutendsten künstlerischen Vorführung gegolten hätte, und der glückliche Levoir glaubte sich in den siebenten Himmel versetzt und die Englein zu hören.

Auch die Dauphine hatte in die zarten Händchen geschlagen, dann Rufe der Freude, der Bewunderung hören lassen und endlich französisch gerufen: „Der Herr ist ganz gewiß ein Deutscher, denn das Lied wie der Vortrag waren deutsch!“ Hierauf fuhr sie, ohne eine Antwort Erard's abzuwarten, in einem Athem fort zu plaudern, doch diesmal

deutsch, während der junge Klavierkünstler wahrhaft verlegen und erröthend vor ihr stand und nicht zu Worte kommen konnte.

Bei den deutschen Lauten, die weder der König noch sein Hof verstanden und vollständig gegen die Etikette verstießen, hatte Ludwig XV. mißbilligend die Brauen zusammengezogen, dann aber die Dauphine plötzlich mit einem recht ernsten, doch auch wahrhaft königlichen Ton unterbrochen. Marie Antoinette verstummte sichtlich erschrocken und Se. Majestät sprach:

„Gleichviel, Madame, ob der Verfertiger dieses schönen Instruments, das unsern ganzen Beifall gefunden, ein Deutscher ist oder nicht — jetzt ist er ein Franzose, denn von diesem Augenblicke an ist er im Dienst Sr. Majestät des Königs von Frankreich.“

Nur ein gewaltsam unterdrückter Freudenruf beantwortete diese königlichen und so hochwichtigen Worte, der dem sich schweigend verbeugenden Hofe neue Zeichen staunender Entrüstung entlockte, den der König aber mit einem huldvollen Lächeln aufnahm. Dann reichte Ludwig Marie Antoinette den Arm und in freundlich herablassender Weise Erard und den überglücklich, doch auch verblüfft dastehenden Levoir grüßend, der den unpassenden Freudenton ausgestoßen, schritt Se. Majestät mit der Dauphine weiter. Wenige Augenblicke später befanden sich die vier Musiker wieder allein in dem Salon.

Jetzt that Levoir seiner Herzensfreude keinen Zwang mehr an; ohne sich im Geringsten um seine beiden enttäuschten Gegner zu kümmern, erging er sich in enthusiastischen Lobpreisungen über die Dauphine, mit welcher der richtige musikalische Geschmack wieder in Frankreich eingezogen sei, wie auch über Erard, der zur Vervollkommnung des herrlichen Instruments hauptsächlich beigetragen und ihm endlich den langersehnten Titel als königlicher Hofinstrumentenmacher verschafft hatte.

Erard lächelte zwar ein wenig über die Auffassung seines Meisters, denn im Grunde war nur er und nicht Levoir zum „königlichen Diener“ ernannt worden, doch gönnte er dem guten Manne, dem er ja soviel verdankte, die Freude und ließ ihn gern bei seinem Glauben.

Noch waren die Vier beisammen, da erschienen zwei Herren des Hofes; der Eine hatte den Auftrag von der Dauphine erhalten, die Instrumente fortschaffen zu lassen und zwar den Jeu de buffle-Flügel Taskin's und das Hammerklavier Levoir's nach Paris in die Tuilerien, doch das Clavecin mit den Rabenkielen nach Versailles und in die Appartements von Madame. Der andere Herr kündigte Erard an, daß

sein Patent als Instrumentenmacher Sr. Majestät ihm zugestellt werden würde, zugleich mit dem königlichen Lohn für die beiden Instrumente und für Herrn Levoir.

Dieser machte bei solcher Eröffnung zwar ein ellenlanges Gesicht — sogar noch länger als das seines Nebenbuhlers Taskin vor einigen Augenblicken, — doch Erard wußte ihn wirksam zu trösten. Auf dem Heimwege sagte er ihm mit einer Stimme, die nur ein klein wenig zitterte:

„Ich trete Ihnen das Patent ab, mein lieber Meister — oder wenn Sie einwilligen, so — theilen wir es später.“

Ein froher Seufzer, ein strahlender Blick Levoir's bildete die erste Antwort auf diese wohlgemeinten Worte, dann aber sagte er, Erard fest und lange die Hand drückend:

„So wollen wir es halten, mein lieber Sohn!“

III.

Jahre sind vergangen, das Rabenkiel-Clavecin Erard's und Levoir's hat kaum eine Veränderung erfahren, noch immer ziert es die Appartements Marie Antoinette's, die mittlerweile Königin von Frankreich geworden, deren Lieblingsinstrument es geblieben ist. Sein Aeußeres strahlt noch immer in dem früheren künstlerischen Schmuck, wie sein Ton noch stets derselbe schwache, doch auch sanfte und sinnige ist, und welcher Künstler es auch während der Zeit gespielt, selbst Gluck, der große dramatische Tondichter, er hat sich an ihm erfreut und es der Königin nur noch werthvoller gemacht. Doch welche Veränderungen sind dafür in der Umgebung der Königin und mit dieser selbst vorgegangen! Die drei schlimmen Vorbedeutungen, welche ihr bei ihrem Eintritt in Frankreich geworden, scheinen sich erfüllen zu wollen. Der Mord der unschuldigen Kinder, Leichen und Blut, welche die Dauphine in den Wandbehängen des Zimmers ihres ersten Nachtlagers in Frankreich, ihrer neuen Heimat, begrüßten; die furchtbaren Donnerschläge, welche sie bei ihrem Einzug in Versailles empfingen; die zwölfhundert Menschen, welche ihrem ersten Erscheinen in Paris zum Opfer fielen —, was sie der Dauphine auch Schlimmes hatten künden können, es sollte nichts sein im Vergleich zu dem Entsetzlichen, das der Königin in Wirklichkeit wurde.

Wir sind bei dem 10. August 1792 angelangt.

Das freiheitberauschte Volk hatte im Oktober 1789 die königliche Familie mit Gewalt von Versailles nach Paris in die Tuilerien geführt, wo sie nur in scheinbarer Freiheit, im Grunde als Gefangene lebte.

Unter den Möbeln und anderen Sachen, die man dorthin dem Könige nachführte, hatte sich auch das Lieblingsklavier Marie Antoinette's befunden, das der armen Königin in traurigen Stunden einen wahren Trost gewährte. Der Fluchtversuch vom Juni 1791 war mißlungen und wieder hatten die Tuilerien die königlichen Dulder aufgenommen. So war das Jahr 1792 herangekommen und mit ihm der eigentliche Anfang vom Ende. Am 10. August stürmten die wilden Horden der Sansculotten die Tuilerien und Ludwig XVI. sah sich genöthigt, mit seiner Familie in die Nationalversammlung zu flüchten, von wo er und die Seinigen, ihrer Sicherheit halber, wie man heuchlerisch vorgab, im Grunde doch nur als Gefangene, in den Tempel gebracht wurden. Während dieser Zeit hausten die Sieger wie Barbaren in dem königlichen Schlosse. Die kostbarsten Möbel und Gemälde wurden zertrümmert, zu den Fenstern hinausgeworfen, verbrannt oder gestohlen.

Ein Trupp Frevler war in die Zimmer der Königin gedrungen, hier unter frechem Hohn ihr Zerstörungswerk fortsetzend. Klirrend flogen die kostbaren Spiegel, die herrlichen Kronleuchter von Krystall in Stücke, die reichsten kunstvollsten Möbel wurden von rohen Händen aus dem Fenster hinausgestürzt, wo sie auf dem Pflaster des Karrouselplatzes unter dem wüsten Gejohle der Menge zerschmetterten. Jetzt kam die Reihe an ein prächtiges Klavier in Flügelform, aus dessem schwarzen Lack sich bunte Malereien, von goldenen Zierrathen umrahmt, scharf abhoben. Es war das Lieblingsklavier der Königin. Schon war es halb zum Fenster hinausgeschoben, im folgenden Augenblick konnte es niederstürzen und das Schicksal der anderen Prachtstücke theilen, als plötzlich eine jugendliche Stimme laut und befehlend „haltet ein!“ rief.

Es war ein junger Nationalgardist, der sich keck durch die tobende Menge drängte, die Hand auf das so schwer bedrohte Instrument legte und mit einer gutgespielten Lustigkeit sagte:

„Ihr Thoren! Das Clavecin der Oesterreicherin muß eine ganz andere Strafe erhalten, als die elenden aristokratischen Möbel, welche Euer gerechter Zorn soeben vernichtet hat. Es soll uns die Marseillaise — die Carmagnole hören lassen! Herein mit ihm, daß ich Euch zeige, was eigentlich in einem solchen ci-devant königlichen Instrument steckt!“

Das Klavier Marie Antoinette's war gerettet.

Brausender Beifall folgte diesen Worten und die Hände, eben noch bereit, das arme Instrument unbarmherzig zu verwüsten, zogen es jetzt wieder sachte ins Zimmer. Der junge Nationalgardist setzte sich davor und spielte.

Es war die Marseillaise und bald hallte der Raum wieder von dem Gebrüll der Sansculotten. Nun kam die Carmagnole an die Reihe und singend durchtanzte die trunkene Menge die Zimmerreihe der Königin. Noch eine Weile, dann verhallte der wüste Lärm in der Ferne, das Zimmer war leer.

Da trat ein Mann aus einer dunklen Ecke vor, der keinen Theil an dem entsetzlichen Tumult genommen hatte. Weinend öffnete er das Instrument und begann leise dessen Tasten zu berühren. Er spielte den wundervollen Chor aus Gluck's „Iphigenia in Aulis“: „Welche Grazie, welche Majestät“, den man früher, in glücklicher Zeit, als Marie Antoinette noch geliebt wurde, huldigend auf sie selbst bezogen hatte.

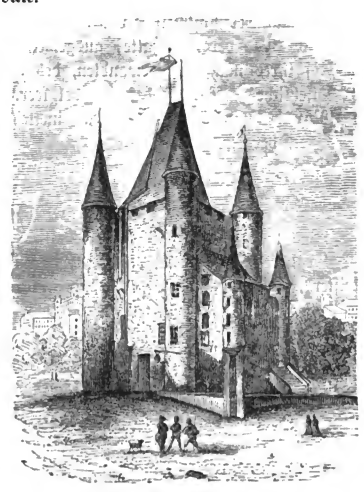
Es war der Klavierstimmer der Königin, der das entheiligte Instrument, welches das furchtbare Spottlied auf das Königshaus hatte spielen müssen, durch reine Klänge wieder zu entsühnen gedachte. Doublet, so hieß er, kannte das schöne arme Clavecin nur zu gut, denn sein Vater hatte ja mit daran gearbeitet, als einer der Gehülfen der Instrumentenfabrik Levoir's, dann der Erard's, nachdem Letzterer die Tochter des alten Levoir geheirathet und das Geschäft übernommen. Er selbst hatte das Clavecin schon als Kind gekannt, gesehen, wie es zu seiner seltenen Pracht entstanden war, und die Sorge um das schöne Instrument war es, die ihn an diesem furchtbaren und blutigen Tage in die Tuilerien getrieben. Wie gerne hätte er das Instrument geborgen, doch dies war nicht möglich; er mußte sich mit dem Gedanken begnügen, daß ein Zufall — oder ein Wunder es vom sicheren Untergange gerettet hatte. Nachdem der wackere Mann sein Spiel, heute und an diesem Orte so gefährlich, den Chor bis zur letzten Note beendet, schloß er das Klavier und mit Thränen in den Augen verließ er das Zimmer, wol in Gedanken Abschied für immer von dem theueren Instrument nehmend.

Aber es kam anders als der muthige Klavierstimmer Doublet gedacht.

Die königliche Familie befand sich als Gefangene im Tempel, doch die Nationalversammlung sorgte jetzt noch immer für sie. Am folgenden Tage brachte ein Wagen allerlei Möbel, Geräthe, Kleidung und Wäsche, die man noch in den zerstörten und geplünderten Tuilerien gefunden hatte. Die arme Königin erblickte darunter auch ihr Lieblingsclavecin. Sie berührte während ihrer Gefangenschaft in der That noch einigemal seine Tasten, und stets vermochte das alte Klavier der königlichen Dulderin Trost zu spenden. Als jedoch ihr Gemahl, Ludwig XVI., von ihrer Seite, aus den Armen seiner Kinder gerissen wurde, den

Tempel verlassen mußte und nicht mehr dorthin zurückkehrte, blieb das Klavier geschlossen; nur noch schrille Töne konnte man vernehmen, wenn seine Saiten sprangen. Kaum ein halbes Jahr später verließ auch Marie Antoinette die Tempelmauern, um ein anderes, noch weit schlimmeres Gefängniß, die Conciergerie, zu beziehen, von welchem aus sie den letzten, schwersten Gang antreten sollte.

Ihre beiden Kinder hatte man getrennt, und während der junge Dauphin Louis durch die Mißhandlungen des rohen entmenschten Simon einem frühen Tode zugeführt wurde, blieb die älteste Prinzessin, „Madame royal“ genannt, die von ihrer Familie allein noch übrig war, an dem traurigen Orte zurück.



Der Tempel.

Doch die Schreckensherrschaft der Revolution nahete ihrem Ende, und nach dem 9. Thermidor, dem Sturz Robespierres, kam auch eine bessere Zeit für die junge Gefangene im Tempel. Der Nationalkonvent sandte Kommissäre ab, die sich nach dem Zustand der Tochter Marie Antoinette's erkundigen und die Härte ihrer Gefangenschaft mildern sollten. Es war der Abgeordnete des Moseldepartements Hermand, der diesen Auftrag übernommen hatte. Er besuchte die Prinzessin im Tempel, nahete ihr mit Ehrerbietung und versprach die möglichste Erleichterung ihrer Lage, eine bessere, passendere Ausstattung ihres Wohnraumes. In einer der Kammern sah er das Klavier der Königin, er untersuchte es und fand die meisten Saiten gesprungen.

„Darf ich Ihnen einen Klavierstimmer schicken, Madame?“ fragte er.

Die Prinzessin antwortete tief ergriffen:

„Ich danke Ihnen, mein Herr! Das Instrument gehört nicht mir, es ist das Klavier der Königin, sie hat es zuletzt gespielt. Ich habe es seitdem nie berührt und würde es für eine Entweihung halten, dies jetzt zu thun."

Der Deputirte verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Unberührt blieb das Klavier der todten Königin im Tempel stehen.

Kurze Zeit darauf wurde Madame Royal gegen acht Republikaner, darunter auch der Postmeister von St. Menehould, Drouet, der die Flucht Ludwig's XVI. vereitelt hatte, ausgewechselt. Sie zog nach Wien an den Hof ihres nächsten Verwandten, des Kaisers Franz, und nun war das entsetzliche Gefängniß des Tempel leer.

Nur das Clavecin Marie Antoinette's war darin zurückgeblieben, unbeachtet, vergessen.

Doch seine Erlebnisse sollten noch nicht zu Ende sein.

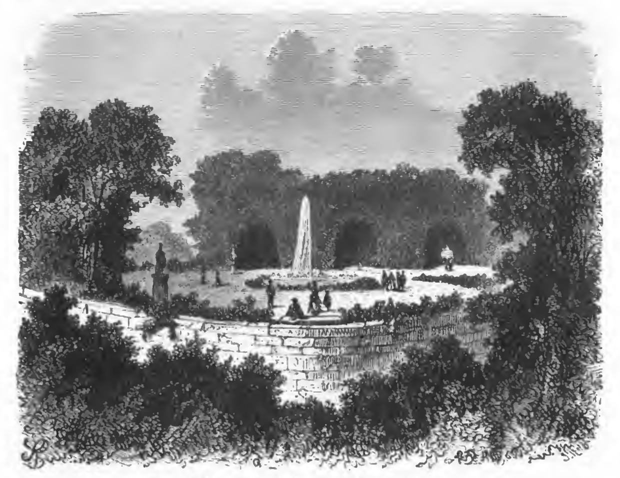
IV.

Was war mittlerweile mit Sebastian Erard geschehen?

Er hatte, wie schon angedeutet, Klotilde, die Tochter des wackeren Meisters, der durch ihn zum königlichen Hofinstrumentenmacher geworden, geheirathet, dann, als Levoir gestorben, das Geschäft übernommen, das unter seiner Führung stets mehr und mehr an Ausdehnung gewann und mit den Jahren größte Berühmtheit erlangte. Seinen Bruder Johann Baptist Erard hatte er zu sich gerufen, und im Verein mit diesem geschickten Arbeiter beschäftigte er sich unablässig mit der Verbesserung seiner Klaviere und Harfen, deren berühmteste Verfertiger Beide wurden. Die Königin und sein einfaches, doch schönes Instrument sah er noch oft in Versailles wieder, auch baute er ihr noch manche andere Klaviere, darunter eines, mit dem eine Orgel verbunden war und das von Allen, die es sahen, sogar von Gluck und Piccini, als ein wahres Wunderwerk angestaunt wurde. Doch die Revolution kam und drohte wie dem Königthum auch Erard's Thätigkeit Verderben. — In dieser schreckensvollen Zeit kehrte er noch einmal in dem Schlößchen La Muette ein, wo er ja sein Lebensglück begründet hatte.

Es war im Jahre 1790 am 14. Juli, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille. Die Franzosen feierten das große Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld und die Stadt Paris gab den Abgeordneten der französischen Gemeinden und der Armee, 16,000 Männer an der Zahl, ein glänzendes Festmahl. In den Gärten des Schlößchens La Muette wurde es abgehalten und Sebastian Erard nahm Theil daran als

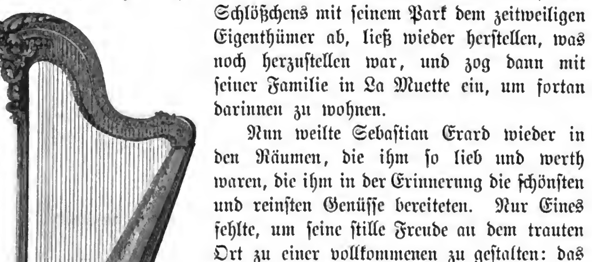
erwählter Abgeordneter seiner Pariser Sektion. Der hübsche Ort hatte leider schon sehr durch die Revolution gelitten; seit einem Jahre war er aus der Reihe der königlichen Schlösser gestrichen und nun sollte er verkauft, vielleicht gar zerstört werden. Mit schwerem Seufzer gedachte Erard der früheren schöneren Zeiten, doch er vermochte den so gewaltig dahinbrausenden Strom der Ereignisse nicht aufzuhalten, die ihn bald selbst zu verschlingen drohten.

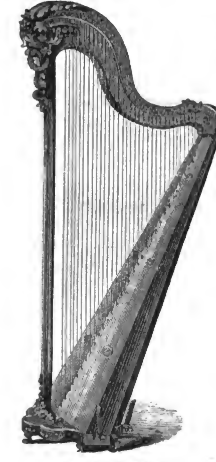


Schloßpark von La Muette in der Gegenwart.

Erard mußte endlich nach England flüchten, wo er in London ein neues Geschäft gründete. Trotz des Unglücks, das ihn in seinem Vaterlande getroffen, kehrte er nach der Schreckenszeit als reicher Mann nach Paris zurück, um auch hier seine frühere Thätigkeit wieder aufzunehmen. Mit blutendem Herzen sah er nun die furchtbaren Zerstörungen, welche die Zeit des Umsturzes angerichtet. Die Stätte, an welcher er so glücklich gewesen, erkannte er nicht mehr, sein Haus war als „Nationaleigenthum“ verkauft worden und hatte nun, wie einen anderen Herrn, auch eine andere Bestimmung erhalten. Auf seinen Wanderungen durch Paris streifte er auch das ehemalige königliche Schlößchen La Muette, dem er

eine so treue Erinnerung bewahrt hatte. Arbeiter waren beschäftigt, es auf Befehl des Eigenthümers niederzureißen, nur ein Seitenpavillon stand noch; es war derselbe, in dessen Räumen Erard der Königin sein Klavier vorgeführt hatte. Auch die schönen Gärten, der Park, waren theilweise schon verwüstet. Das bedrückte das Herz des wackeren Mannes schwer; es empörte ihn, doch diesem Gefühl entkeimte auch ein Entschluß, den er sofort zur That werden ließ. Er kaufte den Ueberrest des Schlößchens mit seinem Park dem zeitweiligen Eigenthümer ab, ließ wieder herstellen, was noch herzustellen war, und zog dann mit seiner Familie in La Muette ein, um fortan darinnen zu wohnen.





Erard's Pedalharfe.

Nun weilte Sebastian Erard wieder in den Räumen, die ihm so lieb und werth waren, die ihm in der Erinnerung die schönsten und reinsten Genüsse bereiteten. Nur Eines fehlte, um seine stille Freude an dem trauten Ort zu einer vollkommenen zu gestalten: das Klavier der Königin, das die eigentliche Quelle seines Glückes gebildet.

Auch dieser Wunsch sollte mit der Zeit erfüllt werden.

Frankreich hatte in Napoleon einen neuen Herrscher erhalten, der, obgleich aus bürgerlichem Stande und ein Kind der Revolution, seine Familie zu Königen, Prinzen und Prinzessinnen erhob. 1811 gab er Befehl, den Tempel oder vielmehr den Thurm, der das Gefängniß Ludwig's XVI. gewesen, niederzureißen. Da fand man denn unter anderem Gerümpel auch das Klavier der unglücklichen Marie Antoinette. Napoleon's Stieftochter Hortense, die Gemahlin seines Bruders Louis, Königin von Holland und Mutter des Kaisers Napoleon III., eine leidenschaftliche, doch auch begabte Musikfreundin, nahm das geschichtlich denkwürdige Instrument für sich in Anspruch. Sie ließ es wieder herstellen, und obgleich sie die herrlichsten Pianofortes besaß, so spielte sie doch mit Vorliebe auf dem alten königlichen Clavecin. Auf seinen Tasten soll sie die berühmte und später zur Napoleonischen Hymne gewordene Romanze von dem jungen und schönen Dunois komponirt haben.

Doch auch diese Zeit verging; der Bruder des hingerichteten Königs, der Graf von Provence, wurde als Ludwig XVIII. wieder Herr von Frankreich, aus dem nun die Napoleonischen Familienmitglieder fliehen mußten. Die Sachen der ehemaligen Königin von Holland wurden öffentlich verkauft, darunter auch ein altes schwarz lackirtes Spinett mit verblichenen Malereien. Niemand wollte darauf bieten. Da trat ein invalider Kapitän vor und kaufte für wenige Franken das Instrument, das er mit zitternden Händen und verklärtem Blick in Empfang nahm und nach seinem Stübchen in dem Invaliden-Hotel bringen ließ. Es war der ehemalige Klavierstimmer Marie Antoinette's, Doublet, der schon einmal, in den Schreckenstagen von 1792, um das Instrument geworben hatte, und der es nun wirklich sein eigen nannte. Er war Soldat geworden und zum Kapitän avancirt. In der Schlacht von Austerlitz verwundet, wurde er dann ein Bewohner des Invaliden-Hotels. Doublet hielt das Klavier seiner Königin hoch in Ehren bis an seinen Tod, doch nun gelangte es in Hände, die es erst recht zu schätzen wußten. Der alte Sebastian Erard hatte von dem Clavecin gehört, er eilte zu dessen jetzigem Besitzer, erkannte seine Arbeit vom Jahre 1770, wie auch den Sohn des damaligen tüchtigen Arbeiters von Levoir wieder und erhielt von Doublet die bestimmte Zusage, daß nach des Kapitäns Tod das Klavier der Königin in keines Anderen Hände gelangen sollte als in die Erard's.

So kam es auch. Doublet, dem seine Wunden viel zu schaffen machten, starb vor dem viel älteren Erard, und nun wurde der eigentliche Verfertiger des Klaviers auch dessen Besitzer. Von nun an prangte es, passend hergestellt, wieder in dem Salon des Schlößchens La Muette, jetzt der Wohnung Erard's, und an derselben Stelle, wo es Anno 1770 gestanden und der junge Künstler es der Dauphine vorgeführt.

Doch auch Erard's letzte Stunde schlug. Er starb am 5. August 1831 in seinem Schlößchen La Muette. Am Tage vor seinem Scheiden mußte sein Sohn ihm noch auf dem alten Klavier mit den Rabenkielen längstvergessene Weisen des vorigen Jahrhunderts vorspielen, und an dem Geiste des achtzigjährigen Greises zogen Alle die vorüber, welche er im Leben geliebt: sein guter Meister Levoir, seine geliebte Klotilde, die ihm längst vorangegangen war, und seine angebetete Königin, die unglückliche Marie Antoinette, die er sich anschickte, alle wieder zu sehen. —

Dies die Geschichte des Klaviers der Königin; sie lehrt, daß die Menschen und ihre Werke oft wechselvollen Schicksalen unterliegen.

Das Schlößchen La Muette zu Paris befindet sich heute noch im Besitz der Nachkommen des alten Sebastian Erard — sein Sohn starb 1855 darin, auf derselben Stelle, wo 24 Jahre früher der Vater aus dem Leben geschieden. — Das alte Klavier Marie Antoinette's wird wol auch jetzt noch in dem wiederhergestellten reichen Rococosalon Ludwig's XVI. zu finden sein.

Die Mädchen, selbst Frau Wallbrunn, hatten mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung des Onkels gelauscht, schon längst ruhten die Anfangs emsig arbeitenden Händchen der Fleißigen, und wol auf den Lippen Aller schwebten Fragen, hervorgerufen durch die Neugierde, noch mehr von dem hübschen Schlößchen, das Onkel Reinhold ja gesehen hatte und genauer kannte, zu erfahren. Dieser schien Derartiges zu ahnen, und um den Fragen zuvorzukommen, erhob er sich plötzlich und sagte:

„Genug für heute, meine lieben jungen Freundinnen! Unsere Abendunterhaltung hat wol schon zu lange gedauert, denn es ist spät geworden und wir müssen scheiden, sollen Eure Eltern nicht besorgt werden. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder.“

Die letzten Worte klangen recht bange, schien es doch fast, als ob er selbst an ihrer Verwirklichung zweifle. Seine Zuhörerinnen beachteten dies indessen nicht, denn sie waren weit davon entfernt, den eigentlichen Sinn der Rede zu errathen. Nur Frau Wallbrunn sandte dem Bruder einen ernsten, verständnißvollen Blick zu. Die Mädchen hatten sich erhoben, und da die Uhr in der That bald die zehnte Stunde zeigte, so rüsteten sie sich unter heiterem Geplauder zur Heimkehr. Mit herzlichem Händedruck und dankenden Worten nahmen sie Abschied von dem guten Onkel, von Frau Wallbrunn und den beiden Töchtern des Hauses, welche die Freundinnen bis zum Ausgang begleiteten. Bald darauf war das Musikzimmer leer und still. Der trauliche Abend war vorüber.

„Es wird wol der letzte Abend gewesen sein!“ sagte Onkel Reinhold sinnend und recht schwermüthig vor sich hin, nachdem auch er seinen Lieben „gute Nacht“ gewünscht hatte und langsam der eigenen stillen Stube zuschritt.



Der Abschied von Daheim.

Drittes Kapitel.

Das Testament eines Sonderlings.

Der verstorbene Kommerzienrath Wallbrunn hatte einen ziemlich nahen Verwandten, mit dem er bei Lebzeiten nur in der Jugend, dann nie mehr in Berührung gekommen war. Frau Wallbrunn wußte von demselben nicht viel mehr, als daß er Meinhard Meeringen hieß — sie gedachte seiner kaum, ihren beiden Töchtern war er so gut wie unbekannt geblieben. Obgleich Meeringen über ein ganz bedeutendes Vermögen verfügte, das ihm gestattet haben würde, in der Hauptstadt des Landes zu leben, alle Bequemlichkeiten und jeden Luxus sich zu gestatten, so hatte er sich doch seit Jahren gänzlich von der Welt zurückgezogen. Nach dem Tode seiner Frau war er mit seinem einzigen Sohn, der damals noch ein Kind gewesen, und einem Diener oder Vertrauten hinaus auf das Land, in eine waldige und wenig bevölkerte Gegend gezogen, hier

als Einsiedler, als ein Sonderling lebend, um den sich niemand kümmerte, und der seinerseits sich ebenfalls um nichts mehr kümmerte, was draußen vorging. Die Folgen konnten nicht ausbleiben, denn wie er selbst der Verwandten vergaß, so vergaßen diese ihn, und der einsame reiche und doch so arme Mann war für sie verschollen, so gut wie jetzt schon gestorben.

Dies wäre etwa Alles gewesen, was Frau Wallbrunn über den unbekannten Vetter zu sagen gewußt hätte, wenn sie in ihrem Gedächtniß die wenigen Aeußerungen ihres verstorbenen Gatten über denselben zusammengesucht haben würde. Plötzlich jedoch sollte sie an ihn gemahnt werden und dies in einer ebenso überraschenden als für sie und die Ihrigen tiefbedeutsamen Weise.

Das gestern ihr zugegangene dicke amtliche Schreiben hatte ihr eine unerwartete Nachricht gebracht. Es enthielt eine Abschrift des Testaments des vergessenen Vetters, denn dieser war gestorben, sodann noch ein Schreiben mit einer fremden, höchst sonderbaren Unterschrift, dessen Inhalt gleich merkwürdig lautete. Es rührte von einem Manne her, der lange Jahre die Einsamkeit des nun verstorbenen Meinhard Meeringen getheilt, dessen volles Vertrauen besessen haben mußte, und der jetzt den Geschiedenen aufrichtig zu beweinen schien.

Dies waren die seltsamen Schriftstücke, welche Frau Kommerzienräthin Wallbrunn und Onkel Reinhold gestern so sehr beschäftigten, daß sie darüber fast des Musikabends vergaßen. Heute saßen sie wieder beisammen, lasen wiederholt die Blätter und besprachen den Inhalt der Schriftstücke.

In dem Testament setzte der verstorbene Meeringen seinen Vetter Josef Wallbrunn, oder, im Falle dieser nicht mehr am Leben sein sollte, dessen Nachkommen zu Universalerben seiner Habe an beweglichem und unbeweglichem Eigenthum, sowie an baarem Gelde und Ausständen ein, jedoch mit einer Klausel, die der Erbschaft, so bedeutend sie auch war, im ersten Augenblick allen Werth zu nehmen drohte. Die Hinterlassenschaft, in den Beilagen des Testaments verzeichnet, bestand vorerst aus einem alten schloßartigen Gebäude, das „Haidehaus“ genannt, auf einer heidigen Hochebene am Waldsaume und ziemlich weit von anderen menschlichen Wohnungen gelegen, sowie aus dessen Inhalt an Geräth und Sammlungen; ferner aus Waldungen, deren Umfang ein überaus beträchtlicher sein mußte und aus einem Baarvermögen, das theilweise unbenutzt in den Kisten und Kasten des Verstorbenen schlummerte, von weit

über hunderttausend Thalern. Doch die Klausel — die Klausel, welche sich an die Besitznahme dieses schönen Erbes knüpfte! Es war eine besonders für Frau Wallbrunn und deren Töchter gar zu harte, scheinbar unannehmbare. Sie lautete einfach dahin, daß der Erbe sich verpflichten müßte, eine Reihe von fünf Jahren das alte öde Haidehaus zu bewohnen. Behage ihm nach dieser Zeit der Aufenthalt nicht derart, daß er sich dazu entschließen könnte, mit seiner Familie für immer drinnen zu wohnen, so möge er wieder weiterziehen, doch falle alsdann die Hälfte des ganzen Vermögens den Armen der dortigen Gegend zu. Erst nach diesem Zeitpunkt, und wenn er sich für ein Bleiben ausgesprochen, dürfe er Theile der Erbschaft, der Sammlungen verkaufen — nur das Haus nicht. Der Erblasser, ein wirklicher Sonderling, meinte schließlich doch recht vernünftig, daß er fest überzeugt sei, sein Vetter oder dessen Familie werde sich im Laufe der fünf Jahre, so mit dem stillen, doch schönen Aufenthalt, fern von dem schalen Getriebe der Welt, befreunden, einen solchen Gefallen und wohlthuenden Genuß an seinen kleinen Sammlungen finden, daß sie gern, aus freien Stücken, bleiben und den Inhalt des Hauses nicht veräußern sondern wie sein Begründer benutzen und in Ehren halten würde.

Der Begleitbrief des Vertrauten des Verstorbenen kündete noch allerlei Wichtiges, Sonderbares, doch auch Bedenkliches. Vor allen Dingen drang er darauf, daß die Besitznahme des großen Nachlasses, die Uebersiedlung des oder der Erben so rasch als nur irgend möglich erfolgen müsse, denn er selber sei ein alter schwacher Mann und befinde sich mit einem gleich alten und gebrechlichen Knechte ganz allein in dem großen abgelegenen Hause, wo die Werthsachen, wenn auch hinter amtlich versiegelten Thüren, doch in so gut wie offenen Kasten und Schubladen umherlägen. Ferner wäre es die allerhöchste Zeit, die großen Geldsummen zinsbringend anzulegen, die herrlichen Waldungen, welche seit einem Menschenalter nicht bewirthschaftet worden wären, keine Axt gesehen hätten, die immer mehr verwilderten und dadurch werthloser würden, zu lichten und in regelrechte, nutztragende Ordnung zu bringen. Sodann erzählte der sehr lange und gleich redselig abgefaßte Brief Mancherlei aus dem Leben des Verstorbenen. Unter Anderem erwähnte er auch dessen Sohn Herbert, den er, der Schreiber, erzogen, der ein seelenguter, begabter, nur etwas unbändiger Knabe gewesen, endlich aber, vor etwa zehn Jahren, als Herbert deren fünfzehn gezählt, nach einer heftigen Scene mit dem Vater — der auch dem jungen Leben die Welt

habe verschließen wollen -- davongelaufen und nimmermehr heimgekehrt sei. Der Vater habe ihn als todt betrachtet, was auch leider wol die Wahrheit sein dürfte, nie mehr von dem Entflohenen geredet und ihn jetzt, durch einen eigenen Akt, von aller Erbfolge ausgeschlossen, im Falle er doch noch am Leben sein sollte. Am Schlusse erging der Schreiber sich in einer enthusiastischen Beschreibung der Sammlungen des verstorbenen Meeringen, die in einer großen und vortrefflichen Bibliothek von Büchern und Musikalien, guten und seltenen wie auch seltsamen Kupferstichen, Bildern und Bildwerken, verschiedenen Instrumenten und aus einer bedeutenden Menge kulturgeschichtlicher, höchst merkwürdiger Gegenstände beständen, die dem Verstorbenen, dem guten edlen Herrn Meinhardus Meeringen und ihm, seinem alten Alibert, stets größte Freude in der Einsamkeit bereitet hätten.

„Und dennoch ist es wunderbar schön bei uns!“ so schloß das Schreiben. „Die prachtvollen Wälder, bevölkert von Wild aller Art; besonders die vielen schlanken Rehe, die, durch die Abwesenheit eines Jägers in ihrem Stillleben nie beunruhigt, so zutraulich geworden sind, daß sie im Winter uns im Hause besuchen, um sich ihr tägliches Brot zu holen. Sodann die herrliche Luft, durchhallt von dem Gesange zahlloser Vögelein, der schöne Ausblick über die Haide in die duftige Ferne, sowie die bewaldeten Berge und Schluchten — vor Allem aber die Ruhe, der selige Friede, der hier überall herrscht, machen den Aufenthalt im Haidehaus zu einem selten schönen, Herz und Geist erquickenden, wie den Ort selbst trotz Oede und Haide zu einem wahrhaften kleinen Erdenparadiese. Deshalb kommen Sie so bald als nur möglich. Lebt in Ihrer Brust ein Gefühl für Gottes herrliche Natur, ist Ihr Seelenfriede Ihnen werth, so werden Sie uns sicherlich nicht wieder verlassen wollen. Das Haidehaus wird Ihnen theuer werden, wie es meinem alten Herrn und mir, seinem Genossen, theuer geworden ist.“

Unterzeichnet war dieser merkwürdige und stellenweise rührende Brief mit dem noch viel merkwürdigeren Namen und Titel:

„Alibert d'Arbois, Marquis von Blanville,
ehemaliger Maître de danse und jetziger Majordomus vom Haidehaus Meeringen.“

Bereits mehrere Male hatten Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold die Schriftstücke überlesen, stundenlang darüber geredet, und doch waren sie noch immer nicht zu einem Entschlusse gekommen.

„Obgleich das uns so unverhofft zugefallene große Vermögen wol das Glück meiner Kinder zu begründen vermöchte,“ sagte Frau Wallbrunn endlich, „so könnte ich es doch nicht über das Herz bringen, die armen Mädchen zu einer solchen Einsamkeit zu verurtheilen. Es hieße ja sie förmlich um ihr junges Lebensglück betrügen! Cäcilia zählt neunzehn, Leonore achtzehn Jahre; in dem bevorstehenden Winter sollen sie, wenn auch in bescheidener Weise, in die Welt treten, an den gesellschaftlichen Vergnügungen, die ihrem Alter nicht vorenthalten werden dürfen, Theil nehmen. Ich hatte ihnen gestattet, das Theater zu besuchen, um die Meisterwerke unserer großen Dichter und Tonsetzer kennen zu lernen, an einigen Gesellschaftsbällen sich zu betheiligen, worauf Beide sich jetzt schon so sehr freuen! Und nun soll ich den Armen dies Alles entziehen, für fünf lange Jahre entziehen, um ihnen ein Vermögen zuzuwenden, das im Grunde nicht ihnen gehören kann! Denn ein rechtmäßiger Erbe ist vorhanden, an dessen Dasein ich glauben muß, wenn man mich nicht von seinem Tode überzeugt. Nein, Reinhold, ich kann mich trotz aller Verlockung nicht entschließen, die sonderbare Erbschaft anzutreten. — Ich will aus Liebe zu meinen Kindern darauf verzichten.“

„Das wäre eine blinde, thörichte Liebe, Schwester,“ entgegnete Onkel Reinhold ruhig. „Ein solches Vermögen ist die glückliche Zukunft Deiner Kinder, die ich zu sichern mit meiner ganzen Habe leider nicht im Stande bin. Deine Liebe sollte darauf bedacht sein, Deinen Töchtern zu erhalten, was ein freundliches Geschick ihnen zuweist. Auch Dein zweiter Grund ist ein unhaltbarer. Lebt Herbert, der Sohn des verstorbenen Vetters Meeringen wirklich noch, so ist er doch im Augenblick so gut wie todt und Deine Weigerung, die Erbschaft anzutreten, würde ihm nichts fruchten, denn er ist durch einen Akt seines Vaters enterbt — überhaupt nicht vorhanden. Schlägst Du das Vermögen aus, so läuft es Gefahr verzettelt zu werden, niemanden von unserer Familie würde es alsdann zugute kommen und das — das darf nicht sein, Helene!“

„Du wirst wol Recht haben, Reinhold,“ sagte Frau Wallbrunn nach einer kleinen Pause mit einem schweren Seufzer.

„Oder sollte ein anderer Grund für Deine Weigerung bestehen?“ fuhr Reinhold jetzt fort, indem sein ernstes Gesicht wieder einen Anflug von Heiterkeit zeigte und sein Auge forschend auf dem der Schwester haftete. „Sollte vielleicht Dir selbst der Gedanke unerträglich sein, fern von aller Welt in einer stillen Einsamkeit, die wie es scheint, dennoch der Poesie nicht entbehrt, zu leben?“

„Wo denkst Du hin, Bruder!“ fuhr Frau Wallbrunn jäh und erschrocken auf. „Ich würde mit Freuden das Opfer bringen, mich ohne Bedauern von der Welt zurückziehen, könnte ich damit meine Kinder von der unseligen Verpflichtung loskaufen.“

„Nun denn,“ rief plötzlich Onkel Reinhold mit einem ganz anderen, freudigeren Tone als bisher, „so wären wir Beide ja einig, denn auch ich zöge sogar sehr gerne in das stille geheimnißvolle Haidehaus, zu seinen seltenen Schätzen und ihrem gewiß originellen Hüter, der ein Marquis sich nennt und ein Tanzmeister war. Es bliebe uns also nur noch übrig, die Kinder zu befragen — auch sie, so meine ich, haben bei der Entscheidung ihre Stimmen abzugeben. Können sie sich zu dem neuen Leben entschließen, glauben sie dabei nicht allzuviel entbehren zu müssen — der Zustimmung Einer glaube ich jetzt schon so gut wie gewiß zu sein — dann steht der Einkehr der launischen Frau Fortuna in unseren Lebenskreis nichts mehr im Wege. Was meinst Du dazu, liebe Schwester?“

„So soll es sein!“ sprach Frau Wallbrunn mit festem Entschluß, „die Mädchen mögen entscheiden. Und damit dies peinliche Hangen und Bangen recht bald sein Ende finde, damit wir wissen, was wir zu thun und zu lassen haben, will ich Beide rufen. Sie sollen Alles erfahren und dann urtheilen, entscheiden.“

Damit verließ Frau Wallbrunn die Stube, um die beiden Mädchen zu holen, die im Wohnzimmer und in der Küche beschäftigt waren.

Nicht wenig neugierig gemacht durch das erregte, fast feierliche Wesen der Mutter, betraten Cäcilia und Leonore das Stübchen, das seit gestern zu einem Berathungssaal geworden. Doch wie gespannt die Mädchen auch gewesen sein mochten, das was ihnen nun der Onkel und die Mutter mittheilten, es mußte jede Erwartung übertreffen. Das Testament des verstorbenen Vetters Meeringen, von dessen Dasein sie kaum eine Ahnung gehabt, der Brief des Marquis-Majordomus wurden ihnen vorgelesen, der Inhalt erläutert und endlich die Frage gestellt, was sie dazu sagten, ob sie geneigt seien, die sonderbare Klausel anzunehmen und ob sie alsdann auch die Kraft in sich fühlten, sie auszuführen.

Keine Antwort erfolgte, doch aus verschiedenen Ursachen, denn die unerwartete und im Grunde für ihre Zukunft hochwichtige Mittheilung hatte auf beide Mädchen eine ganz entgegengesetzte Wirkung ausgeübt. Leonore hielt still den Blick zu Boden gesenkt, Cäcilia weinte und wurde immer erregter.

„Redet, meine Kinder!" sprach der Onkel mit herzlichem Tone, doch hauptsächlich zu Leonore gewendet, die allein dazu im Stande zu sein schien. „Redet ohne Scheu, kein Zwang soll Eurem Fühlen und Denken angethan werden. Ihr allein habt zu entscheiden, ob wir uns der seltsamen nun einmal bestehenden Forderung fügen oder nicht."

Leonore hob langsam den Kopf, ihr dunkles Auge leuchtete — und wahrlich, es war ein freudiges Aufleuchten! — dann sprach sie mit ihrer lieben weichen Stimme:

„Frage die Schwester, was sie beschließt, ist mir recht."

„Mutter! Mutter!" rief Cäcilia in diesem Augenblick unter plötzlichem heftigen Schluchzen. Zugleich sprang sie von ihrem Sitz empor und warf sich der Mutter an die Brust, deren Hals sie fast krampfhaft umschlang. Auch Frau Wallbrunn mußte weinen, denn sie begriff und fühlte, was in dem Herzen ihres Kindes vorging.

„Beruhige Dich, meine liebe, gute Cäcilia!" flüsterte sie der Erregten zu: „Du hast gehört, was der Onkel gesagt, ich denke ebenso. Lieber wollte ich auf alle Güter der Erde verzichten, als mein innigst geliebtes Kind unglücklich machen."

Der Anfall ging fast ebenso rasch vorüber als er gekommen.

„Verzeihe mir, Mutter," sagte das junge Mädchen, bereits wieder unter Thränen lächelnd. „Ich konnte nicht anders, er war stärker als ich. O, der garstige Vetter, der uns zu einer solchen fünfjährigen Einsamkeit zwingen will! Ich könnte ihm für das ganze Leben bös werden — wenn er nicht schon todt wäre. Und dann sein armer — armer Sohn Herbert, den er verstoßen konnte! Ach das peinigt mein Herz erst recht und ich mag nichts von seinem Gelde, von seiner ganzen Erbschaft wissen."

Der Onkel lächelte, dann sagte er gelassen:

„Abgesehen von letzterem Bedenken, das Deinem Herzen alle Ehre macht — das ich übrigens schon Deiner Mutter widerlegt — hättest Du also gegen das Leben in dem stillen Haidehaus nicht allzuviel einzuwenden?"

Mit einem allerliebsten Schmollen entgegnete das Mädchen:

„Allerdings hätte ich viel — sehr viel dagegen einzuwenden."

„Und das wäre?"

„Vor allen Dingen würde ich dadurch das Vergnügen des Tanzes, auf das ich mich so unendlich gefreut, entbehren müssen. Du weißt es ja, wir sollten in diesem Winter noch Unterricht nehmen und dann einige Bälle besuchen. Die Mutter hat es uns fest versprochen."

„Ist es weiter nichts als Das,“ entgegnete Onkel Reinhold, „so könnte dem schon abgeholfen werden. Bedenke doch nur, das Haidehaus besitzt ja einen Tanzmeister, und was für einen?! einen Marquis, unzweifelhaft der Abkömmling eines französischen Emigranten und wol auch ein ganz vorzüglicher, weil geborner Maître de danse. Sein Unterricht wird nichts zu wünschen übrig lassen. Sodann werden wir doch wol ein paar Nachbarn auftreiben können und somit schon im Stande sein, im Laufe des Winters einige Tanzvergnügungen, kleine Bälle, oder wenn Du willst sogar einen recht hübschen Maskenball zu veranstalten. Was sagst Du dazu?“

Cäcilia entgegnete vorerst nichts, doch blickte sie den Onkel dafür mit einer allerliebsten Schelmerei an, dann lachte sie hell auf und sagte:

„Du bist wirklich ein gefährlicher Onkel, machst mit mir, was Du willst. Dein Vorschlag ist gar nicht übel — er könnte mir sogar recht gefallen, doch“ — fuhr sie wieder ernster werdend und schmollend fort — „der Tanz ist es nicht allein, den wir entbehren sollen, das Theater, die Opern, die Ihr Beide uns zu hören und zu sehen versprochen habt. Ach, diesen Genuß, der zugleich eine nothwendige Belehrung ist, können und dürfen wir nicht entbehren.“

Onkel Reinhold lächelte wie siegesgewiß vor sich hin, dann schaute er auf und die Hand Cäcilia's ergreifend, sprach er ruhig:

„Auch dafür könnte ein Ersatz gefunden werden, mein liebes Kind. Höre mich an! Wir gehen an den Abenden, wo wir nichts Besseres zu thun wissen, die theatralischen Werke unserer großen klassischen Tonmeister am Klavier durch, singen die Rollen, ich spiele und singe meinetwegen den Chor, und zugleich gebe ich Euch Erläuterungen über das gewählte Werk und seinen Urheber, die Ihr im Theater vergebens suchen würdet. Noch mehr! Ich führe Euch in dieser Weise musikalische Schauspiele, Opern, vor, die längst unverdienter Vergessenheit anheim gefallen sind, die auf der Bühne nie oder nur durch einen seltenen Zufall zu hören sein dürften. Und meine kleinen Belehrungen dabei vermöchte ich wol recht unterhaltend vorzubringen. So würden wir denn nicht allein höchst merkwürdige Schöpfungen älterer bedeutender Tondichter, sondern auch die Entstehung jener musikalisch-theatralischen Kunstgattung, die man „Oper“ nennt, in Italien, Frankreich und in unserem deutschen Vaterlande kennen lernen. Für den bevorstehenden Winter wäre dies wahrlich Unterhaltungsstoff genug — für die kommenden Jahre würde sich schon Anderes finden, — der Zufall und unser

gutes Glück werden uns gewiß dabei günstig sein! Und wäre die vorgeschriebene Zeit vorüber, würden wir wieder in die Stadt zurückkehren, dann könntet Ihr das Theater mit Nutzen besuchen. Die Opern böten Euch alsdann einen wirklichen, ja doppelten Genuß, denn ihr wäret durch die erlangte Kenntniß ihres Wesens und ihrer Geschichte darauf vorbereitet, wie kaum irgend ein anderer Zuhörer." —

„Das ist ja herrlich! lieber theurer Onkel! Wann reisen wir ab — wann beginnen wir diesen anmuthigen Lebensplan auszuführen?" — so rief Cäcilia, den Onkel unterbrechend, mit größter Lebhaftigkeit, und nun konnten auch die Mutter und Leonore sich nicht enthalten laut aufzulachen. Onkel Reinhold blickte mit einer gutmüthig stolzen Zufriedenheit darein, denn er hatte in der That ein kleines Wunder bewirkt. Er selbst hatte wol kaum gehofft, daß sein Vorschlag eine so rasche Umwandlung bei den jungen Mädchen hervorbringen würde.

„Also einverstanden?" rief er freudig, der Nichte die Hand hinhaltend. „Und Du, Leonore?"

„Außer all dem Schönen, das Du uns in Aussicht stellst, lieber Onkel," sagte jetzt die jüngere Schwester mit leuchtendem Auge, „wird uns, besonders mir, der stille schöne Aufenthalt noch ganz andere Freuden bieten. Ich bin dessen gewiß und nachdem die Schwester sich in solcher Weise dafür ausgesprochen, so will ich Euch die innige Freude nicht verhehlen, die ich von allem Anfang darüber empfunden."

„So wäre ja Alles in schönster Ordnung," sprach der Onkel sich erhebend, „und bliebe nur noch übrig, uns so rasch als möglich für den Ueberzug zu rüsten, denn die Sache ist dringend. Nehmen wir das Erbe an, so haben wir auch die Verpflichtung dafür zu sorgen, und nach den Mittheilungen des Briefes des Herrn „Marquis-Majordomus" dürfen wir keinen Tag länger als nöthig zaudern."

„Doch die Wohnung, die Möbel —" warf Frau Wallbrunn besorgt ein.

„Und die Abschiedsbesuche — unsere Freundinnen?" — ergänzten die beiden Mädchen.

„Habe Alles schon überlegt," entgegnete Onkel Reinhold bedächtig. „Wir behalten vorerst noch die Wohnung, lassen alles Hausgeräth hier. Sollte der Aufenthalt im Haidehaus uns dennoch mißfallen — was ich indessen nicht glaube — so können wir nach dem ersten Winter immer noch thun was wir wollen. Unsere Bekannten, Eure Freundinnen, laden wir Alle zu einem letzten Musikabend ein — bis dahin müssen

unsere Reisevorbereitungen getroffen sein — nehmen Abschied von ihnen und am anderen frühen Morgen fahren wir ab. Einstweilen werde ich das amtliche Schreiben zusagend beantworten, zugleich auch dem Herrn Alibert d'Arbois den Tag unserer Ankunft anzeigen. Am nächsten Montag reisen wir."

„Herrlich! prächtig!" rief Cäcilia, in kindischer Freude in die Hände klatschend. „Ich werde mich sofort mit dem Einpacken beschäftigen, dann meine Freundinnen aufsuchen und Alle für Sonntag Abend zu einem großen Abschiedskonzert einladen."

Die Mutter blickte gerührt auf ihr heiteres Kind, das dem Lebenswechsel so froh entgegenging. „Gott lenke es zum Guten!" flüsterte sie inbrünstig vor sich hin, dann schickte auch sie, wie die Uebrigen sich an, die ersten Vorbereitungen zu der nun einmal beschlossenen und so nahe bevorstehenden Abreise zu treffen.

Bis zum Sonntag waren nur noch zwei Tage und die Familie hatte vollauf zu thun, Kleidung, Wäsche, Bücher, Musikalien und sonstige, durch den Gebrauch liebgewonnene Sachen einzupacken. Alle Kisten und Kasten sollten auf der Eisenbahn mitgeführt werden, bis zu der dem Haidehaus zunächst gelegenen Station. Es war dies die kleine Amtstadt Dahlheim, von wo aus noch ein Weg von etwa sechs Stunden zu Wagen zurückgelegt werden mußte, um das eigentliche Reiseziel zu erreichen. In Dahlheim wollte Onkel Reinhold auch einen Rechtskundigen zu gewinnen suchen, der der Schwester und ihm in endgiltiger Ordnung der Erbschaftsangelegenheit beizustehen vermöge. —

Der Sonntag kam endlich heran, und da alle Freundinnen und Bekannten des Hauses die Erbschaftsangelegenheit und den Wegzug der Familie Wallbrunn mit mehr oder minderem Staunen, doch gleich aufrichtigem Leidwesen erfahren hatten, so konnte es nicht fehlen, daß an diesem letzten Abend die Räume der Wohnung sich wirklich als zu klein erwiesen, Alle die zu fassen, welche gekommen waren, um noch einmal mit den liebenswürdigen Freunden zu verkehren und Abschied von ihnen zu nehmen. Viel wurde musizirt, eine jede der Freundinnen gab zuguterletzt ihr Bestes, doch noch mehr wurde geplaudert und schließlich auch geweint, denn der Abschied war von Seiten der jungen Mädchen ein wirklich schwerer und ergreifender. Selbst Onkel Reinhold vermochte es nicht, seine Thränen zurückzuhalten, besonders als seine Lieblinge Regina Falk und Hulda von Linden, dann Betty von Allfeld und die kleine Konstanze an die Reihe kamen. Er mahnte die Mädchen, besonders die beiden

Ersteren, an ihr Gespräch vom letzten Musikabend, und Regina gelobte ihm mit wenigen, doch ernsten Worten, daß sie halten würde, was sie damals ausgesprochen. Konstanze vermochte sich nicht zu beruhigen, das junge Mädchen hing zu sehr an dem alten freundlichen Herrn, der ihr ja so zu sagen ein neues Leben erschlossen hatte.

Onkel Reinhold linderte das Herbe des Abschiedes der jungen Herzen einigermaßen dadurch, daß er den Freundinnen das Versprechen gab, sie in ihre neue Heimat zu Besuch zu laden, etwa zu dem ersten Ball, den sie dort geben würden. Eine heitere Fahrt und viel Vergnügen stellte er in Aussicht und die Mienen heiterten sich wieder für Augenblicke auf. Die Mädchen selbst hatten unter sich einen regelmäßigen Briefwechsel verabredet; der Reihe nach sollten sie Briefe aus dem Haidehaus erhalten und die Empfängerin sie den anderen Freundinnen mittheilen, während die in der Stadt Bleibenden eine Jede für sich zu schreiben versprach und zwar wöchentlich mindestens einmal, so daß fast jeden Tag ein Brief im Haidehaus ankommen mußte.

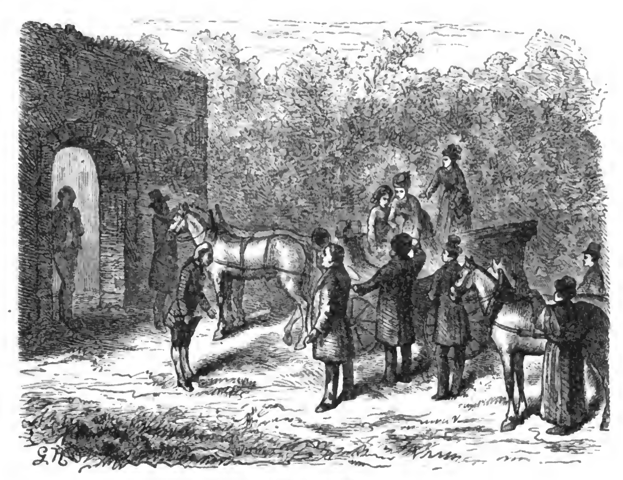
So verging der letzte Abend des gewohnten und so lieb gewonnenen Beisammenseins rasch, und nur zu bald war die Stunde gekommen, wo man scheiden mußte. Onkel Reinhold forderte seine jungen Freundinnen zum letzten Gesange auf. Es war ein Chor, der vom Scheiden, doch auch vom fröhlichen Wiedersehen sprach, ein Gedicht, das Onkel Reinhold einer Mendelssohn'schen Komposition angepaßt und für diese Gelegenheit vorbereitet hatte. Trotzdem die Klänge am Schluß recht hoffnungsfroh das Ohr der Singenden wie der Zuhörer trafen, so vermochten die Mädchen doch den Gesang kaum zu Ende zu führen und kein Auge blieb trocken. Nun folgte noch ein kurzer tiefergreifender Abschied, mit Gewalt rissen die Scheidenden sich von einander los, dann leerte sich die Wohnung und die darin Zurückbleibenden waren von ihrer bisherigen Umgebung unwiderruflich getrennt. Der Anfang eines neuen Lebens hatte für sie begonnen.

Krampfhaft schluchzend lag Cäcilia an dem Herzen der Mutter, die mit dem anderen Arme die lautlos weinende Leonore umfaßt hielt und an sich drückte, unfähig, nur ein Wort des Trostes zu flüstern. Onkel Reinhold hatte sich ebenfalls abgewendet und trocknete sich die Augen; auch er sprach nicht, wol mit Absicht, er fühlte, daß in solchen Augenblicken des Abschieds das Wort ohnmächtig sei, gegen den Schmerz anzukämpfen. Die Thränen müssen erst ungehindert verrinnen, soll der Trost Eingang in das arme geängstigte Menschenherz finden können.

Endlich näherte er sich seinen Lieben, legte die Arme um Mutter und Töchter und sprach mit tief aus dem Herzen kommenden Worten:

„Nichts geschieht ohne des Herrn Willen! auch was uns widerfährt, ist in seinem weisen Rath beschlossen, und wir müssen in uns die Kraft zu finden suchen, es zu ertragen. Vertrauen wir ihm, und gehen wir muthig auf dem Wege voran, der nun offen vor uns liegt, so wird uns seine Hülfe nicht fehlen; wir werden das rechte Ziel erkennen lernen und es auch erreichen. Dies bedenket, Kinder, verbannt den Schmerz und gönnt Euch die so nöthige Ruhe. Dann mit Gott, mit Muth und Selbstvertrauen frisch voran in das neue Leben!“





Ankunft im Haidehaus.

Viertes Kapitel.

Das Haidehaus.

Der Morgen des anderen Tages fand die Familie Wallbrunn auf der Eisenbahn. Hier saßen die Familienglieder in einer besonderen Wagenabtheilung für sich beisammen. Anfangs recht schweigsam, ließen sie ohne Theilnahme die rasch wechselnden Landschaftsbilder an sich vorüberziehen. Außer den uns bekannten vier Personen war noch eine fünfte zugegen, Grete, die alte Magd, ein Erbstück der Wallbrunn'schen Familie. Grete würde gestorben sein, hätte sie zurückbleiben müssen, denn mit seltener Treue hing die Alte an ihrer Herrschaft, für die sie durchs Feuer gelaufen wäre. Da die Grete gleichsam zur Familie gehörte, so saß sie jetzt auch bei ihrer Dienstherrin; wo diese sich auch befand, die alte Grete fühlte sich wohl und zufrieden, weil sie sich geschützt und auch von Alt und Jung geliebt wußte. Recht neugierig schaute sie zu

den Wagenfenstern hinaus auf die vorbeifliegenden Landschaften, denn was sie jetzt erlebte und sah, war ihr neu, hatte sie doch in ihrem ganzen langen Leben die Stadt, in der sie geboren worden, wo sie gelebt und gearbeitet, nie verlassen.

Trotz der schönen Gegenden, die die Bahn durchzog, wollte die Fahrt keine heitere werden. Der Abschied von der Heimat, den liebgewonnenen Freunden, wirkte noch immer nach und ließ kein unbefangenes Gespräch aufkommen. Vergebens mühte sich Onkel Reinhold, seine Schwester und die Mädchen in Etwas froher zu stimmen, er stand endlich davon ab, klüglich denkend, daß es besser sei, dem Augenblick sein Recht zu lassen. Auch dem gewaltigen Vorrath an kalten Speisen, den die Grete mit sich führte, wurde kaum Beachtung geschenkt. Grete allein that ihm die gebührende Ehre an, denn die Alte wurde im Gegensatz zu ihrer Herrschaft immer stillvergnügter. Sie wußte, welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Umzug hatte, und in der reichen Erbschaft erblickte sie das Heil der Familie, besonders der beiden Mädchen, die sie liebte, als wären es ihre eigenen Kinder.

Endlich, gegen Mittag, langte man auf der Station Dahlheim an und die Reisenden waren freudig überrascht, als der Amtmann des Bezirks sie an der Bahn begrüßte und ihnen mittheilte, daß Wagen bereit ständen, um die Familie und die zur Lösung der Siegel nöthigen Personen des Gerichtes sofort nach dem Haidehaus zu bringen. Auf die Frage Reinhold's, wer diese Vorkehrungen in solch aufmerksamer Weise getroffen, entgegnete der Amtmann, daß dies Alles nach einer Weisung des alten Herrn Alibert d'Arbois geschehen sei, der Tag und Stunde der Ankunft gewußt und Pünktlichkeit als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt habe. Da die Familie weder Lust noch Bedürfniß zeigte, in der Wirthschaft des kleinen Ortes einzukehren, dagegen so früh als möglich am Ziel ihrer Reise eintreffen wollte, so wurde die Abfahrt ohne weiteren Aufenthalt beschlossen. Der Amtmann, ein behäbiger freundlicher Herr von etwa fünfzig Jahren, führte die Erben auf die breite Landstraße vor dem Stationsgebäude, wo die Wagen und zwei Herren warteten. Der eine derselben, ein noch junger, modern gekleideter Mann, wurde der Familie Wallbrunn als Herr Assessor Heinrich Gareisen vorgestellt, und mit den tiefsten Bücklingen, dem freundlichsten Lächeln dankte dieser in zierlicher Rede für die Ehre und das Vergnügen, die ihm geworden. Der zweite der Herren, eine schmächtige Gestalt mit bleichem, fast kränklichem Gesicht, der mit einem dicken Pack

Akten beladen dastand, wurde kaum beachtet; es war nur der Schreiber Elben, wie der Herr Amtmann mit einem flüchtigen Blick auf ihn Herrn Reinhold andeutete. Die Damen setzten sich mit der Grete in den ersten, die vier Herren in den andern Wagen, das viele Gepäck, Kisten, Kasten und Körbe, wurde auf einen großen Erntewagen geladen. Dann hieben die ländlichen Kutscher auf die Gäule, welche für gewöhnlich wol ganz andere Dienste verrichten mußten, und fort ging es über das entsetzlich holperige Pflaster des alten Städtchens hinaus ins Freie, den endlich in weiter — weiter Ferne sich zeigenden bewaldeten Höhen zu.

Onkel Reinhold benutzte die Stunden der Fahrt auf das Beste. Er erkundigte sich nach dem Erbe, dem Haidehaus, und fand in dem Amtmann, Herrn Vollmer, einen ebenso unterrichteten angenehmen Gesellschafter als tüchtigen Rechtskenner, dem er getrost die ganze Angelegenheit, soweit dies noch nothwendig sein sollte, überweisen konnte. Auch Herr Assessor Gareisen wollte sich durch Mittheilungen gefällig erzeigen, doch gelang ihm dies nicht, trotz aller Zuvorkommenheit, allem Eifer, den er dabei entwickelte. Der kleine Schreiber Elben saß still und in sich gekehrt auf seinem Sitz und schien dem Gespräch der Uebrigen kaum zuzuhören.

In dem vorausfahrenden Wagen war jedes Gespräch verstummt, Onkel Reinhold fehlte der Mutter und den Töchtern, und da die Gegend immer einsamer wurde, so mußten die Gedanken der kleinen schweigsamen Gesellschaft stets ernster, sogar recht trübe werden. Was ihre Blicke streifte, konnte auch in der That nicht erfreuen. Das Land war immer kahler geworden; ein ärmliches Dörfchen, das sie nach mehrstündiger Fahrt passirten, schien mit seinem spärlichen Grün von Büschen und Bäumen die Grenzmark der Civilisation zu bilden, denn eine kurze Strecke weiter gab es nichts als Haideland, das sich wellenförmig und fast unabsehbar nach allen Richtungen ausdehnte, während in der Ferne die Berge und Wälder noch immer nicht näher rücken wollten. Die Bodenerhöhungen wechselten mit großen Ebenen, doch gleich trostlos, weil immerfort nur bedeckt mit dem fahlen graugrünen Haidekraut. Es war in der That eine abschreckende Gegend für Diejenigen, welche sie zum ersten Mal durchzogen, und das Auge der Frau Wallbrunn wurde feucht, wenn es von der Ferne zu ihren Kindern zurückkehrte. Cäcilia blickte mit großen Augen über die Haide hinaus, erstaunt, fast zweifelnd an der Wirklichkeit dessen, was sie sah, so ungeahnt fremdartig kam ihr die Landschaft vor, die sie nun bald wieder stundenlang ohne Charakterwechsel

durchzogen. Leonore dagegen hielt das Köpfchen wie in Sinnen gesenkt, und der Blick, der die ärmliche Bodendecke überflog, mußte bereits die kleinen bescheidenen, doch zarten Blüten des Haidekrauts bemerkt haben, denn er drückte weder Staunen noch Enttäuschung, wol aber eine mitleidige sinnige Theilnahme aus. Endlich zeigten sich einzelne verkrüppelte Kiefern, die dann zu Gruppen, hier und da zu Büschen wurden, durch die der Wagen sich jetzt viel langsamer hindurchwand, da eine Straße so gut wie nicht vorhanden war und dazu das Land stets merklich anstieg. Jetzt wurden auch die Umrisse der Berge und Wälder, ihre Farben immer deutlicher, und endlich gewahrte das rastlos suchende Auge Cäcilia's in der Ferne einen helleren grauen Punkt, der sich aus dem dunklen Waldesgrün kaum merklich abhob.

„Dort, Mutter," so rief sie in die Ferne deutend, „dort ist das Haidehaus!"

Frau Wallbrunn und Leonore schauten hin. Es war in der That also, denn das, was sie entdeckt, gestaltete sich mehr und mehr zu einer Mauermasse, aus der sich bald die Fenster in Form von schwarzen Punkten abhoben. Auch bestätigte bereits ein lauter Ruf aus dem zweiten Wagen die Wahrnehmung. Es war Onkel Reinhold, der die Damen auf das Ziel ihrer Fahrt aufmerksam machte.

Als ob der Anblick des Hauses den Bann gelöst, kam nun Leben in die schweigsame kleine Gesellschaft, die Blicke klärten sich und schauten schärfer in die Runde. Die Berge, denen man jetzt ziemlich nahe war, erwiesen sich als unbedeutend, dagegen traten die sie bedeckenden Wälder immer mächtiger hervor. Ein Blick rückwärts zeigte, daß man sich auf einer sanft ansteigenden weiten Hochebene befand, denn in unermeßlicher Weite lag vor ihnen das flache Land, dessen Grenzen wie in einem Nebelschleier verschwanden. Dieser Blick in die weite Ferne war überraschend, ja großartig, und Leonore ließ einen Ruf bewundernden Staunens hören. Jetzt lenkten sie in ein Fichtenwäldchen ein und, wie es schien, schnurgerade auf den nahen Laubwald zu; noch eine kurze Weile und die Fichten waren zu Ende. Der Wagen machte eine Biegung und ein mehrstimmiges „Ah!" erklang, denn vor ihnen lag das Ziel ihrer fast sechsstündigen Wagenfahrt — das Haidehaus.

Es war ein anscheinend großes Gebäude, das auf den ersten Blick einem riesigen, von einer hohen Mauer umgebenen Steinhaufen glich, denn das Dach konnte man kaum sehen, es wurde durch die Giebelmauern fast vollständig verdeckt, und die Fenster waren meist mit Läden geschlossen.

Die Mauer, welche sich in einem weiten Viereck um das Haus herum zog, stieß mit zwei ihrer Seiten dicht an den Wald, der mächtige Bäume zeigte, deren Kronen fast in den Hof hineinlugten. Die dritte Seite des Hauses sah nach der Ebene hinaus, während die Giebel- und Hauptfront vor den Ankommenden lag. Das Thor in der Mauer war weit geöffnet; vor demselben standen zwei Personen, wol bereit, die fremden Gäste und Erben gebührend zu empfangen.

Der Eine von ihnen war eine so auffallende Erscheinung, daß er die Blicke Aller sofort von dem Haidehause und seiner Umgebung ab und auf sich lenken mußte. Es war ein kleiner alter Herr von vielleicht sechzig Jahren, eine äußerst zierliche Gestalt in schwarzen Kniehosen, weißen Strümpfen und einem Frack von kastanienbraunem Tuch, dessen Schnitt offenbar aus dem vorigen Jahrhundert stammte. Auch das kleine magere Zöpfchen, das die wenigen weißen Kopfhaare im Nacken zusammenhielt, gehörte einer längst vergangenen Zeit an, wogegen eine schwarze Florbinde mit breiter Schleife, die er am Arme trug, wieder recht deutlich an die Gegenwart und an den vor Kurzem heimgegangenen früheren Herrn des Haidehauses mahnte.

Der zweite der Männer konnte nur der Knecht sein. Auch er war wol ein Sechziger und ebenso derb und knochig als sein Gefährte zierlich, ebenso finster und mürrisch dreinblickend, als der Kleine zuvorkommend und galant zu lächeln versuchte.

Beide Wagen waren fast zu gleicher Zeit vor dem Hofthor angelangt, die Herren halfen den Damen aussteigen, und nun näherte sich ihnen der Kleine mit zierlichen Schritten. Nach einer ausgesucht ceremoniellen Verbeugung wandte er sich an die Damen und sprach mit einem Stimmchen, das im vollsten Einklang stand zu seiner Gestalt und seinen Manieren, und mit einem Lächeln, das er mit ersichtlicher Ueberwindung zu einem süßen zu zwingen versuchte:

„Meine hochverehrungswürdigsten Damen! Wenn das Herz des alten Alibert nicht gar zu betrübt wäre über das Hinscheiden des theueren, vortrefflichen Gönners und Freundes, so würde er mit passenden, dankenden Worten die Freude zu schildern versuchen, die es empfindet, das Heil so ihm widerfährt, da die Jugend und Schönheit in unserem kleinen Paradiese einzuziehen sich geneigt gezeigt. Doch der gewiß zu begreifende und somit auch wol zu entschuldigende Schmerz ist solchem Dank- und Freudenerguß nicht günstig, und so vermag ich denn nichts anderes zu sagen als: willkommen in unserem stillen Haidehause! Möge

es Ihnen werden, was es uns gewesen — dem alten Alibert hoffentlich bis an das Ende seiner Tage sein wird: ein Aufenthalt der Ruhe, des Friedens und des stillen Glückes!"

Die Augen des alten Herrn waren naß geworden, seine Rede hatte er nur mit Mühe vollenden können, während der gewiß ebenso tiefe als aufrichtige Schmerz sein Lächeln in eine Grimasse zu verwandeln drohte.

Frau Wallbrunn trat sofort auf ihn zu und, seine Hand erfassend, entgegnete sie mit innigem Tone, zugleich die Ihrigen vorstellend:

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Wünsche, Herr Alibert, die uns ja das Beste, was der Mensch ersehnen kann, in Aussicht stellen, und die, ich hoffe es zu Gott, für meine Töchter Cäcilia und Leonore, wie für meinen guten Bruder Reinhold — für uns Alle in Erfüllung gehen werden."

Nun nahten die beiden Mädchen, da wurden die Aeuglein des Kleinen wieder heller, ja sie leuchteten förmlich, als er in die frischen hübschen Gesichtchen schaute. Als aber Onkel Reinhold ihn begrüßte und versicherte, wie er sich auf den stillen schönen Aufenthalt im Haidehause und auf seines seitherigen Bewohners Gesellschaft freue, da brachen die Thränen des alten Mannes mit Gewalt hervor: es waren Freudenthränen, denn er fühlte, daß er mindestens einen großen Theil dessen wiedergewinne, was er durch den Tod des alten Meeringen für immer verloren geglaubt.

Nun ging es über den weiten Hof, der eher einem Rasenplatz glich, in das Haus. In einem übergroßen, hallenartigen Raum des unteren Stockwerks fand sich die Ecke einer Tafel, die wol für hundert Personen Platz gehabt hätte, gedeckt und mit Speisen und Weinen reichlich bestellt. Alibert und Hans, der mürrische Knecht, hatten dies besorgt, und da die Familie Wallbrunn auf der ganzen Reise so gut wie nichts genossen, auch durch den freundlichen Empfang sich in Etwas erleichtert fühlte, die Herren vom Gericht mit bestem Beispiel vorangingen, so aßen sie mit rechtem Appetit und erquickten sich an den Speisen und Getränken, die Hans in Einem fort, wenn auch mit mürrischem Gesicht, ihnen vorsetzte.

Gleich nach dem Essen nahmen die Herren des Gerichts in Onkel Reinhold's Beisein die Siegel an den verschiedenen Zimmerthüren ab. Vorerst wurde in der untern Etage eine Reihe Schlafzimmer geöffnet und nun begann die Thätigkeit der Frauen. Mutter, Töchter und die Grete lüfteten die Räume und die Betten, fegten den Staub zu den Fenstern hinaus, und als nach etwa einer Stunde Onkel Reinhold

zurückkehrte, fand er die Zimmer soweit hergerichtet, um die erste Nacht in dem neuen Heim ruhig zubringen zu können. Auch für die Herren des Amts waren Nachtlager bereitet worden, denn morgen wollte Reinhold mit Herrn Vollmer die wichtigsten Angelegenheiten ordnen und zum Abschluß bringen. Obgleich die Damen große Neigung an den Tag legten, heute noch die Räume und Merkwürdigkeiten des Haidehauses in Augenschein zu nehmen, so vertröstete sie Onkel Reinhold auf morgen; dabei machte er ein so geheimnißvolles, vielsagendes Gesicht, daß dies die Neugierde der Mädchen wie der Mutter auf das Höchste spannen mußte.

Es war spät geworden, und da die Reise eine recht anstrengende gewesen, so legten die Frauen sich endlich zur Ruhe, während Onkel Reinhold mit dem Herrn Amtmann und Alibert noch bis spät in die Nacht bei einem guten Glase Wein beisammen blieben und geschäftlich Wichtiges besprachen.

Am andern Morgen saßen die Herren schon frühzeitig bei einander, schrieben und rechneten, und als Frau Wallbrunn mit ihren Töchtern zum Frühstück erschien, war Alles soweit als möglich und nothwendig geordnet. Die Fuhre mit den Kisten und Kasten der Familie war mittlerweile angekommen und jetzt rüsteten sich auch der Amtmann und die Seinigen zur Heimreise. Eine schwere Kiste mit einer beträchtlichen Summe in baarem Gelde, das sich in Schubladen und Schränken vorgefunden, wurde zu Herrn Vollmer in den Wagen geschafft, dann noch eine zweite Kiste mit Papieren verschiedener Art, denn den Amtmann hatte Onkel Reinhold, mit Zustimmung seiner Schwester, gewonnen, die Eigenthumsverhältnisse des verstorbenen Meeringen zu ordnen und das Vermögen, welches sich als ein bedeutendes erwies, zu verwalten. Gegen zehn Uhr war es, als die beiden Wagen mit den Herren davonfuhren, von dem herzlichsten Dank der Familie Wallbrunn begleitet; nun waren die Erben und nunmehrigen Bewohner des Haidehauses endlich allein.

„Jetzt kommt, Kinder!“ rief Onkel Reinhold mit erleichtertem Herzen, „keinen Augenblick länger wollen wir mehr zaudern, um unser nunmehriges Heim einmal von Grund und Boden aus, mit Allem, was es Schönes und Seltsames enthält, uns anzusehen!“

Die beiden Mädchen, deren Neugierde auf eine etwas allzuharte Probe gestellt worden war, stimmten freudig dem Vorschlag bei, und der Rundgang durch das Haus begann. Der alte Majordomus Alibert ging voran als Führer und Erklärer, und Grete, wol noch neugieriger und erregter als ihre Herrschaft, beschloß den kleinen Zug. Nur Hans, der Knecht, blieb finster und schweigsam wie bisher im Hofe zurück.

Das Haidehaus hatte zwei Etagen, mächtige gewölbte Keller und große Speicherräume. Ueber den Inhalt der letzteren war die Familie bereits durch Grete in ausführlicher Weise unterrichtet worden. Die Keller enthielten bedeutende Vorräthe von Weinen der verschiedensten Sorten, die Speicher jedoch nur altes Gerümpel, vielleicht nur des Verbrennens werth. Auch die untere Etage war Allen bereits ziemlich bekannt geworden. Da befanden sich die schon benutzten Schlafzimmer mit ihren großen Himmelbetten und altmodischen Möbeln, dann verschiedene wohlgefüllte Vorrathskammern und eine Küche mit einem Herd, beide so groß, daß man für ein ganzes Regiment darinnen hätte kochen können. Weiter enthielt sie noch den großen hallenartigen Raum mit dem langen Eichentisch in der Mitte, an dessen einer Ecke man gestern gespeist. Eine ganze Reihe Stühle, ähnlich wie der Tisch, standen längs den holzgetäfelten Wänden. Das übergroße Gelaß sah ziemlich düster aus und wurde von Alibert lächelnd als die „Haidehaushalle“ bezeichnet, — bisher war es jedoch nur von dem alten Hans benutzt worden, der hier aß und trank, seine Pfeife rauchte und sein Mittagsschläfchen hielt.

Die sämmtlichen Räume waren düster, unfreundlich, nicht allein durch die alten Möbel, die verblichenen Tapeten und Vorhänge, sondern hauptsächlich dadurch, daß den Fenstern, welche ringsum auf den Hof hinaus gingen, durch die hohen Umfassungsmauern Licht und Aussicht genommen wurde. Man verließ sie gern und mit nicht geringen Erwartungen wurde die breite Treppe nach der oberen Etage erstiegen.

Hier aber sah es ganz anders aus. Das erste Zimmer, welches Onkel Reinhold die Damen betreten ließ, fand sich so wohnlich hergerichtet, so hell und freundlich durch die hohen Fenster mit der weiten Fernsicht erleuchtet, daß es im Verein mit seiner, wenn auch alterthümlichen, doch geschmackvollen Einrichtung einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck hervorbrachte. Die Gesichter hellten sich in gleicher Weise auf und freudige Ausrufe der Mädchen wurden laut. Es war das Wohnzimmer des verstorbenen Meeringen gewesen, das als Eckzimmer auch Fenster hatte, die nach dem Walde hinausgingen. In den tiefen Mauernischen der Fenster waren bequeme Sitze, kleine Tischchen angebracht, und der Bewohner konnte, ohne ein Möbel zu rücken, sich setzen und schauen, wohin es ihm nur beliebte: in den lichten grünen Wald oder in die weite Ferne. Mit der schönen Aussicht harmonirte die ganze Ausstattung. Die Wände waren förmlich bedeckt mit trefflichen Oelgemälden und Kupferstichen, die schönsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes darstellend,

und an einem der Fenster stand eine große Staffelei mit einem dickleibigen Glaskasten, der zugleich als Rahmen für das darinnen und oben aufliegende Bild diente. Kein schöner interessanter Punkt existire auf unserer Erde, so erklärte der alte Alibert lächelnd und mit leuchtenden Augen, der nicht als Stich oder Lithographie sich in den Mappen der Sammlungen vorfände, und so könnte denn vermittels des Kastens, der Staffelei und der Bildersammlungen eine Reise durch alle Welttheile unternommen werden, ohne daß man den Stuhl im Wohn- und Landschaftszimmer des Haidehauses zu verlassen nöthig hätte. Eine kleine Anzahl Bücher in einem Eckschrank ergänze dies Alles durch Wort und Bild.

Von hier aus betrat die kleine Gesellschaft ein Gemach, das sich ihnen jedoch weit ernster darstellte. Es war das Schlafzimmer des Verstorbenen mit Schränken, Kommoden und Schreibtisch und mit einem mächtigen Himmelbett, Alles im Geschmack des vorigen Jahrhunderts und von langem täglichen Gebrauch zeugend. Hier hing auch ein Bild des alten Meeringen, ein Kniestück in Lebensgröße, in schwerem schwarzen Rahmen. Das gedämpfte Licht, das durch die halbzugezogenen Vorhänge der nur nach dem nahen Walde hinaus liegenden Fenster fiel, verlieh dem tief ernsten, doch milde auf die Besucher herabschauenden Gesicht etwas Ergreifendes. Auf den Zehen hatte Alibert das Zimmer betreten, nur flüsternd gab er seine Erläuterungen. Der Alte war sichtlich angegriffen, es drängte ihn fort, und doch war es auch wieder, als ob er nicht recht im Stande gewesen sei, sich von der ihm heiligen Stätte zu trennen. Immer wieder begann er von dem theueren Geschiedenen zu reden. Jetzt führte er die Familie an eines der Fenster und ein eigenthümlicher Anblick wurde ihnen. Der Wald zeigte hier eine breite Lichtung, die nach mehreren hundert Schritten zu einer mächtigen Baumgruppe führte, die jedoch ihrer helleren Beleuchtung nach einen Ausblick ins Freie haben mußte. Nun bemerkte man auch eine schmale Steintreppe, die in Biegungen aus dem Hofe nach diesem Zimmer hinaufführte. Das mittlere Fenster des Zimmers erwies sich zugleich als eine Thüre. Auch in der hohen Umfassungsmauer des Hofes befand sich ein Pförtchen, das einen Ausgang nach dem Walde bildete. Auf die Lichtung und die ferne Baumgruppe deutend, flüsterte Alibert mit einer Stimme, der das Weinen nahe stand:

„Es war das Lieblingsplätzchen meines guten verstorbenen Herrn und Freundes; — dort, unter den uralten Bäumen hat er auch nach seinem Wunsch und Willen die letzte Ruhestätte gefunden.“

Dann wandte er sich ab und verließ das Zimmer, schweigend folgten ihm die Uebrigen.

Jetzt betrat man ein drittes großes Gelaß. Es war die Bibliothek, bis hoch zur Decke hinauf mit Büchern in allen Formaten und Einbänden angefüllt. Ein großer Tisch zeigte eine Menge broschirter und noch unaufgeschnittener Bände, die, wie man sofort erkennen konnte, der neuesten Literatur angehörten. Das Haidehaus stand also doch nicht außer aller Verbindung mit der übrigen Welt. Das war in der That ein angenehmer Trost. Die Mädchen hätten gern einen flüchtigen Blick in die Bücher geworfen, doch Onkel Reinhold, auch Alibert drängten weiter und Letzterer sagte:

„Dies waren die drei Räume, die wir, mein guter Herr und ich, hauptsächlich benutzten. Jetzt kommen wir in unsere Rumpelkammern, dann in unser Museum."

Diese „Rumpelkammern" erwiesen sich indessen als eine ganze Reihe von Zimmern, angefüllt mit den seltensten Möbeln und Geräthen verschiedener Jahrhunderte, darunter Stücke von ganz ungewöhnlicher Schönheit. Eine Ordnung zeigten sie freilich nicht; ihr Inhalt war nur aufgestellt worden, wo sich eben Platz dafür fand. Ebenso lagen eine große Menge Oelgemälde, Portraits berühmter Männer der Wissenschaft und der Kunst in den Ecken und an den Wänden aufgestapelt. Alles dies hatte noch geordnet werden sollen, — es war aber nur bei dem Wollen geblieben: die Menge der Gegenstände schien dem Besitzer förmlich über den Kopf gewachsen zu sein. Onkel Reinhold und auch die Mädchen gaben sich ihrem freudigen Erstaunen über die vielen und seltenen Schätze hin, und dies erreichte den höchsten Grad, als sie endlich den Raum betraten, welchen Herr Alibert als „Museum" bezeichnet hatte. Es war ein großer Saal, so groß wie die Halle der untern Etage und im wahren Sinne des Wortes vollgepfropft mit Kunst- und anderen Gegenständen aller Art. Die Ausrufe der Ver- und Bewunderung der Beschauer wollten schier kein Ende nehmen.

Auf einem riesigen Tische, fast so lang wie der Saal, lagen Berge von Mappen mit Zeichnungen und Kupferstichen und alle wohl geordnet nach Gattungen. Da gab es vollständige Sammlungen von Geräthen und Trachten aller Jahrhunderte, auf die Alibert mit besonderer Vorliebe aufmerksam machte. An den Wänden hingen Oelgemälde älterer Meister, auf Postamenten standen Marmorfiguren und Vasen von bedeutendem Kunstwerth; auf Gestellen an den Wänden waren ganze Reihen

optischer und physikalischer Instrumente zu sehen, und dort — o der Freude für die Familie Wallbrunn! — dort stand ein prachtvoller Flügel, neben einer kleinen Orgel und einem mit bunten Malereien verzierten alten Spinett. Die Wände waren in dieser Ecke des Saales mit Holz- und Saiteninstrumenten aller Art förmlich tapeziert. Man hätte sofort ein kleines Orchester damit ausrüsten können, während Instrumente derselben Gattung und früheren Jahrhunderten angehörend, die Bewunderung, den Neid jedes Kenners und Liebhabers erregt haben würden.

Alibert hatte eine alte Geige zur Hand genommen: — „Eine echte Amati, das Lieblingsinstrument des Verstorbenen," sagte er leise. Dabei begann er unwillkürlich zu spielen. Waren es auch recht wehmüthig klingende Gänge, so kündeten sie doch die Güte des Instruments und die Tüchtigkeit des kleinen Spielers. Onkel Reinhold und die Mädchen fanden sich durch diese Entdeckung sehr angenehm überrascht; die Augen des Ersteren leuchteten und schon wollte er den Flügel öffnen, um die Improvisation des kleinen Geigers mit einigen phantastischen Passagen zu begleiten. Da legte dieser das Instrument weg und sprach mit leiser, bittender Stimme:

„Heute nicht! — Das Herz ist mir noch zu schwer! Haben wir uns erst eingewöhnt im Haidehause, dann mögen die Instrumente meines vortrefflichen Gönners und Freundes aufs Neue erklingen; er wird gewiß nicht darüber zürnen, denn er liebte die Musik ja so sehr!"

„Sie haben Recht, Herr Alibert," erwiederte Frau Wallbrunn mit freundlichem Ernst. „Wir wollen vor der Hand noch nicht an das Vergnügen denken, welches die Sammlungen des edlen Todten nach dessen Wünschen den Meinigen gewähren sollen und auch werden, sondern versuchen, uns in seinem stillen schönen Heim einzugewöhnen. Um dies zu erreichen, müssen wir vor allen Dingen uns einrichten und wie dies geschehen soll, darüber wollen wir vereint Rath halten. Sind wir zu einem Entschluß gelangt, mag die Ausführung ihm auf dem Fuße folgen."

Alibert nickte zustimmend mit dem würdigen Haupte und es geschah also wie Frau Wallbrunn es vorgeschlagen.

Das Ergebniß dieser Berathung und der nächsten Thätigkeit der Familie werden wir in dem folgenden Kapitel kennen lernen.



„Ein Schifflein sah ich fahren".

Fünftes Kapitel.

Stillleben und Unheimlichkeiten.

Das Volkslied.

Die neue Einrichtung des Haidehauses hatte volle zwei Wochen die angestrengte Thätigkeit aller Bewohner beansprucht. Große Veränderungen hatte man vorgenommen, doch immer mit Zustimmung Alibert's, dessen Willen man gleichsam als den des Verstorbenen achtete. Das bisherige Wohnzimmer war als solches beibehalten worden, nur hatte man seine Ausstattung durch den Flügel des Museums ergänzt. Das ehemalige Schlafzimmer Meeringen's war, ohne daß man das Geringste daran geändert, verschlossen, die Bibliothek gründlich gereinigt worden. Die sämmtlichen alten und kostbaren Möbel hatten eine möglichst geordnete Aufstellung in den Zimmern der untern Etage gefunden,

die zugleich mit Betten versehen waren und, wenn nothwendig, als Fremdenzimmer dienen konnten. In der oberen Etage befanden sich jetzt die Schlafzimmer der Familie Wallbrunn und Albert's. Das Museum war auch gelüftet, gereinigt worden, doch Ordnung in die Menge der Gegenstände zu bringen, war vor der Hand unmöglich gewesen: dazu hätte es Monate — wol Jahre bedurft. Die kurze Zeit von zwei Wochen hatte indessen genügt, um eine wohnliche Einrichtung und zugleich auch die nöthige Hausordnung herzustellen. Die alte Grete herrschte unumschränkt in Küche und Keller; sie hatte eine nöthige Hülfe in einem jungen Mädchen aus dem nächsten Dorfe gefunden, das mit Freuden sich bei der neuen Herrschaft des Haidehauses verdingte. Obgleich Hans, der Knecht, die Kleine als eine entfernte Verwandte empfohlen und auch geholt hatte und ihm dadurch gewiß eine Freude geworden war, so zeigte er deshalb doch kein freundlicheres Gesicht, im Gegentheil! er schien von Tag zu Tag finsterer und mürrischer zu werden. Man hatte indeß Anderes zu thun, als auf den Alten und seine üble Laune zu achten.

Die beiden Mädchen hatten trotz der vielen Arbeit auch noch hier und da ein Stündchen gefunden, sich außerhalb des Haidehauses umzusehen. Doch war das Zurechtfinden hier beinahe eben so schwer gewesen als im Hause selbst. Der Wald, welcher fast an die Hofmauern stieß, erwies sich als unwegsam und die Fragen der Mädchen an Hans wurden von diesem in ungenügender Weise beantwortet. Da suchten die Schwestern denn aufs Gerathewohl einen Weg und schlugen vorerst die Richtung nach der Baumgruppe ein, die ihnen von Herrn Albert als das Lieblingsplätzchen Meeringen's und dessen letzte Ruhestatt bezeichnet worden war. Hinter dem Hause, dort wo sich ein Pförtchen in der Mauer befand, öffnete sich eine Lichtung im Walde, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einem breiten Wege hatte. Der Boden war dicht mit Gras und Moos bewachsen, nirgends entdeckte man die Spur eines Fußes. Heiter plaudernd schritten die Mädchen der nicht allzu entfernten Baumgruppe zu, die hellbeleuchtet sich scharf von dem tiefen Schatten des dichten Waldes abhob.

Die eigenthümliche Umgebung, die fast feierliche Stille ringsum übte bald unwillkürlich ihren Einfluß auf die Mädchen, ihr Plaudern verstummte und schweigend strebten sie ihrem Ziele zu. Da plötzlich begann Leonore, wol von dem Augenblick dazu angeregt, zu singen. Es war ein Volkslied mit einer einfachen schwermüthigen Melodie; in überraschender Fülle klang die tiefe volle Stimme durch den stillen Wald,

dessen Bäume ihr leises Rauschen einzustellen und bei diesen ihnen wol fremden Klängen förmlich aufzuhorchen schienen. Cäcilia empfand einen leichten Schauer, der ihren Körper überflog. So hatte die Stimme der Schwester noch nie auf sie gewirkt, wie hier in dem feierlich stillen Walde. Den Blick gesenkt, schritt die sonst so Heitere, unter dem Zauber des Ortes und des Liedes, an der Seite der Schwester weiter.

Der Bann löste sich erst, als sie die Baumgruppe erreicht hatten; ein Ruf des Staunens entrang sich Cäcilia's Brust und Leonore verstummte nun ebenfalls, um dafür bewundernd in die Ferne zu schauen. Die Baumgruppe befand sich auf einer kleinen Bodenerhöhung, zu der mehrere Stufen führten. Hier erhoben sich vier riesige Buchen, scheinbar einer Wurzel entsprossen, aus der Wirrniß des dichten Unterholzes, und vor denselben stand eine Bank, von rohen Fichtenstämmen gezimmert. Die Mädchen ließen sich darauf nieder und schauten entzückt auf das Bild, das sich von diesem Punkte aus ihren Blicken bot.

Der Waldsaum war hier auf eine kleine Strecke in ziemlicher Breite abgeholzt und so die Aussicht in die weite Ferne gewonnen worden. Es war in der That ein herrliches Plätzchen inmitten der grünen und feierlich schönen Waldespracht; Cäcilia machte ihrer Bewunderung und Freude in enthusiastischen Worten Luft, während Leonore nur mit leuchtenden Blicken um sich schaute. Plötzlich wurde sie ernst, denn ihr Auge hatte zur Seite der Bank, unter dunklem Grün halb versteckt, einen Hügel bemerkt, dessen Form seine Bestimmung nur zu deutlich kündete. Cäcilia schaute jetzt ebenfalls hin und verstummte; auch sie hatte das Grab des alten Herrn, ihres Verwandten, erkannt. Beide Mädchen erhoben sich, falteten unwillkürlich ihre Hände und beteten still für die Ruhe des Verstorbenen, der ein guter, edler Mann gewesen sein mußte. Nachdem sie eine Weile wieder auf der Bank gesessen, begann Cäcilia, unter dem Zauber des stillschönen Orts, mit leiser Stimme das ergreifende Goethe'sche Lied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh," zu singen, und als ob Leonore denselben Gedanken gehabt, fiel sie begleitend mit ihren tiefen Tönen ein. Der schwermüthige Gesang klang wahrhaft ergreifend an dieser Stelle und schien die schlummernden Echos des einsamen Ortes in eigenthümlicher Weise zu wecken. Das letzte: „Warte nur, balde ruhest Du auch!" war noch nicht verklungen, als Leonore plötzlich zusammenfahrend der Schwester zuflüsterte:

„Hörtest Du nichts? — Es war, als ob Jemand in der Nähe — weinte."

Cäcilia horchte. „Du hast Dich getäuscht, wol gar geträumt!“ entgegnete sie mit einem Lächeln, das nur ein ganz klein wenig erzwungen schien. Dann fuhr sie ernster und sich erhebend fort: „Der Abend ist da, wir wollen nach Hause gehen. Bliebe ich noch länger hier, ich würde mich fürchten; der Ort scheint wirklich nicht ganz geheuer zu sein! Komm!“

Schweigend folgte Leonore der Aufforderung und beide Mädchen traten den Heimweg an. Nach einer Weile schaute Cäcilia sich um. Erschrocken faßte sie die Schwester am Arm und deutete auf den Ort, von dem sie Beide soeben sich entfernt hatten.

Ein Mann verließ die Baumgruppe und schritt langsam ebenfalls in die Lichtung hinein, die nach dem Haidehause führte.

„Es ist der Knecht Hans — der uns belauscht!“ sprach Cäcilia bereits wieder heiter und sorglos.

„Sonderbar,“ entgegnete Leonore leise und sinnend. „Ich hörte deutlich das Weinen einer Männerstimme — der mürrische Knecht kann es doch unmöglich gewesen sein!“ —

Seit diesem Nachmittag besuchten die Mädchen noch mehrere Mal den stillen Platz unter den Buchen, der Leonorens Lieblingsplätzchen wurde — während Cäcilia sich mit Macht und keckem Uebermuth in die grüne Wildniß des Waldes sehnte, um dessen Geheimnisse zu erforschen — doch nichts Unheimliches störte mehr ihr Weilen an der schönen stillen Stätte.

So war die Zeit der Einrichtung des Haidehauses vergangen und die Familie hatte sich währenddem auch schon so gut eingewöhnt, daß sie im Stande gewesen wäre, ihre geplanten Unterhaltungen zu beginnen. Einstweilen wurde jedoch nur geplaudert, wenn sie am Tage und Abends beisammen saßen, denn Onkel Reinhold und Frau Wallbrunn lag eben so viel daran, Näheres über den verstorbenen Meeringen und ihren neuen Hausgenossen, Herrn Alibert, zu erfahren, als Letzterem, die Neigungen, Wünsche und Hoffnungen der nunmehrigen Herrschaft des Haidehauses kennen zu lernen.

Die Plaudereien des kleinen alten Herrn waren dabei wirklich unterhaltend, durch ihren Inhalt sowol wie durch die Art und Weise, wie er sie vorzubringen und auszuschmücken wußte. Treuherzig wie er war und voller Freude, sich rückhaltlos aussprechen zu dürfen, hatte die Familie Wallbrunn denn bald Alles erfahren, was er über sich und seinen ehemaligen Herrn und Gönner nur zu berichten im Stande war. Mit wenigen Worten ist es erzählt.

Alibert war in der That der Sohn eines französischen Emigranten, des Marquis d'Arbois von Blanville, der ein deutsches Mädchen bürgerlichen Standes, und arm wie er selbst, geheirathet hatte. Der Vater, welcher nur das Reiten, Tanzen und ein wenig Musik verstand, hatte sein Söhnlein in den beiden letzteren Künsten unterrichtet — zum Reiten fehlten Gelegenheit und Neigung des kleinen zierlichen Burschen — und als die Eltern gestorben, war der junge Marquis Alibert im Stande gewesen, sein Brot sich durch Tanzunterricht und Musik zu verschaffen. Auf der Geige, die er leidenschaftlich liebte, hatte er es zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht, doch der Tanz galt ihm als die schönste aller Künste, ihm war der Alte heute noch leidenschaftlich ergeben. — Durch einen Zufall hatte er die Bekanntschaft Meeringen's gemacht und von diesem Augenblick an sich an diesen gefesselt gefühlt, sodaß er ihn nicht mehr verlassen. Als die Gattin Meeringen's, kurz nach der Geburt ihres Sohnes Herbert gestorben, war der Vater mit dem Kinde in das Haidehaus gezogen und Alibert ihm dorthin gefolgt. Meeringen und Alibert hatten den Knaben unterrichtet, der besonders ein hübsches Talent für Musik gezeigt, doch leider gar aufbrausend und jähzornig gewesen. Bis vor etwa zehn Jahren sei Alles gut gegangen, das Leben in dem Haidehause ein ruhiges und angenehmes gewesen. Da habe Herbert sich immer mehr in die Welt und unter Menschen gesehnt, und nun sei es zu unangenehmen, bald sogar zu recht peinlichen Auftritten zwischen ihm und dem Vater gekommen. Er, Alibert, habe stets zu vermitteln versucht, doch nur zu bald gefühlt, daß er dazu zu schwach gewesen. Eines Tages habe der Knabe bei einer solchen Gelegenheit seinen Trotz nicht mehr bändigen können und — „nun geschah etwas Entsetzliches, was ich niemals wieder vergessen werde. Gewiß sinnlos vor Aufregung erhob er — die Hand gegen seinen Vater, dann verschwand er und nimmer hörte man im Haidehaus wieder von ihm.

„Was dann geschehen,“ so schloß der alte Mann mit zitternder Stimme seinen Bericht, „wissen Sie bereits aus meinem Briefe. Herr Meeringen sprach den Namen seines Sohnes nicht mehr aus — er enterbte den Armen, der des Erbes gewiß nicht mehr bedarf, denn er wird wol schon längst todt und in fremder Erde begraben sein. Was er gethan, gesündigt, hat er tief bereut, dessen bin ich fest überzeugt, denn sein Herz war edel und gut. — Armer Herbert! Der Herr im Himmel wird dir gnädig, ein milder Richter gewesen sein, und dich gewiß dort oben wieder mit deinem Vater versöhnt und vereinigt haben.“ —

Nach diesen ergreifenden Mittheilungen verstummte das Gespräch und ein Jeder hing seinen eigenen Gedanken über das Gehörte nach. Später wurde das Verhältniß des Vaters zu dem Sohne nicht mehr erwähnt. Der Alte vermied ängstlich darauf zurückzukommen. Er hatte es wol als eine Pflicht betrachtet, die Mittheilungen zu machen, und nachdem dies einmal geschehen, fühlte er sich von einer schweren Last befreit, an die er nicht mehr gemahnt sein wollte.

Dafür versuchte Alibert in der Folge mit allem Eifer das Gespräch auf die Pläne und Wünsche der Familie zu bringen, und als man freundlich darauf einging und durchaus nicht hinter dem Berge hielt mit all dem Schönen, das man auszuführen sich vorgenommen, da gab der Kleine seine Freude in lauter Weise kund.

„Opern, Konzerte und Bälle?! O du mein Gott! daß ich Derartiges noch in meinen alten Tagen erleben soll, ohne unser stillschönes Haidehaus verlassen zu müssen! — es will mir wie ein Traum, ein Wunder dünken!“ So rief er, die Hände zusammenschlagend. „Doch wie wollen Sie dies Alles nur verwirklichen? Ein Konzert werden wir schon für uns zu Wege bringen, aber Opern und besonders Bälle, wobei man denn doch jüngere Beine braucht als die meinigen und —“

Er hielt erschrocken inne, denn in seinem Eifer hätte er bald eine Unhöflichkeit begangen. Doch Onkel Reinhold sagte lachend:

„Sprechen Sie es nur aus, mein lieber Herr Alibert, auf die Gefahr hin, mir später Abbitte leisten zu müssen, denn ich denke noch tüchtig mitzutanzen! Aber soweit sind wir noch nicht. Vorerst müssen unsere jungen Damen in der schönen, ihnen jedoch bis heute fremd gebliebenen Kunst des Tanzes geschult werden, und dabei rechnen wir natürlich auf Ihr Wissen und Können und besonders auf Ihre Freundlichkeit.“

Die Augen des Kleinen glänzten und ein „Ah!“, so froh ließ er hören, das besser als alle Worte die große Befriedigung kündete, die er empfinden mußte. Er schnellte förmlich von seinem Sitz empor und versuchte einige Entrechats, die noch immer recht gut gelangen und die Uebrigen in ungewöhnliche Heiterkeit versetzten. Er wollte fort, seine kleine Tanzmeistergeige zu holen, um den Unterricht sogleich zu beginnen, und Onkel Reinhold hatte die größte Mühe seinen Eifer zu beschwichtigen und ihn wieder auf seinen Sitz zurückzuführen.

Nun wurden die Pläne der Familie dem glücklichen Alibert in ihren Einzelheiten dargelegt. Zu dem ersten Ball — der dann stattfinden würde, wenn die jungen Damen ihre Tanzstudien beendet —

sollten die Bekannten der Familie aus der Stadt eingeladen werden und dazu noch die Honoratioren des Städtchens Dahlheim, soweit man deren Bekanntschaft gemacht. Solches Tanzvergnügen gedachte man, wenn auch in kleinem Maßstabe, im Laufe des Winters wenn möglich zu wiederholen, und endlich, wenn man sich allseitig näher kennen gelernt, durch einen — wirklichen und großen Maskenball zu beschließen.

Nun wurde das freudige Staunen des ehemaligen Tanzmeisters so gewaltig, daß er nicht einmal mehr einen Ausruf zu finden vermochte, um ihm Luft zu machen. Mit gefalteten Händen saß er da und hörte dem weiteren Bericht, der ihm abermals Ueberraschendes brachte, zu. Onkel Reinhold erzählte jetzt von seinem Opernvorhaben, wie wir es kennen, und als er damit zu Ende war, rief Alibert:

„Prächtig! ganz vortrefflich ausgedacht, mein liebwerther, verehrungswürdiger Herr Reinhold! Auf diese Weise lernt man mehr als die Noten, die melodischen und harmonischen Schönheiten einer Opernpartitur kennen. Nun aber," fuhr er jetzt ernster und mit einer Miene fort, die immer wichtiger wurde, „müssen Sie auch mir gestatten, meine schöne Kunst in gleicher Weise zu traktiren. Jetzt darf ich es nicht allein bei: Eins — zwei — drei! — Chassez! — Croisez! — bewenden lassen, — nein! auch ich will Ihnen vom Tanz erzählen — was Sie nur wollen! Wie er gewesen vor Jahrhunderten, wie und was er geworden bis heute, und sonst noch allerlei interessante Geschichtchen. Und nun erst ein Maskenball! O, wie viel läßt sich darüber sagen! Die Kostüme — die geschichtlichen, volksthümlichen und phantastischen! Mein Kopf schwindelt mir fast vor den Gedanken an all das Vergnügen, welches ich Ihnen und mir erst recht damit bereiten werde, das uns den langen Winter auf eine wunderbar schöne Weise verkürzen soll! — Ah! und ich vergaß dabei noch unserer Sammlungen zu erwähnen, die dies Alles uns in herrlichster Weise erläutern, illustriren können!"

„Wir nehmen Sie beim Wort!" rief Onkel Reinhold lebhaft und drückte dabei dem Kleinen die Hand, denn der Vorschlag hatte die volle Billigung des kunstfreundlichen Mannes gefunden. Auch die beiden Mädchen bezeigten ihre Freude in heiterer und herzlicher Weise, und die Mutter schaute lächelnd und stillvergnügt auf ihre Kinder und sagte sich leise, daß sich das Leben im Haidehause denn doch noch viel besser zu gestalten scheine als sie zu hoffen gewagt.

Am Abend des Tages, an welchem obige Gespräche stattgefunden, saß die kleine Familie im Wohnzimmer beisammen. Obgleich das Wetter

für den Herbst noch immer ein schönes war, so hatten die Tage doch schon merklich abgenommen und die Lampe mußte frühzeitig das Tageslicht ersetzen. Grete hatte den Theetisch abgeräumt und Onkel Reinhold öffnete den Flügel, nicht um wie bisher flüchtig die Tasten zu berühren, sondern um zum ersten Mal ordentlich zu musiziren. Alibert hatte die jungen Mädchen gar freundlich gebeten, ihn doch endlich einmal ihre Stimmen hören zu lassen, und gern waren Beide bereit, solchem Wunsche zu entsprechen. Leonore hatte am Nachmittag wieder den stillen Platz unter den Buchen besucht, und nie verließ sie denselben, ohne dort oder auf dem Heimwege irgend ein träumerisches Lied, wie es zu der Umgebung paßte, gesungen zu haben. So hatte denn Alibert wol einzelne Töne aus der Ferne gehört und dies ihn nicht wenig gespannt gemacht auf einen vollen Gesang und in seiner Nähe. Noch unter dem Eindruck ihres Spazierganges sang Leonore jetzt eines jener schwermüthigen Volkslieder, einfach in Worten und Melodie und doch so ergreifend, wenn der Sänger im Stande ist, die anspruchslose melodische Blüte zu würdigen und die Empfindung, die sie in seiner Seele weckt, auf die Hörer zu übertragen. Hierin war Leonore Meisterin und ihre Töne, die sie voll und ungezwungen ihren Lippen entströmen ließ, im Verein mit den Worten, denen sie ungekünstelt den wahren Ausdruck zu geben wußte, brachten auf den alten Tanzmeister eine unbeschreiblich tiefe Wirkung hervor. Er fühlte sich bis in das Innerste seines Herzens erbeben und schweigend saß er da, keines Wortes fähig, als das Lied zu Ende war. Auch die Andern meinten, daß Leonore nie so schön und ergreifend gesungen. Der stille Aufenthalt mußte in der That ihrem Gesange eine ganz besondere Weihe gegeben haben.

Cäcilia folgte der Schwester, und auch sie sang, das stumme Bitten Alibert's verstehend, ein Volkslied, doch ein heiteres. Der alte Mann lächelte seelenvergnügt vor sich hin und applaudirte endlich aus Leibeskräften. Es fehlte nicht viel und er hätte seiner Begeisterung durch eine Umarmung des jungen Mädchens Luft gemacht. Nun sangen die beiden Schwestern zusammen, dann einzeln und wieder vereint ein ganzes Repertoir hübscher Volkslieder, ernste und muntere. Alibert lauschte mit Spannung dem Gesange. Endlich stand Onkel Reinhold auf, meinte, es seien vor der Hand der Lieder genug. Nun wäre die Reihe am Plaudern, und verlange Herr Alibert dann noch mehr derartige Gesänge, so sollten ihm solche als Schluß dieser ersten kleinen musikalischen Abendunterhaltung nicht vorenthalten bleiben.

Der Kleine konnte den Augenblick nicht erwarten, bis die Familie sich um den großen runden Tisch gesetzt hatte, um seinem Herzen Luft zu machen. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit plauderte er in einem fort:

„Dank Ihnen, meine jungen Damen und der edlen Frau Musica, für die hohe Freude, so mir heute zu Theil geworden. Seit langen Jahren habe ich keine ähnliche erlebt, mein Herz schlägt und glüht, als ob es wieder zwanzig Jahre alt geworden. Ja, das herrlichste Instrument ist doch die menschliche Stimme, heute wurde mir darüber die unumstößlichste Gewißheit. Ein viertel Jahrhundert haben wir, mein guter Gönner Meeringen und ich, Musik getrieben, Geige, Klavier und andere Instrumente ließen uns das Schönste hören, was die besten Meister in kunstvollen Werken schufen, aber — eine Stimme, Gesang, war uns nicht vergönnt zu vernehmen. Das einfachste Lied, das heute Abend an mein Ohr geklungen, in mein Herz gedrungen, dünkt mir herrlicher als Alles, was ich in jener langen — langen Zeit an Musik genossen.“

„Die Neuheit des Gebotenen wird wol einen Hauptantheil an Ihrer Begeisterung haben,“ sagte Onkel Reinhold beschwichtigend. „Doch in Einem haben Sie vollständig Recht: die menschliche Stimme ist das herrlichste Instrument, denn es hat eine doppelte Kraft, es vereinigt mit dem Ton das Wort. Und wiederum ist es das einfache natürliche Volkslied, das auf reine empfängliche Herzen mehr wirkt als der Kunstgesang, wenn ich auch weit entfernt davon bin, dessen hohem Werth, wohnt ihm die wahre Weihe inne, zu nahe treten zu wollen.“

„Das aus dem inneren Wesen und der ungekünstelten Auffassungsweise eines Volkes hervorgegangene Lied, in Poesie und Melodie,“ sprach Leonore leise und mit einigem Bangen, „muß naturgemäß auf das Volk selbst eine tiefe Wirkung üben, weil es von ihm verstanden und nachempfunden werden kann; der Kunstgesang wendet sich hauptsächlich an die Gebildeten, von denen wiederum ein großer Theil nicht allein das Vermögen sondern auch den Willen hat, die einfache natürliche Blüte der Volkspoesie in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen; deshalb der so mächtig und besonders allseitig wirkende Zauber unseres deutschen Volksliedes.“

„So wird denn auch jedes Volk durch seine Lieder treffend charakterisirt,“ fuhr Onkel Reinhold fort, „und mit Recht nennt man sie deshalb auch Nationallieder. Wir Deutschen zeichnen uns, selbst in der Heiterkeit, durch einen sinnigen, fast schwermüthigen Zug aus, der Franzose durch seine sorglose Fröhlichkeit. Wo fände sich dies schlagender ausgesprochen, als in unsern Volksliedern — ich rede natürlich nur von den besseren! —

und denen unserer Nachbarn? Und speziell die Melodien! wie lassen sie sofort den Franzosen und den Deutschen erkennen! Die unserigen sind, wenn auch einfach, doch voll hübscher melodischer Gänge, auch Modulationen fehlen nicht, die uns indessen ganz natürlich dünken, weil uns in der That ein musikalisches Gefühl innewohnt. Der im Allgemeinen höchst unmusikalische Franzose bewegt sich in seinen volksthümlichen Liedern nur in wenigen Tönen. Der Grundton und die Dominante tragen die Kosten der Melodie und bilden zugleich allein die Harmonie; tritt noch ein dritter Akkord hinzu, die Quarte, so geschieht dies mit äußerster Zurückhaltung und eben so selten. J. J. Rousseau, der die französische Musik verbessern wollte, ohne selber ein ordentlicher Musiker zu sein, schrieb sogar (und wol zu obigem Zweck) ein Lied auf drei Noten*), und heute noch werden die französischen Volkslieder am wirksamsten halb gesprochen vorgetragen. Gleiche treffende Züge ließen sich für alle Völker, Spanier, Italiener, Engländer, Ungarn und Slaven anführen."

„Sie vergessen, daß die Franzosen noch ganz andere volksthümliche Lieder haben als ihre heiteren; und welche merkwürdige Wirkung sie schon hervorgebracht," entgegnete Alibert, der wol Lust empfinden mochte, eine Lanze für das Land zu brechen, dem zum wenigsten sein Vater entstammt war.

„Und die wären?" fragte Onkel Reinhold sehr ruhig.

„Nun, ihre patriotischen Lieder!" rief der Kleine mit merklichem Stolz.

„Kein Volk entbehrt ihrer; uns Deutschen fehlt es wahrlich an solchen nicht," lautete die Antwort.

„Doch, sie haben keines, das sich nur im Entferntesten mit der „Marseillaise" und der „Parisienne" messen könnte."

Onkel Reinhold schaute einen Augenblick lächelnd vor sich nieder, dann sagte er:

„Die Marseillaise ist allerdings ein Sang von einer seltenen, fast dämonischen Kraft, und würde ich ungerecht sein, wenn ich ihr unsere „Wacht am Rhein" entgegenstellen wollte, die im Grunde auch nur für Liedertafeln komponirt wurde."

„Ja, Wunder hat jener mächtige Volksgesang vollbracht," rief Alibert mit Begeisterung. „Carnot sagte dem Dichter und Sänger des Liedes, Rouget de Lisle: Deine Marseillaise hat Frankreich 100,000 Krieger

---

*) Es ist dies das Lied von J. J. Rousseau: „Que le jour me dure" in G-dur, das sich nur in der Terz von G zu H bewegt und seiner Zeit als ein kleines Meisterwerk bewundert wurde.

gegeben, und selbst der große Klopstock rief ihm in Hamburg zu: Dein Lied hat 40,000 Deutschen das Leben gekostet! Welcher Volksgesang hat wol Aehnliches bewirkt?"

„Ich muß die für uns traurige Wirkung der Marseillaise zugeben, wie Klopstock und Andere es gethan, doch das andere Freiheitslied, die Parisienne —"

„Sie werden doch nicht die gewaltige Macht dieses herrlichen Sanges leugnen wollen, der in den Julitagen des Jahres Dreißig sich so mächtig erprobte? Diese hinreißende Melodie!" — Und der Kleine, durch den ersten Sieg kühn gemacht, sprang von seinem Stuhl empor und fing an die Melodie dieser zweiten Auflage der Marseillaise zu singen, indem er dabei im Takt durch die Stube marschirte.

Alibert war in einen solchen Eifer gerathen, untermischte seinen, mit einer hohen zitternden Stimme vorgebrachten Gesang mit solchen begeisternden Ausrufen und Reden, daß er nicht anders als drollig wirken konnte. Als nun auch Onkel Reinhold plötzlich mit einer kecken Lustigkeit in das Thun Alibert's einstimmte, an der Seite des kleinen Tanzmeisters marschirte, und mit womöglich noch größerem Ausdruck das ihm wohlbekannte Lied sang, da konnten sich Mutter und Töchter nicht länger halten und brachen in ein Gelächter aus, das sie sich vergebens bemühten zu beschwichtigen.

Plötzlich knickten die zierlichen Beinchen Alibert's, denen der ehemalige Tanzmeister denn doch etwas zu viel zugemuthet hatte, zusammen und mit einem leisen Wehruf verstummte sein heldenhaftes Singen. Onkel Reinhold führte ihn lachend zu seinem Stuhl und rief ein über das andere Mal mit wirklichem Enthusiasmus:

„Ein herrlicher Sang! eine Melodie, wie man sie nicht hinreißender, wirkungsvoller sich denken kann. Ah! das Herz schlägt höher dabei, der Muth wächst, sie macht selbst Greise zu Helden — wie Figura gezeigt."

„Danke, danke, Herr Reinhold, daß Sie mir abermals Recht geben," sprach der Kleine unter keuchendem Athemholen, doch mit leuchtendem Blick. „Ja, die Parisienne hat wie die Marseillaise eine selten schöne, heldenhafte Melodie; nur ein Genie kann sie erfunden haben, und Ihre — nein, unsere deutschen Volksweisen in Ehren, es giebt aber unter ihnen keine, die sich nur entfernt mit ihr messen könnte. — Hören Sie nur, meine Damen, wie das braust und Alles mit sich fortreißt!"

Onkel Reinhold hatte sich an den Flügel gesetzt und die Melodie der Parisienne mit voller Kraft zu spielen begonnen.

Alle horchten, und als das Spiel zu Ende war, erhob sich Onkel Reinhold und sagte mit einem Lächeln, das etwas Verschmitztes hatte:

„Ich bin Ihnen die Antwort auf Ihre letzte Rede schuldig geblieben. Wollen Sie mir gestatten, Ihnen dieselbe in Form einer kleinen Erzählung zu geben?“

Herr Alibert schaute dem Redner etwas verblüfft in das Gesicht, und wußte im ersten Augenblick nicht, wie er die Worte, die ihm allerdings sonderbar vorkommen mußten, aufnehmen sollte. Da halfen die beiden Mädchen ihm aus der Verlegenheit; sie erhoben sich, eilten auf den Onkel zu und riefen wie aus einem Munde:

„Herrlich! prächtig, lieber Onkel! Erzähle uns eine Geschichte von dem schönen heroischen Liede, das Du soeben spieltest und für welches Herr Alibert sich so begeisterte.“

„Von ihm will ich erzählen,“ entgegnete Onkel Reinhold, „doch auch von einem deutschen Volkslied, und bin ich fertig, so überlasse ich es Herrn Alibert, sich selber die Frage zu beantworten, ob unsern deutschen Volksweisen nicht die gleiche Kraft inne wohnt wie den französischen patriotischen Liedern, für die er, und mit Recht, schwärmt; nur — nur muß man diese Kraft, diese Wirkung zu wecken wissen.“

Herr Alibert schwieg noch immer, doch rückte auch er wie die Uebrigen näher an den Tisch heran, und horchte womöglich noch gespannter als Jene den Worten Reinhold's. Dieser begann:

„Was ich Euch erzählen werde, ist die höchst seltsame Geschichte — oder es sind vielmehr die

Wanderungen und Wandlungen eines deutschen Volksliedes.

I.

Die kleine hannoverische Festung Harburg an der Elbe hatte wol noch nie, so lange auch Mauern und Wassergräben sie umzogen, ein so reges, buntes Leben in ihrem engen Bereich gesehen, als während der ersten Monate des Jahres 1776. England hatte mit einer Reihe deutscher Staaten Verträge über Lieferungen von — Landeskindern abgeschlossen, welche in rothe uniforme Röcke gekleidet, in Regimenter abgetheilt und von deutschen Offizieren befehligt, jedoch unter englischem Oberkommando, in Nordamerika gegen die dreizehn rebellischen Provinzen fechten sollten. Hessen-Kassel, Braunschweig, Anhalt, Waldeck und Ansbach hatten sich schon Ende 1775 hierzu verpflichtet. Hannover fehlte natürlich nicht und Harburg wurde von ihm als Sammelplatz der verschiedenen

deutschen Völkerschaften bezeichnet. Dort sollten sie eingekleidet und eingeschifft werden. Ueber 16,000 junge, kräftige Männer waren nach und nach von ihren „Landesvätern" gegen anständige Provision zu Wasser und zu Lande nach Harburg abgeliefert worden, und das kleine Städtchen vermochte die Menge, die sich stets erneuerte, so Viele ihrer auch in die Transportschiffe verladen wurden, kaum zu fassen. Wenn nun auch Ziel und Zweck der Reise nichts weniger als verlockend für die angehenden Bekämpfer der jungen nordamerikanischen Freiheit war noch sein konnte; wenn auch der Abschied von der Heimat, von Verwandten und Freunden meistens ein gewaltsamer und gewiß herber gewesen war, so stellte sich doch bald und besonders an dieser ersten Station ihres neuen Lebensweges ein gewisser Gleichmuth ein, der sich nur zu gern von der angeborenen gutmüthigen Lustigkeit aus dem Felde schlagen ließ. So hörte man denn in dieser entsetzlichen, traurigen Zeit mehr Musik, Singen und Jubiliren als Weinen und Wehklagen. In den Schenken wurde gezecht, getanzt, wo nur Raum und Gelegenheit dazu war; und ihre heimischen Lieder singend, zogen die Bursche, sogar stolz auf die neuen zweifarbigen Röcke, rottenweise durch die Gassen. Die Bewohner, vor Allem aber die Bewohnerinnen Harburgs, nahmen unbehindert Theil an diesem fröhlichen Leben und Treiben, und den Tanzlustigen in den Schenken oder in den bedeckten Schanzen, wo man die Soldaten untergebracht, fehlte es nie an Tänzerinnen, wie die Bürger es nicht verschmähten, den für englisches Geld reichlich gespendeten Getränken auch ihrerseits die gebührende Ehre anzuthun, auf glückliche Fahrt, Avancement und frohe Wiederkehr anzustoßen und zu trinken.

Doch dies lustige Leben nahm für die armen Bursche nur zu rasch ein Ende. Die Einschiffung vollzog sich, wenn auch langsam, doch ohne Unterbrechung und bald schwamm eine ganze Flottille englischer Segelschiffe mit der glücklich erkauften deutschen Soldatenwaare die Elbe hinab und dem weiten Ozean, dem fernen Nordamerika zu.

Hier änderte sich die Scene. Der Abschied von der Heimat und Allem, was ihnen lieb und theuer gewesen, war noch einmal, und ach! gar zu fühlbar an die Armen herangetreten. Da verstummte denn jede frohe Lust und die Stimmung wurde dumpf und resignirt.

So schwimmt denn eines der Transportschiffe schon mehrere Tage auf hoher See, und noch immer ist seine zahlreiche Mannschaft, die es in seinem hölzernen Leibe birgt, still, mißmuthig, wenn nicht an Leib und Seele krank. Eine traurige Fahrt war es bis jetzt gewesen, durch

die Nordsee, den Kanal. Am wenigsten aber von all' den vielen Passagieren hatte wol eine junge, kräftige Dirne gelitten, die sich als Marketenderin hatte anwerben lassen. Es war das einzige weibliche Wesen an Bord, doch wohl im Stande, seine Selbständigkeit unter dem Soldatenvolk zu bewahren, so resolut wußte sie aufzutreten und etwaige Zudringliche in gehörigem Respekt zu halten. Einer der jungen Bursche mag es ihr aber doch angethan und sie zu diesem gewagten Schritte veranlaßt haben, doch Niemand wußte Genaueres. Drei Compagnien sammt Kapitän und Leutenants, Fähnrichs, Sergeanten und einer Bande Pfeifer waren in dem ziemlich großen Fahrzeug untergebracht worden, und diese Ueberfülle und dadurch hervorgerufene Unbehaglichkeit mag mit eine der Ursachen gewesen sein, daß die Traurigkeit und Verzagtheit der Leute so lange anhielt.

Doch auch diese trübe Stimmung macht endlich einer bessern Platz, und langsam werden andere Töne laut als das bisherige jammervolle Wehklagen der Melancholischen und Seekranken. Die Pfeifer beginnen ihre Märsche und Zapfenstreiche zu blasen, ein singkundiger deutscher Rothrock stimmt ein bekanntes Volkslied an, in das nach und nach einzelne Kameraden einstimmen. Die Marketenderin feuert die Singenden an, ermuthigt die Zaghaften und endlich beginnt der neue fröhliche Geist gleichsam compagnieweise zu erwachen und sich geltend zu machen.

Wie lebhaft es nun auf dem Verdeck wird! In dichten Gruppen lagern die Soldaten, plaudern und lachen oder singen im Chor ihre heimischen Lieder. Da plötzlich wird das Wort „Tanz“ laut.

Wie zuckt es da den Burschen in den Beinen! Die hübsche Marketenderin ging just an der Gruppe vorüber, wo der Herr Kapitän mit seinem Leutnant plauderte. Ersterer, auch ein noch junger, lebenslustiger Herr, erfaßt mit kräftigem Griff das Mädel um die Taille. „Platz!“ kommandirt er und „Pfeifer herbei!“ Und sofort hat sich ein Kreis um diese beiden Hauptpersonen gebildet.

Die Pfeifer sind zur Stelle, sie blasen eine alte bekannte Marschweise, nach deren Takt es sich ganz gut tanzen oder doch hopsen läßt. Das Paar erregt die Bewunderung, den Neid der Soldaten. Jetzt hört der Kapitän zu tanzen auf, der junge Leutenant nimmt seine Stelle ein; ihm folgt der Fähnrich und Allen hält die starke Schöne tapfer Stand. Immer lauter wird das freudige Gemurmel der Soldaten, die wol auch noch an die Reihe kommen werden und mit der bisher Unnahbaren tanzen dürfen. Da — just als der hagere Sergeant den Fähnrich ablöst — erklingt zu den schrillen Tönen der kleinen Flöten eine kräftige

Männerstimme. Sie nimmt die Weise auf und singt, den Rhythmus zum Vergnügen der Tanzenden schärfer markirend:

„Kapitän, Leutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand!
Soldaten, Kameraden,
Solda—aten, Kamera—den!“

Jubelnd werden die Worte, die ebenso vortrefflich zu der Melodie wie zu der Situation passen, von den Hunderten deutscher Kehlen wiederholt und wie eine lustige Siegesfanfare tönt es weit über die spiegelglatte Meeresfläche und in die unendliche Ferne hinaus.

Der Bann war gebrochen. Die alte Fröhlichkeit war trotz See- und Heimweh, trotz Ozean und Amerika aufs Neue und mit aller Kraft erwacht. Die unermüdliche Marketenderin holte sich nun einen der Soldaten, zugleich begann der Singende dem Anfang der Weise Worte zu geben. Er sang, vom Augenblick inspirirt:

„Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant, —
Darinnen waren geladen
Drei brave Compagnien Soldaten,
Kapitän, Leutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand!
Soldaten, Kameraden,
Solda—aten, Kamera—den!“

Jetzt brach ein wahrer Donnersturm unter den Soldaten los, so zündend hatten die einfachen Worte gewirkt. Da begann die Schiffsglocke zur Menage zu läuten. Die Marketenderin ließ ab vom Tanze; doch die Soldaten dachten noch nicht ans Essen. Einzelne Männerpaare hatten bereits wieder aufs Neue zu tanzen begonnen, da fing das Mädchen an zu singen. Wol von der lauttönenden Menageglocke dazu angeregt, sang sie in kecker Lustigkeit:

„Was sollen die Soldaten essen?
Kapitän und Leutenant, —
Gebratene Fisch' mit Kressen,
Die sollen die Soldaten essen.
Kapitän, Leutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand!
Soldaten, Kameraden,
Solda—aten, Kamera—den!“

„Juchhe!" schrieen die Soldaten und machten Miene, die Sängerin auf ihre Schultern zu heben und im Triumph umher zu tragen. Doch der frühere Sänger, der eigentliche Erfinder des Liedes, kam ihnen zuvor. Er hatte sich heimlich einer Flasche Weines bemächtigt, eingeschenkt und, das Glas hochhaltend, sang er unbehindert um den lustigen Tumult rings um ihn her:

„Was sollen die Soldaten trinken?
Kapitän und Leutenant, —
Den besten Wein, der zu finden,
Den sollen die Soldaten trinken —"

Und — „Kapitän, Leutenant, Fähnrich, Sergeant" — hallte der Refrain in hundertstimmigem Chor wie früher. Und wer weiß, ob das neue Lied nicht sofort auch hundert funkelnagelneue Verse erhalten hätte, wenn der Herr Kapitän der ganzen tollen Scene nicht durch ein Machtwort ein Ende gemacht und die tanz- und singlustige Mannschaft jetzt doch zum Essen kommandirt haben würde. —

Am Abend saßen die Leute wieder auf dem Verdeck und diesmal wurde das Lied in ruhiger Heiterkeit aufs Neue angestimmt. Den vorhandenen Strophen reihte Der oder Jener eine weitere an, schlecht und gut, bunt durcheinander, und mit lautestem Jubel wurde jeder treffende Vers aufgenommen. Da sang der Eine, dem wol noch der schöne Harburger Aufenthalt in Gedanken liegen mochte:

„Wo sollen die Soldaten tanzen?
Zu Harburg auf der Schanzen."

Ein Anderer meinte:

„Wo sollen die Soldaten schlafen? —
Bei ihrem Gewehr und Waffen —"

antwortete brausend der Chor.

Und als der Herr Kapitän und der Herr Leutenant den Rücken gewendet, hieß es etwas respektwidrig:

„Wie kommen die Offiziere in die Hölle?
Auf einem schwarzen Fohlen
Wird sie der Böse holen."

Doch:

„Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weißen Schimmel
Da reiten sie in den Himmel."

Besser gemeint als gemacht waren die unbeholfenen Strophen, doch sie erfüllten doppelt ihren Zweck. Nicht allein daß das Lied die armen Söhne Deutschlands das Weh des Augenblicks vergessen machte, es blieb

ihnen auch in der Folge, bei allen Mühsalen des Kriegs ein treuer Gefährte. Ja, der einfache Sang sollte ihnen noch Ruhm und Sieg verschaffen — und später noch ein ganz absonderliches, wunderbares Schicksal erleben.

Als das Schiff nach langer, langer Fahrt endlich in Boston landete, war das Lied den deutsch-englischen Soldaten, Kapitän, Sergeanten und Gemeinen wie den Pfeifern so lieb geworden, daß es fast schien, als hätten sie alle übrigen Lieder der Heimat darüber vergessen. Ihren Kameraden, die sie bereits auf dem Boden der neuen Welt vorfanden, wie denen, die nach ihnen ausgeschifft wurden, ging es fast ebenso. Sobald sie es hörten, machten sie sich das durch seine Melodie, seinen Rhythmus so originelle Lied zu eigen, um es nie wieder aufzugeben. Einer lernte es von dem Andern und bald sangen es Alle — alle deutschen Soldaten, pfiffen es alle Musikanten, die gesandt waren, gegen ein Volk zu kämpfen, das ihnen nie Etwas zu Leide gethan, von dem sie kaum irgend Etwas wußten.

II.

Die drei englischen Feldherren, Clinton, Bourgoyne und Howe, theilten sich in die deutschen Hülfstruppen, welche man allgemein „Hessen“ nannte und die nun den eigentlichen Kern der königlich englischen Armee bildeten. Lord Howe allein führte 12,000 „Hessen“ gegen New-York, darunter die später so gefürchteten Riedesel-Dragoner, lauter riesige Leute, deren Helm und Degen so schwer wogen wie die ganze Armatur eines amerikanischen Soldaten. Bei dem stark befestigten Brooklyn auf Long-Island kam es am 26. August zum Treffen. Die Amerikaner vertheidigten sich hinter ihren Palissaden und Schanzen hartnäckig und der Sieg wurde zweifelhaft. Da stimmten die „Hessen“ ihr Lieblingsliedchen an, die Pfeifer spielten dazu und die Schanzen wurden im Sturm genommen. Der Sieg verblieb den Engländern und Washington mußte New-York aufgeben, das dann von Lord Howe mit seinen tapferen Deutschen besetzt wurde.

Wo es nur zum Kampfe ging, erklang das Lied, als Marsch, Aufforderung zum Angriff und Sturm, wie im Lager als lustiges Tanzliedlein. Hannoveraner und Hessen spielten und sangen es um die Wette, und als in der für die Engländer unglücklichen Schlacht bei Trenton Washington tausend Deutsche, meistens Hannoveraner, gefangen nahm, wurde das Lied auch unter den Amerikanern bekannt.

Von den hannoverschen Pfeifern hörte der junge Marquis de Lafayette die originelle deutsche Weise, als er im Winter 1776 auf 1777 nach Amerika gekommen war, um begeistert für die Idee der Freiheit an dem Kampf der nordamerikanischen Kolonien gegen ihre Unterdrücker Theil zu nehmen. Die Melodie gefiel dem ritterlichen Franzosen, und da er als General in Schlachten und Gefechten sehr oft Gelegenheit hatte, sie von seinen Gegnern zu hören und sich von ihrer Wirkung zu überzeugen, so steigerte sich das Gefallen an dem deutschen Sang derart, daß er den „hannoverschen Marsch“ später sogar von den Hautboisten seines eigenen Corps sich aufspielen ließ.

Im Herbst 1781 kehrte Lafayette mit Ruhm bedeckt nach Frankreich zurück und etwa achtzehn Monate später, im Frühjahr 1783, endete der Krieg, der just volle acht Jahre gedauert hatte. Die deutschen Truppen, die tapfern „Hessen“, kamen ebenfalls wieder in die Heimat. Wie Lafayette seinen liebgewonnenen „hannoverschen Marsch“ nun in Frankreich importirte, so brachten die Deutschen das kräftige und erprobte Volks- und Soldatenlied mit in die Heimat, wo es sich, wie früher in Amerika, rasch Freunde erwarb und sich weit verbreitete.

Der hannoversche Marsch Lafayette's bürgerte sich in der That in Frankreich ein; die Hautboisten der französischen Regimenter, wie die Pfeifer der aus Deutschen bestehenden Royal-Allemand, Royal-Bavière, Lamark u. a. spielten ihn, bis er während der Revolution verschwand. Noch einmal, in Napoleonischer Zeit, tauchte er auf. Doch das junge Kaiserreich bedurfte rauschenderer Klänge, und so wurde Lafayette's Lieblingsweise von anderen brillanteren Märschen abermals verdrängt und schien nun für immer verschwunden zu sein.

In Deutschland aber wanderte das originelle Lied von Mund zu Mund; es vererbte sich vom Vater auf den Sohn und erhielt sich in alter Frische bis heute. In jedem Volksliederbuch ist es zu finden, wovon sich der Leser sofort überzeugen kann — er braucht nur im Register die Anfangsworte aufzusuchen:

„Ein Schifflein sah ich fahren.“

III.

Jahrzehnte sind vergangen. Wir sind im schwülen Sommer des Jahres 1830. Paris tanzte auf einem Vulkan, wie Salvandy, der damalige französische Gesandte in Neapel, auf einem Balle im Palais-Royal so treffend gesagt hat.

Im März war die Kammer plötzlich vertagt worden und das verhaßte Ministerium Polignac bereitete seine berüchtigten Ordonnanzen vor. Ganz Paris war in einer unbeschreiblichen Aufregung, die durch die Oppositionsjournale noch unablässig gesteigert wurde.

Um diese Zeit feierte eine Gesellschaft von Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern ein jährlich wiederkehrendes Fest. Es waren dies die sogenannten Barbisten, Männer, welche in dem berühmten Collége St. Barbe, am Pantheon gelegen, ihre Vorbereitungsstudien gemacht hatten und sich theils an jedem 4. Dezember, dem Tage der heiligen Barbara, theils zu Anfang des Sommers zu einem gemeinschaftlichen Mahle versammelten, um dadurch alte Schulgenossen einander wieder näher zu bringen. In einem der großen Restaurants des Palais-Royal fand das Festdiner statt, und nächst den Toasten auf hervorragende Barbisten, der Erinnerung an die während des verflossenen Jahres heimgegangenen Kollegen, nahmen die Tagesbegebenheiten das Hauptinteresse in Anspruch. Da erhob sich einer der Anwesenden, ein Akademiker, zugleich Bibliothekar des damals für freisinnig geltenden Herzogs Louis Philipp von Orleans. Es war Casimir Delavigne, der berühmte Dichter, der, von heiligem Zorn gegen die reaktionäre Regierung Karl's X. erfüllt, eine Hymne gedichtet hatte und sie nun in begeisterter Weise den Freunden und ehemaligen Schulgenossen vortrug.

Die erste Strophe lautete:

„Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras;
On nous disait: Soyez esclaves!
Nous avons dit: Soyons soldats!
Soudain Paris dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
En avant, marchons
Contre leurs canons!
A travers le fer, le feu des bataillons,
Courons
A la victoire!“ —

Mit lauter Begeisterung wurde das Gedicht, so recht für die augenblickliche Stimmung der Pariser geeignet, aufgenommen. Es schien in der That ein würdiges Seitenstück der Marseillaise zu sein und sofort wurde dem neuen Freiheits- und Siegesgesang der Titel gegeben:

„La Parisienne“.

Nur die passende Melodie fehlte, um dem nationalen Liede die volle Wirkung der älteren Schwester zu verleihen.

Da erhob sich ein anderer Festgenosse, ein blühender junger Mann; sein Auge blitzte und mit begeisterter Rede gelobte er den Feuerworten des Freundes die fehlenden Töne nicht allein zu geben, sondern das herrliche Lied auch in Paris einzubürgern, es die Pariser, für die es ja gedacht und gedichtet, zu lehren.



Der 29. Juli 1830. Straßenkampf in Paris.

Der begeisterte Barbiste nannte sich Adolf Nourrit und war der gefeierte Sänger der Großen Oper, der „Créateur" der Helden Masaniello, Arnold, Robert und Raoul.

Er nahm die Hymne Delavigne's mit nach Hause und noch in der Nacht setzte er sich an sein Instrument und versuchte singend die passende Melodie zu den Worten, welche ihn so begeistert hatten, zu schaffen.

Doch es wollte nicht gelingen; keine der Melodien, die er zu erfinden versuchte, dünkte ihm des Gedichtes werth.

Da erinnerte er sich plötzlich einer eigenthümlichen, scharf rhythmisirten Weise, die er in seiner Jugend daheim in seiner Vaterstadt Montpellier von den Hautboisten eines dort in Garnison liegenden Regiments vernommen. Es war ein alter sogenannter „hannoverscher" Marsch (so bezeichnete ihn Nourrit selbst), der noch aus der Zeit Ludwig's XVI. herrührte. Die Melodie paßte zu den Worten, als wären beide in begeisterter Stunde zusammen entstanden und der neue Freiheitssang der Juli-Revolution, das würdige Seitenstück der Marseillaise, wie Nourrit in seiner Begeisterung wähnte, die „Parisienne", war da! —

Welche Wunder sie wirkte, als sie den Parisern bekannt geworden, als sie, von Auber mehrstimmig gesetzt und instrumentirt, bald allerwärts ertönte und von Nourrit endlich sogar auf der Scène der Großen Oper gesungen wurde, habt Ihr bereits gehört, wie auch, daß das Pariser Volk seine Siege in den drei blutigen Julitagen ihrer anfeuernden, begeisternden Kraft mit zu verdanken hatte.

Die Juli-Revolution war vollbracht worden mit Hülfe — eines alten deutschen Volks- und Soldatenliedleins, denn die Melodie der Parisienne, des „hannoverschen" Marsches Nourrit's, ist keine andere als die des uns so bekannten

„Ein Schifflein sah ich fahren."

Wie das Lied 1776 und ferner dazu gedient hatte, die junge nordamerikanische Freiheit zu bekämpfen, so hatte es nun, etwa fünfzig Jahre später, für die neue Freiheit Frankreichs gestritten, dieser aber den glorreichen Sieg verschaffen helfen. — Die Schuld, welche der deutsche Sang unbewußt auf sich geladen, war gesühnt.

Ob die Pariser von Anno Dreißig es wol geahnt, daß sie als musikalische Begleitung ihrer Kämpfe für die gloire und liberté ein deutsches Volks- und Soldatenliedlein sich erwählt?

Es klingt fast unglaublich und dennoch ist es wahr! Ihr braucht nur den Text der französischen Hymne nach der alten deutschen Melodie zu singen und werdet dann weiter und gewiß zu Eurer größten Ueberraschung noch finden, daß das französische heldenhafte „En avant, marchons contre leurs canons" sich ebenso vortrefflich singen läßt als das lustig-schelmische: „Kapitän, Leutenant, Fähnrich, Sergeant, nimm das Mädel bei der Hand" unseres deutschen Volksliedes

„Ein Schifflein sah ich fahren."

Onkel Reinhold hatte sich während der letzten Worte seiner kleinen Erzählung an den Flügel gesetzt und spielte und sang nun das Lied in beiden Lesarten, bald als deutsches heiteres Volkslied, bald als heroischen Freiheitssang, und höchst merkwürdig! zu beiden eignete sich die alte deutsche Weise ganz vortrefflich. Plötzlich brach er ab, erhob sich und sagte:

„Genug davon! denn wollten wir aus dem Dargelegten alle ziemlich nahe liegenden Schlußfolgerungen ziehen und weiter verfolgen, so würde uns Solches, so interessant es auch sein dürfte, denn doch zu weit führen. Ueberhaupt hat uns die leicht begreifliche und auch verzeihliche Theilnahme unseres verehrten Freundes Alibert für die fränkischen Nachbarn unwillkürlich von dem eigentlichen Thema unserer Unterhaltung, dem deutschen Volksliede, entfernt, zu dem wir denn auch so rasch als möglich wieder zurückkehren wollen."

„Ein Wort des Dankes werden Sie mir wol noch gestatten für Ihre überraschende Mittheilung," sagte der Kleine lächelnd, indem er dabei Onkel Reinhold herzlich die Hand drückte. „Daß sie mich hoch interessirte, brauche ich wol nicht besonders zu betonen, wie auch, daß ich mich freue, das deutsche Volkslied mehr und näher kennen zu lernen."

„Es war lange Jahre — fast Jahrhunderte hindurch, das Aschenbrödel der deutschen poetischen und musikalischen Kunst," sprach Onkel Reinhold sinnend vor sich hin, und fuhr dann, als ob diese Worte eine ganze Reihe von Gedanken in ihm wach gerufen, langsam, unter voller Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fort:

„Die ältesten Spuren unserer Poesie weisen auf das Volk hin, dem sie entsprungen, und denkbar sind sie uns nur in Verbindung mit Tönen, als Gesang. Feste, Bräuche lieferten die Stoffe, dann die Götter-, Helden- und Thiersagen. Dem Volke entstammten die Lieder, das Volk sang sie und übertrug sie auf die folgenden Geschlechter. Dann — etwa im neunten Jahrhundert, trat diesem Volksgesang die Kunstpoesie entgegen, und die, welche bis jetzt Herrscherin und Freudenspenderin gewesen, fand sich aus den edleren Kreisen verbannt, von ihnen verachtet. Doch das Volk hegte sein Lied treu in der Stille, und als nach einigen Jahrhunderten die höfische Poesie zu entarten begann und verfiel, da war es, als ob dem verachteten, vergessenen Volksgesang ein neues Leben werde. Es kam eine Zeit, in welcher er allein wieder im Reiche deutscher Sangeskunst herrschte, doch auch wieder wie früher hauptsächlich nur von dem Volke gepflegt. Alles begann der Volksgesang jetzt in seinen Kreis zu ziehen; außer den alten, sagenhaften Liedern gab es nun solche

von Jägern, Landsknechten, fahrenden Gesellen, Handwerkern, Bauern, heitere und ernste, Wander-, Wein- und Liebeslieder, Tanz-, Spiel- und Spottlieder, und was das Volk nur erlebte, wußte und ahnte, hoffte und wünschte oder fürchtete, was sein Herz in Lust oder Weh bewegte, fand passenden Ausdruck in dem Volksliede. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert sah wol die Blüte dieses Volksgesanges, dann kam der Verfall. In die Wander-, Zunft- und anderen Lieder schlichen sich Roheiten ein, diese machten sich immer breiter, und im siebzehnten Jahrhundert, dem unglückseligsten, das unser deutsches Vaterland erlebte, schien das Volkslied vollständig dem Untergang geweiht. Doch auch jetzt hatte der bessere Kern des Volkes sich des entwürdigtsten Kindes deutscher Dichtkunst und Sangeslust angenommen, und wieder fristete es in der Stille sein bescheidenes Dasein. Für die gebildete Klasse schien es ganz verschollen zu sein. Erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit dem Wiedererwachen unserer Poesie überhaupt, erinnerte man sich des Vergessenen. Der Göttinger Dichterbund, und hier vor allen Andern Bürger, führte das Volkslied wieder in die bessere Gesellschaft ein und gab es zugleich dem Volke zurück. Herder ging in seinem Eifer für die Volkspoesie über die Grenzen des Heimatlandes hinaus und gab uns in seinen „Stimmen der Völker“ Lieder aller Nationen. Goethe erfreute sich an diesen Liedern voll natürlicher Empfindungen und verwerthete sie gleich auf das Beste, indem er z. B. eine ganze Reihe von ihnen theilweise umdichtete und seinem Singspiel „Die Fischerin“, 1782 auf der Ilm bei Tiefurt aufgeführt, einverleibte. Bald nahmen sich viele und bedeutende Männer des deutschen Volksliedes an. Bekannt ist Euch gewiß die erste größere Sammlung, welche Brentano und Arnim 1806 unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ herausgaben. Andere Dichter folgten diesem Beispiel — ihre Namen vermag ich nicht alle anzuführen — und heute umfaßt unsere Volkslieder-Literatur eine ganz erstaunliche Anzahl Bände, welche die reichsten Liederschätze vergangener Jahrhunderte bewahren. Die beiden Männer, welche sich mit das größte Verdienst um das deutsche Volkslied erworben haben und heute uns am nächsten stehen, sind Ludwig Erk und Friedrich Silcher. Ersterer sammelte hauptsächlich die Lieder mit ihren ursprünglichen Weisen und Letzterer schuf besonders zu vorhandenen, echt volksthümlichen Liedern Melodien, entweder nach eigener Erfindung oder sich an irgend eine vorhandene Weise anlehnend, die sofort Eigenthum des Volkes wurden. Wer kennt sie nicht, die „Loreley“, „Ich weiß nicht, was soll

es bedeuten", das „Aennchen von Tharau", „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang", „Der gute Kamerad" und „Zu Straßburg auf der Schanz" 2c., dann das herzige Abschiedslied „Morgen muß ich fort von hier", und viele andere Lieder mehr! —



Friedrich Silcher.

„Doch," fuhr der alte Herr plötzlich mit anderem heitern Tone fort, dabei den Kopf hebend und seine Zuhörer in der Runde anschauend — „wozu noch länger über Lieder plaudern, wenn man sie hören kann, wie Erk und Silcher sie uns gegeben! Und da der Abend noch nicht allzu weit vorgerückt ist — der Mond just sein heimliches Licht über die Haide breitet und sogar recht keck zu unsern Fenstern hereinlugen würde, wenn der Lampe Licht ihn nicht daran hinderte, so wollen wir noch einige unserer schönsten Lieder singen. Herr Alibert wird dadurch einen weit besseren Begriff von dieser Gattung von Gesängen erhalten, als wenn ich ihm noch stundenlang davon erzählte."

Der Kleine, der bis jetzt mit voller Aufmerksamkeit zugehört hatte, lächelte still vergnügt den Redner, dann die Mädchen an, die sich bereits an den Flügel gesetzt. Nur noch wenig wurde geredet, dann begannen Beide abwechselnd die Lieder zu singen, welche der Onkel genannt.

Lautlose Stille herrschte in dem Zimmer, in dem ganzen weiten Hause, aus dem die Stimmen der beiden Mädchen, das leise Spiel des Flügels in eigenthümlicher Weise hervortraten. Sie sangen nur mit halber Stimme, und gerade dies brachte den ganz ungewöhnlichen Eindruck hervor, den die Zuhörer empfinden mußten. Besonders war das mezza voce der Stimme Leonorens von ergreifender Wirkung, als das Mädchen endlich — wol dazu angeregt von dem sanften Lichte des Mondes, das vom Klavier aus sichtbar war und in phantastischer Weise durch die Kronen der Waldbäume schimmerte — das schwermüthige rheinische Volkslied: „Verstohlen geht der Mond auf — blau, blau Blümelein“ — anstimmte.

Die Sängerin wußte ihrem Gesange einen solchen lieblich-innigen Ausdruck zu geben, der Schluß der Strophen: — „schönste Rose!“ — verklang langsam wie ein sanfter Hauch und so geheimnißvoll, daß kein Herz der Rührung zu widerstehen vermochte. Kaum zu athmen wagten die Zuhörer, weil sie ahnend fürchteten, dadurch den holden Zauber des Liedes und des Gesanges zu zerstören.

Da hielt Leonore mit einem Mal inne, ein schriller Akkord endete das Lied in der Mitte einer seiner Strophen, und sichtlich erbleichend rief das Mädchen:

„Hörtet Ihr nichts? — ein Geräusch — wie ein Seufzer, dort — in dem Nebenzimmer!“

„In dem Zimmer Meeringen's?!“ rief Frau Wallbrunn unwillkürlich und zusammenschreckend.

Doch jede weitere Rede und Gegenrede wurde überflüssig, denn Alle hörten nun und recht deutlich in der bezeichneten Richtung, wo in der That das Schlafgemach des verstorbenen Meeringen lag, ein Geräusch, als ob sich Jemand darinnen bewege.

Schon erhob sich Onkel Reinhold, nahm ein Licht von dem Instrument und schritt auf die Thür zu, um nach der Ursache dieser allerdings räthselhaften und vielleicht doch ganz natürlichen Erscheinung zu forschen. Der kleine Alibert, der die sonderbaren Töne eben so deutlich wie die Uebrigen gehört, saß leichenblaß und an allen Gliedern zitternd auf seinem Stuhl, ohne Kraft, und gewiß auch ohne Muth, den Anderen

zu folgen. Leonore war bereits an des Onkels Seite; sie hatte sich wieder erholt und schritt nun muthig mit ihm hinaus auf den Flur und das unheimliche Zimmer zu. Nun folgte auch Frau Wallbrunn, während Cäcilia, gewiß aus Mitleid für Alibert, der einer Ohnmacht nahe zu sein schien, zurückblieb und diesen zu beruhigen suchte.

Die Drei betraten muthig das Zimmer, das durch das stellenweise einfallende Mondlicht eigenthümlich erhellt wurde. Sie durchschritten, durchsuchten es nach allen Richtungen, doch nicht das geringste Ungewöhnliche fanden sie. Da deutete Leonore, die bei der Glasthür angelangt war, welche auf die Außentreppe führte, in den Hof hinab und flüsterte erregt:

„Seht dorthin! — dort ist Jemand!"

Der Onkel und die Mutter blickten hinaus. Im Dunkel der Mauer konnte man allerdings eine menschliche Gestalt bemerken, doch nicht erkennen, wer es war. Jetzt trat diese aus dem Schatten hervor und schritt auf den hinteren Eingang des Hauses zu.

„Hans, der Knecht!" rief Onkel Reinhold lächelnd. „Er hat Deinem Sang gelauscht, mein Kind, und seine Freude darüber in seiner Weise durch irgend einen Ausruf kundgegeben. So wird es gewesen sein."

„So ist es!" bekräftigte die Mutter, und alle Drei wandten sich wieder dem Ausgang des Zimmers zu. Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold fanden sich vollständig beruhigt, Leonore war es weniger. Still flüsterte sie vor sich hin:

„Es war wol der Knecht, den wir gesehen, doch der Ton — ein banger Seufzer — den ich deutlich gehört, konnte unmöglich von Hans herrühren, heute Abend eben so wenig wie — vor wenigen Tagen im Walde." —

Wenn die Familie und auch Herr Alibert sich bald mehr oder minder beruhigt fühlten, so war es doch mit dem Singen für diesen Abend vorbei. Nach einer kurzen Weile verließen sie das Wohnzimmer und bald lag eine Ruhe über dem Haidehause gebreitet, die durch nichts, nicht einmal durch die allernatürlichste Ursache, gestört wurde.



Beim sterbenden Reh im Walde.

Sechstes Kapitel.

Allerlei seltsame Ereignisse.

Wieder wurden Veränderungen im Haidehause vorgenommen. Der Vorschlag Herrn Alibert's, den beiden Mädchen Unterricht im Tanzen zu geben und der geplante große Ball hatten mancherlei neue Anordnungen nothwendig gemacht. Das Museum sollte mit seinen Sammlungen in die große Halle des unteren Stocks verlegt und der obere Saal so freundlich als möglich hergerichtet werden. Aus Dahlheim waren verschiedene Handwerker geholt worden, und nun hatte ein Hantiren, Hämmern und Putzen in dem Haidehause begonnen, die dessen bisherige Stille in das lauteste Treiben verwandelten. Onkel Reinhold und Alibert halfen tüchtig mit; Letzterer leitete den wichtigen Umzug und die Uebrigen fügten sich gern seinen stets praktischen Anordnungen. Grete und die neue Magd hatten ebenfalls vollauf zu thun, und bei deren Arbeiten

wurde auch Frau Wallbrunn's volle Thätigkeit in Anspruch genommen. Zudem langte der stille, blasse Schreiber Elben vom Dahlheimer Amt an, und da das, was er brachte, von Wichtigkeit war und lange Besprechungen erforderte, so wurde der junge Mann in einer Kammer des unteren Stocks einquartiert. Hatte Onkel Reinhold Zeit, so setzte er sich zu Elben und ging die Akten und Berechnungen mit ihm durch. Die Konferenzen dauerten stets länger, denn wie die Hinterlassenschaft sich als immer bedeutender erwies, so schien deren Ordnung auch verwickelter und schwieriger zu werden. So mußten denn die beiden Mädchen meistens sich selbst überlassen bleiben, und suchten sie die viele freie Zeit, über welche sie nun zu verfügen hatten, so gut wie nur möglich zu verwerthen. Da das Wetter für den Herbst ein ausnahmsweise schönes war, so lag nichts näher, als kleine Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen, um diese, die Wälder und Haide etwas näher kennen zu lernen. Befanden sie sich daheim, so lieferten Bücher und Bilder der Bibliothek genügende, interessante und belehrende Unterhaltung.

So vergingen mehrere Tage, die Familie sah sich nur bei den Mahlzeiten und am Abend vereint, wo es zu spät war, um die liebgewonnenen Unterhaltungen fortzusetzen, und wo auch von den laufenden Arbeiten und Geschäften gesprochen werden mußte. An einem solchen Abend brach Onkel Reinhold plötzlich das Gespräch ab und die Seinigen in der Runde anschauend sagte er:

„Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen, Kinder, den Ihr hoffentlich nicht zurückweisen werdet. Ich möchte einen neuen ständigen Gast in das Haidehaus und in unseren kleinen Kreis einführen."

Alle blickten erstaunt auf den Sprecher, und als dieser von der Mutter und den Töchtern dringend aufgefordert wurde, sich deutlicher zu erklären, fuhr Onkel Reinhold fort:

„Es ist der junge blasse Mensch, der Elben, der als Schreiber des Amts sich bisher sein ärmliches Brot erworben hat, der aber eine bessere Lebensstellung und auch unsere ganze Theilnahme, unser Vertrauen verdient. Ich habe ihn und seine Verhältnisse während der letzten Tage, bei meinen Verhandlungen mit ihm, näher kennen gelernt und glaube den jungen Mann Euch warm empfehlen zu dürfen."

Eine Pause entstand. Die Mädchen blickten auf den Onkel, als ob sie weitere Mittheilungen erwarteten, nur Herr Alibert winkte zufrieden lächelnd und mehrmals mit dem würdigen Haupte, daß das kleine Zöpfchen sich in seinem Nacken gar lustig zu wiegen schien. Endlich sprach Frau Wallbrunn:

„Daß wir Deinen Vorschlag annehmen dürfen, Bruder, bin ich überzeugt; Du wirst gewiß Gründe dafür haben, die ihn rechtfertigen. Kannst Du uns diese mittheilen, so würde dies Deinem Schützling nur förderlich sein, indem dadurch unser Vertrauen zu Dir gewiß auch auf den überginge, der von nun an unser Hausgenosse sein soll."

„Du hast Recht," entgegnete Reinhold, „und ich will Euch sagen, was ich über Elben auf die natürlichste Weise von ihm selbst erfahren habe, und das Herr Alibert uns gewiß auch wird bestätigen können."

Der Kleine, an den die letzten Worte hauptsächlich gerichtet gewesen, nickte immer eifriger bejahend mit dem Kopfe und Onkel Reinhold sprach weiter:

„Elben ist eine Waise. Er verlor seine Mutter, da er noch ein Kind war, und einige Jahre später auch den Vater durch ein Unglück hier im Walde. Herr Meeringen nahm sich des armen Knaben an, ließ ihn hier im Haidehause mit seinem Sohne Herbert aufwachsen und unterrichten. Doch als Letzterer sich in einer so unglückseligen Weise gegen den Vater verging und diesen dann verließ, da entfernte Meeringen auch den jungen Elben aus seiner Nähe: der Arme mahnte ihn wol zu sehr an den verlorenen Sohn. Elben kehrte nach Dahlheim zurück, und ohne die geringsten Mittel mußte er froh sein, einen Posten als Schreiber auf dem dortigen Amte zu erhalten — an den er bis heute noch gefesselt ist, und dem er sich auf gewöhnlichem Wege wol nimmer wird entziehen können. Ich habe nun bei dem jungen, stillen Menschen zu meiner Ueberraschung eine nicht gewöhnliche Intelligenz und gründliche Kenntniß der Geschäfte gefunden, und da unsere Erb- und Vermögensverhältnisse noch lange Zeit einer weit kundigeren Hand als der meinigen bedürfen werden, so hat dies, im Verein mit dem Mitgefühl für das unverdiente traurige Schicksal des Armen, mich veranlaßt, Euch den Vorschlag zu machen, ihn in unsern Familienkreis aufzunehmen."

„Er soll uns willkommen sein!" rief Frau Wallbrunn mit herzlichem Tone.

„Wir tragen dadurch zugleich eine Schuld ab," sprach Cäcilia lebhaft, „die unser verstorbener Verwandter zu tilgen wol unwissentlich unterlassen hat."

„Ich danke Euch für meinen — Schützling," wollte Onkel Reinhold entgegnen, als die Thüre sich öffnete und Elben an der Hand Alibert's in das Zimmer trat. Der Kleine war während der letzten Rede des Onkels unbemerkt verschwunden, und da er der Zustimmung

der Frau Wallbrunn gewiß sein mochte, auch der Vorschlag ihm selber wol die größte Freude machte, so hatte er den jungen Menschen geholt und in das Zimmer geführt.

Elben war in größter Verlegenheit und außer Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen. Er wurde indessen bald dieser etwas peinlichen Lage enthoben, denn Frau Wallbrunn hieß ihn in ruhiger, doch herzlicher Weise in ihrem Kreise willkommen, und auch die beiden Mädchen fanden passende freundliche Worte für den Verlegenen. Man half ihm von allen Seiten so glücklich, daß der arme Mensch, dem solche Theilnahme seit Jahren nicht geworden, ein neues Leben sich erschließen sah, und inniger Dank erfüllte sein Herz. Es gelang ihm denn endlich auch, diesem Gefühl einen Ausdruck zu geben, und hiermit schien der Bann für ihn gelöst zu sein. Langsam nahm er an dem Gespräch der Uebrigen Theil und seine Bemerkungen und Antworten waren stets ebenso treffend als bescheiden angebracht.

Das Haidehaus hatte nun zwar einen neuen Bewohner erhalten, doch die Ruhe des Ortes wurde dadurch nicht im mindesten gestört, denn Elben blieb in seinem neuen Glück, was er bisher in seiner Armuth gewesen, ein stiller, arbeitsamer Mensch, der nur sprach, wenn er dazu aufgefordert wurde, der jedoch jede Gelegenheit freudig ergriff, um seinen Wohlthätern aufrichtige dankbare Verehrung kund zu geben.

Elben's Uebersiedlung in das Haidehaus schien den kleinen Alibert ganz besonders glücklich gemacht zu haben, und ein ähnliches Gefühl mußte der mürrische Hans empfinden, denn dessen faltiges Gesicht klärte sich merklich auf, und zum ersten Mal durften die Glieder der Familie Wallbrunn sich rühmen, von ihm aus freien Stücken angeredet zu werden. Geschah dies auch noch immer in etwas brummiger Weise, so waren es doch Worte, die er hören ließ, und kein Knurren wie das eines wol nicht bösen, doch gereizten Haushundes.

Das Hantiren, Ordnen und Verschönern in dem Haidehause hielt noch immer an, desgleichen das Arbeiten Onkel Reinhold's mit dem neuen Sekretär und Verwalter — denn zu solchem hohen Posten war der bisherige arme Amtsschreiber erhoben worden — und auch die beiden Mädchen setzten ihre kleinen Spaziergänge im Walde und auf der Haide fort. Sie waren indessen noch nicht weit in der grünen Wildniß vorgedrungen, denn kein Weg oder Pfad war zu entdecken gewesen, der sie hätte hineinführen können. Der schöne Wald sah in der That vollständig verwildert aus und es war hohe Zeit, daß eine kundige Hand sich

seiner Bewirthschaftung annahm. Die Haide, welche sich hügel- und wellenförmig nach allen Richtungen hin schier unendlich ausbreitete, bot zwar Spaziergänge in Menge, doch kein einziges Ziel, das des Erreichens werth gewesen. Wol sah man in weiter — weiter Ferne einige Ortschaften, doch mußte es wol eine kleine Reise bis zu ihnen sein. Die einzelnen Kiefernbüsche und Fichtenwäldchen, die hier und da sich wie mehr oder minder dunkelgrüne Flecken von dem eintönig grauen Haideboden abhoben, hatten die Mädchen wol schon alle besucht und auch lachend so viel als möglich durchsucht, doch bis jetzt weiter nichts gefunden als zahlreiche Spuren von wilden Kaninchen und deren Feinden, Füchsen und Wieseln. Da sie keine Jäger waren, so konnte solches Wild sie nicht besonders interessiren. Einem Rudel Rehe wären sie dagegen wol gern begegnet, doch diese staken im Walde drinnen, und sie mußten schon bis zum Winter warten, um deren Bekanntschaft zu machen. Dann aber hatte man ihnen diese und noch andere ähnliche Herrlichkeiten in Aussicht gestellt. Den Saum des Waldes waren Beide auch schon mehrmals wol auf eine halbe Stunde Entfernung vom Haidehause entlang gegangen, doch ohne irgend einen Einlaß zu finden. Er wollte den Heitern fast wie ein Zauberhain dünken, in dem irgend ein Dornröschen schlummere und auf Erlösung warte. Der einzige wirkliche Spaziergang war der, den sie von allem Anfang an gefunden, nach der Bank unter den vier Buchen, die denn auch, trotz des ernsten grünen Hügels, der sich dort erhob, mehr und mehr das Lieblingsplätzchen des Schwesternpaars geworden war.

Es war ein wunderschöner Herbstnachmittag, als die Schwestern wieder auf der Bank unter den Buchen saßen. Die Sonne stand noch hoch am Himmel und ihr goldenes Licht verlieh dem bunten, herbstlich gefärbten Laub der Bäume eine Farbenpracht, die das Auge überraschte und entzückte. Die tiefe, feierliche Stille, nur durch das näher und entfernter klingende Zirpen der Grillen unterbrochen, lud so recht ein, sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen, und lautlos saßen die Mädchen beisammen und ließen das Herrliche, was sich ihren Blicken bot, auf sich einwirken. — Sie hatten wiederum einen vergeblichen Entdeckungsspaziergang dem Waldsaum entlang gemacht, der sie denn wie gewöhnlich zu ihrem Lieblingsplätzchen geleitet, wo sie nun schon geraume Zeit weilten, Beide ihren Gedanken nachhängend.

Plötzlich unterbrach Cäcilia, deren Blicke lange auf einer Stelle der Gebüsche geruht, die Stille und rief, sich erhebend:

„Ich kann dem Verlangen nicht mehr widerstehen, Schwester, ein wenig tiefer in das Innere dieses verzauberten Waldes zu dringen, und da ich hier Spuren sehe, daß irgend Jemand sich einen Weg hinein gebahnt, so will ich mein Heil versuchen. Bleibe nur ruhig sitzen, ich arbeite mich allein besser durch das Gestrüpp — das hier wirklich zu einem Pfad niedergetreten ist, und in wenigen Minuten bin ich wieder bei Dir, um Dir zu künden, was ich entdeckt."

Dabei war sie auf eine Stelle der buschigen Umzäunung des Platzes zugetreten, die sie vorher genau angesehen. Es war in der That also; von hier aus mußte Jemand sich entweder einen Weg in den Wald, oder einen solchen durch die Wildniß bis zu diesem Platz gebahnt haben. Für eine einzelne Person bot er Raum genug, wenn auch Gestrüpp und Dorn noch vielfach den Durchlaß hindern mochten.

Leonore wollte sorgend abmahnen, doch das lebensfrohe Mädchen ließ sich von ihrem Beginnen nicht zurückhalten. Noch rief sie der Schwester zu, daß sie sich nur einige Hundert Schritte zwischen die Baumriesen hinein wagen und immer in ihrer Hörweite bleiben wolle. Zugleich und um diese Worte zu bekräftigen, begann sie ein heiteres Liedlein zu singen, das gar hell und fröhlich durch die Stille des Waldes hallte, und Leonore beruhigte sich. Sie zog ein Buch hervor und begann zu lesen, dabei aber immer auf das Singen der Schwester horchend, das voll und deutlich erschallte. Doch die Lektüre fesselte die Aufmerksamkeit der Einsamen mehr und mehr so, daß sie darüber unwillkürlich die Schwester und deren Singen vergaß. Das Lesen ging endlich in ein waches Träumen über, in dem die Einsamkeit des Ortes das Mädchen wie mit Zauberbanden gefangen hielt. Als Leonore endlich — wol nach einer langen Weile wieder erwachend, an ihre Umgebung gemahnt wurde, schrak sie heftig zusammen; von der Schwester war nichts mehr zu hören und so laut sie auch deren Namen in den Wald hineinrief — es war nur das Echo, welches ihr antwortete.

Schon wollte sie sich ebenfalls in den Wald hineinwagen, der Spur der Schwester zu folgen, doch spähte sie vorher noch einmal die Lichtung entlang in der Richtung nach dem Hause hin. Da erfaßte sie ein neues banges Staunen, denn in der Nähe der Umfassungsmauer des Haidehauses bemerkte sie eine Persönlichkeit, die ihr vollständig fremd erschien. Es war ein allem Anschein nach noch junger Mann, der auf dem Kopfe einen Hut mit breitem Rande trug, welcher sein Gesicht beschattete. Aus dem Walde war der Fremde hervorgetreten und blickte nach dem Haidehause

hin, als ob er Jemand suche oder erwarte. Leonore wagte keinen Laut mehr von sich zu geben. Wer war der Fremde, was hatte er im Sinne? Böses konnte es wol nicht sein, denn seine Haltung war eine gedrückte. Eine ganze Weile beobachtete sie ihn; sie sah, wie er sich am Saum des Waldes auf den moosigen Boden niederwarf, endlich, wie er in seinen Erwartungen getäuscht sich erhob und langsam, gesenkten Hauptes wieder im Walde verschwand.

Mittlerweile war es immer später geworden und Cäcilia immer noch nicht zurückgekehrt. Was war dieser geschehen, wo war sie geblieben? Wir müssen es erfahren.

Cäcilia hatte sich singend und kecken Muthes auf dem Naturpfade in die verlockende grüne Waldwildniß hineingearbeitet. Mächtige Eichen und Buchen entdeckte ihr spähender Blick, und stets sagte sie sich: „Bis zu jenem Baume dort, dann kehre ich um!“ Doch an solchem Ziele angelangt, bot sich ihr immer ein neues, und da der Pfad sie gewiß sicher zurückführen würde, so schritt sie weiter voran. Endlich verstummte ihr Singen, sie hemmte ihren Schritt und schaute rückwärts. Dann begann sie den Namen der Schwester zu rufen, doch vergebens horchte sie auf eine Antwort, sie mußte sich schon ziemlich weit von dem Platze unter den vier Buchen entfernt haben. Es war ihr fast, als ob ein Bangen sie überkomme, und forschend blickte sie nun in die Runde, um dann umzukehren. Da bemerkte sie vor sich und scheinbar nicht weit von der Stelle, wo sie weilte, eine hellere, sonnigere Färbung, die zwischen den mächtigen Stämmen und durch das Unterholz drang, während die anderen Theile des Waldes ringsum sich in immer tieferen Schatten verloren. Der Pfad führte gerade auf die hellere Stelle zu. Es mußte eine Lichtung sein, und Neugierde trieb Cäcilia an, noch diese kurze Strecke zurückzulegen, um doch wenigstens mit einer Entdeckung zu der Schwester zurückzukehren. Schon strebte sie mit neuem Muthe wieder vorwärts, und nach einer kurzen Weile hatte sie auch ihr Ziel erreicht. Der Wald war immer lichter geworden, und nachdem sich Cäcilia durch ein letztes Gebüsch hindurchgearbeitet, blieb sie plötzlich wie gebannt stehen und stieß einen unterdrückten Ruf der Ueberraschung aus.

Was sich dem Auge des Mädchen so unerwartet geboten, war in der That auch etwas Eigenthümliches.

Der Wald schien hier zu Ende zu sein, an seinem Saume stand Cäcilia und vor ihr dehnte sich ein weiter Bruch aus, mit hohem Gras und jungem Baumwuchs bestanden, aus dem hier und da einzelne alte

Bäume mit mächtigen Stämmen hoch emporragten. Doch dies war es nicht allein, was dem Mädchen ein Staunen, mit Freude und Bangen gepaart, verursachte. Aus dem Gras lugte ein ganzes Rudel Damwild und Rehe hervor, die hier äßten. O, es war ein herrlicher Anblick! Die hübschen Thiere, wie sie ihre schlanken Hälse, ihre Köpfe mit dem schmucken Geweih senkten und hoben, und Cäcilia hätte zitternd vor Freude aufjauchzen, in die Hände schlagen mögen — doch da wurde das schöne Bild plötzlich ein anderes und sehr ernstes.

Die Thiere mußten die Nähe ihres natürlichen Feindes, eines Menschen, gewittert haben, denn plötzlich wurden sie unruhig; dann mit einem Male begann der ganze Trupp sich in Bewegung zu setzen und floh in ängstlicher Hast dem Walde und fast auf Cäcilia zu, die unwillkürlich einen Angstschrei ausstieß. Zugleich wurde ein anderer Ton laut, der donnernd durch den Wald hallte und den bangen Ruf des Mädchens verschlang; ein Schuß war gefallen und eines der Rehe brach fliehend zusammen, gar nicht weit von der Stelle, an welcher Cäcilia, jetzt von einem tödlichen Schreck erfaßt, weilte und sich an einen Baumstamm klammerte. Doch schon im folgenden Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt, und nur noch Mitleid empfindend mit dem armen getroffenen Wild, eilte sie in fliegender Hast darauf zu. Während Thränen ihre Augen füllten, kniete sie vor dem Reh nieder, hob seinen Kopf empor, als ob sie ihm Hülfe hätte bringen wollen. Doch die Kugel hatte es tödlich getroffen, nur noch ein Blick der großen Augen fiel auf das Mädchen, dann verschleierten sich die Lichter des armen Wildes und es verendete gleichsam in Cäcilia's Armen. Nun brach diese in leises Wehklagen aus und bettete unter Thränen den Kopf des armen Rehes in das Gras, ohne dabei im Geringsten auf das zu achten, was währenddeß um sie vorgegangen.

Hinter einem der großen Bäume der Lichtung, von woher der Schuß gefallen, war ein Mann mit einer Büchse vorgetreten, der auf das geschossene Wild zueilen wollte, doch bei der Erscheinung des Mädchens überrascht seinen Schritt einen Augenblick hemmte. Zugleich hatte eine andere Gestalt sich aus dem dunkeln Grün des Waldsaumes losgelöst, die nun die beiden anderen Personen zu beobachten schien und dann langsam, unbemerkt auf diese zuschritt. Der Jäger war ein noch junger Mann in ziemlich nachlässiger Kleidung; wirres dunkles Haar und ein Vollbart umrahmten das Gesicht, aus dem ein Paar Augen finster auf die Störerin seiner Jagdfreuden blitzten. Um den Hals hing ein

Seidentuch, in einen lockeren Knoten geschlungen, und hohe Gamaschen umschlossen die Beine. Trotz Alledem machte seine Erscheinung den Eindruck, als ob er kein bäuerischer Jäger oder gar ein Wilddieb gewesen. Er hatte sich rasch und unbemerkt Cäcilia genähert, die sich immerfort klagend mit dem verendeten Reh beschäftigte, und hinter ihr stehen bleibend rief er jetzt mit barscher Stimme:

„Oho! was ist denn das für fremdes Wild in unserm Revier?“

Cäcilia wandte, bei diesen unerwarteten Lauten wol zusammenfahrend, den Kopf, doch erschrak sie nicht. Sie sah den Fremden und erkannte in ihm sofort den Jäger, der das arme schöne Reh getödtet; ein Unwille erfaßte sie, der im Augenblick kein anderes Gefühl aufkommen ließ. Mit zürnendem Ton entgegnete sie:

„O Sie hartherziger Mann! Warum mußten Sie das arme Thier hier vor meinen Augen tödten? Sein letzter scheidender Blick, der mich getroffen, klagt Sie laut der Grausamkeit an. O, ich werde es Ihnen nie — nie vergessen!“

Der junge Jäger war bei diesen Worten, die ihm allerdings fremdartig und recht sonderbar vorkommen mußten, erstaunt zurückgefahren — wol auch eigenthümlich berührt von dem erregten Antlitz des jungen Mädchens — doch dies Gefühl hielt nicht lange an, denn schon im folgenden Augenblick brach er in eine laute, recht wild klingende Lache aus, und seinen Kopf schüttelnd, daß die wirren dunkeln Haare flatterten, rief er:

„Haha! das nenne ich eine Predigt! aber gegen allen Weidmannsbrauch. Vorerst mein — Fräulein, ist das Stück Wild dort kein Thier, sondern ein braver, feister Bock, den unser Herrgott in den Wald gesetzt, auf daß der Jäger ihn schieße. Und von einem Sichbeklagen kann bei ihm keine Rede gewesen sein, denn ich habe ihn weidgerecht getroffen. Doch jetzt genug geplaudert — lassen Sie mich gefälligst einmal heran, damit ich dem Bock die Läufe zusammenknote und in Ermanglung eines Jägerburschen die hübsche Jagdbeute mir selber auf die Schulter werfe.“

„Das werden Sie nicht thun!“ rief Cäcilia, indem sie sich erhob und mit flammenden Augen vor das Reh stellte, als ob sie dieses selbst gegen den wilden Jäger hätte vertheidigen wollen.

Diesem blieb anfänglich vor Staunen das Wort im Munde stecken, dann aber verfinsterte sich sein Blick und mit einem Ton, der einen erwachenden grimmen Zorn kündete, rief er drohend:

„Wa—as? Sie wollen mir meine Jagdbeute streitig machen, hier auf meinem eigenen Grund und Boden?! Da soll —“

„Der Boden ist wol Ihr Eigenthum, Herr von Grimberg," sprach nun plötzlich eine andere Stimme, „doch das Wild ist aus unserem Walde und gehört uns."

Es war die zweite Person, die nach dem Schuß aus dem Walde getreten, die also geredet, und keine andere als Hans, der mürrische Knecht des Haidehauses; Cäcilia hatte ihn mit einem Freudenruf erkannt und begrüßt, und der Jäger ließ die letzten Worte seiner Rede in einem bösen Wort aufgehen, dann stampfte er mit dem Fuße und biß grimmig die Zähne aufeinander, denn er mußte den Knecht kennen. Dieser verstand es, mit einer merkwürdigen Schnelligkeit die Läufe des Rehes zusammenzubinden, das er sich dann über die Schulter warf. Dabei sprach er hastig und wenn auch durchaus nicht allzufreundlich, doch weniger mürrisch, als er bisher mit der Familie Wallbrunn geredet:

„Sie müssen fort — nach Hause, Fräulein Cäcilia, Ihre Schwester hat schon mehrmals nach Ihnen gerufen und wird in Angst um Sie sein. Das Reh nehmen wir mit nach dem Haidehause für unsere Küche, es soll uns Allen vortrefflich schmecken. Einstweilen unseren schönsten Dank, Herr von Grimberg, daß Sie es für uns erlegt."

Der junge Jäger sagte kein Wort mehr. Er wußte nun, wer das junge Mädchen war, das er so unhöflich angefahren, und wenn er auch in seinem Recht gewesen, indem er das in sein Revier übergezogene Wild geschossen, so ließ er es doch geschehen, daß Hans dasselbe davontrug. Unablässig starrte er auf die seltene Erscheinung, doch Cäcilia würdigte ihn keiner weiteren Aufmerksamkeit. Nur noch einen Blick warf sie ihm zu, und dieser kündete deutlich, daß sie mit mädchenhaftem Trotz die Anklage aufrecht hielt, die sie gegen den Mann ausgesprochen, der das arme schöne Reh so unbarmherzig getödtet hatte.

Der Jäger — oder Herr von Grimberg, wie Hans ihn genannt — stand noch immer auf derselben Stelle und schaute dem Mädchen und ihrem Begleiter nach, nachdem diese längst im Walde verschwunden waren. Endlich wandte er sich und schritt langsam, den Kopf gesenkt, in entgegengesetzter Richtung über die Lichtung davon.

Bald war Cäcilia, von Hans zurechtgewiesen, wieder auf dem Platze unter den vier Buchen angelangt, und ebenso schnell war es ihr gelungen, die Schwester, deren Angst und Sorge wahrhaft peinlich geworden, zu beruhigen. Dann eilten Beide nach Hause und Cäcilia berichtete dabei ihr Abenteuer, das Leonore mit staunender Besorgniß vernahm und an ihrem inneren Auge vorüberziehen ließ.

Als am Abend die Familie im Wohnzimmer beisammen saß, wurden die heutigen Erlebnisse Cäcilia's auch vor Alibert und dem neuen Bewohner des Haidehauses, Elben, besprochen, und noch war die Mittheilung nicht zu Ende, da rief der Kleine:

„Ah! das war unser Nimrod und nächster Nachbar, Herr Walter von Grimberg, der wilde Jäger. Habe mir's doch gedacht, daß unsere jungen Damen, welche sich so gern unter den Waldbäumen aufhalten, mit dem unartigen und unbändigen Gesellen zusammentreffen würden."

Mutter und Onkel, welche die sonderbare Begegnung im Walde lebhaft beschäftigte, forderten Alibert auf, ihnen doch etwas Näheres über diesen Herrn von Grimberg zu sagen, dessen heute zum ersten Mal als Nachbar gedacht werde, und Alibert berichtete:

„Herr von Grimberg ist ein durch eigene Schuld oder auch wol nur durch Sorglosigkeit herabgekommener Edelmann. Etwa ein Stündchen von hier und jenseit des Waldes liegt sein Hofgut, doch geackert, gesäet und geerntet wird dort so gut wie gar nicht. Der Vater des jungen Herrn dachte anders: er hatte seine Waldungen, die an die unsrigen stießen, mit großen Kosten roden lassen und so in gute Aecker verwandelt. Doch der junge Herr zerstörte wieder, was der Vater schuf. Er verlor diesen leider zu früh und wuchs dann etwas wild, wie die Gegend, in der er hauste, auf. Die Jagd war von jeher seine Leidenschaft, und so versuchte er denn seine Aecker wieder in Wälder zu verwandeln. In früheren Jahren haben wir ihn manchmal als Gast in dem Haidehause gesehen, doch seit dem Tage, an dem Herr Meeringen ihm rundweg abgeschlagen, auch nur einen Schuß in seinen Wäldern zu thun, ist er nicht mehr wiedergekommen. Er lebt auf seinem Hofgut, das sichtlich verfällt, mit einer alten Tante, die blind für seine Fehler ist und ihn wol auch schon als Knabe verzog, und ein paar Knechten. Wir haben ihn nie mehr gesehen, und wie ich glaube, auch nicht viel durch sein Fernbleiben verloren."

Die Mädchen schwiegen und mochten, besonders Cäcilia, über das Gehörte wol ihre eigenen Gedanken haben. Auch die Mutter und der Onkel sprachen wenig mehr, und so war denn an ein Musiziren oder eine ähnliche Unterhaltung für diesen Abend nicht zu denken. Früh trennte man sich und noch ehe der Mond zum Vorschein gekommen, herrschte die tiefste Ruhe und Stille der Nacht im Haidehause.

Leonore war wol die Einzige, die lange nicht einschlafen konnte; sie wachte und dachte nach über all' die sonderbaren Vorfälle, die sie in den letzten Tagen erlebt, während das ruhige Athmen der Schwester deutlich

zeigte, daß deren heutige Erlebnisse keinen allzu gewaltigen Eindruck auf ihr heiteres und sorgloses Gemüth ausgeübt hatten.

Es ging irgendetwas Geheimnißvolles in dem Haidehause und dessen Umgebung vor. Dies sagte sich Leonore, und je mehr sie darüber nachdachte, was sie unter den vier Buchen gehört, und was sie heute Abend wahrgenommen, desto mehr wurde sie in ihren Gedanken bestärkt. Dennoch siegte endlich der Schlaf und führte auch sie in sein Reich der Ruhe und der Träume.

Es war in der That also, wie Leonore geahnt: Geheimnißvolles ereignete sich just in diesem Augenblicke in dem Bereiche des Hauses. Hätte Leonore jetzt bei den vier Buchen geweilt, sie würde sich davon überzeugt, doch auch zugleich den Schlüssel erlangt haben von all' den räthselhaften Ereignissen, die ihr begegnet waren.

Dort saß in der Stille der Nacht ein junger Mann auf der Bank, derselbe, den Leonore gegen Abend in der Nähe des Hauses gesehen. Den Hut mit dem breiten Rande hatte er abgeworfen, und die Hände gegen die Stirne gepreßt schien er auf den Grabhügel ihm zur Seite zu starren. Ein gewaltiges Ringen mußte ihn bewegen, denn oft ließ sein Mund klagende Laute und dann und wann auch den Ausruf „Vater — mein Vater!" hören. Endlich glitt die Gestalt von der Bank herab in die Kniee, und das Antlitz gegen den Grabhügel pressend, brach sie in ein heftiges, wehes Weinen aus.

Etwa zur selben Zeit öffnete sich geräuschlos die Hinterpforte in der Umfassungsmauer des Haidehauses, zwei Personen traten heraus und schritten eiligst, doch vorsichtig, denn der Mond war aufgegangen, den Waldsaum entlang auf die vier Buchen zu. Der bei dem Grabhügel Knieende hörte ihr Nahen — er harrte ihrer wol. Er erhob sich und warf sich schwer aufathmend wieder auf die Bank. Da betraten die beiden Männer den Platz unter den Buchen und einer von ihnen sprach leise, mit erregter Stimme:

„Mein junger Herr, ich bringe Ihnen ein gutes Zeichen, einen Jugendfreund, der bei uns eingezogen."

Der Andere erhob sich und schaute erstaunt den zweiten der Männer an. Doch dieser war schon auf ihn zugetreten, hatte seine Hände ergriffen und flüsterte nun mit zitterndem Ton:

„Herbert! — kennen Sie mich nicht mehr? — O, ich habe den einzigen Freund meiner schönen Knabenzeit nicht vergessen! ich bin Elben, Heinrich Elben."

„Elben?!“ rief der Andere aus und im nächsten Augenblick hing er an seinem Halse. Dann reichte er dem Manne, der zuerst gesprochen, die Hand und sagte: „Das ist allerdings ein gutes Zeichen, mein treuer Hans, und ich danke Dir dafür. Doch wie soll ich es verstehen, daß Elben bei Euch eingezogen?“

Hans — es war in der That der Knecht des Haidehauses, doch keineswegs mürrisch, wie wir ihm bisher begegnet — erzählte mit wenigen Worten, was mit Elben geschehen, und dieser ergänzte die Rede, indem er in herzlicher Weise die Güte der Familie Wallbrunn betonte.

Der Knecht unterbrach ihn aber bald, und diesmal in seiner barschen Redeweise, indem er sagte:

„Wir haben Wichtigeres zu reden als von den Frauen und dem Alten, denn wir dürfen jetzt handeln. Durch den Eintritt des Herrn Elben in unser Haus haben wir den besten, sichersten Bundesgenossen gewonnen. Er kann uns und besonders Ihrem Advokaten die genauesten Nachweise über Alles geben, was für unsere Sache von größtem Vortheil sein wird. Nun werden Sie doch nicht länger zögern, den Prozeß zu beginnen?“

„Ich habe mich anders besonnen, Hans, und es ist gut, daß Ihr gekommen seid, damit ich Euch sagen kann, was ich auf dem Herzen habe, um dann — Abschied von Euch zu nehmen!“

„Abschied? — Wie, Sie wollen uns wieder verlassen, Herr — Herbert? Es ist nicht möglich!“ rief der Knecht und seine Stimme zitterte.

„Ich gehe, doch nicht für immer, denn hoffentlich darf ich eines Tages wiederkehren,“ antwortete der Andere leise. „Hört mich an, was ich beschlossen, und wie der Entschluß mir gekommen.“ — Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er in fast feierlicher Weise fort: „Hier auf dem Grabe meines Vaters habe ich gebetet — in seinem Sterbezimmer, vor seinem Bilde lag ich auf den Knieen und flehte ihn jammernd um Verzeihung an. Da tönte aus dem Nebengemach ein Sang an mein Ohr — ein Lied, wie von einer Engelsstimme gesungen! Es war mir, als ob der Geschiedene, an dem ich mich so schwer versündigt — mein reuevolles Bitten gehört und — mir verziehen. — Seinen Willen will ich achten, denn nicht für alle Güter der Welt möchte ich aufs Neue seinen Schatten erzürnen. Was er verfügt, ist eine zu gelinde Strafe für mich, und die, denen er mein Erbe zugewiesen, sind dessen würdig. Ich aber will seine Verzeihung mir dadurch zu erwerben und zu vergelten suchen, daß ich ein anderes Leben anfange.

Ich entsage dem nutzlosen Träumen und unsteten Ringen, um eine ernste, geregelte Thätigkeit zu beginnen. Ich will arbeiten — arbeiten lernen und sei es als geringster der Handwerker. Ein heller Lichtstrahl ist in meine Seele gefallen und hat mir ein neues Leben, eine freundliche Zukunft gezeigt. Nicht vergebens soll dies Wunder mir geschehen sein! Heute noch verlasse ich die Gegend und habe ich mit Gottes Hülfe erreicht, was ich mir vorgenommen, so seht Ihr mich wieder; am Tage und offen werde ich in das Haus meines Vaters einziehen und sein Bild wird nicht mehr zürnend auf den verlorenen Sohn niederblicken. Und nun, meine Freunde, lebt wohl! und Dank für Eure Treue und Liebe, die Ihr dem armen Herbert wol bewahren werdet — bis wir uns wiedersehen."

Damit drückte er Hans und Elben die Hände, und ehe diese nur ein Wort erwiedern konnten, war er im Gebüsch des tiefdunklen Waldes verschwunden.

Jetzt stieß Hans einen wilden, unterdrückten Wehruf aus, in dem eben so viel Grimm als Schmerz sich kundgab, doch Elben preßte die Hand des Aufgeregten und flüsterte ihm zu:

„Beruhige Dich, Hans, auch ich verliere ihn, den einzigen Freund, und noch dazu in demselben Augenblick, da ich ihn wiedergefunden. Doch ich klage nicht. Herbert's Worte sagen mir, daß er das Richtige gewählt und wir ihn wiedersehen — glücklicher wiedersehen werden!"

Wenige Augenblicke später kehrten Beide schweigend nach dem Haidehause zurück.

Die seltsamen Ereignisse des Tages waren vorüber.



Die tanzenden Willis.

Siebentes Kapitel.

Der Tanzunterricht beginnt.

„Dieser Abend gehört Herrn Alibert!"

So sprach Onkel Reinhold, als die Familie eines Abends, etwa eine Woche nach den in dem vorigen Kapitel geschilderten Vorgängen, wieder um den runden Tisch in der Eckstube beisammen saß.

Die Veränderungen im Hause: die Umlegung des Museums und die Herrichtung des großen Saales, waren beendet. Letzterer hatte ein überraschend freundliches Aussehen erhalten. Nachdem die langen Tische, Schränke, Möbel und Gestelle daraus entfernt worden, hatte man erst gesehen, wie groß der Raum, doch auch wie neuerungsbedürftig er eigentlich war. Tischler und Tüncher mußten tüchtig arbeiten, um ihn wieder wohnlich herzurichten, und jetzt prangte er in einem, wenn auch

etwas bunten und altmodischen Kleide, doch auch in einer behäbigen Frische, die dem Auge wohlthat. Von der blendend weißen Stuckdecke mit ihren pausbackigen Engelein, hingen zwei verschnörkelte Krystallkronleuchter nieder, und auf den beiden gewaltigen Kaminsimsen, die nun frei geworden waren, prangten prächtige Boule-Uhren und riesige chinesische Vasen; die Wände waren ordentlich tapezirt mit Oelgemälden, meistens lebensgroßen Portraits von älteren Musikern und anderen Künstlern, die, soviel als möglich gesäubert, recht deutlich aus ihren dunkeln Hintergründen hervortraten und in den hellen Saalraum niederschauten. Die Tische und Sitze, Sessel, Stühle und Schemel, welche die Wände entlang standen, gehörten zwar verschiedenen Jahrhunderten an, doch dies schadete dem Ensemble des Saales nichts, im Gegentheil! wohlgeordnet verliehen sie ihm erst recht einen eigenthümlichen und bestimmten Charakter. Betrat man ihn, fiel der Blick auf die Reihe hoher Fenster mit den verhältnißmäßig kleinen Scheiben, dann auf seinen Inhalt, so glaubte man wirklich, sich in einem Schloßsaal des siebzehnten Jahrhunderts zu befinden, geschmückt und bereit, eine zahlreiche Gesellschaft aufzunehmen. Einstweilen waren es jedoch nur ihrer Wenige, die ihn benutzten: Herr Alibert und die beiden jungen Mädchen, denn Ersterer hatte seinen Tanzunterricht begonnen. Mit seiner kleinen Tanzmeistergeige bewehrt, versuchte er den Schwestern die ersten Kenntnisse der schönen und fröhlichen Kunst beizubringen, für die der Alte noch immer schwärmte. Er führte ihnen in seinem Eifer sogar als Beispiele und so gut es eben noch gehen wollte, einzelne Pas vor, wie man sie früher geübt, als der gesellschaftliche Tanz noch als eine wirkliche Kunst betrachtet wurde.

Der Herbst war mittlerweile mit Macht herangenaht; schon sauste der Sturm über die Haide, fing sich in den Kronen der Bäume und schüttelte diese mit einer solchen wilden Macht, daß die welken Blätter nur zu schnell fielen und den Boden mit ihrem fahlen Farbengemisch bedeckten. An Spaziergänge war vor der Hand nicht zu denken, und die Mädchen waren auf das Haus und was dieses ihnen an Unterhaltung bieten konnte, angewiesen. Solche fehlte nun keineswegs, denn die Mappen mit ihrem bunten und stets interessanten Inhalt waren kaum angesehen worden, die Bücher der Bibliothek noch weniger; dann hatten sie die Musik, die älteren Notenschätze, die ihnen so viel Unbekanntes und Schönes boten. Doch zur Zeit war die hauptsächlichste und liebste Unterhaltung der Tanzunterricht, der ihnen ja als schönes Ziel

einen wirklichen Ball und ein Wiedersehen der Freundinnen in Aussicht stellte. Da Onkel Reinhold am Tage noch immer mit Elben zu rechnen und zu ordnen hatte, so konnten Cäcilia und Leonore sich nach Herzenslust dem neuen, höchst angenehmen Lehrgegenstande hingeben, und der kleine Herr Alibert bot all' sein Wissen und Können auf, ihnen die Stunden so unterhaltend und abwechselnd als nur möglich zu gestalten. Je mehr der Kleine sich in die geliebte Beschäftigung vertiefte, um so redseliger wurde er; es war, als ob sein Gedächtniß klarer werde und sich verjünge. Sogar außer den Stunden, bei Tische, schien ihm der Tanz das liebste Gesprächsthema zu sein, und wie eine Mimose, wenn eine noch so zarte Hand sie voreilig berührt, sich zurückzieht und verschließt, so verstummte er, wenn Onkel Reinhold oder Frau Wallbrunn von Angelegenheiten des Tages zu sprechen sich genöthigt fanden. Doch er sollte bei erster Gelegenheit vollste Genugthuung erhalten, und so hatte denn auch Onkel Reinhold bei Beginn einer abendlichen Unterhaltung gerufen:

„Dieser Abend gehört Herrn Alibert! Von seiner Kunst soll er uns erzählen, Belehrendes, Unterhaltendes. Wir haben mehrere Stunden vor uns, und er ist unumschränkter Herr, sie nach seinem Gutdünken auszunützen. Wir werden ihm überallhin folgen und immer seine dankbaren Zuhörer sein."

Der Kleine nickte während dieser Rede zufrieden lächelnd mit dem Kopfe und entgegnete dann bescheiden, wobei er sich jedoch mit stillem Selbstbewußtsein gegen die Damen und die übrigen Anwesenden verneigte:

„Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie in meine geringe Kenntniß, die nur durch die aufrichtigste Liebe zu meiner Kunst irgend einen Werth erhalten kann, setzen, und werde streben es nach Kräften zu rechtfertigen. Wie unser verehrter Freund, Herr Reinhold, uns vor einiger Zeit die Geschichte des Volksliedes in wenigen, doch treffenden Zügen vorgeführt, so möchte ich wol vorerst in gleicher Weise Ihnen die Entwicklung meiner Kunst schildern."

„Einverstanden, Herr Alibert," sprach Onkel Reinhold, „und Alle sind es gewiß mit mir. Die Kenntniß der Geschichte, der Entwicklung einer Kunst ist unumgänglich nothwendig, will man diese in ihren Schöpfungen richtig erkennen, würdigen und beurtheilen lernen. Ich habe diesen Grundsatz bei ähnlichen Gelegenheiten stets als Richtschnur genommen und werde es auch ferner so halten. Um so bereitwilliger leiht dann später der Zuhörer sein Ohr Mittheilungen in anderer,

unterhaltender Form über denselben Gegenstand, dem er jetzt schon viel vertrauter denn früher gegenübersteht."

„So will ich denn den Versuch wagen — und ich bitte dabei dringend um Ihre gütige Nachsicht," hob jetzt der Kleine etwas ceremoniell an. „Ich habe mir bereits als Hülfe aus unsern Sammlungen das nöthige Material zusammengesucht, um meinen Vortrag stellenweise passend zu illustriren. Ich beginne und glaube ihn wol nennen zu dürfen eine

Geschichte des Tanzes im Vogelflug.

Wie das Volkslied, so läßt sich auch der Tanz bis auf die Uranfänge menschlicher Kultur zurückführen — ganz abgesehen davon, daß er sich bei den unkultivirtesten Völkern findet, die wol wilde Schreie, Freude und Zorn ausdrücken, doch keinen Gesang nach unseren Begriffen kennen, wenn ihr Tanz auch stets von Tönen, entweder solchen der menschlichen Stimme oder irgend einem mehr oder minder rohen Instrument entlockt, begleitet wird. Doch überall entstand der Tanz im Verein mit solchen Tönen — er ist ohne sie nicht möglich — die sich Hand in Hand mit der sonstigen Entwicklung eines jeden Volkes, zu einer wirklichen Musik, oder zu einem Gesang, einem Liede gestalteten. Der Tanz war und ist der Ausdruck eines gesteigerten Gefühls, für welches das gesprochene Wort nicht ausreichte; dieses wandelte sich unbewußt zu Tönen, zum Gesang, die Geberde trat hinzu, die zum Tanz wurde. Deshalb bildete der Tanz bei den ältesten Völkern nicht allein einen Theil ihrer Feste und gemeinsamen Unterhaltungen, sondern auch ihres Gottesdienstes. Beweise hierfür giebt es in Menge. Das älteste Kulturvolk, die Indier, hatte Priesterinnen, die Devadaschi's, welche in den Tempeln die Götter Wischnu und Schiwa durch Tanz und Gesang feierten. Heute noch sind sie unter dem Namen Bajaderen bekannt. Gleichen Ursprungs sind die egyptischen Almeen, beide will ich Euch sofort hier nach Zeichnungen unserer Sammlungen im Bilde vorführen. — Weiter erzählt uns das Buch der Bücher, die Bibel, daß die Juden in der Wüste um das goldene Kalb fröhliche Tänze aufführten, wie auch als Gegensatz, daß König David mit der Harfe in der Hand vor der Bundeslade und „mit aller Macht vor dem Herrn her" tanzte*). —

*) Eine Erinnerung an diesen sonderbaren Bestandtheil des Gottesdienstes bildete die mittelalterlich aufgeputzte Figur mit einer Krone auf dem Kopfe und einer Harfe im Arme, die noch im vorigen Jahrhundert als „König David" in katholischen Ländern vor der Prozession einhertanzte. Ein Gebrauch, den am

Die Springprozession zu Echternach ist heute noch der großartigste Beleg für eine Gottesverehrung durch den Tanz.

Die Griechen erst erhoben den Tanz zu einer wirklichen Kunst, indem sie ihn bei gesellschaftlichen oder volksthümlichen Festen selbstständig ausbildeten und pflegten, oder ihn als Theil ihrer Schauspiele im Verein mit Gesang wirken ließen. Dabei verehrten auch sie ihre Götter durch feierliche oder heitere Tänze.



Bajadere. (Nach Raffles.)

Erstere gestalteten sich mit der Zeit zu vollständigen pantomimischen Darstellungen, in denen das Leben und Wirken des Gottes dem Volke vorgeführt wurde; letztere arteten aus, wie bei den Festen des Dionysos (Bacchus). Von ihnen wandte Terpsichore, die Muse des Tanzes

---

Rhein erst die Revolution abgeschafft, der sich dessenungeachtet, z. B. in meiner Vaterstadt Köln, wenn auch in anderer Form, bis heute erhalten hat. Dort tanzte in meiner Jugend eine solche Figur vor dem Karnevalszuge und wurde das „Jecken-Bähnchen“ genannt, wol weil der letzte wirkliche Prozessionskönig David „Berndt“ oder ähnlich geheißen haben mag. Heute führt der närrische Tänzer noch immer den alten Namen.

Der Verfasser.

(Orchestik), trauernd ihr Antlitz ab. Unter den Römern verfiel die Tanzkunst des edlen Griechenvolkes immer mehr. Wol liebten und übten sie Waffentänze, und Histrionen tanzten auf den Schaubühnen zum Klange ihrer Instrumente, doch nur das Uebertriebene gefiel. — Mit dem Christenthum und dessen Verbreitung begann eine andere, ernste Zeit. Damit das Licht des neuen Glaubens strahlen konnte, mußte Vieles in Nacht versinken.



Eine Almee.

Auch die heiteren Künste der Griechen und Römer, Musik und Tanz, schwanden mit anderen, die besonders ersteres Volk auf eine so hohe Stufe der Vollendung gehoben. Mit der Völkerwanderung brach das Chaos herein, und aus ihren Uranfängen mußten die Künste sich wieder entwickeln; am längsten gebrauchte die Tanzkunst, von der hier nur allein die Rede sein kann, um zu irgend einer Bedeutung zu gelangen. Am schnellsten und treffendsten wird ihr Leben, und wie sie es fristete, dadurch geschildert, daß wir einen Blick auf die Gliederung der Völker werfen, wie sich diese nach der Völkerwanderung als nunmehrige Bewohner unseres Erdtheiles in große Gruppen gefügt haben.

Hierbei behalten wir wiederum vorzugsweise unser deutsches Vaterland im Auge, denn was hier geschah, wiederholte sich bei allen anderen christlichen Völkern. Wir sehen das Volk seit dem frühsten Mittelalter in drei gesellschaftliche Hauptklassen getheilt: die Geistlichkeit, die Fürsten und der Adel und das eigentliche Volk, die Stadt- und Landbewohner, die Bürger und Bauern. Ein jeder Theil hatte seine eigene Form von Belustigungen und unter diesen stand der Tanz obenan. Die ältesten Christen hatten schon Tänze, wie auch wirkliche Darstellungen, die später sich zu den bekannten Mysterien gestalteten, bei ihrem Gottesdienste eingeführt; das Mittelalter bildete diese geistlichen Feste, an denen anfänglich nur Priester Theil nahmen, immer weiter aus. Dann verband sich das Volk mit der Geistlichkeit zu solchem bunten Treiben. Ich erwähne nur der Eselsfeste, bei denen ein Narrenpapst gewählt, in den Kirchen getanzt, gesungen und gezecht wurde. Doch wie diese Feste, ähnlich wie die Mysterien, mit den Jahren mehr und mehr ausarteten, zog sich die Geistlichkeit von ihnen zurück und das Volk beherrschte sie nun allein. Die Fastnacht bildet ihre letzte Entwicklung mit ihren Tanzvergnügen und Possen. Die Bürger in den Städten tanzten bei jeder nur passenden Gelegenheit nach dem Klange einfacher Instrumente oder der Weise eines Liedes, der Bauer auf dem Lande machte es ebenso, wenn auch deren wildes, tolles Springen noch lange nicht die Bezeichnung Tanz im besseren Sinne verdiente. Der Adel, die Fürsten und Ritter pflegten ihrerseits den Tanz bei ihren Banketten auf ihre Weise, doch auch dieser hatte noch immer keinen Anspruch auf die Bezeichnung Kunst. Hier seht Ihr ein adeliges Paar des dreizehnten Jahrhunderts sich im Tanze bewegen und daneben einen Bauerntanz aus einem der folgenden Jahrhunderte, beide gleich unbeholfen, letzterer dazu noch wild und roh. Erst im sechzehnten Jahrhundert, der Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt der Künste, feierte auch der Tanz seine Auferstehung. Er erhielt Formen und Gesetze, und nun wurde er in edlerem Sinne, als Kunst, hauptsächlich an den Höfen der Fürsten, in den Sälen des Adels gepflegt.

Die Spiele und Vergnügungen des Adels hatten zu derselben Zeit durch die Erfindung des Pulvers und der Feuerwaffen eine totale Umänderung erfahren; persönliche Kraft verlor ihre Geltung und die eigentliche Ritterschaft ging langsam ihrem Untergang entgegen. Die ernsten Turniere, die Hauptvergnügungen des Adels, wandelten sich in Scheinturniere, in bunte „Inventionen“, und diese wurden dann im Bankettsaal zu Ballets und endlich — zur Oper. — Doch dies gehört in das

Bereich unseres Freundes, Herrn Reinhold's, ich werde mich deshalb nur streng an den Gesellschaftstanz halten. —



Tanz des Adels im dreizehnten Jahrhundert.

Der Erzähler machte dabei eine graziöse Verbeugung gegen Onkel Reinhold, die dieser lächelnd und bejahend erwiderte, dann aber — er mochte wol fürchten, daß irgend eine Bemerkung ihm den Faden seiner Darstellung abschneiden könnte — fuhr er rasch in früherer Weise fort.



Tanz der Bauern im fünfzehnten Jahrhundert. (Nach H. S. Behaim.)

Hier ist es nun vor allen Dingen Frankreich, das dem Tanz und den verschiedenen Tänzen Formen gab, die mustergiltig für alle Länder wurden. Die Menge der Tänze jener Zeit und ihre Verschiedenartigkeit

ist wahrhaft erstaunlich; fast zwei Jahrhunderte beherrschten sie die Tanz- und Bankettsäle des europäischen Adels und des Bürgerthums — neben den Nationaltänzen, die dem Volke gehörten — bis sie im siebzehnten Jahrhundert plötzlich von einem einzelnen Tanze verdrängt wurden, der dann sofort eine Weltherrschaft antrat und diese auch bis zu der großen politischen und gesellschaftlichen Umwälzung, die französische Revolution genannt, behauptete — wie wir dies Alles bald sehen werden.

Ich kann Ihnen nur einige der beliebtesten jener Tänze des sechzehnten Jahrhunderts und dies nur mit wenigen Worten vorführen, weil ich andernfalls der Bezeichnung meines kleinen Vortrags: Geschichte des Tanzes im Vogelfluge, untreu werden würde. Diese Tänze zerfielen in zwei Hauptgruppen, in die danses basses, welche die ältesten waren und mehr gegangen als gehüpft und gesprungen wurden, und in die neuerer Erfindung, welche meistens eine lebendige Bewegung und verschiedenartiges, scharf markirtes Gepräge zeigten. Die danses basses verschwanden nach und nach aus den Tanzsälen, besonders seit Katharina von Medici in Frankreich das Scepter der Mode und der Sitten führte. Die hauptsächlichsten der letzten Tänze hießen: Courante, Bourrée, Allemande, Gaillarde, Gavotte, Branle, Pavane und Volte. Von diesen waren wieder die drei letzten die originellsten und beliebtesten. Ich will sie Ihnen kurz zu charakterisiren versuchen.

Der Branle wurde in Zweivierteltakt und in langen Reihen getanzt, doch gab es auch branles coupés, in denen der Zweiviertel- mit dem Dreivierteltakte abwechselte. Der Branle war bald graziös und sinnig, dann wieder überaus lustig, denn es gab eine Menge Abarten. Bei allen jedoch bewegte sich der Körper von einer Seite zur andern, und Geberden mußten ihn begleiten. So wurde bei dem „Branle der Wäscherinnen“ in die Hände geklatscht, bei dem „Branle der Holzschuhe“ mit den Füßen gestampft. Aus den fürstlichen Tanzsälen gelangte der Branle unter das Volk, — obige Touren waren vielleicht von der Straße heraufgeholt worden. Seine wirkliche Volksthümlichkeit und weiteste Verbreitung erlangte er aber erst dann, nachdem die adeligen Kreise ihm gleichsam die Weihe gegeben hatten. Er wurde in allen Ländern getanzt, war ungemein beliebt und als er endlich unterging, erstand er unserer Zeit wieder — als Cotillon.

Die Pavane hingegen war der Tanz der Könige in den Bankettsälen, der Götter und Helden in den Ballets, feierlich und gravitätisch. Sein Name besagt dies schon. In Deutschland nannte man ihn den

Pfauentanz, Padovane, auch wol Paduane, weil er aus Padua stammen sollte; richtiger dürfte indessen Spanien mit seinem strengen Hofceremoniell als sein Geburtsland bezeichnet werden. Sicher ist es indessen, daß die Pavane aus den danses basses hervorging. Sie bildete jetzt das Hauptstück eines jeden großen Balles. Dennoch bemächtigte sich das Volk ihrer, schmückte und legte sie auf seine Weise aus.

Die Volte war eine erweiterte Gaillarde. Letztere trug den Charakter eines kecken, stolzen Uebermuthes, die Volte gesellte die Herausforderung hinzu. Sie wurde zu Zweien getanzt und die Haupttour dabei war, daß der Tänzer seine Tänzerin hoch in die Luft hob und dann mit ihr eine Wendung machte.



Allemande à trois.

Die Königin Margaretha von Navarra, die erste Gemahlin Heinrich's IV., soll eine ganz vorzügliche Voltetänzerin gewesen sein und sich als solche besonders bei dem großen Ballfest hervorgethan haben, das Katharina von Medici zur Feier ihrer Vermählung, vier Tage vor der entsetzlichen Bartholomäusnacht, veranstaltet hatte.

Von den übrigen Tänzen will ich nur noch die Allemande erwähnen, welche wahrscheinlich aus Deutschland stammte, oder doch eine Nachahmung deutscher Tänze war. Sie wurde im Zweivierteltakt, im Ländlerschritt und von je einem Tänzer mit zwei Tänzerinnen getanzt. Sie war eigentlich nur eine Abart der Courante.

Von all diesen Tänzen hat sich nur diese Allemande bis auf unsere Zeit erhalten, obgleich sie jetzt nur noch selten getanzt wird. Die übrigen genannten Tänze sind verschwunden oder nur noch in Anklängen aufzufinden. So könnte man die Tiroler Sitte, die Mädchen beim Tanze jäh in die Höhe zu werfen, wol einen Ueberrest der alten Volte nennen. Von dem volksthümlichen Tanze, dem Branle, sind indessen noch faßliche Spuren in den Kinderspielen aufzufinden. Das Spiel, worin zwei Reihen Kinder gegen einander tanzen, bald die Hände über der Brust kreuzen, bald sich verneigen und dazu, wie am Rhein, das Lied singen:

„Hier kommen die Herren von Nunnefähr,
Heisa Fipilatus!" —

ist nichts Anderes als ein alter Branle. Auch Melodien dieser Tänze haben sich als Volkslieder erhalten. Merkwürdig ist es, daß zwei der bekanntesten deutschen und französischen Volkslieder ihre Melodien von den Branles erhalten haben: „Marlborough s'en va-t-en guerre" und „Prinz Eugen der edle Ritter". Bei ersterem Liede wandelte sich nur der Dreivierteltakt in einen Sechsachteltakt um, während „Prinz Eugen" die Melodie eines Branle coupé erhielt, und wenn er dadurch auch ein wenig hinkte, dennoch mit seinem französischen Kollegen „Marlborough" die Runde um die Erde machte.

Doch genug davon; ich könnte sonst immer weiter auf das Gebiet des Volksliedes gedrängt werden, das ja so eng mit dem Tanz verknüpft ist. Machen wir nun — mit Ueberspringung der nationalen Tänze, die ich später aufzählen und im Bilde vorführen werde — sofort die Bekanntschaft eines neuen Tanzes, der alle anderen Tänze, und dies überall, wo es nur Tanzsäle gab, vollständig in den Hintergrund drängte.

Es ist dies die allbekannte, wenn auch als Tanz heute verschwundene Menuet.

Man irrt sehr, wenn man annimmt, daß die Menuet so urplötzlich in Poitou von irgend einem Tanzmeister erfunden und dann dem Hofe des jungen Ludwig XIV. vorgestellt worden sei. Dieser Tanz war viel älter, sein Ursprung muß in den danses basses gesucht werden. Alte Chroniken erzählen, daß schon Don Juan von Oesterreich eigens von Brüssel nach Paris reiste, um Margaretha von Valois die Menuet tanzen zu sehen. Irgend ein Tanzmeister mag sie vervollkommnet, mit Einzelheiten der Courante und der Pavane bereichert haben; nur Eines ist Thatsache, daß sie unter Ludwig XIV. der Lieblingstanz des Hofes, dann der aller Höfe und aller civilisirten Völker wurde.



Tänze des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Welch ein Tanz hätte auch besser zu dem ceremoniellen Königthum Ludwig's XIV., zu seinen mächtigen Allongen, geschnittenen Bäumen und Hecken gepaßt als die Menuet? Sie war ein nothwendiger Bestandtheil der Zeiten der Allonge und des Rococo, ihrer thurmhohen gepuderten Frisuren, überweiten Paniers und langen Schlendern, und wo diese herrschten — das will sagen: überall, wo es nur Herrscher gab — herrschte auch die Menuet. Sie verdiente indessen diese Herrschaft vollständig, denn die Menuet war der graziöseste, zierlichste und feinste aller Tänze, die man bis dahin — ich setze hinzu und betone es ausdrücklich — und auch bis heute gekannt hat. Die tüchtigsten Tanzmeister, wirkliche Künstler, variirten sie und schufen so die berühmten menuet à la cour, menuet de la reine, welch letztere der Pariser Balletmeister Gardel bei Gelegenheit der Vermählung Ludwig's XVI. mit Maria Antoinette erdachte. Die größten Musiker aller Zeiten lieferten als Musik zu diesen Tänzen kleine Meisterwerke, deren Sie gewiß viele kennen — und durch welche Sie auch den Charakter des Tanzes kennen gelernt haben. Wollen Sie den Tanz selbst bewundern, so bietet Ihnen eine Aufführung des Mozart'schen Don Juan hierzu Gelegenheit — vorausgesetzt, daß der Herr Balletmeister des betreffenden Theaters kein Hanswurst, sondern ein wirklicher Künstler ist.

Noch führe ich Ihnen hier im Bilde eine Tour der Menuet vor, wobei Sie auch zugleich den Lehrer und die Schülerin kennen lernen.

Die französische Revolution verschlang die Menuet, wie sie noch so vieles Andere verschlungen hatte, um dafür Schrecken und Verwirrung zurückzulassen; sie zerstörte, ohne wieder aufbauen zu können. Eine neue Zeit kam heran, doch brauchte sie Jahre des Ringens und der Gährung, um festere Formen zu gewinnen und sich weiter entwickeln zu können. Die gesellschaftliche Tanzkunst, von welcher ich im Gegensatz zu der theatralischen, dem Ballet, hier nur reden darf, mußte hierunter schwer leiden, sie kehrte allwärts, ein neues Leben suchend, zu den Schwestern, den Nationaltänzen zurück, und mit ihrer Hülfe entwickelte sie sich denn auch wieder mit überraschender Schnelligkeit. Heute haben wir keinen Welttanz, wie vor hundert Jahren es die Menuet gewesen, sondern jedes Land hat seine eigenen gesellschaftlichen Tänze, die man nationale nennen kann, die aber überall heimatberechtigt sind. Frankreich hat den Contretanz, ein ursprünglich englischer ländlicher Tanz, zu seinem Haupt- und Nationaltanz erhoben, die deutsche gesellschaftliche Tanzlust gipfelt in dem Walzer, einem echt deutschen Tanze. Diese beiden

beherrschten im Verein mit der Galopade und der Polka, letztere aus Böhmen stammend, hauptsächlich die Ballabende auf beiden Halbkugeln der Erde. Die verschiedenen sonst noch gebräuchlichen Tänze, als Polonaise, Masurka, Redowo, der Cotillon und andere mehr, werden wir im Laufe unserer Tanzstunden in lebendigerer Form als durch das Wort kennen lernen. Es bliebe mir als Schluß nur noch übrig, die hervorragendsten der Nationaltänze der verschiedenen Völker zu nennen. England und Schottland haben die Anglaise und Ecossaise; Holland hat seine Matrosentänze; die Masurka, Cracovienne charakterisiren Polen, die Tarantella und der Saltarello Italien, wie der Fandango und die Sarabande Spanien. In umstehendem Bilde seht Ihr einen walachischen und einen ungarischen Volkstanz, die Tarantella der Italiener und den spanischen Fandango. Hier muß ich enden, da ich glaube an meinem Ziele angelangt zu sein und so meine Aufgabe erfüllt zu haben."

Der Kleine hatte, sich erhebend, seine letzten Worte mit einer graziösen Verbeugung begleitet und sich dann sichtlich zufrieden wieder niedergelassen. Sein Antlitz schien lebhaft geröthet, denn er hatte mit einem wahren Feuereifer gesprochen und durfte eines Erfolgs bei seinen Zuhörern sicher sein. Onkel Reinhold war der Erste, der ihm Beifall spendete; sofort nachdem Alibert sich niedergesetzt, hatte er gerufen:

„Sie haben uns Allen eine große Freude gemacht, mein lieber Herr Alibert, und ganz besonders mir, denn Ihre Mittheilung über das Volkslied hat einem alten Musiker, der sich mit Vorliebe mit der Vergangenheit seiner Kunst und ihrer Meister befaßt — ohne darüber just die Gegenwart zu vergessen, oder gar zu mißachten — einen Wink gegeben, dem ich dankbar folgen werde und der ganz gewiß zu hübschen Entdeckungen führen wird. Ja, die melodischen Quellen unserer meisten Volkslieder werden in den alten Tänzen unserer Vorfahren zu suchen sein."

„Sie können sich sofort davon überzeugen," entgegnete der Kleine mit neuem Eifer und vergnügtem Gesicht, „so weit es nämlich das französische Volkslied betrifft, denn unsere Bibliothek enthält viele Sammlungen alter Tänze, auch die seltene älteste Ausgabe der „Orchésographie" des Jean Tabourot vom Jahre 1558, worin ich Ihnen eine Menge Melodien von Volksliedern nachweisen will, die heute in Frankreich gesungen werden. Ob für das deutsche Volkslied ähnliche Quellen bestehen, vermag ich nicht anzugeben."

„Auf alle Fälle dürften sie zu suchen und vielleicht auch zu finden sein*)," sprach Onkel Reinhold sinnend. Plötzlich aber hob er den Kopf und rief lachend: „Doch wir verirren uns auf das Gebiet der musikalischen Archäologie, das viel zu ernst für unsere jungen Damen sein dürfte. Kehren wir deshalb rasch wieder zu der eigentlichen Aufgabe unseres Abends zurück."

„Sie haben uns zwar recht viel Schönes und für uns Neues über den Tanz, wie er uns am nächsten liegt, mitgetheilt," sagte nun Cäcilia, „doch der theatralischen Tanzkunst erwähnten Sie kaum. Auch von dieser müssen Sie uns erzählen."

„Ich bin noch lange nicht zu Ende mit meinem heutigen Vorrath an Erzählungen," entgegnete rasch der Kleine. „Der Abend gehört mir! so hat ja Ihr Herr Onkel gesagt, und ich halte daran fest. Ueber das Ballet selbst, als theatralische Darstellung, wird indessen Herr Reinhold Ihnen bessere Mittheilung machen können als ich. Doch werde ich Ihnen, wie es unser Programm vorschreibt, ein Ereigniß aus meinem eigenen Leben erzählen, das mit dem gesellschaftlichen wie mit dem Bühnentanz zusammenhängt und der Unterhaltung wie auch der Belehrung für junge, tanzlustige Damen nicht entbehren soll."

„Wir halten Sie beim Wort," rief Cäcilia heiter. „Sobald die große Pause vorüber — denn die Theemaschine dampft und singt und Mama wartet schon lange auf uns — beginnt der zweite Theil unserer Abendunterhaltung."

---

*) Onkel Reinhold wird Recht haben. Hier nur ein Beispiel. Die Melodie, nach welcher die bekannte Springprozession zu Echternach seit undenklichen Zeiten getanzt wird, ist im Grunde wol nichts Anderes als ein alter Branle. Sie besteht aus drei Theilen von je vier Takten (zwei Vierteln), von denen der zweite Theil nur eine Wiederholung des ersten ist. Diese beiden ersten Theile bewegen sich in Achteln, wobei die Tanzenden ihre Schritte vorwärts machen; der dritte Theil enthält nur Figuren in Sechzehnteln, die das Rückwärtsspringen begleiten. In Köln wird nun ein altes Volkslied gesungen, welches diese Melodie — mit Umschreibung der Sechzehntelfiguren — genau wiedergiebt.

Es beginnt mit den etwas gewöhnlichen Worten im kölnischen Dialekt:

„Löre, löre Pitter,
Komm' mer nit zo noh u. s. w."

Ob diese sehr verschiedenartige Verwendung der Melodie des alten Branle unabhängig von einander erfolgte, oder ob die Melodie zum Liede wurde, weil Andere den sonderbaren Gebettanz daraus gemacht, vermag ich nicht anzugeben.

Der Verfasser.



Nationaltänze (unten Spanisch, oben Wallachisch, links Ungarisch, rechts Italienisch).

Das Abendbrot, in Thee und kalten Speisen bestehend, wurde im Wohnzimmer eingenommen. Heitere Gespräche über das Gehörte, an denen Alle Theil nahmen, würzten das einfache Mahl. Endlich verstummte das Klappern der Tassen und Teller und bald auch das Plaudern; Alle blickten erwartungsvoll auf Herrn Alibert, der sich recht bequem in seinem weiten Rococosessel zurechtgesetzt hatte und dann unter lautloser Stille also anhub:

„Wie ich Ihnen schon angedeutet, ist es eine Episode aus dem Leben, den Erinnerungen eines alten Tanzmeisters, die ich Ihnen mittheilen werde. Ich beginne ohne weitere Einleitung und gebe ihr den Titel:

Die Willis.

Eine Tanzerzählung.

I.

Es ist eine lange Reihe von Jahren her; mein guter Vater war gestorben und hatte mich ohne Mittel auf der Welt zurückgelassen. Ich sah mich genöthigt, von dem, was er mich gelehrt, Gebrauch zu machen, und wurde maître de danse. Da diese Beschäftigung mit meinen Neigungen übereinstimmte, so gewann ich dadurch nicht allein meinen Lebensunterhalt, sondern auch eine Befriedigung, die ich früher nicht gekannt. Ich lebte damals in einer deutschen Universitätsstadt, deren beste Kreise freudig meinem Vorhaben entgegenkamen. Der junge Marquis Alibert d'Arbois von Blanville war auch kein Tanzmeister gewöhnlicher Art; die vornehmste Familie durfte, ohne sich etwas zu vergeben, offen mit ihm verkehren und lernte dabei weit mehr und besser als von einem Tanzmeister von Profession. Unter meinen Schülern befand sich der junge Erbprinz von X., der seine Studien auf der dortigen Universität beendete und stets in Begleitung seines Hofmeisters, eines alten, ernsten Kavaliers, meine Tanzstunden besuchte. Besonders gern übte und tanzte die junge Durchlaucht mit einer meiner Schülerinnen, der hübschen Comtesse Melanie von Bervilliers, deren Familie der meinigen stets näher gestanden hatte und ebenfalls eine emigrirte war. Ein Graf Bervilliers, der als Knabe mit seiner Mutter vor der Revolution geflohen, hatte die Tochter eines Leidensgefährten geheirathet, dann in Deutschland eine Stellung gefunden, die ihn und die Seinigen ernährte. Zu jener Zeit bestand die Familie aus der Mutter — der Vater war gestorben — der älteren etwa siebzehnjährigen Tochter Melanie, und einer jüngeren,

Manon geheißen, die zwölf Jahre zählen mochte. Beide Mädchen glichen sich, die Jahre dabei berücksichtigt, auf ein Haar, waren bildschön und dem Tanze gleich leidenschaftlich ergeben, trotzdem Manon fast noch ein Kind war. Die alte Gräfin nahm die Kleine stets als Zuschauerin mit sich in die gemeinschaftliche Tanzstunde, an der Melanie und der Erbprinz sich betheiligten. Die junge Durchlaucht war ein sehr artiger, liebenswürdiger Herr, und durch die Vorliebe, welche er für seine Tänzerin zeigte, mochte das lebendige Mädchen sich ganz eigene Gedanken, deren Verwirklichung sie wol auch nicht für unmöglich hielt, in das Köpfchen gesetzt haben. Doch weit ernster noch beschäftigte die Mutter sich mit ähnlichen Plänen; sie sah bereits im Geiste ihr Kind als Erbprinzessin und spätere Beherrscherin des kleinen Fürstenthums, das Erbprinz Lothar einst zu regieren und zu beglücken bestimmt war. Doch dieser dachte nicht im Entferntesten an Derartiges — zum wenigsten bemerkte ich, als sein Lehrer, nie eine Annäherung an die junge Comtesse, welche die Grenzen freundlicher Höflichkeit überschritten hätte. Je weniger nun Prinz Lothar den Phantasien Melanie's durch sein Benehmen oder Reden entgegenkam, je leidenschaftlicher ergab das Mädchen sich ihrer Tanzlust.

Die Uebungen meiner Schüler und Schülerinnen waren längst zu glatten Tänzen geworden und ein wirklicher Ballabend im größten und prächtigsten Saale der Stadt sollte den Schluß des Unterrichts bilden. Alle freuten sich ungemein auf das Fest, das nahe bevorstand, doch vergaßen sie darüber nicht das Vergnügen, welches ihnen die gewöhnliche Tanzstunde bot. Ich hatte mir einen Klavierspieler zu Hülfe nehmen müssen, denn meine Geige genügte dem tanzlustigen jungen Völkchen nicht mehr, auch hätte ich das immerwährende Geigen, einen ganzen langen Abend hindurch, nicht ausgehalten. Die unermüdlichste meiner Tänzerinnen war Comtesse Melanie. Machte der Erbprinz, der fast einzig und allein nur mit ihr tanzte, erschöpft eine Pause, oder mußte er eine andere junge Dame wählen, so flog sie auf einen andern Tänzer zu und wirbelte mit diesem durch den Saal, in leidenschaftlichem Fluge und doch auch wieder so leicht, ohne eine sichtbare Anstrengung, daß mich oft eine Angst um sie, doch immer Bewunderung für ihre Ausdauer, ihr Talent erfüllte. Ersteres Gefühl behielt indessen schließlich die Oberhand, denn ihr erregtes, rastloses Tanzen war nicht der Ausdruck einer reinen Freude, es hatte eben einen andern Grund: sie wollte ihre unbefriedigten Wünsche, ihre quälenden Gedanken dadurch betäuben.

Ich vermochte es endlich nicht länger mehr mit anzusehen, denn tanzte das Mädchen so fort, so konnte das Schlimmste für ihre Gesundheit daraus entstehen. So verfiel ich denn auf den Gedanken, die Pausen zu verlängern, mit einer anregenden Unterhaltung auszufüllen und dadurch die Aufmerksamkeit meiner leidenschaftlichen Schülerin in etwas von dem Tanze, der ihr so gefährlich zu werden drohte, abzulenken. Es gelang.

War die Pause eingetreten, so versammelte ich die jungen Damen und Herren um mich, hieß sie Platz nehmen und begann ein Gespräch mit ihnen über den Tanz. Ich erzählte von dem Tanz in verschiedenen Jahrhunderten, an den Höfen und unter dem Volke; die früheren, längst vergessenen Tänze wurden erwähnt und so gut als möglich beschrieben, weiter noch alte, seltsame Bräuche, die im Tanze ihren passenden Ausdruck fanden. Bald wußten Andere ebenfalls Derartiges vorzubringen, es interessirte, spornte an, und die Unterhaltung wurde bald derart lebendig und fesselnd, daß man den Tanz selbst darüber vergaß; ich mußte endlich selber daran erinnern und that es mit Vergnügen, denn meine kleine List war geglückt. Melanie hatte ich bei solchen Plaudereien stets scharf beobachtet und ihr Betragen mußte mir auffallen. Sie, das sonst so lebhafte, geistsprühende Mädchen, nahm kaum Theil an der allgemeinen Unterhaltung. In sich versunken, wie abgespannt, saß sie da und nur wenn der Erbprinz sprach, hob sie horchend den Kopf. Kaum aber hatte ich zum Wiederbeginn des Tanzes aufgefordert und mein Musikgehülfe meine Worte durch sein Spiel auf dem Klavier beantwortet, da schnellte das Mädchen wie von einem neuen Leben beseelt empor, und schon im folgenden Augenblick flog sie wieder durch den Saal mit der früheren Leichtigkeit und Frische, zum Erstaunen Aller, die sie während unseres Gespräches so hinfällig und matt gesehen hatten.

Der große Tag, an dem unser Fest- und zugleich Abschiedsball stattfinden sollte, war endlich nahe und zum letzten Mal fanden meine Schüler und Schülerinnen sich in dem bisherigen Raume um mich versammelt. Bei Melanie waren während der letzten Tage die Gegensätze ihres Gebahrens immer schärfer hervorgetreten. Sichtliche Mattigkeit in der Ruhe, die fast einer geistigen Abwesenheit glich, wechselte, wenn sie tanzte, bald mit einer schalkhaften Heiterkeit, bald mit einer fieberhaften Lebendigkeit. Ihr Tänzer, der junge Erbprinz, blieb sich in seinem Benehmen gleich. Er zeigte sich voll Zuvorkommenheit und aufrichtiger Theilnahme für seine Partnerin, deren leidenschaftliches Gebahren

er nur ihrer allzugroßen Tanzlust zuschrieb. Er war weit entfernt davon, den eigentlichen Grund zu ahnen. Wäre es anders gewesen, der edle Jüngling hätte der Armen keine Gelegenheit mehr geboten, ihrem Denken neue Nahrung zu geben — und zugleich würde er sich selbst Jahre tiefen Kummers erspart haben. Er suchte nur mahnend zu beschwichtigen und begrüßte endlich freudig die größere Pause, welche die Tanzenden zu einem letzten Plaudern um den Lehrer versammelte.

Melanie, ihre unermüdliche, hinreißende Lebendigkeit im Tanze und ihr allzustilles Wesen nach demselben lieferten vorerst den Stoff der Unterhaltung. Einer der jungen Herren verglich die Comtesse mit einer der Elfen, die Leben und Licht nur im Tanze finden, in der Ruhe schlummern und träumen. Alle schauten auf Melanie, und diese saß in der That da, als ob die Worte sie geschildert.

„Ihr Vergleich ist glücklicher Weise nicht ganz zutreffend," erwiederte ein Anderer lächelnd, „denn jene Luftgeister entwickeln eine Leidenschaft für den Tanz, die schon Manchen ins Unglück gebracht haben soll, während Comtesse Melanie durch ihr Tanzen nur beglückt — leider nicht Alle, die sich nach einem solchen Glücke sehnen."

„Ihre erste Anschuldigung ist ganz gewiß eine ungerechte," rief eine der jungen Damen, „denn was ist duftiger, poetischer als ein Elfenreigen im Mondschein? Der Sterbliche, dem das Glück zu Theil wird, ihn schauen zu dürfen, kann nur zu beneiden sein. Doch noch Keiner hat sich dessen mit Recht gerühmt."

„Sie vergessen den Ritter, der durch den Wald zog und den Elfen begegnete, die ihn zwingen wollten, mit ihnen zu tanzen, und der, als er sich dessen beharrlich weigerte, einen Schlag auf das Herz erhielt, daß er todt von seinem Pferde sank."

„Eine Sage, und wol nur von einem Feinde der schönen tanzlustigen Elfenkinder erfunden."

„Es giebt solcher Sagen und Geschichten eine ganze Menge, von denen Sie gewiß einige gelten lassen werden. Soll ich sie Ihnen erzählen?"

„In Oesterreich hörte ich eine ähnliche Sage, von den Willis." So sprach jetzt der Prinz, welcher dem lebendig geführten Gespräch zwischen den beiden Gegnern zugehorcht, dann wol unwillkürlich obige Bemerkung hingeworfen hatte.

Von allen Seiten wurde er jetzt bestürmt, von den Elfen, die er Willis genannt und die im Kreise Niemand kannte, zu erzählen.

Melanie war bei dem Klang der Stimme des Prinzen gleichsam aus ihren Träumen aufgewacht; jetzt, nachdem Alle schwiegen, bat auch sie: „Erzählen Sie uns von den Tanzelfen, den Willis, Durchlaucht.“

„Es geschieht nicht gern,“ entgegnete Lothar, „denn es ist eigentlich nichts Frohes, was ich darüber zu berichten habe. Indeß Sie wollen es und ich bin bereit. Ich hörte die Sage auf einer Reise durch Oesterreich, doch scheint sie mir dem dortigen Boden nicht entsprossen, sondern slavischen Ursprungs zu sein. Die Willis sind junge Mädchen, die den Tanz liebten, vor ihrem Hochzeitstage als Braut — oder an gebrochenem Herzen sterben. Im Grabe finden sie keine Ruh: an gewissen Nächten, wenn der volle Mond mit seinem bleichen Lichte geheimnißvoll die Erde erhellt, erscheinen sie an Kreuzwegen, tanzen einzeln oder in Reihen, und wehe dann dem Sterblichen, der ihnen begegnet! Sie zwingen ihn mit ihnen zu tanzen, so lange bis er todt zu Boden fällt — oder der erste Hahnenschrei den Unglücklichen von den Willis erlöst. Doch noch Keiner soll so lange widerstanden haben; todt fand man die Opfer der nächtlichen gespenstischen Tänzerinnen, meistens Unschuldige, doch auch oft Solche, die das Unglück eines armen, zur Willis gewordenen Mädchens verschuldet hatten.“

Der Prinz endete und eine Pause entstand, denn die etwas schauerliche Sage schien besonders auf die jungen Damen einen beängstigenden Eindruck gemacht zu haben. Melanie's Antlitz war bleich geworden; die Hände zusammengepreßt, saß sie vor sich niederstarrend da. Plötzlich, noch ehe irgend Jemand ein Wort gefunden, schnellte sie von ihrem Sitz empor und rief mit einer Lebhaftigkeit, wie man sie wol an ihr gewöhnt war, die mir jedoch keine natürliche zu sein schien:

„O, wie glücklich müssen diese Willis sein! Tanzen, immerfort tanzen — bis über das Grab!“ —

Ich hatte schon vorher, um der peinlichen Pause ein Ende zu machen, meinem Klavierspieler ein Zeichen gegeben und rauschende Akkorde verschlangen gleichsam die letzte sonderbare Rede der jungen Comtesse. Die anderen Damen folgten gern der Aufforderung und bald tanzten die Paare in heiterer Fröhlichkeit durch den Saal.

Auch Comtesse Melanie schwebte wieder am Arme des Prinzen dahin, leicht und graziös, heiter und mit einem glückseligen Lächeln, als ob nimmer düstere Gedanken, die sie zu einem so befremdenden Ausruf veranlaßt, in ihr aufstiegen.

II.

Der Abend unseres großen Fest- und Abschiedsballes war gekommen. Unsere jungen Damen sahen ihm mit einer leicht erklärlichen und auch verzeihlichen Aufregung entgegen, die durch die Sorge um die Toilette nur erhöht werden konnte. Ah, es war ja ihr erster Ball, und welchem jungen Mädchen hätte da nicht das Herz höher geschlagen? Nirgends aber war wol die Aufregung eigenartiger als in der bescheidenen Wohnung der Comtesse Bervilliers. Die Mutter verfügte leider nur über geringe Mittel, die in keinem Verhältniß zu ihrem Stolze, ihren Ansprüchen standen, doch sie hoffte bestimmt auf schönere Tage. Wohl hatte sie von allem Anfang an die Vorliebe des jungen Erbprinzen für ihre Tochter bemerkt, und ihren Andeutungen und Aufmunterungen war es wol hauptsächlich zuzuschreiben gewesen, daß Melanie solche hochfahrende phantastische Gedanken fassen und festhalten konnte. Die Mutter glaubte bereits fest an die Verwirklichung ihrer Wünsche und eine für Melanie peinliche Ungeduld erfaßte sie, wenn die junge Comtesse ihr nach den Tanzstunden nur berichten konnte, wie die Durchlaucht wol den ganzen Abend mit ihr getanzt, doch die Unterhaltung sich nur in gewöhnlichem Gleise einer freundschaftlichen Heiterkeit bewegt. Auch an dem heutigen Abende, während die Mutter Melanie zum Balle schmückte, bezog sich deren Reden nur auf dies ihr Lieblingsthema, doch hatte es diesmal einen ganz anderen Charakter angenommen.

Mutter und Tochter befanden sich in dem Wohnzimmer vor dem großen Spiegel mit der Vollendung der Toilette beschäftigt und etwas abseits saß die kleine zwölfjährige Manon und schaute mit glänzenden, fast gierigen Blicken auf die Schwester, die sie nie so schön gesehen hatte, wie heute in dem weißen duftigen Ballkleide mit Veilchen und Rosenknospen geziert. Nichts entging der Kleinen, jede Bewegung, jedes Wort der Andern verschlang sie förmlich mit Auge und Ohr. — Jetzt sprach die Mutter:

„Heute, Melanie, muß es zur Entscheidung kommen. Es ist das letzte Mal, daß Du mit dem Prinzen zusammen bist und tanzest und die beste Gelegenheit dazu.“

Melanie entgegnete anfänglich nichts. Sinnend hielt sie in ihrem Thun inne, dann sagte sie langsam und ernst:

„Der Prinz hat mir bis jetzt keinen Anlaß, kein Recht gegeben, eine Entscheidung, wie Du sie andeutest, herbeizuführen. Ich war eine

arme Thörin mit meinem Wünschen und Hoffen und — daß ich Deinen Worten horchte. Laß mich lieber an den Tanz denken, Mama," fuhr sie lebhafter fort, „und an das Vergnügen, das er mir bereiten wird; ich freue mich so unendlich darauf, an seiner Seite den ganzen Abend tanzen zu dürfen.

Die Mutter hatte schon finster die Brauen zusammengezogen, die letzten Worte Melanie's mußten sie wieder beschwichtigen, denn sie rief hastig:

„Tanze mein Kind meinetwegen die ganze Nacht mit ihm, nur mache den Versuch ihn zum Reden zu bringen. Es bedarf wol nur einer Veranlassung von Deiner Seite, und unser Aller Glück ist erstanden."

„Gut denn, Mama, ich werde thun, wie Du es wünschest," sprach Melanie sinnend, als ob ihre Gedanken bereits auf dem Balle gewesen. „Ich rede ja mit ihm von so Mancherlei, warum sollte ich auch nicht einmal von dem plaudern, was ich auf dem Herzen habe? Er ist ja so gut, so freundlich und nachsichtig und wird mir nicht zürnen. Dann aber — mag es kommen wie es will — dann tanze ich fort — die ganze Nacht hindurch — wie die Willis an den Kreuzwegen!" —

Die Mutter staunte zwar ob dem seltsamen Schluß der Rede, doch schwieg sie, denn sie durfte zufrieden sein; noch nie hatte Melanie ihr eine so bestimmte Zusage gegeben. Die Toilette wurde beendet und von jetzt an hörte man nur noch Worte der Bewunderung. Melanie sah in der That bezaubernd aus. Endlich schlug die ersehnte Stunde, die kleine Manon wurde der Hut einer alten Magd übergeben und Mutter und Tochter fuhren in einem Miethwagen dem Balllokale zu.

Ihr ergebener Diener Alibert feierte an diesem verhängnißvollen Abend als Tanzmeister einen wahren Triumph. Der Saal war herrlich geschmückt; er strahlte tageshell und frühlingsduftig im Glanze der zahllosen Lichter, im Schmuck der Blumen, die meine Eleven geliefert. Ich glaube, nicht das kleinste Blumentöpfchen war daheim und in Ruhe gelassen, ja Alles was nur grün war, Blätter und Blüten trug, war herbeigeschafft worden zur Verherrlichung des Abends. — Und nun erst die Gesellschaft, die Toiletten! Es war wirklich wunderbar schön und noch nie, so hieß es aller Orten, habe die Stadt ein gleiches glänzendes Ballfest gesehen. Die blühendste Jugend der ersten Familien war versammelt und eine so ungezwungene natürliche und doch auch wieder graziöse Fröhlichkeit herrschte, daß selbst die nur zuschauenden Theilnehmer des Balles eine seltene Freude empfinden mußten. Von allen jungen Damen, war Comtesse Melanie durch ihre schöne Erscheinung die hervorragendste,

und wurde sie allgemein und ohne Neid als die Königin des Balles begrüßt. Ihr Tänzer, Erbprinz Lothar, war einer solchen Partnerin würdig, und wo das junge Paar vorbeitanzte, wurden Ausrufe freudigen Staunens laut, und bewundernde Blicke folgten ihm. Ich hatte anfänglich zu viel mit Anordnungen und Leitung der Tänze zu thun, als daß ich mich eingehender mit den einzelnen Personen hätte befassen können, ich sah nur, daß Comtesse Melanie fast ununterbrochen mit dem Erbprinzen tanzte. Auch während der großen Pause wurde ich von Eltern, wie von meinen jugendlichen Tänzerinnen so sehr in Anspruch genommen, daß ich mich nicht um Diejenigen bekümmern konnte, die meiner nicht zu bedürfen schienen. Ich hörte nur dann und wann das fröhliche, nur etwas zu laute Lachen der jungen Comtesse, wußte, daß sie sich gut unterhielt und dachte nicht weiter an sie. In dem zweiten Theil des Balles gestaltete sich dies jedoch anders. Comtesse Melanie tanzte immer fort, mit gleicher Lust und Leichtigkeit, doch leuchtete ihr Auge in einem ungewöhnlichen Glanze und ihre gleichmäßigen Bewegungen wurden dann und wann durch ein Zucken unterbrochen, als ob ihr Körper sich gewaltsam zu neuer Kraftentfaltung aufraffe. Es fiel dies nicht allein mir, sondern auch noch Andern auf, dabei schien ihr Tänzer ernster denn früher geworden zu sein. Er fühlte wol seine Kräfte einer so unermüdlichen Tänzerin gegenüber schwinden. Ich hatte es von allem Anfang an so einrichten wollen, daß der junge Erbprinz nicht ausschließlich mit Melanie tanzte, doch es war mir nicht geglückt. Wenn das Mädchen einmal pausirte, so schlug sie jeden andern Tänzer aus und auch Prinz Lothar ruhte. Nur ein paar Mal hatte er auf dringendes, und wie es schien, sehr ernstliches Zureden seines Hofmeisters mit einer anderen Dame einige Touren getanzt, dann war er stets zu Melanie zurückgekehrt. Sie hatte ihm zu Anfang des Balles in unbefangener Weise das Versprechen abverlangt, vorzugsweise nur mit ihr zu tanzen, und der Prinz war aus Vorliebe für seine Tänzerin, wol auch denkend, daß es das letzte Mal sei, wo Beide so mit einander tanzen dürften, nur zu bereitwillig darauf eingegangen. Es konnte dies jedoch nicht anders als auffallen und der Prinz mußte es fühlen, denn er wurde ernst, während Melanie sich mit einer stets glühenderen Leidenschaft der Tanzlust an seiner Seite hingab.

Der Ball neigte sich seinem Ende zu, der Morgen war nicht mehr fern. Das Programm enthielt noch einen letzten Walzer, dann sollte als Schluß der Cotillon folgen. Den vorhergehenden Tanz hatte Prinz Lothar mit Melanie getanzt, sie dann zu der Mutter geleitet. Sichtlich

erschöpft wollte er sich zurückziehen, den Walzer überschlagen, doch mit ganz erregten bittenden Blicken hielt Melanie ihn zurück. „Nur noch diesen Walzer, den letzten!“ flüsterte sie ihm zu, „dann sind Sie frei!“ und der Prinz blieb wie gebannt an ihrer Seite, wenn auch ein auftauchendes Gefühl des Unbehagens die Lust verdrängen wollte. Auch von anderer Seite wurde Melanie besorgt aufgefordert sich zu schonen, denn jetzt in der Ruhe bemerkte man erst, wie sehr die allzugroße Anstrengung des fast ununterbrochenen Tanzens sie angegriffen. Ihre Farbe wechselte und das hastige Athmen der Brust ging dann und wann in ein Zittern über, das sich ihrem ganzen Körper mittheilte. Nur die Mutter schwieg. Schaute Melanie fragend auf sie, dann blieb deren Blick kalt, und ernst, fast strafend sah sie die Tochter an, die ihr die erwünschte Mittheilung noch immer nicht gemacht hatte.

Da begann die Einleitung des Walzers. Melanie erhob sich und den Arm ihres Tänzers fast krampfhaft erfassend, zog sie ihn in die Reihe der Tanzenden, die sich unter meiner Anordnung bildete.

„Es ist der letzte Tanz, Prinz, den wir zusammen tanzen — hernach ist Alles vorüber,“ flüsterte sie ihm wie in athemloser Spannung zu. „Haben Sie mir zum Abschied nichts — gar nichts zu sagen?“

„Schonen Sie sich, Comtesse — meine liebe Melanie!“ entgegnete Prinz Lothar, anfänglich erstaunt, dann mit herzlicher Theilnahme.

„Weiter nichts?“ rief das Mädchen fast überlustig, dennoch schrak der Prinz zusammen, so sehr befremdete ihn der Klang ihrer Stimme. Doch Melanie fuhr in gleicher Weise fort: „Nun denn, voran! Die Augenblicke, der Lust des Tanzes geweiht, sind kostbar, ich will keinen verlieren. Voran mein Prinz!“ Dabei riß sie ihn in einem Wirbel mit sich fort.

Ihr Thun mußte allgemein auffallen, denn das Paar hatte außer der Reihe zu tanzen begonnen. Die Blicke Aller waren überrascht, mißbilligend auf Beide gerichtet. Der Prinz mußte dies fühlen, denn ein peinliches Unbehagen überkam ihn, das sich in seinen Zügen ausdrückte. Doch bald wurde seine Aufmerksamkeit in anderer Weise in Anspruch genommen. Er wollte innehalten, indeß Melanie zwang ihn mit unwiderstehlicher Kraft weiter zu tanzen, und als er nun seine Tänzerin aufmerksamer anschaute, erschrak er über deren Zustand. Ihre Brust hob und senkte sich mit verdoppelter Schnelligkeit, ihr Auge strahlte in einem erhöhten Glanz und eine Freude verklärte ihre Züge, die etwas Unnatürliches hatte.

„Melanie — um Gotteswillen! — schonen Sie sich," flüsterte er ihr zu. „Ich will Sie zu den Ihrigen geleiten."

„Schon wieder dies häßliche Wort!" keuchte es ihm entgegen. „Warum jetzt noch Schonung? Der Tanz — die Lust sollen ihre Rechte haben. Weiter Prinz! — Voran — voran!"

Und weiter wirbelte sie mit ihm dahin, mit einer fast rasenden Schnelligkeit. Der Prinz vermochte kaum noch zu folgen, sein Athem stockte und die Kräfte schienen ihn zu verlassen.



Vereint im Tanz — getrennt durch den Tod!

Doch es war kein Innehalten möglich; mit einer grell aufflackernden wilden Lust, einer fast dämonischen Gewalt riß das Mädchen ihn mit sich fort.

„Melanie — ich bitte Sie, halten Sie ein!" stammelte er jetzt. „Ich vermag nicht mehr Ihnen zu folgen."

„Nur noch einmal die Runde durch den Saal — zum letzten Mal," hauchte sie ihm mit einem unbeschreiblich weichen Ton, von Lust und Wehmuth durchzittert zu, „dann — dann sind Sie frei."

Und neu sich aufraffend, folgte der Prinz seiner rastlosen Tänzerin.

Immer aufmerksamer war man auf das Paar geworden, das keine Regel achtend seine eigenen Bahnen suchte. Andere Paare waren ihm schon aus dem Wege gewichen und nur noch wenige tanzten. Der Walzer war auch bald zu Ende. Alle aber blickten immer erstaunter auf die keuchend in fast wahnsinniger Hast Dahinfliegenden. Die Mütter besonders schüttelten mißbilligend die Häupter — nur eine nicht. Die Mutter Melanie's, die Gräfin Bervilliers schien keinen Anstoß an dem Gebahren ihrer Tochter, keine Sorge um diese zu hegen.

Da geschah etwas Entsetzliches.

Das Paar war in der Nähe der Gräfin Bervilliers angelangt — die Runde um den Saal war noch nicht ganz vollendet — da zuckte der Körper Melanie's jäh zusammen, ein röchelnder Laut entrang sich ihren Lippen und im nächsten Augenblick hing sie leblos in den Armen des Prinzen.

Einen markdurchdringenden Schrei stieß dieser aus, dann verließen ihn die Kräfte. Der Körper Melanie's entglitt seinen Armen und sank zu Boden.

Sie war todt — im Tanze geschieden!

Ein lauter Tumult entstand im Saale; mit einem schrillen Akkord brach die Musik ab und Alles eilte auf die Gruppe zu, sich mit dem leblos am Boden liegenden Mädchen zu beschäftigen.

Der Prinz taumelte einige Schritte zurück, seine Blicke umnachteten sich. Doch hülfreiche Arme waren in der Nähe und schützten ihn vor einem jähen Sturz. Noch hörte er die Stimme der Gräfin Bervilliers:

„Mein Kind — mein armes Kind! Sie haben es getödtet — Sie, Grausamer!“ —

Dann schwand ihm das Bewußtsein vollends, und ohnmächtig mußte er aus dem Saale in ein ruhiges Nebengemach geschafft werden.

Bei der Leiche Melanie's kniete die Mutter, jammerte um ihre Tochter und klagte sinnlos vor Schmerz deren Tänzer, den armen Prinzen Lothar, als die Ursache des entsetzlichen Unglücks an.

Die meisten Personen aber, welche Zeuge dieser tief erschütternden Scene gewesen, sagten sich:

„Nur die unbezähmbare Tanzlust der armen Comtesse ist Schuld an ihrem jähen Tode!“ und die Mütter setzten mit einem Seitenblick auf ihre Töchter hinzu: „Nehmt Euch ein Beispiel daran, Ihr jungen Mädchen und beachtet es wohl! Nur bescheiden genossen, gewährt der Tanz eine Freude, die Seele und Körper erquickt!“

III.

Sechs Jahre vergingen, da führte mich mein Weg in die Residenz des Fürstenthums, dessen Regierung Prinz Lothar mittlerweile angetreten. Sonderbares, Trauriges mußte ich über den jungen Fürsten hören. Seit er von der Universität und von mehrjährigen Reisen heimgekehrt, sei er schwermüthig, theilnahmlos. Obgleich die Fürstin Mutter Alles aufgeboten, den geliebten Sohn zu zerstreuen, die Aerzte das Unmögliche versucht, ihn von seiner tiefen Melancholie zu heilen, so habe das Uebel doch nicht weichen wollen. Die Fürstin wünschte ihn zu vermählen; eine Prinzessin eines benachbarten Hofes, mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet, war von ihr ersehen, die Lebensgefährtin des Sohnes zu werden. Sie zog Prinzessin Helene an ihren Hof, in die Nähe Lothar's, doch dieser schien unempfindlich für den liebenswürdigen Gast, dem Alle gern huldigten, zu sein. Nur das Theater vermochte dem Prinzen eine Unterhaltung zu bieten, doch saß er meistens stillbrütend da, der Bühne kaum Aufmerksamkeit schenkend. Also stand es, als ich ihn wiedersah. Ich ließ mich voller Theilnahme bei Sr. Durchlaucht melden, und der Fürst kam mir mit einer Freundlichkeit entgegen, die seiner Umgebung angenehm auffiel. Er hielt mich eine lange Weile bei sich, und wir sprachen von vergangenen Zeiten — auch von ihr, von der Comtesse Melanie. Da öffnete sich mir das Herz des unglücklichen Fürsten, und ich erfuhr den Grund seiner Schwermuth. Er hielt sich für die Ursache des Todes der armen Comtesse: die anklagenden Worte der Mutter tönten noch immer in seinen Ohren, er wiederholte sie mir in herzzerreißenden Tönen. Ich tröstete ihn, so gut ich es im ersten Augenblick vermochte, versuchte die Haltlosigkeit seiner Selbstanklage zu entkräften, doch es nützte nichts. Ich vermochte auch keine rechten Gründe dafür aufzubringen, denn von dem wirklichen Zusammenhang — wie ich ihn hier erzählt — hatte ich damals noch keine Ahnung. Ich erfuhr dies Alles erst im Laufe der nächsten Tage. — Der Prinz entließ mich endlich, doch mit der dringenden Aufforderung, ihn bald wieder zu besuchen. Ich war verwirrt, wußte nicht, was ich thun sollte. Mein erster Gedanke war, die Fürstin Mutter aufzusuchen und dieser mein Gespräch mit dem Fürsten zu wiederholen, doch ich fühlte mich im Augenblick nicht im Stande dazu. Auch mochte diese wol Alles wissen, was ich ihr mittheilen konnte. Mein Zögern verdarb indessen nichts, denn die Katastrophe war näher, als man ahnen konnte — und sie bot in der That eine fast wunderbare Lösung, wie Sie dies sogleich sehen werden.

Der Hof unterhielt ein Theater und zwar mit ganz besonderer Rücksicht auf den jungen schwermüthigen Fürsten. Das Haus war klein, doch im Innern äußerst geschmackvoll, und was die Bühne an leichten Opern, Lustspielen und Divertissements bot, war, wenn auch nicht hervorragend, doch künstlerisch abgerundet und stets von bester Wirkung. Der Kavalier, welcher dem kleinen Hoftheater als Intendant vorstand, war ein gebildeter Herr und unablässig darauf bedacht, seinem Fürsten Abwechslung und Erheiterung zu bieten — leider nicht mit dem Erfolg, den er und mit ihm der ganze Hof ersehnten. So hatte man seit Monden eine neue Ueberraschung vorbereitet, die gerade zur Zeit, als ich in der Residenz anlangte, bei dem Lichte der Lampen Wirklichkeit werden sollte. Sie bestand in nichts Geringerem als in der Ausführung eines ganzen Ballets. Daß der Fürst den einzelnen Tänzen vielleicht nur scheinbar etwas mehr Aufmerksamkeit gezollt wie den Opern und den Lustspielen — im Grunde ließ er sie wol eben so gleichgiltig an sich vorüberziehen — hatte den Herrn Intendanten zu diesem Wagestück, von dem er sich jedoch nach allen Richtungen hin großen Erfolg versprach, ermuthigt. In Paris hatte man, vielleicht im Jahre vorher, ein Ballet aufgeführt, das durch seine poetische Handlung wie durch die hübsche Musik ganz ungewöhnlichen Beifall gefunden und sich rasch auf den deutschen Bühnen verbreitete. Es hieß „Gisella, oder die Willis.“ Der Intendant hatte die Rollen mit den vorhandenen Tanzkräften besetzt, sodann noch befähigte Schauspieler und den Chor hinzugezogen, und seit Monaten arbeiteten Alle, Balletmeister, Darsteller, Dekorateure und Maschinisten an dem besten Gelingen der schönen, doch auch nicht leichten Aufgabe. Die Haupt- und Titelrolle sollte indessen die Hauptüberraschung, sogar der Fürstin Mutter bieten, denn für sie hatte der Herr Intendant eine fremde Künstlerin ersehen, die direkt aus Paris kam und gastirend auf den größeren Bühnen sich bewundern ließ. Fräulein Romani, so nannte sich die große Tänzerin, war angelangt und da ihre Zeit kostbar und sehr in Anspruch genommen war, so hatte gleich nach ihrer Ankunft die Generalprobe stattgefunden und die Aufführung war für den folgenden Tag angesetzt worden. Ich war nicht wenig gespannt auf das neue Ballet, weil eine solche Produktion überhaupt mein Interesse als Tanzmeister in Anspruch nehmen mußte, doch noch ganz besonders deshalb, weil ich mich der Sage der Willis erinnerte, die der Fürst vor Jahren in einer meiner Tanzstunden erzählt hatte und die dem Ballet, das mir nicht bekannt war, zu Grunde liegen mußte.

Zwar überkam mich auch wieder ein Bangen, wenn ich mir vorstellte, daß auch der Fürst durch die Sage an jenen Abend erinnert werde und dann unter nicht gewöhnlichen Umständen auch des entsetzlichen Vorfalles auf dem Balle gedenken würde. Doch ich konnte es nicht ändern und mußte abwarten, was geschah.

Das kleine gefüllte Haus sah am Abend in seiner hübschen Ausschmückung mit seiner vollen Beleuchtung und den frohen, recht geputzten Zuschauern, allerliebst aus, wie eine Bonbonnière — Sie verzeihen mir wol den fremdländischen Ausdruck, aber ich finde keinen passenderen! In der fürstlichen Loge, im Proscenium angebracht, saßen die Fürstin Mutter, eine ernste würdige Dame, ihr Sohn, Fürst Lothar und Prinzessin Helene, eine liebliche jugendliche Gestalt mit reichem blonden Haar, das sie einfach, doch geschmackvoll mit Veilchen geschmückt hatte. Einige Hofdamen und Kavaliere befanden sich hinter den hohen Herrschaften und füllten die Loge.

Das Ballet nahm seinen Anfang, bald erschien die berühmte Tänzerin als Gisella, und begann, von rauschendem Beifall begrüßt, ihren Tanz. Es war in der That eine Künstlerin, eine vollendete Virtuosin, dies erkannte ich sofort nach den ersten Schritten. Doch bald achtete ich nicht mehr darauf, sondern starrte die Erscheinung immer erstaunter — ja verblüffter und endlich sogar erschrocken an. Das liebliche Gesichtchen mit den feinen Zügen, den strahlenden Augen, hatte ich schon irgendwo gesehen, es war — es war das Antlitz der Comtesse Bervilliers, meiner ehemaligen Schülerin! ja die ganze Gestalt, Haltung, Bewegung, gehörten ihr, Gisella war Melanie — die doch vor meinen Augen todt auf dem Boden des Tanzsaals gelegen!

Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt, flog mein Blick nach der fürstlichen Loge; ich glaubte nicht anders, als daß der Fürst eine gleiche Wahrnehmung hätte machen müssen und zitterte für die Folgen. Doch meine Angst war eine unnöthige, ich hatte mich getäuscht. Der arme Fürst Lothar saß da und schaute wol dann und wann auf die Bühne, doch auch wieder mit derselben Gleichgiltigkeit vor sich hin. Er mußte wol nicht einmal darauf achten, was dort oben vorging und dargestellt wurde.

So ging der erste Akt zu Ende, ohne daß sich dabei weiter etwas Ungewöhnliches ereignet hätte. Man applaudirte von allen Seiten, rief die Tänzerin heraus, das war Alles. Ich konnte das Fallen des Vorhangs kaum abwarten, da eilte ich schon hinaus und auf die Bühne,

um die räthselhafte Tänzerin, Fräulein Romani, aufzusuchen. Doch sie war nicht zu sprechen. Eine Dienerin bedeutete mich, daß Mademoiselle sich umkleide und Niemand empfangen könne. Wollte ich ihre Herrin aber nach der Vorstellung sprechen, so möge ich ihr nur meinen Namen sagen und sie werde mich melden. Ich gab eine ausweichende Antwort und entfernte mich, nahm mir aber fest vor, nach Schluß des Ballets die geheimnißvolle Tänzerin zu sprechen, koste es, was es wolle.

Der zweite Akt begann. Die Dekoration, der Grabhügel Gisella's im Walde bei Mondschein, künstlerisch ausgeführt, brachte eine zauberische Wirkung hervor. Die Willis, ihre Königin voran, erschienen; Gisella wurde aus der Ruhe ihres Grabes hervorgerufen und begann ihre elfenartigen Tänze. Die Aehnlichkeit zwischen dieser Willis und der todten Melanie war jetzt eine wahrhaft erschreckende. Ich fühlte mich in eine fieberhafte Unruhe versetzt und meine Blicke flogen von der Bühne nach der fürstlichen Loge, wo der Fürst Lothar noch immer — doch nicht mehr so theilnahmlos wie früher saß. Er starrte mit vorgebeugtem Kopfe auf die Bühne und schien sein Auge nicht von der Tänzerin abzuwenden. So blieb es bis gegen Ende des Aktes — eine merkliche Veränderung an dem Fürsten vermochte ich nicht wahrzunehmen, eben so wenig, ob er in der Willis die Comtesse Melanie wieder erkannt hatte. Der Schluß des großen Pas-de-Deux nahte heran; Gisella sank in ihr Grab zurück — tiefer und immer tiefer und Er, den sie im Leben geliebt, kniete davor und rang verzweiflungsvoll die Hände. Jetzt ragte nur noch die Hand mit einer weißen Rose aus dem Erdhügel hervor — auch diese mußte bald verschwinden. Ich war mit einer athemlosen Spannung dieser ergreifenden und wahrhaft poetischen Scene gefolgt, hatte für einen Augenblick den Fürsten vergessen, da! — im selben Augenblick, als auch die Hand Gisella's verschwand, durchhallte ein fremdartiger, markerschütternder Schrei und ein Name das Haus. Es war der Fürst, der ihn ausgestoßen — ich wußte es, bevor ich hinschaute, denn ich hatte den Namen verstanden, er lautete — „Melanie!“

Ein banger Tumult erhob sich in dem Zuschauerraum, der Fürst war in Ohnmacht gesunken und wurde aus der Loge geschafft. Der Vorhang fiel, und ich eilte, nur an die spukhafte Willis denkend, in fieberhafter Aufregung und Hast auf die Bühne, diesmal, wenn es sein müßte, mir den Eintritt bei der unheimlichen Tänzerin zu erzwingen. Den Herrn Intendanten fand ich in voller Verzweiflung, doch kehrte ich mich nicht an ihn, sondern stürmte auf die Loge zu. Die Dienerin

stellte sich mir abermals in den Weg, doch jetzt, nichts mehr achtend, nannte ich in meiner Erregtheit laut und heftig meinen Namen und sagte, daß ich die Dame sprechen müsse, unter jeder Bedingung.

Da öffnete sich, wie durch einen Zauber, die Thüre, die junge Tänzerin stand auf der Schwelle und streckte mir mit freudigem Lächeln beide Hände zum Willkommen entgegen.

„Wahrhaftig, Sie kennen mich nicht mehr? Doch woher sollten Sie auch die kleine Manon Bervilliers im Gedächtniß behalten haben, sie war ja ein so unbedeutendes Ding. Ich aber habe den Herrn Tanzlehrer Alibert d'Arbois, Marquis von Blanville, nicht vergessen und freue mich unendlich ihn wiederzusehen, ihm zugleich gezeigt zu haben, daß ich eine nicht ganz unwürdige Jüngerin seiner schönen Kunst geworden bin."

So plauderte das kleine Mündchen in Einem fort und dabei hatte Manon mich vollends in ihre Loge hineingezogen. Mir war ordentlich ein Stein vom Herzen gefallen; ich hatte in ihr sofort die jüngste Tochter der Gräfin Bervilliers wiedererkannt, die ja von Kind an ihrer älteren Schwester so ähnlich gesehen, und freute mich aufrichtig über diese unerwartete Begegnung, wie auch, daß aus dem tanzliebenden Kinde eine so tüchtige Künstlerin geworden. Dies Alles sagte ich ihr, und sie sprach mir wiederum von der Vergangenheit: wie die Mutter nach dem Tode Melanie's mit ihr nach Paris gegangen, wie sie dort geübt und studirt, sich zu einer tüchtigen Tänzerin herangebildet, und die Mutter dann gestorben. Doch auch von der Schwester erzählte sie, und daß die Mutter kein Recht gehabt, den armen Erbprinzen wegen Melanie's Tod anzuklagen. Hier erfuhr ich denn den eigentlichen Sachverhalt — wie ich es Ihnen vorher erzählt — die Wünsche der Mutter, welche Melanie wol heimlich im Herzen getheilt haben mochte, dabei doch wol stets betont hatte, daß der Prinz ihr nie Veranlassung dazu gegeben. Ihre eigene Leidenschaft für den Tanz sei die Ursache ihres Todes gewesen, und in ihm habe sie Erlösung für ein Weh gesucht und auch gefunden, das sie sich selbst bereitet, und das die Mutter, anstatt es zu heilen, nur noch immer mehr genährt hatte. Dessen habe Letztere sich mehr denn einmal und ganz besonders auf ihrem Sterbebette unter bitteren Vorwürfen angeklagt.

Das war Licht! Ach, wie leicht es mir ums Herz wurde, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Noch an demselben Abend drang ich fast gewaltsam bis zu der Fürstin Mutter vor, die ich mit Prinzessin

Helene in Thränen fand. Ich erzählte Alles, was ich wußte und beruhigte, beglückte durch meine Worte, meine Hoffnungen die hohen Damen. Mein Plan, den ich vorschlug, wurde freudig gebilligt, und am andern Morgen, nachdem ich lange Rücksprache mit Fräulein Romani, oder vielmehr der Tanzkünstlerin Comtesse Manon Bervilliers gehalten, fuhr ich mit dieser in das Schloß zu dem Fürsten. Ich ließ mich allein melden und traf ihn fieberhaft aufgeregt auf einem Divan liegend; den Arzt und die Diener hatte er entfernt. Ohne lange Umschweife, denn ich wußte ja, daß ich Heilung brachte, begann ich von der gestrigen Vorstellung, den Willis, zu reden, erinnerte den Fürsten an den Abend, wo er die Sage uns mitgetheilt, sprach frischweg von der jungen schönen Tänzerin, welche der leider so früh gestorbenen Comtesse Bervilliers so ähnlich sähe — immer ungeduldiger, erregter geberdete sich dabei der Fürst, seine Brust hob sich heftig und sein Mund zuckte, als ob er mir jeden Augenblick ins Wort hätte fallen wollen. Ich aber wankte nicht, fand es indessen doch für gut zu enden und rief nun in einem Athem:

„— Und diese täuschende Aehnlichkeit, Durchlaucht, ist eine ganz natürliche, denn Fräulein Romani heißt eigentlich Manon, und ist die jüngere Schwester der verstorbenen Gräfin Melanie von Bervilliers.“

Der Fürst stieß nach diesen Worten einen Schrei aus, fast so laut wie am gestrigen Abend, doch klang es diesmal wie ein Ruf freudiger Ueberraschung. Zugleich schnellte er von seinem Ruhelager empor, faßte mich heftig an der Hand und rief:

„Ist dies wahr, können Sie mir den Beweis dafür liefern?“

„Einen lebendigen, Durchlaucht,“ entgegnete ich hastig. „Comtesse von Bervilliers harrt draußen Ihrer Befehle und freut sich der Ehre, Eure Durchlaucht wiedersehen zu dürfen.“

Der Fürst war schon dem Salon enteilt, doch gleich darauf trat er wieder ein, Manon an der Hand führend. Hoch aufgerichtet, ging er einher und geleitete die junge Dame zu einem Sessel. Das Auge ruhte, wenn auch ernst, doch klar auf ihr. Ich bemerkte dies Alles mit inniger Freude, und da ich ein rasches Vorgehen für das Beste hielt, so sagte ich sofort zu Manon:

„Und nun, mein gnädiges Fräulein, erzählen Sie Durchlaucht Alles, was und wie Sie mir es gestern Abend nach dem Ballet mitgetheilt haben, und bringen Sie dadurch Licht in einen traurigen Vorfall, den wir erleben mußten, als dessen Ursache sich Niemand, der noch athmet, anzuklagen braucht.“

Nach diesen Worten entfernte ich mich unbemerkt aus dem Salon und harrte im Vorzimmer des Erfolges der entscheidenden Unterredung.

Lange blieb der Fürst mit Manon zusammen, dann aber öffnete sich der Eingang seines Gemachs und Beide erschienen. Fürst Lothar war verwandelt, sein Auge glänzte, er führte Manon mir zu und hastig, mit freudiger Erregung sprach er: „Führen Sie unsere Freundin nach Hause, mich drängt es zu meiner Mutter! Heute noch sehen wir uns — und froh wieder."

Damit eilte er davon, den Gemächern der Fürstin-Mutter zu. —

Meine Erzählung ist zu Ende. Kaum zwei Monate vergingen, da feierte die Residenz, der Hof und die Stadt, ein großes, schönes Fest. Fürst Lothar erfüllte den heißesten Wunsch seiner Mutter, er reichte Prinzessin Helene am Altare die Hand.

Manon, Comtesse Vervilliers, hat als Fräulein Romani noch viele Triumphe auf der Bühne gefeiert, noch oftmals in aller Herren Ländern die Gisella in dem schönen Ballet der Willis getanzt, doch nie mehr mit einem solchen bedeutsamen Erfolg wie auf der Bühne des kleinen Hoftheaters zu X.

Die Erzählung des alten Herrn hatte die kleine Gesellschaft recht ernst gestimmt, trotz des glücklichen Ausganges des erschütternden Vorfalls für eine der Hauptpersonen. Das arme jugendliche Opfer des Tanzes mußte besonders bei den Schwestern größte Theilnahme erregen und deshalb ein wehes Gefühl vorherrschend bleiben. So konnte denn auch das Gespräch, welches sich an das Erlebniß knüpfte, kein lebendiges sein, und da es mittlerweile auch spät geworden, wurde der Vorschlag, sich zur Ruhe zu begeben, gern angenommen. Nachdem Alle dem freundlichen Hausgenossen und Lehrer für seine Mittheilungen herzlich gedankt, trennte man sich und ein Jeder, seinen Gedanken über das Gehörte nachhängend, suchte die erquickende Ruhe des Schlafes zu gewinnen.



Wie sich der lange Christofel seines Auftrages entledigt.

Achtes Kapitel.

Aus dem Konzertsaal; Nachrichten aus der Heimat.

Eine sonderbare Visitenkarte und neue Gäste.

Während der in den früheren Kapiteln erzählten Ereignisse und seit dem Einzug der Familie Wallbrunn in das Haidehaus hatte diese, besonders das Schwesternpaar, einen lebhaften Briefwechsel mit den Freunden in der Stadt unterhalten. Unter dem früheren Besitzer des Haidehauses war Hans, der Knecht, jede Woche einmal nach Dahlheim gefahren, um Provisionen, bestellte und etwa angekommene Bücher und Zeitungen zu holen; Briefe für die Bewohner des Haidehauses kamen damals nicht, denn Herr Meeringen und auch Albert hatten sich so gut wie ganz von der übrigen Welt zurückgezogen. Nun aber war dies anders geworden. Onkel Reinhold hatte mit dem dortigen Postmeister ein Abkommen getroffen, nach welchem dieser wöchentlich zweimal einen

reitenden Boten mit den eingegangenen Briefen und Zeitungen nach dem Haidehause abgehen ließ, der dann auch die Briefe der Familie wieder mitnahm und sonstige Kommissionen besorgte. Monatlich einmal mußte Hans die alte Grete nach Dahlheim fahren, wo diese ihre Einkäufe für die Haushaltung besorgte, oder auf der Post diejenigen Sachen in Empfang nahm, die in Dahlheim nicht zu haben waren, und in der Stadt bestellt hatten werden müssen. So war man denn in dem Haidehause stets in regem Verkehr mit der Heimat geblieben, und wenn die sich drängenden Ereignisse bisher nicht gestatteten, davon zu reden, so müssen wir dies jetzt nachholen und ein wenig bei dem verweilen, was daheim die Freundinnen, besonders die beiden andern Mitglieder des so unerwartet gelösten Mädchenquartetts mittlerweile erlebt hatten.

Das Konzert, in welchem Hulda von Linden und Regina Falk sich zum ersten Mal vor einem größeren und wirklichen Konzertpublikum zeigen sollten, hatte stattgefunden und beiden Mädchen, wie aus deren Briefen hervorging, gleich reichen Beifall eingetragen. Dennoch mußte der Eindruck ihrer Leistungen ein verschiedenartiger gewesen sein; Hulda blendete durch ihre jugendliche Schönheit, durch die Frische, oder richtiger auch durch die liebenswürdige Keckheit, mit welcher sie sich dem zahlreich versammelten Publikum vorstellte und ihre schwierigen Stücke von Chopin und Liszt vortrug, ohne dabei selbst dann nichts von ihrer fröhlichen Unbefangenheit zu verlieren, wenn sie hier und da einzelnen Stellen nicht ganz gerecht wurde. Regina hatte zagend sich vorgewagt und mit merklich bebender Stimme ihren Vortrag begonnen. Doch von dem Bewußtsein ihres edlen Wollens, von der meisterhaften Komposition getragen, war ihre Befangenheit bald einer ernsten Ruhe gewichen, die ihr gestattet hatte, ihr tiefes Gemüth in ihre Töne, ihren Gesang zu legen. Die erzielte Wirkung mußte eine bedeutendere, der Erfolg ein nachhaltigerer gewesen sein als bei Hulda. Die Briefe beider Mädchen ließen dies deutlich ahnen, wenn sie auch nur über gleiche Auszeichnungen, Bravos, Hervorrufen und geworfene Bouquets berichten konnten. Und in welch' verschiedenartiger Weise thaten sie dies!

„— Ich hätte einer ganzen Welt von Musik-Freunden — und Feinden entgegentreten können,“ schrieb Hulda unter Anderem, „so selbstbewußt, stark und stolz, nein! so froh und muthwillig fühlte ich mich. Der glänzend erleuchtete Saal, das zahlreich versammelte Publikum, darunter die Elite unserer Gesellschaft, die reichen Toiletten, die schillernde Farbenpracht der Seidenroben, der Blumen und Diamanten,

alle Augen — ein ganzes Firmament! — nur auf mich gerichtet — dies Alles blendete mich wol einen Augenblick lang, dann aber entzückte, begeisterte, oder vielmehr berauschte es mich. Ich hätte in diesem Augenblick die allerschwierigsten Stücke vom Blatte gespielt, ohne etwas Anderes als ein himmlisches Entzücken dabei zu empfinden. Doch spielte ich nur das lange und gut eingeübte Chopin'sche Nocturne und die Lutins von Liszt. Nun, Ihr wißt ja Alle, wie ganz ausgezeichnet ich diese vortrage! — Ah! ich sehe den bösen lieben Onkel Reinhold, wie er mir recht ernst mit dem Finger droht! — Nun, unser ausgezeichnetes Kennerpublikum hat mir indessen Recht gegeben und meine große Leistung anerkannt. Wenn dabei auch ein paar Koboldnoten unter das Pult fielen — es waren nur ganz unbedeutende arme Zweiunddreißigstel! — und mein ungehorsamer Goldfinger sich auch einmal ein wenig verirrte, so hatte dies ganz und gar nichts zu sagen, meine Bewunderer merkten es nicht einmal und ich lachte sie dabei wo möglich noch froher und muthwilliger an als früher. Nun aber, als ich geendet hatte und mich erhob — Ach! ich wähnte mich im Himmel bei diesem betäubenden, rasenden, nicht enden wollenden Beifall! Wäre Onkel Reinhold nur zugegen gewesen, ich würde ihn in der Freude meines Herzens vor all den tollen Menschen umarmt haben — nein! er hätte mir Abbitte leisten müssen, denn ich hatte wunderbar, unvergleichlich schön, himmlisch, göttlich, feenhaft, sogar kolossal gespielt. So tönte es mir nämlich von allen Seiten entgegen, als ich in das Foyer trat, wo Papa mich in großer Uniform mit all seinen Orden und dem ganzen Generalstab, das heißt dem Offiziercorps empfing, mich an sein gerührtes Herz drückte und mir dabei meine ganze Frisur und sich die schöne Uniform durch seine unnöthigen und doch auch wieder höchst gerechtfertigten Freudenthränen verdarb. Ach, Kinder! es war gar zu schön! nimmer hätte ich gedacht, daß die Musik, das heißt unser schönes Pianoforte, einem empfänglichen Mädchenherzen eine solche hohe, seltene Freude bereiten könne, dafür, daß die Fingerchen sich ein paar Jahre lang tüchtig in lustigen Bewegungen übten. — Nach der stürmischen Begeisterung unserer Herren Offiziere, von Sr. Excellenz dem kommandirenden General von Loschwitz bis herab zu dem kleinen Sekondeleutnant von Eschbach, kamen die Damen an die Reihe, was zwar etwas ungalant, doch mir ganz gleich war, und hier mußte ich oftmals Reden und Ausrufe hören, die mich wol stutzig hätten machen können, wenn ich nicht gar so überselig gewesen wäre. Doch dies verkümmerte mir meine Freude nicht

im Geringsten. Noch muß ich Euch mittheilen, daß von Allen, Herren und Damen, es der Hauptmann Graf Haldern war, der mich am eifrigsten beglückwünschte und mit seinen bewundernden Reden gar nicht innehalten wollte. Es war mir dies um so angenehmer, da der junge Graf sehr musikalisch ist und gleich vortrefflich Geige und Klavier spielt. Ich hatte denn auch gar nichts dagegen einzuwenden, als der Herr Hauptmann mich und den Vater bat, ihm doch zu gestatten, mit mir musiziren zu dürfen. Es kam mir dies sogar recht gelegen, da ich ja Euch, meine Lieben, und den lieben Onkel Reinhold verloren hatte. Graf Haldern soll mir Letzteren ersetzen, und ich bin überzeugt, daß er nicht so schlimme Reden führen wird, wenn ich in einem der nächsten Konzerte noch schwerere und brillantere Stücke spielen werde, wie ich sie von dem lieben, unvergeßlichen, nur etwas zu strengen Herrn Onkel schon bei Chopin und Liszt hören mußte! —"

In dieser Weise, und stets ganze Bogen voll, plauderte das heitere Mädchen in all ihren Briefen, die regelmäßig anlangten, im Haidehause stets laute Fröhlichkeit weckten und hellen Sonnenschein verbreiteten. — Einfacher, ernster klangen die Mittheilungen Regina's. Auch sie hatte sich ausführlich über ihr erstes öffentliches Singen ausgesprochen und gesagt:

„— Als ich vor das Orchester und seine Künstler trat, zitterte ich wie ein Kind, das im Begriff steht, etwas Unerlaubtes zu thun. Der Menge, welche den Saal füllte, achtete ich nicht, meine Gedanken gestatteten es nicht; sie waren auf die Aufgabe gerichtet, die ich zu lösen mich unterfangen hatte, und die mir im Augenblick riesengroß, als kaum zu überwältigen erscheinen wollte. Obschon ich die Gluck'sche Armiden-Arie und die Lieder von Schumann oft in Eurem Kreise gesungen, unser lieber Onkel und Führer in seiner Güte und Nachsicht mir stets Muth gemacht, meine Bedenken beseitigt hatte, so zagte ich dennoch, und mit bebender Stimme begann ich. Doch sonderbar! just die große Angst, der Ernst des Augenblicks, waren es, die mir die Ruhe fast gewaltsam zurückführten, und bald beseelte, durchglühte mich ein Gefühl, als ob mir eine heilige Weihe werde durch das Werk des Meisters, dem ich Leben gab. Mein Vater, der jeder meiner Bewegungen mit ängstlicher Besorgniß folgte, sagte mir später, daß ich beim Beginn meines Singens sichtlich am ganzen Körper wie mit der Stimme gezittert, daß er, wie seine Nachbarn darüber wahrhaft erschrocken seien. Nun aber hätten meine Züge eben so plötzlich wieder den gewohnten ruhigen Ausdruck angenommen und ich hätte alsdann wie immer gesungen. So war es auch.

Ich that nicht mehr und nicht weniger, als wenn ich vor Euch, meine Lieben, sang, und es war, so scheint es, das Rechte. Als ich geendet hatte, applaudirte der ganze Saal, auch in dem Orchester glaubte ich Händeklatschen zu vernehmen. Ich weiß es nicht mehr genau, ließ mich auch durch die vielen Beifallsbezeugungen nicht allzusehr beeinflussen, eben so wenig wie durch die Komplimente, welche mir nun von allen Seiten gemacht wurden. Ich zog mich so rasch wie möglich in unser Foyer zurück, denn die Thränen waren mir nahe. Glaubt nur ja nicht, meine Lieben, daß dies Alles reine Bescheidenheit war. O nein! ich beging dabei gewiß eine große Unbescheidenheit, denn — ich muß mich ihrer selber anklagen — ich war zufrieden mit mir. Wie dem aber auch sein mag, Eins ist gewiß: ich empfand eine so reine, hohe und selige Freude, wie die Musik, der Gesang sie mir noch nie gespendet. Ja, es ist etwas Herrliches, den Menschen Alles das bieten, auf sie übertragen zu können, was unser Herz an edlen und schönen Empfindungen birgt und dazu noch in der Form eines Meisterwerks. Ich danke dem Himmel, daß mir die Gelegenheit geboten und der Weg geöffnet wurde, daß er mir zugleich Gaben verlieh, die mir gestatten, ihn auch ferner wandeln zu dürfen! —"

Also lautete eine Hauptstelle des Briefes Regina's über dies erste Konzert. Wir müssen nun noch einige Mittheilungen aus dem nun folgenden Schreiben erwähnen, weil sie für die fernere Laufbahn der jungen Sängerin von Wichtigkeit sind.

Hulda hatte mit ihrem folgenden Briefe Ausschnitte aus fast sämmtlichen Zeitungen ihrer Vaterstadt nach dem Haidehause gesandt; sie enthielten Berichte, Kritiken über das Konzert, die zum größten Theil sich in den gewagtesten Lobsprüchen über das ungewöhnliche Talent der jungen und schönen Klaviervirtuosin ergingen, während andere ernster gehalten waren, einige sogar tadelten. Doch Hulda hatte sie alle mit gleich frohem Uebermuth entgegengenommen und sammt und sonders abgeschickt. Ueber die allzu sehr lobenden Berichte machte sie sich mit jugendlichem Muthwillen lustig und die tadelnden unterzog sie wieder einer so drolligen strafenden Besprechung, daß diese Ergehungen wie die früheren auf die Leser im Haidehause wirken mußten und keinen Aerger, sondern den unverwüstlich heiteren Sinn des jungen Mädchens verkündeten. Regina hatte nur einen Bericht, und von diesem nur einen Ausschnitt eingesandt und Onkel Reinhold noch besonders darauf aufmerksam gemacht. Diese Stelle jener Konzertbesprechung lautete:

„— Fräulein Regina Falk besitzt Alles, was eine Sängerin haben muß, um zu glänzen, das heutige Publikum an ihren Triumphwagen zu fesseln. Ihr Organ ist kraftvoll, umfangreich und von schöner Klangwirkung, die technische Ausbildung desselben gleich bedeutend wie ihre musikalische Sicherheit. Dabei entwickelt die junge Sängerin eine glückliche Auffassungsgabe und ein warmes Gefühl, das sie ihren Tönen einzuhauchen wußte. Der empfängliche und dabei ruhig genießende Zuhörer durchlebte mit ihr die jubelnde Freude, das tiefe Weh, wie ihr Gesang diese Empfindungen in den Rahmen der gewählten Musikstücke auszudrücken hatte. Es hieße der angehenden Künstlerin einen schlechten Dienst erweisen, wollten an dieser Stelle auch wir die leider zu oft gebrauchten Ausrufe und Phrasen von einer „gottbegnadeten Sängerin", einer „neuen strahlenden Erscheinung am Horizonte der Kunst" — einer „Laufbahn, reich an Ehren, Ruhm und Gold" und ähnliche wohlfeile, doch gefährliche Schmeicheleien wiederholen. Besser für sie wird es sein, wenn wir die Frage aufwerfen: „Was wird nun geschehen?" und diese auch sofort mit nur wenigen Worten beantworten. Möge Fräulein Falk Nutzen daraus ziehen, das Richtige erkennen und ergreifen, nur die aufrichtigste Theilnahme für ihr Talent und ihr Schicksal treibt uns die Worte in die Feder, selbst auf die Gefahr hin, keinen Dienst damit zu leisten, wol gar als zudringlicher, unberufener Rathgeber zu erscheinen. — Nach dem Erfolg der Sängerin, ungewöhnlich wie ihr Talent, wird der Konzertsaal sie nicht mehr lange behalten; die Bühne wird sie fordern und gewinnen, denn diese kann ihr einerseits mehr Lorbern und Gold bieten als das Konzert, und zugleich auch der berufenen Künstlerin durch die vollendeten Kunstwerke, welche sie nun zu verkörpern berufen ist, eine ganz andere Befriedigung gewähren, als der einfache Vortrag eines Liedes, einer Arie mit gefesselten Geberden, die Noten in der Hand. So stellt es sich wenigstens auf den ersten Anschein dar. Doch die heutige Bühne bietet ihrem Publikum nicht ausschließlich Meisterwerke — sie kann es nicht, und ihre echten Jünger müssen bald als ein Joch erkennen, was sie für den hehren Dienst einer keuschen göttlichen Muse gehalten. Ihre Umgebung und was sonst der Bühnentempel hinter seinen Vorhängen und Coulissen birgt, wird mit heißem, oft giftigem Hauch auch die reine Glätte ihrer Seele trüben; sie wird zugleich nur zu bald erkennen, daß das Publikum, dem sie ihre Darbringungen, gleichsam ihr Herzblut weiht, nur zum kleineren Theil ihr Wirken begreift und würdigt, daß man hohle, doch blendende Aeußerlichkeiten ihrem edlen Streben

gleichstellt, wenn nicht gar vorzieht und die Enttäuschung ihr alsdann ein Weh bereiten, das durch nichts mehr zu bannen ist. Dennoch muß sie voran auf dem einmal betretenen Wege — sie kann nur noch schwer ins bürgerliche Leben zurück — und wohl ihr, wenn sie dann noch immer so viel Festigkeit und Selbstbewußtsein behält, um nicht auch zu straucheln und endlich in dem Alltäglichen unterzugehen. Enttäuschung — bittere Enttäuschung ist das Ziel, dem sie im glücklichsten Falle entgegenstrebt. Eigene Naturen gehören dazu, diesen Weg unbeirrt und ungefährdet zu wandeln, Fräulein Regina Falk, so will es dem Schreiber dieser Zeilen bedünken, darf ihnen nicht zugezählt werden." —

In dem nun folgenden Briefe schrieb Regina:

„— Die Zeilen, welche ich Euch, Ihr Lieben, gesandt, haben ihren Eindruck auf uns Alle nicht verfehlt. Wenn sie vielleicht etwas zu düster schilderten, so enthielten sie doch gewiß auch Wahrheiten, und ganz bestimmt war es nur die uneigennützigste Theilnahme, die sie diktirte. Ich bin irre geworden an mir selbst und meinen Bestrebungen. Ein heiliges Feuer durchglühte mich nach jenem ersten Versuch; mit unwiderstehlicher Macht wollte es mich auf dem einmal betretenen Pfade fortreißen — nun wanke ich, verlange nach Hülfe — nach Licht und Aufklärung. Mein Vater, nur auf mein Wohl bedacht, handelte währenddem für mich. Nach manchen vergeblichen Versuchen erfuhr er denn doch den Namen des Verfassers jenes Berichts; es war ein junger Professor, Dr. Robert Friedwalt, Privatdocent an der hiesigen Universität. Er suchte ihn auf, sprach mit ihm über mich, dankte ihm für die Theilnahme, die wohlgemeinte Warnung, die er mir geweiht, und heute habe ich zum ersten Mal Herrn Dr. Friedwalt in unserer Wohnung gesehen, die Begründung seines grausamen Ausspruchs vernommen und — warum es Euch verschweigen! — mit ihm darüber lange Zeit gestritten. O, Ihr dürft ruhig sein, meine Lieben, was ich auch über meine Zukunft beschließen werde, Eures Beifalls und besonders der Zustimmung unseres lieben verehrten Onkels bin ich gewiß! —"

In den weiteren Briefen Regina's wurde der Bühne nicht mehr erwähnt, dafür aber viel über Konzerte und andere Unterhaltungen, die besonders Cäcilia und Leonore interessirten, berichtet. Einem bestimmten Entschluß der Freundin sah man stets vergebens entgegen. Onkel Reinhold lächelte und meinte wie früher, daß Regina schon das Richtige wählen werde und daß Schweigen auch als Antwort, in gewissen Fällen sogar als eine bestimmte gelten könne.

Was man im Haidehause von Betty von Allfeld, durch diese selbst und durch Hulda vernommen, war nicht danach angethan gewesen, zu erfreuen. Das junge Mädchen hatte sich durch die Entfernung des Onkels Reinhold von ihrem Wohnort, von einem Zügel befreit gefühlt, der bereits angefangen, sie recht empfindlich zu drücken. Nun hatte die Mutter allein deren Leitung übernommen und nur zu gern folgte die eitel-eifrige Betty derselben. Frau von Allfeld zog die halbe Künstlerschaft der Stadt heran, ihre hochtalentirte Tochter zu unterstützen und natürlich erst recht zu bewundern. Die ersten Musiker von Profession ließen sich herbei, Kammermusiken aller Art, von Mozart, Hummel, Beethoven mit Betty zu spielen, wofür sie durch Thee und Butterbrod belohnt wurden. Dann bewunderte die versammelte große Verwandtschaft der Familie und andere geladene Gäste die unermüdliche Klavierspielerin in rauschendster Weise, ohne im Grunde viel davon zu verstehen, und Fräulein Betty spielte, sang dann zur Abwechslung den ganzen Abend, so daß die mißhandelte Musik keinen Genuß mehr bieten konnte, sondern zu einem Unbehagen, ja zur Qual werden mußte. Wer es konnte und durfte, ohne dabei befürchten zu müssen, den einflußreichen Vater zu verletzen, stahl sich heimlich fort aus diesen Soireen des Allfeld'schen Hauses, um draußen in freier Nachtluft aufzuathmen und den Musikalp, der den ganzen Abend auf ihm gelastet, abzuschütteln.

Arme Betty! —

Auch Konstanze Wiegand hatte fleißig korrespondirt und schrieb in der letzten Zeit sogar ebenso wichtige als angenehme Briefe. Das aufgeweckte junge Mädchen war zugleich der Sekretär ihres Vaters, der ja den ganzen Tag in der Werkstatt schaffen mußte, geworden. Konstanze fertigte die Rechnungen aus, führte die brieflichen Angelegenheiten mit Holz- und anderen Händlern durch und stand im Augenblick in einer regen geschäftlichen Korrespondenz mit Onkel Reinhold, oder vielmehr mit dessen Stellvertreter, Herrn Elben. Und dies war also gekommen.

Onkel Reinhold hatte sofort nach dem Einzug in das Haidehaus gesehen, daß die Waldungen vor allen Dingen der Axt bedurften. Licht und Luft mußten ihnen geschafft werden, sollte nicht eine große Anzahl herrlicher Bäume ganz zu Grunde gehen. Ein bedeutender Erlös aus den zu hauenden Stämmen war kaum vorauszusehen, denn der Transport bis zu irgend einem Orte, an dem sie hätten verwerthet werden können, oder nur bis an die Bahn, war zu beschwerlich und zu kostspielig. Es mußte indessen doch geschehen und da dachte Onkel Reinhold

an seinen früheren Hausgenossen, den Tischlermeister Wiegand, den er als wackeren und fleißigen Mann hochschätzte und dessen Töchterchen er, wie die ganze Familie Wallbrunn, stets eine herzliche Zuneigung geschenkt. Reinhold konnte vielleicht das Glück des Tischlermeisters begründen, ohne dabei das Interesse seiner eigenen Familie, der Erben des Haidehauses, zu schädigen. So machte er dem Meister Wiegand folgenden Vorschlag. Dieser solle anher kommen oder Jemanden senden, um die zu fällenden Stämme auszusuchen; Onkel Reinhold wolle dann für Leute sorgen, die sie zu schlagen hätten, ebenso werde er sie nach Dahlheim auf die Bahn besorgen lassen, von wo aus sie nach dem Wohnort Wiegand's abgehen sollten. Nun würde dieser das Holz so gut als möglich zu verwerthen haben, und erst dann hätte die Abrechnung zu erfolgen. Frau Wallbrunn war bereit, alle Auslagen zu bestreiten, während Wiegand seinerseits nur die Anordnung und Ueberwachung der Arbeit und schließlich die gute Verwerthung des Materials zu besorgen hatte.

Meister Wiegand war zwar ein ganz einfacher, doch recht intelligenter Mann, er sah das Vortheilhafte des gar freundlichen und wohlgemeinten Anerbietens sofort ein und nahm es mit großem Dank an. Noch unterhandelte er durch Konstanze mit Onkel Reinhold, dann mit dessen Stellvertreter, Herrn Elben, wegen seiner Reise nach dem Haidehause, denn mit dem beginnenden Winter mußte das Holz geschlagen werden, doch konnte der vielbeschäftigte Mann noch immer nicht die nöthige Zeit dazu finden. Da ereignete sich in seinem Hause und Geschäft Etwas, das ihn aller Sorge enthob und die für ihn so wichtige Angelegenheit in schönster Weise fördern konnte.

Konstanze erzählte in ihren Briefen den Vorfall und wir wollen ihn nach den Berichten des jungen Mädchens mittheilen.

Eines Morgens betrat ein Fremder den Hof des Hauses, in dem Frau Kommerzienräthin Wallbrunn gewohnt hatte, und wo sich noch immer die Wohnung und die Werkstätte des Tischlermeisters Wiegand befanden. Der Fremde war ein noch junger Mann mit langem, wirrem Haar und einem Vollbart, der ein bleiches Gesicht mit tiefliegenden dunklen Augen umrahmte. Ein Hut mit breitem Rande beschattete es und gab ihm dadurch ein noch düstereres, oder auch krankhaftes Aussehen. Seine Kleidung, sonst von gutem Ansehen, war bestäubt und seine ganze Haltung gedrückt und matt. Meister Wiegand bemerkte ihn sogleich, und da das Auge des Fremden in die Höhe des Hauses nach der noch immer leeren früheren Wohnung der Familie Wallbrunn zu spähen schien, so

trat er endlich hinaus auf den Hof und sprach den sonderbaren Gesellen, der eher Mitleid als Zweifel in ihm weckte, an.

„Die Wohnung dort oben steht leer," sagte Wiegand. „Frau Kommerzienräthin Wallbrunn, die sie mit ihrer Familie bewohnte, ist seit etwa zwei Monaten ausgezogen."

Der Andere fuhr erschrocken zusammen, sein bleiches Gesicht röthete sich, und verwirrt, mit matter Stimme, entgegnete er:

„Sie täuschen sich! ich suche — ich kenne die Familie nicht, die Sie da genannt. — Ich muß mich wol in dem Hause geirrt haben — denn ich glaubte hier die Wohnung eines Freundes zu finden, die dieser — vor Jahren inne gehabt. — Doch da ich einmal in Ihren Hof gerathen," fuhr er jetzt hastiger fort, „und ich dort eine Bank sehe, so gestatten Sie mir wol, mich für einen Augenblick niederzulassen. Ich habe einen weiten Weg gemacht und bin — recht müde."

„Wol auch hungrig," hätte Meister Wiegand bald hinzugesetzt — und er würde das Richtige getroffen haben. Doch er schwieg. Nur dem Mitleid, welches ihn für den Fremden erfüllte, that der gute Mann keinen Zwang an; er führte ihn nicht zu der in einer Ecke des Hofes stehenden Bank, wol aber in seine Stube und begann ein Gespräch mit ihm, während Konstanze, auf einen Wink des Vaters, unbemerkt den Tisch mit einem Kruge Bier, Brot und kaltem Fleisch bestellte. Als dies geschehen, unterbrach Meister Wiegand plötzlich das Gespräch und rief mit einem andern, heiteren Ton:

„Jetzt frühstücken Sie mit mir und dabei erzählt sich's besser. Sie dürfen es dreist annehmen, denn es ist Ihnen von Herzen gegönnt."

Der Fremde drückte dem wackern Manne die Hand und aß dann mit rechtem Appetit, wobei der Tischlermeister ihm mit bestem Beispiel voranging. Dann erzählte Ersterer etwa folgendermaßen:

„Ich heiße — John und komme aus Amerika, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, doch nicht gefunden, was ich gesucht. — Die Schuld wird wol an mir gelegen haben, denn ich konnte mich in eine geregelte Thätigkeit nicht finden. Ich verstand auch nichts weiter, als ein wenig die Geige zu spielen, und dies genügte noch lange nicht, um drüben voranzukommen. Jetzt ist es anders. Ich bin auf dem Wege nach meiner Heimat und will arbeiten — tüchtig arbeiten und dabei Etwas lernen. Es ist nicht zu spät dazu. Die Geige werde ich nie mehr berühren — oder vielleicht nur erst dann wieder, — wenn ich mein Vorhaben durchgesetzt. Leider weiß ich noch nicht, was ich ergreifen soll,

und dabei ist es mir peinlich, just in der Heimat ein solches neues Leben zu beginnen. Wenn ich anderwärts Arbeit, gleichviel welcher Art, finden könnte, wodurch ich mein Leben zu fristen im Stande wäre, ich würde sie mit Dank annehmen, und denjenigen segnen, der sie mir böte."

Meister Wiegand und auch dessen Frau, die ab- und zuging, hatten der Erzählung des Fremden aufmerksam gehorcht, jetzt sahen sie einander an und wechselten zustimmende Blicke; dann sprach der Tischlermeister:

„Nun, wenn das wirklich Ihr Ernst wäre, so sollte der Zufall Sie gut geführt haben, und würden Sie hier schon die gesuchte Arbeit finden können. Sie verstehen doch sonst noch irgend Etwas — außer Schreiben, Lesen, Rechnen und Geigen, Herr John?"

„Ich bin in der Mathematik und im Zeichnen nicht unbewandert," entgegnete dieser freudig, „habe übrigens ein paar gesunde kräftige Arme und den besten Willen. Wollen Sie mich, Meister, so würde ich den Augenblick segnen, der mich just in dies Haus geführt und Solches als beste Vorbedeutung für das Gelingen meiner Vorsätze und eine glückliche Zukunft halten."

„Topp, es gilt!" rief Meister Wiegand mit freudigem Lächeln und dem Andern die Hand hinhaltend. „Ich kann gerade Jemand Ihres Schlages in meinem Geschäft gebrauchen, der da versteht, was ich leider nicht habe lernen können, und der wieder seinerseits lernen will, was ich ihm beibringen kann. Wir wollen den Versuch machen. Mutter!" wandte er sich nun an seine Frau, „Du wirst Herrn John das Stübchen über der Holzremise in Ordnung bringen; bei uns wird er essen — für die erste Zeit und so lange es ihm gefällt — bis wir mehr von einander wissen, und auch was der Eine verdient und der Andere geben kann."

Der Fremde war von seinem Sitz aufgesprungen und hatte leuchtenden Auges in die dargebotene Hand eingeschlagen.

„Nehmt mich hin!" rief er mit fester Stimme. „Ich will arbeiten, lernen, und bei Gott! Sie sollen es nicht bereuen, was Sie an mir gethan." —

So war es gekommen, daß der junge Mann, der sich hier John genannt, aber wol einen ganz andern Namen führte, in das Geschäft des Meisters Wiegand eingetreten war. Er hatte gehalten, was er versprochen, arbeitete tüchtig in der Werkstatt und zeigte dabei eine Geschicklichkeit, die den wackeren Meister in Staunen setzte und hoch erfreute. Dabei leistete er ihm wirkliche und gute Dienste, denn John zeichnete vortrefflich und berechnete mit Leichtigkeit den Inhalt der verschiedenen Hölzer, was dem Meister nicht allein stets sehr schwer geworden war,

sondern ihm oft gar nicht einmal gelingen wollte. Zugleich hatte er sich die Liebe, das Vertrauen der ganzen Familie erworben, und Konstanze wußte in ihren Briefen nicht genug Gutes von ihrem neuen Hausgenossen zu erzählen, den der Vater ersehen, das Holzgeschäft mit dem Haidehause in Ordnung zu bringen, wozu Herr John durch seine Kenntnisse ganz besonders befähigt zu sein scheine.

So war denn in den Briefen, die Konstanze für ihren Vater schrieb und Elben im Namen des Onkels Reinhold beantwortete, festgesetzt worden, daß Herr John, als Bevollmächtigter des Meisters Wiegand, nach dem Haidehause kommen sollte, sobald das Laub gefallen, um die zu schlagenden Bäume zu wählen, das Fällen und den Transport der Stämme anzuordnen und zu leiten.

Während man so im Haidehause einem neuen Gaste, der vielleicht ein paar Monate dort weilen mußte, entgegensah, erhielt dasselbe einen Besuch, der eben so unerwartet kam und überraschte, als er sich in einer höchst originellen Weise angekündigt hatte, und mit dem wir uns nun, ehe wir in unserer eigentlichen Erzählung fortfahren, ein wenig beschäftigen müssen.

Eines Tages hörten die in dem oberen Stockwerk des Haidehauses Weilenden unten, in der Nähe der Hausthür, einen Tumult von Stimmen, der bald in ein lautes Lachen überging, das nur von dem Knechte Hans, und Grete, der Magd, herrühren konnte. Es war dies etwas so Ungewöhnliches an diesem stillen Orte, daß Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold die Wohnstube verließen, Herr Alibert, der just Tanzunterricht ertheilte, die kleine Geige sinken ließ und die beiden Mädchen mitten in einer Tour innehielten, um zu horchen. Schon im folgenden Augenblick eilten Alle hinaus, um zu sehen, was es denn eigentlich gebe. Auf dem unteren Theile der Treppe angelangt, bot sich ihnen nun auch ein so drolliges Schauspiel dar, daß sie unwillkürlich in das Lachen des Knechtes und der Magd einstimmen mußten, und so eine Heiterkeit laut wurde, wie sie das Haidehaus wol seit langen Jahren nicht erlebt hatte.

Auf dem Flur bei der Hausthür stand eine baumlange Gestalt, in bäuerischer Tracht, doch darüber noch mit einem alten verblichenen Livreerock angethan, der wol ein halbes Jahrhundert zählen mochte. Auf dem Rücken trug der Mann — ein riesiges Wildschwein! Er hatte sich dasselbe so aufgeladen, daß der Wildschweinskopf mit seinen Hauern ihm gerade über die Schulter schaute und ein drolliges Seitenstück zu dem

verblüfften Antlitz des Langen bildete. Der Mensch, im Grunde wol nur ein ehrlicher Bauer, wurde durch den Empfang, der ihm im Haidehause geworden, durch die allgemeine Heiterkeit, die sein Erscheinen erregt, so verwirrt, daß er nicht im Stande war, eine Antwort zu geben, als Frau Wallbrunn, dem Lachen Schweigen gebietend, ihn fragte, wer er sei und was er im Haidehause suche.

Da nahm statt seiner Hans, der Knecht, das Wort und rief, noch immer unter derbem Lachen:

„Wer soll es denn anders sein als der lange Christofel vom Grimberger Hof? Doch hat er sich diesmal etwas sehr Respektwidriges aufgeladen: ein Stück Grobwild, ein echtes Hauptschwein, das er, ich wollt's verwetten, wenn auch nicht durch irgend einen Fluß, sondern durch Bruch und Wald, vom Grimberger Hof bis hierher getragen."

„Du hättest das freilich nicht zu Wege gebracht," entgegnete jetzt der Träger des Schwarzwildes mit einer verächtlichen Mundbewegung.

„Dafür bist Du nun einmal der lange Christofel! haha!"

„Still!" herrschte Frau Wallbrunn Hans an, der Miene machte, den Langen noch weiter zu hänseln. Dann wendete sie sich an diesen, der jetzt die Sprache wiedergefunden zu haben schien und wiederholte ihre frühere Frage.

Der lange Bauer in dem Livreerock räusperte sich, machte eine etwas tölpelhafte Verbeugung, wobei der Wildschweinskopf auf seiner Schulter sich mit verneigte — was bald eine abermalige allgemeine Heiterkeit hervorgerufen hätte — und begann folgende Rede, anfänglich recht beherzt und in einem so gleichmäßigen Ton, als ob er irgendeine Lektion hersage, dann aber in freier Wiedergabe des Eingelernten. Mit steigender Ueberraschung hörte man ihm von allen Seiten zu.

„Mein gnädiger Herr Junker von Grimberg," so sprach er, „sendet der gnädigen Frau Wallbrunn seinen unterthänigsten Gruß als nächster Nachbar, und läßt sie um die Ehre bitten, diese wilde Sau hier ihr zu Füßen legen zu dürfen" — dabei warf der Sprecher, als ob das Stichwort seiner Rolle gefallen wäre, mit einem gewaltigen Ruck das Wildschwein von seinem Rücken und zu Boden, doch nicht Frau Wallbrunn vor die Füße, dafür aber Hans auf den Fuß, daß dieser mit einem jähen Wehschrei zur Seite springen mußte. Der lange Christofel beachtete dies nicht im Mindesten, mit größter Kaltblütigkeit schob er das riesige Stück Grobwild bis dicht vor Frau Wallbrunn hin und fuhr dann in seiner Rede, jedoch bereits lange nicht mehr so fließend wie

vorher, fort: — „Die Sau ist nicht aus dem Haidehauswalde, sondern aus dem Grimberger Bruch, wo sie sich eingegraben — dies soll sich besonders der Hans da merken, läßt Ihnen mein Junker sagen, und daß es kein Reh wäre oder ein Bock, den er geschossen, würde das gnädige Fräulein schon allein sehen. Ferner sprach er etwas von einer Aufwartung, doch hab' ich's mein Seel vergessen — vielleicht weil ich's unterwegs gar zu oft wiederholt habe. Der Junker wird wol gemeint haben, daß wenn die wilde Sau hier auf den Tisch käme, wir Beide, der Junker und ich, auch gern dabei wären, er natürlich nur um mitzuessen, und ich um aufzuwarten. So, da habt Ihr's, und wenn Ihr nun noch etwas dabei zu lachen findet, so lacht in Gottesnamen, der Christofel kann's vertragen."

„Bewahre!" rief Onkel Reinhold, den langen Burschen zu besänftigen suchend, „Ihr habt Eure Rede ganz vortrefflich hergesagt."

„Na, Mühe genug hat's meinem Herrn gekostet, sie mir einzustudiren," entgegnete der Lange selbstgefällig.

Frau Wallbrunn hatte lächelnd leise einige Worte mit ihrem Bruder und den beiden Mädchen gewechselt, dann wendete sie sich wieder zu dem Grimberger Abgesandten, der auf eine Antwort zu warten schien, und sagte in freundlicher Weise:

„Ueberbringt Eurem Herrn unseren Gegengruß und Dank für das schöne Stück Wildpret. Uebermorgen soll es unsern Tisch zieren, und wenn Herr von Grimberg uns alsdann die Ehre seines Besuches schenken will, so wird er mir und meiner Familie willkommen sein. — Habt Ihr mich verstanden?"

Der lange Christofel kratzte sich recht verlegen hinter den Ohren. „Verstanden hab' ich Euch wol," erwiederte er zaghaft, „aber ob ich's so wörtlich ausrichten kann, das glaub' ich kaum."

„Macht's nur so wie hier," tröstete ihn Onkel Reinhold, „und es wird schon gut werden. Doch jetzt erquickt Euch, Ihr werdet müde, hungrig und durstig sein und habt auch noch einen weiten Weg zu machen."

„Es geht!" schmunzelte der Lange, im ganzen Gesicht lachend. „Der Wein des Haidehauses ist gut, viel besser als der unsere — wenn es überhaupt welchen giebt. Hab' ihn nur lange — zu lange nicht mehr gekostet."

Frau Wallbrunn hatte der Grete einen Auftrag gegeben, und der lange Christofel folgte dieser nun seelenvergnügt in die Gesindestube, während Hans, nicht minder zufrieden, das stattliche Wildschwein bei Seite schaffte. Frau Wallbrunn und die Ihrigen kehrten wieder zu

ihrer früheren Beschäftigung zurück. Der lange Christofel und sein Herr, Junker Hans von Grimberg, bildeten heute fast ausschließlich den Gegenstand der mehr oder minder heiteren und ernsten Gespräche; man war nicht wenig begierig, diesen ihren nächsten Nachbar von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die muntere Cäcilia nicht ausgenommen. Und doch hatte diese Herrn Walter von Grimberg schon einmal gesehen, sogar mit ihm gesprochen!

Am Nachmittag trollte sich der lange Christofel von Grimberg seelenvergnügt wieder heim. Er hatte köstlich und viel gegessen und noch mehr und besser getrunken. Daheim glaubte er einen gleich schönen Lohn erwarten zu dürfen, denn er meinte seine Sache gut gemacht zu haben. Doch wie täuschte sich der arme Bursche, als er seinem Junker die Antwort der Frau Wallbrunn und noch dazu in seiner Uebersetzung mittheilte. Dieser hatte allerdings von einer Aufwartung gesprochen, die er im Haidehause zu machen wünschte, doch hätte er nimmer die Kühnheit gehabt, sich zu dem Wildschwein einladen zu lassen, welches im Grunde nur als Vorläufer seiner eigenen Person, gleichsam als Visitenkarte, gelten sollte. Junker Walter gerieth in einen echt waidmännischen Zorn über die Tölpelhaftigkeit seines Boten, und der arme Christofel genoß ein Donnerwetter, vor dem er sich in seinen Stall flüchten, und das ihm sein Nachtessen sammt Nachttrunk ersetzen mußte.

Am andern Tage galoppirte ein Reiter auf weitem Umwege durch den Wald nach der Haide und dem Haidehause zu, doch sobald er in die Nähe des letzteren kam, wurde sein Ritt immer langsamer, bis er dann, anstatt auf sein Ziel loszureiten, plötzlich den Gaul herumriß und wieder über die Haide dahinstürmte. Dies sonderbare Thun war von ihm schon einigemal wiederholt worden, und im Haidehause hatte man darauf aufmerksam werden müssen. Alibert stand am Fenster der Wohnstube und zeigte den Mädchen lächelnd den seltsamen Reiter, der sich seinerseits unbeobachtet glaubte. Es war der Junker Walter von Grimberg, der gewiß dem Haidehause einen Besuch zugedacht hatte, und wol nicht den rechten Muth finden konnte, seinen Vorsatz auszuführen. Die beiden Mädchen schauten nicht ohne Interesse auf den Reiter, der mit wilder Keckheit und nicht gewöhnlicher Kraft und Gewandtheit sein Pferd tummelte, es jetzt zu den tollsten Sprüngen, dann zu dem rasendsten Laufe antrieb, und dennoch nicht den Muth hatte, den einfachen Bewohnern des Haidehauses gegenüber zu treten. Er sah in seinem grünen Jagdrock mit den hohen Reitstiefeln, mit dem dunklen Haar, das ihm

im Winde um den Kopf flatterte, stattlich und auch gar nicht übel aus, und gern folgten die Blicke der Spähenden seinem immerhin anziehenden Thun. Endlich aber, der Morgen war bald vergangen, und die Stunde des Mittagessens nahte, faßte der Reiter sich ein Herz; wieder in Sicht des Haidehauses angelangt, gab er seinem Pferd die Sporen und in einem wilden Fluge, daß die Mädchen erschrocken von ihrem Lauscherposten am Fenster zurückfuhren, stürmte er auf das Haus zu, vor dem Thor das schäumende Thier so geschickt parirend, daß es mauerfest stand; Hans hatte den Reiter auch schon längst bemerkt, jetzt war er bereits zur Stelle und nahm das Pferd in Empfang. Nach wenigen hastig mit dem Knecht gewechselten Worten schritt der Junker, gewiß mit hoch klopfendem Herzen, über den Hof und auf den Eingang des Hauses zu.

Oben in der Wohnstube hatte Cäcilia mit gerötheten Wangen der Schwester zugeflüstert: „Ach, welche Lust muß es doch sein, auf einem schnellen Pferde über die Haide zu fliegen! Wir wollen Mama und den Onkel bitten, daß er uns ein Paar solcher Pferde anschafft — das Reiten lernen wir gewiß von selbst — und dann wird unser Haidehaus nichts mehr zu wünschen übrig lassen.“

Leonore fand keine Zeit, irgend Etwas auf diese unerwartete Rede zu erwiedern, denn schon trat die Mutter in die Stube, den Mädchen den Besuch des Herrn von Grimberg anzukündigen, den man bereits mit Onkel Reinhold auf der Treppe hörte.

Der wilde Reiter und Jäger war verlegen wie ein junges Mädchen, als er das Zimmer betrat, er erröthete und seine Unterlippe zitterte fast; kein Wort wäre er im Stande gewesen hervorzubringen, hätte Alibert sich seiner nicht, als ein Bekannter aus früherer Zeit, mit herzlicher Zuvorkommenheit angenommen. Er war auf den Verlegenen zugeeilt, hatte ihn begrüßt, ihm die Hand gedrückt und ihn dann in aller Form der Familie Wallbrunn vorgestellt und mit den verschiedenen einzelnen Gliedern derselben bekannt gemacht.

Anfänglich nur durch Verbeugungen die freundlichen entgegenkommenden Worte erwiedernd, löste sich endlich doch die Zunge des armen Junkers, als er Frau Wallbrunn gegenüber und zwischen Onkel Reinhold und Herrn Alibert saß, während die Mädchen seitwärts am Tische Platz genommen hatten. Frau Wallbrunn dankte für das Jagdgeschenk, das eine willkommene Bereicherung ihrer einfachen Küche bildete, und Herr von Grimberg begann die Ungeschicklichkeit seines Boten zu entschuldigen und so gut als möglich darzulegen, was er jenem eigentlich aufgetragen.

Die Lösung des Mißverständnisses erfolgte nicht ohne einige Heiterkeit von Seiten der Haidehausbewohner, und diese frohe Stimmung gestattete dem Junker, sich etwas freier zu bewegen. Frau Wallbrunn wiederholte ihre Einladung, morgen an dem Familienmahl Theil zu nehmen, und der Junker konnte nicht anders als zusagen, wobei jedoch seine Rede schließlich sich in einzelnen abgerissenen Worten verlief. Endlich aber faßte er sich ein Herz und sich plötzlich nach den beiden Schwestern hinwendend, redete er Cäcilia an und fragte diese, nicht ohne daß ihm dabei das Blut in die Wangen trat, ob sie ihm noch wegen jenes Vorfalls im Walde zürne.

„Wie hätte ich ein Recht dazu, Herr von Grimberg," erwiederte das Mädchen bescheiden. „Das arme Reh befand sich ja auf Ihrem Grund und Boden, wir hätten es besser hüten sollen. Doch dies wird wol auch für die Folge nicht möglich sein."

„O, beruhigen Sie sich, mein Fräulein!" rief der Junker eifrig, „ich werde nie mehr ein Reh aus Ihren Wäldern schießen! Ich kenne sie alle — alle! —"

„Dann kann ich nur die armen Thiere Ihres Jagdgrundes bedauern," klang es als Antwort und nicht ohne einen Anflug von Schalkhaftigkeit.

Das war denn doch zu viel für den armen Walter. Aus einem, ihm wol kaum erklärlichen Gefühl für die junge Dame — war es Rücksicht für sie, oder Furcht vor ihr? — hatte er als Jäger ein unter obwaltenden Verhältnissen gewiß großes Opfer gebracht, und nun schien es, als ob die Grausame ihm das Schießen überhaupt verbieten wollte. Das konnte er nicht fassen, und mit offenem Munde, weitaufgerissenen Augen starrte er Cäcilia an. Endlich platzte er heraus:

„Sie meinen doch nicht etwa, daß man alles Wild ungeschossen herumlaufen lassen sollte? Wozu hätte es unser Herrgott denn in die Wälder gesetzt, wenn nicht für den Waidmann?"

„Es ist sogar eine Nothwendigkeit, daß es geschossen wird," so kam Onkel Reinhold dem armen Jäger zu Hülfe, „es würde sonst überhand nehmen, Aecker und Saaten verwüsten."

„So viel ich zu wissen glaube," entgegnete Cäcilia recht bestimmt, „giebt es auf Stunden im Umkreise beim Haidehause wie beim Grimberger Hof keine Aecker, sondern nur Waldungen und Haide."

„Und womit soll man sich denn, gerade weil es hier keine Landwirthschaft giebt, sonst die Zeit vertreiben?" So rief jetzt der Junker,

durch den unerwarteten Beistand, den er durch Onkel Reinhold erhalten hatte, kühn gemacht.

„Ich meine, daß ein Mann noch andere Beschäftigungen finden könnte, als die Jagd," sprach das Mädchen und diesmal recht ernst.

„Aber gewiß keine schönere!" klang es ihr enthusiastisch entgegen. „Den ganzen Tag im grünen Walde zu liegen, das schlaue edle Wild an Schlauheit zu überbieten; seine Fährten aufzuspähen, es in seinem Lagerplatz zu beschleichen und endlich, nach redlichem Kampfe waidgerecht zu fällen! dann auf einem guten Pferde einen Fuchs auf der Haide zu jagen. Ah! das ist ein herrliches Vergnügen! ein größeres giebt es auf der Welt nicht mehr. Doch — Sie können das nicht begreifen, Sie bleiben ja den ganzen Tag — mit wenigen Ausnahmen — in dem alten öden Hause hier. Sie jagen nicht, Sie reiten nicht —"

„Glauben Sie denn, Herr von Grimberg," unterbrach jetzt Leonore die etwas unbedachte Rede, deren letzte Worte sogar recht mitleidig geklungen hatten — „daß wir uns hier kein Vergnügen bereiten könnten? Wir lesen, unterhalten und unterrichten uns, musiziren — singen!"

„Und üben den Tanz," ergänzte Herr Alibert eifrig die Rede des Mädchens, „um in wenigen Wochen das Vergnügen eines Balles genießen zu können."

„Musik — Tanz!" warf der Junker hin, dabei ziemlich geringschätzend die Achseln zuckend. „Das wäre nichts für mich. Da ist Jagen und Reiten denn doch eine ganz andere Unterhaltung."

Onkel Reinhold, der den jungen Menschen während des kurzen Gespräches mit den Mädchen scharf beobachtet hatte, warf jetzt die Frage ein, weshalb es denn in hiesiger Gegend keine Landwirthschaft, keine Aecker gäbe?"

„Was sollen wir mit Aeckern thun?" antwortete Herr von Grimberg gleichgiltig. „Wir wissen ja nicht, wohin mit der Ernte! Auf Meilen in der Runde giebt es nichts als Wald und Haide, die nächsten Dörfer sind stundenweit entfernt. Es ist eben ein armes trostloses Land — nur nicht für den Jäger! Mein Vater hatte den größten Theil der Grimberger Wälder roden lassen, es sollen recht gute Aecker gewesen sein, doch sein Korn hat er fast verschenken müssen — er fand keinen genügenden Absatz dafür. Ich habe wieder Wälder gepflanzt, die haben denn doch noch einen Zweck — für mich wenigstens."

Das Gespräch drehte sich jetzt noch eine Weile um wirthschaftliche Angelegenheiten, wobei Onkel Reinhold die Absicht aussprach, mit Herrn

Alibert dem Grimberger Hof und seinem Besitzer gelegentlich einen Besuch abzustatten. Dann erhob sich der Junker und verabschiedete sich von der Familie, lange nicht mehr so befangen als bei seinem Erscheinen. Nur als er den beiden jungen Damen, etwas ungelenk und ziemlich derb, doch recht treuherzig die Hand zum Abschied drückte, da schien die frühere Verwirrung ihn wieder zu überkommen, doch glücklicher Weise war die Zimmerthür in der Nähe, durch die er rasch, wenn auch erst nach einigen etwas ungeschickten Wendungen und Verbeugungen verschwand. Bald darauf flog er auf seinem Pferde wieder über die Haide dahin, seinem Hofgut zu, wobei er jedoch noch einigemal verstohlen den Kopf nach dem Haidehause zurückwendete.

Obgleich Frau Wallbrunn den jungen Mann beim Abschied nochmals an das Mittagessen des andern Tages erinnert und ihm die Stunde genannt, so wartete man im Haidehause doch vergebens auf ihn. Er kam nicht — ach! und wäre doch so gern gekommen! Dafür klopfte er ein paar Tage später am Nachmittag ganz unerwartet an der Thür der Wohnstube, wo die ganze Familie beisammen saß, an — er war zu Fuß durch den Wald gekommen und von Hans ohne Umstände nach dem Wohnzimmer gewiesen worden — und trat zur allgemeinen Ueberraschung in seinem Jagdkostüm, die Doppelbüchse über der Schulter und die Jagdtasche mit geschossenem Wildgeflügel behangen, in das Zimmer. Sein Anzug sah viel ordentlicher aus als damals, wo Cäcilia ihn im Walde getroffen, doch trug er Spuren einer anhaltenden und wol auch angestrengten Jagd. Der arme Junker hatte keine Ahnung davon, daß er eine Ungeschicklichkeit beging, denn sein Gesicht strahlte vor Freude. Nach einer kurzen Begrüßung, ohne sich dabei nur im Mindesten wegen seines Nichtkommens zu entschuldigen, trat er auf Frau Wallbrunn zu, nestelte nach und nach von seiner Tasche ein halbes Dutzend Feldhühner und mehrere Schnepfen, die er dann vor die Hausfrau auf den Tisch legte.

„Ich bin glücklich gewesen heute Nachmittag,“ so rief er, „und freue mich Ihnen meine kleine Jagdbeute überbringen zu können, ganz besonders aber Fräulein Cäcilia damit zu beweisen, daß es noch anderes Wild zu schießen giebt als — arme Rehe.“

Es lag etwas so Treuherziges in dem Thun und den Worten des jungen Waidmanns, daß man ihm gern seine allzu große Ungezwungenheit verzieh und Frau Wallbrunn die so freundlich gebotene Gabe nicht zurückzuweisen vermochte. Auf Cäcilia mußte dies Alles einen ganz besonderen Eindruck gemacht haben, denn nur der dadurch geweckten Empfindung

folgend, erhob sie sich, trat auf den Jäger zu, und ihm die Hand reichend sagte sie mit herzlichem Ton:

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr von Grimberg, daß Sie bei Ihrem Jagen so viel Rücksicht auf die Lamen eines Mädchens genommen haben, das in den Gesetzen des edlen Waidwerks so unerfahren ist. Gern will ich Ihnen für die Zukunft vertrauen und glauben, daß Sie nie ein wilder und grausamer Jäger sein werden."

Herr von Grimberg wußte kein Wort zu erwiedern, so erfreut und zugleich verlegen schien er durch die freundliche Ansprache des jungen Mädchens geworden zu sein, doch ließ er auch deren Hand nicht fahren; fast mit Gewalt mußte Cäcilia sie ihm entziehen.

Die Mädchen hatten just zu musiziren, zu singen beginnen wollen, als der Junker eingetreten. Man sagte ihm dies und fragte ihn, ob er Wehr und Waffen nicht ablegen und noch ein wenig bleiben wolle.

„Musik," entgegnete der junge Mann geradeaus — vielleicht noch zu erregt, um seine Worte zu überlegen — „ich sagte es Ihnen schon, ist nicht meine Leidenschaft, der Wald ist mir lieber! Und da ich recht zufrieden mit meinem Nachmittage bin, so will ich auch noch am Abend mein Glück versuchen, um meiner alten guten Tante noch Etwas mit nach Hause zu bringen." Dann reichte er Allen die Hände und empfahl sich mit strahlendem Gesichte, als ob ihm eigentlich hier und nicht im Walde ein seltenes Jagdglück zu Theil geworden wäre.

Das Musiziren begann, Onkel Reinhold und Alibert spielten Klavier und Geige, und abwechselnd sangen die Schwestern. Ein paar Stunden waren vergangen, die Schatten des Abends deckten draußen längst schon Wald und Haide, doch in der Wohnstube brannte die Lampe noch immer nicht. — „Es singt sich ja so gut in der abendlichen Dämmerung!" meinte Cäcilia, die bereits eine ganze Weile am Klavier saß und allerlei fröhliche Liedlein vom Walde und von Jägern sang. Da winkte Onkel Reinhold, der in einer der Fensternischen stand, Leonore leise zu sich heran und deutete verstohlen auf den Saum des Waldes in der Nähe des Haidehauses. Dort bewegte sich Etwas. Es war ein Mann, der dem Singen im Hause zu horchen schien, und als Leonore schärfer hinschaute, erkannte sie lächelnd in ihm — den Junker Walter von Grimberg.

Die Musik, der Gesang mußten wol ihre Wunderkraft auf den ungelenken wilden Jäger geübt haben. — Oder wirkten sie im Verein mit einem noch mächtigeren Zauber?

Der Verlauf unserer Erzählung wird diese Frage wol beantworten.



Eine Saite ist wol gesprungen?

Neuntes Kapitel.

Ein erster Abend am Kamin.

Die Geige der Therese Milanollo. — Die goldene Orgel.
Ein märchenhaftes Kapitel.

Während der neue Gast des Haidehauses, Junker Walter von Grimberg, seinen Besuch recht oft wiederholte und zwar stets in Begleitung irgend einer Jagdbeute — gewissermaßen um sein Erscheinen besser zu rechtfertigen — und man noch einen weiteren Gast, Herrn John, den Bevollmächtigten des Meisters Wiegand, erwartete, setzten die Bewohner des Hauses ihre gewohnten musikalischen Unterhaltungen und Plaudereien fort. Es wurde zur Zeit sogar recht eifrig musizirt; die früheren Mittheilungen Alibert's hatten neue Anregungen gegeben und die Sammlungen Meeringen's hochwillkommenes Material zu deren

Befriedigung geliefert. In der musikalischen Abtheilung der Bibliothek fanden sich ganze Kollektionen der alten italienischen Klavier- und Geigenkomponisten und es gewährte Allen eine hohe Freude, die Werke dieser halbvergessenen Meister kennen zu lernen und sich durch sie in jene fernen, so hoch interessanten Zeiten versetzen zu lassen. Passende Mittheilungen Alibert's und Onkel Reinhold's, die beide abwechselnd versuchten, durch ihr Wissen das Werk, den Meister und seine Zeit zu erläutern, verliehen dieser künstlerischen Beschäftigung etwas ungemein Anziehendes. Letzterer wußte dabei den Eifer Alibert's derart anzuspornen, daß der Kleine schließlich mit einer wahren Leidenschaft musizirte und erzählte. Dabei beobachtete er den Erfolg seiner Bemühungen mit einem stillzufriedenen, doch auch merklich verschmitzten Lächeln, und wenn dann plötzlich eines der jungen Mädchen, wie aus einem bunten Traum erwachend, ihn staunend fragte: — „Aber Onkel, wo bleiben denn die versprochenen Operngeschichten? Der Winter ist vor der Thüre — nein! er ist schon da! Draußen stürmt es, die ersten Schneeflocken fallen und hier brennt schon seit Tagen das Feuer im Kamin! und Du bist noch nicht durch ein einziges Wort Deiner Zusage nachgekommen, uns von der Entstehung und Entwicklung der theatralischen Musik zu erzählen!" — dann lächelte der freundliche Herr erst recht und entgegnete: „Warum eine neue Unterhaltung suchen, wenn die alte noch vorhält und Freude gewährt? Geduld, mein Kind, der Winter hat allerdings schon am Haidehause angeklopft, doch seine Herrschaft dauert noch lange, und ungestümer wird sie sich fühlbar machen als jetzt; für diese schlimmsten Tage müssen wir sparen und das heißt weise gehandelt. Wir dürfen es erst recht also halten, da wir dadurch nichts entbehren. — Auch müssen wir die Tanzstunden, unsern großen Ball hinter uns haben, denn bis dahin habt Ihr jungen Mädchen doch keinen rechten Sinn für eine Unterhaltung, die viele Abende in Anspruch nehmen wird und ernster verfolgt werden muß."

So hatte man denn nach und nach die Werke der alten Klaviermeister des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, von den beiden Scarlatti's, Durante, Leo an, bis auf Händel, Rameau und Sebastian Bach kennen gelernt, ebenso die alten Geigenmeister Tartini und Corelli. Alibert spielte sie mit einer wahren Leidenschaft und vortrefflich, er bediente sich dabei der ausgezeichneten Geige Guarneri's, des Lieblingsinstrumentes des alten Meeringen. Dadurch bekamen die Vorführungen fast eine Lokalfarbe, denn irgendeiner der alten Geigenmeister mit

Allonge, Perrücke und Zopf, hatte vielleicht selbst auf der Geige gespielt — der Kleine, mit seinen Kniehosen, seinem Zöpfchen, konnte schon für einen solchen Geigenvirtuosen des vorigen Jahrhunderts gelten.

Der November war herangekommen, ohne daß man es nur gemerkt, und hätte der Winter in eigener Person mit seinen Stürmen und Schneeflocken nicht recht derb am Haidehause und dessen Fenstern angeklopft, man würde nicht an die lange Spanne Zeit gemahnt worden sein, die seit dem Einzug in den stillen Aufenthalt verflossen. Der Sturm heulte recht vernehmbar über die Haide und durch den kahlen Wald, er fuhr wider die Fenster, daß die Scheiben klirrten und fegte die ersten Schneeflocken wirbelnd durch die Lüfte. Drinnen aber in dem großen Wohnzimmer war es recht behaglich. In dem Kamin brannten Holzscheite, der Größe des Feuerherdes angemessen — man brauchte sie nicht zu schonen, denn Holz lagerte in großen Mengen in den Schuppen des Haidehauses. Um das helllodernde Feuer hatte sich die kleine Gesellschaft niedergelassen, und während die flackernde Glut eine wechselnde Beleuchtung hervorzauberte, phantasirte Alibert auf seinem Guarnerius und entlockte ihm seltsam altmodische Gänge und Melodien, die Onkel Reinhold in gleicher Weise auf dem Flügel begleitete. Es war eine etwas tolle Improvisation, die jedoch vortrefflich zu dem Kaminfeuer und dem ersten Wintersturme draußen paßte, und sich dabei immer grotesker gestalten wollte. Plötzlich brach der Kleine mit einem jähen Ruck ab und die Geige weit von sich abhaltend, begann er in einem so zerknirschten Tone zu reden, daß die Zuschauer anfänglich an eine Fortsetzung der heitern Unterhaltung in anderer Form glaubten.

„O ich Undankbarer! ich Sünder!“ so rief er, „ich mache Possen, treibe Allotrias auf dem kostbaren Instrumente, das mir heilig sein sollte, nachdem mein unvergeßlicher, geschiedener Herr und Freund ihm die letzten Töne entlockte, die sein Ohr berührten. O, wenn er es gehört hätte, er würde mir noch nach dem Tode zürnen.“

„Beruhigen Sie sich, Freund,“ tröstete ihn Onkel Reinhold, der sich von dem Flügel erhoben. „Herr Meeringen war, wenn auch die Stille liebend, doch nicht Feind einer anständigen Heiterkeit. Ich wünschte, er könnte uns hören! er würde gewiß nur Freude empfinden über die Art, wie wir Gebrauch von dem machen, was er uns hinterlassen.“

„Um Gottes willen, Onkel,“ rief Cäcilia erschreckt, „rede nur nicht solche frevelhafte Worte! Denke nur an jenen Abend, an dem Leonore das Volkslied sang, und hier nebenan in seinem Zimmer —“

„Täuschung war es, mein Kind," unterbrach Onkel Reinhold das Mädchen. „Wäre es anders gewesen, wir hätten wol noch zu anderer Zeit an den Geschiedenen gemahnt werden müssen. Seit jenem Abend geschah uns nichts Außergewöhnliches mehr."

„Das ist wahr, Niemand hat das Geringste beobachtet, und wir freuen uns dessen," sagte die Mutter leise.

„Wir dürfen ruhig sein," sprach jetzt der Onkel recht ernst. „Immer mehr lernen wir erkennen, wie gut Meeringen es gemeint und wie auf dem Boden, den er bepflanzt, uns ein wirkliches Glück erblühen wird. Ich habe die feste Zuversicht, daß er zufrieden mit uns sein wird."

Mit erhobener Stimme, fast feierlich und durchdrungen von der Wahrheit seiner Worte, hatte Onkel Reinhold geredet. Noch erfolgte von keiner Seite eine Bemerkung, da durchtönte plötzlich ein leiser, zitternder Ton, langsam verhallend, den Raum. Alle fuhren erschrocken zusammen und wendeten sich nach Herrn Alibert hin, in dessen Nähe der seltsame Klang laut geworden sein mußte. Dieser stand da und blickte, die Hände gefaltet, auf die in ihrem offenen Kasten liegende Geige. Jetzt hob er den Kopf und sprach bewegt:

„Er hat Sie gehört, Herr Reinhold und Ihnen geantwortet: durch sein Lieblingsinstrument. Er ist zufrieden mit Ihnen — mit uns Allen."

„Eine Saite ist wol gesprungen?" fragte Onkel Reinhold hastig.

„O nein!" entgegnete sanft lächelnd der Kleine. „Wäre es so, ich würde es in diesem Augenblick für ein schlimmes Zeichen halten. Nur ein Wirbel hat sich gelockert und die Saite, jäh ihre Spannung verlierend, den überraschenden Ton erklingen lassen."

Damit kehrte er zu dem Kamin zurück und setzte sich zu den Andern, die einen Kreis um das hellloderude Feuer bildeten.

„Glauben Sie denn wirklich an solche Zeichen?" fragte Leonore den alten Herrn.

„In solchen Augenblicken, ja!" entgegnete dieser rasch und bestimmt.

„Ich glaube fast, Herr Alibert hat Recht," sprach jetzt Onkel Reinhold, der sinnend vor sich niedergeschaut hatte. „Ich erinnere mich sogar eines Vorfalls in meinem Leben, der dies wol bestätigen könnte."

„Erzähle, lieber Onkel!" rief Cäcilia recht neugierig. „Wir sitzen heute zum ersten Mal so traulich um das Kaminfeuer, und da hören sich solche Geschichten am besten an, besonders wenn draußen noch der Wind die Begleitung dazu aufspielt. — Nur darf Deine Geschichte nicht gar zu schreckhaft sein, ich fürchte mich sonst zu sehr."

„Beruhige Dich, mein Kind," lautete die Antwort, „meine Geschichte hat keinen schlimmen Ausgang, zu fürchten brauchst Du Dich nicht, und auch rasch ist der immerhin eigenthümliche, dabei wahre Vorfall erzählt. Wenn Ihr es also wollt, will ich ihn Euch gern mittheilen.

Da Alle freudig bejahten, so begann Onkel Reinhold also zu erzählen:

Die Geige der Therese Milanollo.
Ein Ereigniß aus meinem Künstlerleben.*)

Es mögen wol zwanzig Jahre her sein; ich zog damals noch als fröhlicher Musiker durch die Welt und war just in einer Stadt am Rhein angelangt, wo ich mich einige Zeit aufzuhalten gedachte. Ich hatte rasch recht angenehme Bekanntschaften in Künstlerkreisen gemacht und das ungezwungene und fröhliche rheinische Leben gefiel mir ausnehmend gut. Da kündigten die Zeitungen das Eintreffen der jungen und hochinteressanten Violinvirtuosin Theresa Milanollo an, die, damals etwa 22 Jahre alt, auf der Höhe ihres Ruhmes stand und von der einen Hälfte des Publikums wie ein Wunder angestaunt, von der andern, dem Kennertheile, aber aufrichtig bewundert wurde. Ich hatte sie noch nicht gehört und freute mich recht auf diese neue künstlerische Bekanntschaft. Nur einige Gesangstücke sollten die Konzertgeberin unterstützen, dem Programm einige Abwechslung bereiten, und zwei der besten Gesangskräfte der Stadt hatten sich hierzu bereit erklärt. Da ich beide Künstler wohl kannte und bereits mehrmals mit ihnen musizirt hatte, so wurde mir von ihnen der Wunsch ausgesprochen, ihren Gesang auf dem Klavier zu begleiten. Gern verstand ich mich dazu, bot mir dies doch Gelegenheit, die junge seltene Virtuosin auf der Geige in der Nähe zu sehen und auf die angenehmste Art ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. — Auf eine andere Weise wäre mir dies auch nicht wohl möglich geworden, da die Künstlerin erst am Tage ihres Konzerts anlangte und gleich am folgenden Morgen wieder abzureisen gedachte. Der Konzertabend nahte heran und ziemlich früh verfügte ich mich in das Schauspielhaus, in welchem — weil es die meisten Menschen faßte — das Konzert abgehalten werden sollte. Therese Milanollo war bereits mit ihrer Mutter und einer Kammerfrau angelangt und mit letzterer bei der Toilette. Im Foyer traf ich die Mutter und stellte mich ihr vor. Ich fand in ihr eine Dame, deren frische und noch immer hübsche Züge ihre frühere Schönheit bekundeten. Freundlich mir entgegenkommend,

*) Die volle Wahrheit dieses Erlebnisses verbürgt der Verfasser.

war ich bald mit ihr in ein Gespräch verwickelt, dessen Hauptgegenstand natürlich ihre Tochter Therese bildete — der jüngeren, leider vor etwa fünf Jahren gestorbenen genialen Marie, wagte ich nicht zu erwähnen, da ich dadurch fürchtete, eine Wunde des Mutterherzens schmerzlich zu berühren. Doch bald that Frau Milanollo dies selbst. Mit der ihren Landsleuten eigenen Lebendigkeit erzählte sie mir Manches und Interessantes aus dem Leben ihrer Therese und so mußte sie denn endlich auch auf die Verstorbene kommen. Die gute Frau bot mir dabei ein eigenthümliches Schauspiel. Ihr Mund sprudelte fast von Worten über, Ernstes und Heiteres durcheinander werfend, und zugleich liefen ihr die hellen Thränen über die Backen. Sie war eben eine echte Italienerin und — wie Ihre Tochter Therese, soweit ich diese im Verlauf des Abends kennen lernte — äußerst lebendig und herzensgut, in einem Augenblick tief erregt, im folgenden wieder lächelnd, Weh und Freude gleichsam in einem Athem empfindend und kündend.

Auf dem Tische standen zwei Geigenkasten; die Instrumente, welche sie enthielten, reizten natürlich meine Neugierde und Frau Milanollo war in zuvorkommendster Weise bereit, sie zu befriedigen. Sie schloß die Kasten auf und ich durfte zwei der seltensten Geigen bewundern, die ich bis dahin gesehen. Es war eine echte Amati und ein Stradivarius von wol noch höherem Werth. Erstere spielte Therese, so sagte Frau Milanollo, und letztere sei die Reservegeige, obgleich diese noch besser wäre als die Amati, einen so vollen edlen Ton habe, wie kaum irgend ein zweites Instrument. Auf meine Frage, weshalb denn Therese der Amati den Vorzug gebe, entgegnete mir die Mutter und mit plötzlichem Ernst, daß ihre Tochter diese Geige nur im äußersten Nothfall spiele, da es eine ganz eigene Bewandtniß mit dem Instrument habe.

„Sie machen mich immer neugieriger!“ bemerkte ich, „und wenn es nicht unbescheiden sein sollte, so bitte ich Sie, mir Ihre interessanten Mittheilungen über das merkwürdige Instrument nicht vorzuenthalten.“

Frau Milanollo besann sich einen Augenblick, dann sah sie auf ihre Uhr, und nachdem sie sich überzeugt haben mochte, daß noch einige Minuten verstreichen würden, bevor ihre Tochter erscheine, begann sie mir ohne weitere Nöthigung Folgendes zu erzählen. — Ich gebrauche ihre eigenen Worte, soweit diese mein Gedächtniß bewahrt hat.

„Beide Instrumente sind allerdings von hohem Werth und dabei auf eigenthümliche Weise in unseren Besitz gelangt. Im Jahre 1840 befanden wir uns zum ersten Mal in London, meine beiden Töchter waren

noch Kinder. Dennoch entzückten sie durch ihr Spiel nicht allein das dortige Kennerpublikum, sondern auch die Künstler. Einer der enthusiastischen Bewunderer ihres Talents war der italienische Kontrabassist und Kapellmeister Dragonetti, unser Landsmann, der sich im Besitz einer ganzen Sammlung kostbarer Instrumente befand, unter denen sich die beiden Geigen hier vor allen anderen auszeichneten. Besonders den Stradivarius, den Sie hier sehen, betrachtete er als seinen größten Schatz.



Paganini.

„Meine Töchter spielten die Geige und versetzten den würdigen Künstler dadurch in ein verdoppeltes Entzücken. Dragonetti war Italiener mit Leib und Seele und äußerte oft, daß dies Instrument nach seinem Tode nur nach Italien kommen dürfte. Er hatte den Stradivarius von Paganini erstanden, dieser hingegen das Instrument von einem reichen englischen Lord zum Geschenk erhalten. — Die Geige hatte ein Erbstück in der Familie jenes Lords gebildet. Einer seiner Vorfahren kaufte sie in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts zu Cremona von dem berühmten Geigenmacher Stradivarius und brachte sie nach London.

Dort war sie von dem nicht minder berühmten Virtuosen Corelli in dessen Konzerten gespielt und dadurch ihre Vortrefflichkeit wie ihr hoher Werth erst recht bestätigt worden. Die Geige wurde nun in jener Familie wie eine Reliquie gehalten und ging aus der Hand des Vaters in die des Sohnes über. Als Paganini nach London kam und das Instrument kennen lernte, war er so entzückt davon, daß der damalige Besitzer, ebenso begeistert von dem Spiel des großen Künstlers, diesem die Geige verehrte, jedoch mit der Bedingung, daß der Meister das Instrument nur in England spielen dürfe. Dies that Paganini anfänglich auch und die Geige erklang nun in den Konzerten, die er in England gab. Später vergaß er sein Versprechen und trat den kostbaren Stradivarius an Dragonetti ab. Dieser, wahrscheinlich um sich an jener Klausel des früheren englischen Besitzers zu rächen, gelobte nun, daß das Instrument wieder nach Italien müsse, und er hielt Wort. Als meine Töchter im Jahre 1846 in Lyon konzertirten, erhielten sie ein amtliches Schreiben aus London, in welchem ihnen angezeigt wurde, daß der einige Monate vorher gestorbene Dragonetti laut Testament seine Cremoneser Geige von Stradivarius der Therese, diese Amati hier der Marie vermacht hatte. So gingen beide Instrumente in den Besitz unserer Familie über. Die Freude meiner Kinder war groß, doch sollte sie leider nicht lange dauern und zugleich etwas Eigenthümliches geschehen, das meine Therese veranlaßte, nur noch selten auf dem kostbaren Instrumente zu spielen. Zwei Jahre später, 1848, befanden wir uns in Paris. Marie erkrankte und lag schwer danieder. Die Aerzte machten uns zwar Hoffnung, doch es wurde immer schlimmer mit meinem armen Kinde. Es war am 20. Oktober — ich habe den Tag nicht vergessen! — da bat Marie die Schwester, doch ihre Lieblingspièce zu spielen. Therese nahm ihre Geige und spielte — ach, so schön, wie sie nie gespielt hatte. Alle, die mit uns um die Kranke versammelt waren, weinten vor Weh und Entzücken, auch meiner Therese liefen die Thränen über die Wangen herab — nur die Kranke lächelte selig verklärt. Da — gerade in dem Augenblick, als Therese ihr Spiel geendet hatte, durchtönte ein schriller Laut das Krankenzimmer: eine Saite der Geige war gesprungen. Besorgt legten wir das Instrument weg — am anderen Tage war meine arme unvergeßliche Marie eine Leiche.“

Frau Milanollo endete und fuhr mit dem Taschentuch über die Augen, denen reichliche Thränen entquollen waren, ohne daß dies sie am Weitererzählen gehindert hätte. Da geschah etwas wahrhaft Seltsames.

Ich wollte just einige Trostworte versuchen, da erklang ein lauter, schriller Ton. Erschrocken fuhr Frau Milanollo von ihrem Sitz empor und auf den offenen Geigenkasten zu. Eine Saite des Stradivarius war gesprungen. Schon wollte die geängstigte Mutter in laute Klagen ausbrechen, da öffnete sich die Thür und Therese trat ein. —

Da ich Euch nur ein Geigenabenteuer zu erzählen habe, will ich nicht versuchen, den weitern Verlauf des Abends zu schildern: wie ich rasch bekannt mit der jungen Künstlerin wurde, wie überaus herrlich diese spielte und von dem Publikum durch rauschenden Beifall dafür belohnt wurde. Nur den Schluß des Konzerts habe ich zu erwähnen. Die letzte der angekündigten Piècen, „Variationen über das Rheinweinlied", war vorüber, und jetzt brach ein Jubel in dem gefüllten Hause los, wie ihn nur Rheinländer in einem gleichen Falle zu Wege bringen können. Die Gefeierte mußte nochmals erscheinen und stürmisch wurde eine Wiederholung der Variationen verlangt. Mir war die Ehre zu Theil geworden, Therese hinausführen und wieder holen zu dürfen; auch jetzt geleitete ich sie vor und als sie unschlüssig schien, ob sie dem Verlangen des Publikums nachkommen sollte, redete ich ihr leise zu und wandte mich dann nach der Couliſſe, wo die Mutter, das Instrument haltend, stand, um dieses zu holen und der Künstlerin zu überreichen. In demselben Augenblick sah ich den Vorhang fallen — der damit Beauftragte hatte das Zeichen dazu zu früh gegeben — und Therese stand gerade auf der Linie. Ein tödlicher Schreck erfaßte mich und kaum noch hatte ich Zeit ihr zuzurufen: avancez! was sie auch maschinenmäßig that, als der Vorhang mit schwerem Schlag das Podium erreichte und dreimal glücklicherweise im Niederfallen nur den Rücken und das Kleid der Künstlerin gestreift hatte. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Haus. Hätte Therese nur einen Fuß breit zurückgestanden, die schwere Stange des Vorhangs würde unfehlbar ihren Kopf getroffen haben, und um ihr Leben wäre es geschehen gewesen.

Der Vorhang hob sich wieder und mit jugendlicher Unbefangenheit wiederholte die Künstlerin ihre Variationen des Rheinweinliedes; sie hatte die Gefahr nicht einmal geahnt, in welcher ihr Leben geschwebt.

Die Mutter hatte Recht gehabt. Mit der Geige des alten Cremoneser Meisters hatte es eine eigene Bewandtniß; das Instrument wollte mir nach dem erzählten Vorfall fast unheimlich dünken, doch war es an dem heutigen Abend glücklicherweise nur eine Warnerin gewesen.

„Aber Onkel,“ rief Cäcilia, als dieser kaum geendet hatte, „ist Deine Geschichte denn auch wirklich wahr?“

„Was ich Euch von der Geige erzählte, hörte ich von Frau Milanollo, und was ich dabei an jenem Abend erlebte, bezeugt noch heute ein Bild der jungen Künstlerin mit einigen Zeilen ihrer Hand, das sie mir beim Abschied am anderen Tage reichte. Ihr sollt es sehen.“ So antwortete Onkel Reinhold recht ernst.

„Kennst Du noch mehr solcher Geschichten, Onkel?“ fragte jetzt Leonore. „Cäcilia hat Recht, derlei hört sich hier, vor dem flackernden Feuer, wirklich gar zu gut an, und könntest Du unseren ersten Abend am Kamin nicht besser einweihen, als wenn Du uns noch eine ähnliche oder etwa — ein musikalisches Märchen erzählen wolltest.“

„Hm!“ meinte Onkel Reinhold, „Dein Vorschlag hat etwas für sich — und taucht da auch just eine sagen- und märchenhafte Geschichte, wie Du eine wünschest, in meinem alten Denkkasten auf.“

„Herrlich!“ rief das Mädchen. „Erzähle sie! Ich setze mich ans Klavier und will versuchen, diejenigen Stellen, welche mit Musik verbunden sind, leise — leise zu begleiten.“

„Das dürfte Dir denn doch wol zu schwer werden,“ entgegnete der Onkel lächelnd. „In der Geschichte, welche ich im Sinne habe, musiziren seltene Virtuosen, sogar ein übernatürlicher oder märchenhafter.“

„Laß mich's nur immerhin versuchen, lieb' Onkelchen,“ bat Leonore schelmisch, „ich werde so leise spielen, daß Du es nöthigenfalls, ist Deine Geschichte zu märchenhaft-duftig, gar nicht hören sollst.“

„Gut denn! Und seid Ihr Anderen auch damit einverstanden, so wollen wir auch nicht länger die kostbaren Augenblicke verlieren, denn unser alter treuer Zeitmesser dort in der Ecke wird bald die neunte Stunde künden, und in meiner märchenhaften Geschichte giebt es ziemlich viel zu erzählen.“

„Hoffentlich hat sie einen guten Ausgang!“ warf die Mutter besorgt ein.

„Den besten, Schwester,“ entgegnete der Onkel, „und wenn es auch hier und da ein wenig unheimlich darinnen zugeht, so werdet Ihr doch ganz ruhig darauf schlafen können. — Eines nur bedinge ich! Bin ich zu Ende, suchen wir ohne weitere Reden unser Ruhelager auf, denn eine Besprechung des Gehörten würde uns zu lange an unser Kaminfeuer fesseln. Und nun frisch voran zum Flug ins altromantische Land, in das bunte, tönende Märchenreich! Merkt auf, ich beginne!“



Der fahrende Musikant.

Die goldene Orgel.

Ein musikalisches Märchen.

I.

Ein fürstlicher Hofkapellmeister des vorigen Jahrhunderts.

Vor mehr denn hundert Jahren lebte in der damals landgräflichen Residenz Darmstadt ein Musikus mit Namen Christoph Graupner. Selbiger war ein ganzer Meister in seiner Kunst, nicht allein ein fruchtbarer und gründlicher, oder wie man Anno dazumal sagte, „reinlicher" Komponist, sondern auch ein gewaltiger Spieler und Virtuos auf dem königlichen Instrumente, der Orgel. Er hatte seine Lehr- und Wanderjahre in der Stadt Hamburg als Sänger, Komponist und Kapellmeister bei der dortigen Oper zugebracht und dabei ein recht heiteres, lustiges Leben geführt. Der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, ein großer Freund der edlen Musica, lernte ihn in jener großen Handelsstadt

kennen und zog ihn dann nach Darmstadt, allwo er ihn zu seinem Hof- und Leibkomponisten und Kapellmeister machte. Anfänglich gab's auch in Darmstadt Opern zu komponiren und zu dirigiren, doch verlor der Fürst bald die Lust an der gar kostspieligen Unterhaltung und gab sie wohlweislich und noch zur rechten Zeit auf. Nun hatte Graupner nur noch mit den Kammer- und besonders den Kirchenmusiken zu thun, und je mehr er sich damit, besonders mit letzteren befaßte, desto mehr veränderte sich sein ganzes Wesen, sein Charakter. Aus dem lustigen und leichten Musikanten wurde ein ernster und gesetzter, doch dabei froher und glücklicher Künstler, der seine Kunst und seine Familie über Alles liebte und sich nach und nach ein kleines Paradies auf der Erde schuf. Sein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nur ein Uebelstand sich nicht immer von Neuem eingefunden und dasselbe getrübt hätte. Dieser hieß „Nahrungssorge." Graupner's Besoldung als fürstlicher Kapellmeister war klein, seine Familie aber ziemlich groß und demgemäß die Ausgabe. Also entstand in seinem Hauswesen zeitweise eine falsche Harmonie, die noch weit störender und herzzerreißender wirkte, als ohrenzerreißend eine solche in einer stümperhaften Komposition.

Graupner hatte aus Liebe ein braves, aber armes Bürgermädchen geheirathet und war nach und nach mit just einem halben Dutzend Kinder beschenkt worden. In einem kleinen Hause der engen Schloßgasse wohnte der landgräfliche Kapellmeister mit seiner großen Familie, zu der noch seine alte Mutter zählte. Sie schlugen sich nun durch die Sorgen des Lebens, so gut es eben gehen wollte, und wollte es einmal nicht mehr recht gehen, so fügten sie sich, duldeten und darbten. Dann flüchtete der Musiker sich in sein kleines Dach- und Kompositionskämmerchen und schaute hoffend zu dem Konterfei des Königs David auf, das in schwarzem Rahmen über seinem Arbeitstische hing. Was dann seine bedrängte, doch gläubige Seele erfüllte, warf er in Noten auf das Papier, die sich an einem der nächsten Sonntage in der Schloßkirche, und zur größten Erbauung des Hofes und der Gemeinde, in helle Töne und Gesänge verwandelten, die entweder inbrünstig zum Herrn der Welt um Erlösung aus schwerer Pein und Noth flehten, oder gläubige Hoffnung auf seine Allmacht und Güte in frömmster, ergreifendster Weise ausdrückten. Oder der Meister eilte auch sofort zu seiner Orgel und erging sich in dem Zauberreiche der Töne, so lange bis aller Kummer aus seinem Herzen verschwunden und die Ergebung, die Ruhe, die Hoffnung aufs Neue eingezogen war.

Also gewährte ihm seine schöne und hohe Kunst, die edle Frau Musica, eine siegreiche Waffe gegen allen Kummer dieser armen Erde; sie sollte dem wackeren Meister noch mehr gewähren. Hört nur weiter!

Das zweite Quartal des Jahres ging zu Ende und Graupner hatte die fällige Besoldung zu erwarten. Doch ging zur Stunde der Herr Kabinetskassirer mit außergewöhnlich ernstem Gesichte an den Hofbediensteten vorbei und beantwortete ängstlich fragende Blicke mit einem vielsagenden, doch wenig versprechenden Achselzucken. Graupner war es nicht wohl zu Muthe. Daheim lag seine alte Mutter auf dem Siechbette, und sein ältestes Kind, ein hoffnungsvoller Knabe von etwa zehn Jahren, war ebenfalls und nicht unbedenklich erkrankt. Die verordneten Medikamente, die Pflege der Kranken und die Bedürfnisse des großen Haushaltes erheischten Geld und zum Ueberfluß war noch die halbjährige Miethe der Wohnung fällig und mußte bezahlt werden. Was sollte der arme Musikus machen, wenn die erwartete spärliche Besoldung, die das Nothdürftigste kaum zu decken im Stande war, noch über die Zeit ausbliebe? Es waren traurige Aussichten, und recht trübe Gedanken erfüllten die Seele Graupner's, als er am Sonntag Nachmittag zur Schloßkirche schritt, um den musikalischen Theil des Gottesdienstes durch sein Spiel auf der Orgel auszuführen. Je näher er jedoch der Kirche und seinem Lieblingsinstrumente kam, um so ruhiger wurde es in seinem Innern und er ahnte, daß Hoffnung wie Zuversicht schon wieder bei ihm einkehren, daß Alles sich noch zum Guten wenden würde.

Zu seinem Orgelspiel wählte Graupner diesmal das kräftige Lied des alten prächtigen Gambisten Neumark: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Aus einem überaus künstlichen und reich figurirten Praeludium ließ er plötzlich die einfache, wohlbekannte Melodie in ernster, feierlicher Weise hervortreten, so daß sie ergreifend durch den kleinen Kirchenraum tönte. Er war so durchdrungen von der Wahrheit dessen, was die Worte des Liedes sagten, daß sich dieses zuversichtliche gläubige Fühlen und Denken seinem Spiele mittheilte und letzterem eine wahre Weihe gab. Die Zuhörer, groß und klein, hoch und niedrig, in den fürstlichen Kirchenstühlen und abgesonderten Räumen sowol als auf den bürgerlichen Bänken merkten staunend auf und folgten dem Gesange der Orgel mit solcher Andacht, als ob es der schönsten Predigt gelte.

Wie ein einfaches und gläubiges Gebet erklang das Lied in den Mittelstimmen der Orgel. Jetzt gesellten sich andere, hellere Töne und kleine, leichte melodische Gänge dazu: sie tauchten hier und da auf und

einten sich endlich zu selbständigen Melodien, die das Hauptlied gleich wie Kränze von Gesängen umgaben und sich dann mit ihm zu einem gemeinsamen Gebete vereinigten. Es war schier, als ob eine Schar Kinder verschiedenen Alters, verschiedenen Geschlechts, groß und klein, mit ihrem Vater vereint, gleiches Wünschen und Bitten, doch ein jedes nach seiner Weise, seinem Fühlen und Begreifen, in Gebeten nach oben sendete. Immer gewaltiger, eindringender ertönten die Melodien, immer lauter und beredter sprach das Spiel der Orgel die feste Zuversicht aus auf des Herrn Gnade, auf seine Hülfe zur rechten Zeit in schwerer Erdennoth. Fest und siegesgewiß schritt dabei das majestätische Hauptmotiv einher, die übrigen Töne und Gesänge haltend, anfeuernd und mit sich emporhebend.

Alle Anwesenden waren aufs Tiefste ergriffen und im Herzen vereinten sie ihr brünstiges Bitten und Beten mit dem gewaltigen Tönen und Singen der Orgel. Jetzt endlich schien das Bitten Gewährung gefunden zu haben, denn die Melodien gingen nach kurzem gleichsam freudigen Aufjauchzen in einen Hymnus über, der den Dank froher gläubiger Herzen ausdrückte und zugleich die Güte und Gnade des Allerhöchsten aufs Herrlichste pries. Es war ein gewaltiges, melodisches Singen und Jubiliren, das die Zuhörer wahrhaft hinriß und Ort und Zeit vergessen machte. Aber das herrliche Spiel des Organisten hatte damit seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, denn nun kam die Krone des Ganzen. Motive des ersten Liedes dienten als Thema und Gegenthema zu einer freien Fuge, deren Zwischenharmonien der Organist dem früher improvisirten Hymnus entnahm. Durch die kunstreichsten Gänge und Wendungen führte er die beiden Hauptgedanken durch alle Stimmen, und immer größer und überwältigender baute sich das ganze kunstreiche Werk des begeisterten Musikers auf, bis er endlich alle Themata in einander aufgehen ließ und mit einem höchsten Aufjauchzen der Freude und des Dankes sein Spielen endigte.

Lautlos und stumm saßen die Zuhörer da, ergriffen von dem Gehörten wie noch nie. Das Spiel des Organisten hatte lange Zeit in Anspruch genommen, die Dämmerung war bereits hereingebrochen und hüllte die Räume der Schloßkirche in ihre leichten heimlichen Schleier. Alle hatten der Zeit vergessen und nur dem Gesange der Orgel gelauscht, sich ihm mit ganzer Seele hingegeben. Doch mehr als alle übrigen Anwesenden schien Einer von dem gewaltigen und kunstreichen Spiele des Meisters ergriffen.

Dieser Eine war ein seltsamer Geselle. An dem Pfeiler zunächst der Thür, gerade der Orgel gegenüber, stand er. Es war eine schmächtige Gestalt in einem fadenscheinigen dunklen Bratenrocke, der wie seine übrigen Kleidungsstücke sich sehr vernachlässigt und herabgekommen darstellte. Sein hageres bleiches Gesicht war von einem gewaltigen Wust blondgrauer Haare umgeben, die tief auf Schulter und Nacken fielen und, obwol in ziemlicher Unordnung, dennoch für eine natürliche Allonge passiren konnten. Ein Paar große dunkle Augen blickten scharf aus dem blassen Antlitz hervor und gaben der ganzen eigenthümlichen Gestalt etwas recht Absonderliches, ja Unheimliches. Während des Spieles Graupner's hatte er die Kirche betreten und war sofort wie gebannt am Pfeiler des Eingangs stehen geblieben. Mit größter Aufmerksamkeit und Spannung schien er dem Gesange der Orgel zu lauschen; sein ganzer Körper gerieth dabei nach und nach in Thätigkeit und empfand wol auch zugleich eine gewaltige Erschütterung, denn sein bleiches Antlitz röthete sich merklich und die Augen begannen zu glühen, indem sie immer schärfer durch die hereinbrechende Dämmerung nach der Orgel schauten. Sein Mund öffnete und schloß sich, als ob er die herrlichen Töne mitkosten wolle, und auf seiner Stirne quollen unter den grauen Haaren große Schweißtropfen hervor, die dann und wann von den langen magern, sich zuckend bewegenden Fingern entfernt wurden. War dies geschehen, so sanken Arme und Hände wieder herab auf die Schöße seines Habits, dort ihr eigenthümliches Zucken und Bewegen fortsetzend. Es sah fast aus, als ob die langen Finger das Spiel des Meisters auf der Orgel imitiren, eine gleiche Musik auf der stummen tuchenen Klaviatur des Bratenrockes ausführen wollten. Als aber Graupner endlich die gewaltige und künstliche Fuge ausführte, da hörte dies Klavierspiel auf, und starr und bewegungslos blieben Arme und Hände; nur neigte sich die ganze Gestalt mehr nach vorn, wol um die Töne der Orgel so früh als nur möglich zu erhaschen und in sich aufzunehmen, während die Augen immer mehr in der Dämmerung erglühten und das ganze Gesicht sich zu einem freudigen Grinsen verzerrte. Endlich, da das Spiel der Orgel verstummte, die letzten Töne langsam verhallten, warf der sonderbare Geselle sich tiefaufathmend auf eine ihm zunächst stehende leere Bank, mit Hand und Aermel den Schweiß abwischend, der sein ganzes Gesicht bedeckte. Nicht kümmerte er sich bei solchem Thun um die nun die Kirche Verlassenden, die den Fremden, der sich recht behaglich auf seinem Sitze streckte, als ob er in seiner Stube wäre, neugierig und staunend betrachteten.

Solchen Blicken begegnete der Geselle nur dann und wann mit keckem freundlichen Grinsen. Er schien sich äußerst wohl auf seiner Bank zu fühlen und machte durchaus keine Anstalt, die Kirche zu verlassen. Endlich war er in der That der Letzte, und der Hofkirchendiener, eine behäbige runde Gestalt, schritt mit amtlich wichtiger Miene auf den sonderbaren Fremdling zu, um ihn aufzufordern, nunmehr seiner Wege zu gehen.

Doch auch solche Aufforderung beantwortete der Hagere mit gleicher grinsender Miene und ohne seine bequeme, halb liegende Stellung aufzugeben. Als das Erstaunen der würdigen Amtsperson jedoch in gerechte Entrüstung überzugehen drohte, wandte der Fremde den Kopf nach der Orgel hin und sprach mit recht keck klingendem Tone:

„Ich warte auf den Kantor, Organisten, oder welchen Titel sonst Derjenige führen mag, der soeben auf das Allerfürtrefflichste die Orgel dort traktirte.“

„Fürstlich hessen-darmstädtischer Hofkapellmeister und Direktor Musices ist der Titel des sehr ehrenwerthen Herrn Christof Graupner, der soeben —“ sprach der Hofangestellte mit wachsender Entrüstung. Doch der Andere ließ ihn nicht ausreden, sondern freundlich grinsend wie vorher fiel er ihm in die wohlgesetzte Rede:

„Nun so warte ich auf den fürstlich hessen-darmstädtischen Hofkapellmeister und Direktor Musices, den sehr ehrenwerthen Herrn Christof Graupner, der jedoch nebenbei ein gar rarer und gewaltiger Organiste ist.“

„Bedaure, daß sothanes Warten allhier nicht vor sich gehen kann, sintemalen der Herr Kapellmeister schon vor einer Weile Kirche und Schloß durch den oberen Gang verlassen haben.“ Also erwiederte der Amtliche ziemlich von oben herab und mit sehr bezeichnender und einladender Geberde auf die noch offene Kirchenthür.

Doch solche Andeutung war vollständig überflüssig, denn der Hagere sprang von seiner Bank auf und eilte ohne Weiteres hinaus. Kopfschüttelnd folgte ihm der Hofkirchendiener, um seine letzte sonntägliche Amtshandlung zu verrichten, nämlich die Kirchenthür von außen sorgfältig zu schließen. Doch während er bei solch wichtigem Thun war, sah er den Fremden schon wieder auf sich zueilen und zwar in größter Hast. Schon hielt er den gewaltigen Kirchenschlüssel schützend vor sich hin, nicht anders vermeinend, als daß er einen mörderischen Angriff des fremden Gesellen zu gewärtigen habe, als dieser jedoch höflich den kleinen Dreimaster abzog und den Herrn Hofkirchendiener in geziemendster Weise um die Adresse besagten Herrn Hofkapellmeisters Graupner ersuchte.

Als er diese vernommen, erfolgte von Seiten des Fremden eine zierliche Verneigung des Hauptes, begleitet von Blicken der großen Augen, die in ihrer Freundlichkeit nicht wenig Spott zeigten, worauf er sich dann rasch durch das Schloßthor entfernte, während der Hofkirchendiener ziemlich verblüfft und recht ärgerlich, weil in seiner Würde sich gekränkt fühlend, einem der Eingänge des Schlosses zuschritt, in dessen dunklem Schlunde er bald verschwand.

II.

Der fahrende Musikant.

Mit froher Zuversicht und selber wahrhaft gehoben durch die Macht seines Spiels langte Graupner in seiner Wohnung an. Er fand seinen kranken Knaben in ruhigem Schlummer, bewacht von der sorgenden Mutter. Die kummervollen Züge der Frau heiterten sich etwas auf, als sie in das frohe, leicht geröthete Antlitz des Gatten schaute, der sie mit Gruß und Kuß herzlich bewillkommnete. Seine Worte und Blicke sprachen Zufriedenheit und Hoffnung aus, und was sie sagten, fand willigen Eingang in ihr Herz. Die übrigen Kinder saßen um eine große Schüssel mit Weckmus, dem sie vor dem Schlafengehen noch den Garaus zu machen eifrigst und in lauter Fröhlichkeit beschäftigt waren. Der Musiker verweilte nicht lange bei seiner Familie; er fühlte sich in der rechten Stimmung zu arbeiten, zu komponiren, wie er übrigens alltäglich Abends that und thun mußte. Er sagte daher bald Frau und Kindern einen guten Abend und stieg hinauf in seine Dachkammer, in sein stilles musikalisches Laboratorium.

Es war ein kleines Gelaß, dessen Hauptmöbel aus einem alten Klavicimbal, das hochauf mit geschriebenen Partituren und Stimmen bepackt war, und einem langen, breiten hölzernen Tische bestand, dessen einzigen Zierrath das schon früher erwähnte Konterfei des Sängerkönigs David bildete.

Auf diesem Tische lagen ebenfalls eine ansehnliche Menge beschriebener, doch noch weit mehr unbeschriebene Notenblätter; ferner befanden sich da noch ein gewaltiges hölzernes Tintenfaß und eine Sandbüchse von gleich dickbäuchigem Umfange. Die ursprünglich weiße Naturfarbe des Tisches war schier vollständig verschwunden unter einer wahren Sindflut von Tintenflecken und Spritzen, die, hier und da mit Sandschichten bedeckt, förmliche Hügel bildeten und sich besonders dicht und

hoch um das riesige Tintenfaß lagerten. Alles deutete darauf hin, daß hier viel und tüchtig gearbeitet worden war und noch immer gearbeitet, komponirt und geschrieben wurde. Graupner's heutige Aufgabe sollte darin bestehen, eine größere Komposition für den bevorstehenden fünften Sonntag nach Trinitatis und über das Evangelium „vom reichen Fischzuge“ zu fertigen, oder vielmehr zu vollenden.

Doch war besagter großer Tisch noch mit anderen, auf leiblichen Genuß deutenden Gegenständen einladend geschmückt. An einer Stelle war aller überflüssige Sand, der der gewaltigen Sandbüchse stets in wahren Strömen zu entquellen schien, sauber weggefegt, und da stand eine große zinnerne Kanne, ganz im Verhältniß zum Tintenfaß und zur Sandbüchse, nebst einem schmucken geschliffenen Kelchglase, und daneben auf einem Teller von gleichem Metall wie die Kanne, der hell wie Silber blinkte, lag ein Laibchen Brot nebst mehreren großen Schnitten Schinken, der gar saftig ausschaute. Ein hoher Lehnstuhl mit geschnörkelten Füßen und Armen, dessen lederner Ueberzug durch Alter, Gebrauch und die nöthigen Tintenflecken dunkel doch gar glänzend dreinschaute, befand sich just vor dieser einladenden Stelle des Arbeitstisches und deutete sattsam an, daß der Inhaber des Stübchens hier nicht allein tüchtig komponirte und arbeitete, sondern auch des Leibes in entsprechender Weise pflegte.

Wenn auch der fürstliche Kapellmeister nicht allzufrieden mit dem gestrengen Herrn Kabinetskassirer sein mochte, so war er dafür desto zufriedener mit den übrigen „Meistern“ der fürstlichen Hofhaltung, den Herren Küchen-, Keller-, sogar Konfektmeistern, die aus persönlicher Vorliebe für den tüchtigen Musikus und wackern Mann, sein Arbeitsstübchen, aus dem so Schönes zu ihrer Erbauung hervorging, auf die oben angedeutete Art ausstaffirten.

Herr Graupner achtete aber diesmal kaum auf so kostbare und schmackhafte Liebesgaben, und obschon es gerechte Zeit zum Abendimbiß und Nachttrunk war, so ging er doch kalt und ungerührt an dem hübschen, einladenden Plätzchen vorüber, schob den hohen Lehnstuhl vor seine unbeschriebenen Notenblätter und schickte sich an, rasch auf das Papier zu werfen, was ihm wol seit seinem Spielen im Kopfe herum gegangen sein mochte. Schon tunkte er die breitgeschnittene Feder in den dunklen Schlund des Tintenfaßes, als plötzlich schwere ungewohnte Schritte die Treppe zu seiner Wohnung hinaufpolterten. Horchend hielt er die vollgesogene Feder über der schwarzen Flut. Wer konnte das sein? —

Wer zu solcher Stunde und so laut wider den Eingang seiner mit Kranken so reich gesegneten Familienwohnung pochen?

Die Thür unter ihm hatte sich geöffnet. Ein kurzes Zwiegespräch zwischen seiner Frau und einer ihm vollständig fremden Stimme war gehalten worden, und wieder erdröhnten die Schritte, doch diesmal auf der Treppe, die zu seinem bescheidenen Museum führte. Jetzt pochte es laut an der Thür, und auf des Meisters „Tretet ein!“ öffnete sich der Eingang, und der uns schon bekannte fremde Geselle stand auf der Schwelle. Herr Graupner legte die um ihre schöne Bestimmung gekommene Feder bei Seite, wandte seinen Stuhl dem Eingange zu und musterte staunend die fremde, ungewöhnliche und kein Vertrauen erweckende Erscheinung. Der Fremde ließ jedoch dem Kapellmeister wenig Zeit zu weiterem Erstaunen, denn er schloß die Thür sorgfältig hinter sich, trat auf den Sitzenden zu, und seine beiden Hände ergreifend und kräftig schüttelnd, ihn dabei mit seinen großen Augen froh und lächelnd anschauend, sprach er:

„Ihr seid es also, Meister, der so herrlich gespielt! Endlich und noch in letzter Stunde habe ich gefunden, was ich seit Jahren suchte, und nun laß ich nicht mehr ab von Euch!“

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“ sagte Graupner, nicht wenig erstaunt über solches sonderbare Reden und Gebahren des Fremden.

„Das sollt Ihr Alles erfahren, soviel als Ihr nur wollt, und noch Anderes, was Euch sicherlich freuen wird. Denn, wie ich aus Allem ersehe, seid Ihr nicht allzureich mit irdischen Glücksgütern gesegnet, trotz Eurer herrlichen Kunstfertigkeit und Eurem klingenden Titel als hochfürstlicher Hofkapellmeister.“

„Weil es also ist,“ entgegnete der Musiker etwas verletzt, „so muß ich der Zeit gebrauchen. Und gerade jetzt habe ich eine Komposition zu vollenden, die am nächsten Sonntag exekutirt werden soll. Deshalb faßt Euch kurz; oder noch besser, verschiebt Euer Anliegen bis morgen.“

„Nichts da, lieber Meister!“ rief der Andere laut. „Ich lasse Euch nimmer! Und werft Eure Notenblätter nur flugs bei Seite, denn ich bringe Euch mehr goldene Dukaten, als Ihr heute noch Notenköpfe zu schreiben im Stande wäret, und wenn Ihr auch bis nach Mitternacht, bis zum Morgen arbeiten und komponiren würdet!“

Das war eine Rede, welche die Aufmerksamkeit des Kapellmeisters fesseln mußte. Doch einige Zweifel erhoben sich sofort in ihm an der

Zurechnungsfähigkeit seines sonderbaren Besuches. Er konnte sich nicht enthalten, Derartiges zu äußern, meinend, daß der Sprecher wol nicht recht bei Sinnen sei.

„Vollständig bei Verstand und bei Sinnen bin ich, wie Ihr bald sehen werdet," warf der Fremde gar lustig hin. Doch ernster, ja düster setzte er hinzu: „Aber verrückt, wahnsinnig würde ich werden, wenn Ihr mich nicht hören, mir nicht folgen wolltet!"

Dabei entfernte er mit rascher Bewegung einen Haufen Partituren von einem Schemel und rückte diesen dicht vor den Meister hin, welcher staunend den Worten des Fremden horchte, seinem dreisten Thun zusah. Doch legte Graupner dabei die Feder, die er schon wieder ergriffen, aufs Neue bei Seite und die beiden Hände auf die Lehnen des Sessels gestützt, sah er erwartungsvoll und fragend dem fremden Gesellen in das bleiche Antlitz.

Der Fremde sprach: „Ihr wollt mich also hören, um so besser für Euch! Ich muß dazu etwas weit ausholen und versichere Euch nur noch vorher, daß es mit den Dukaten seine vollständige Richtigkeit hat. Thut Ihr, was ich von Euch verlange, so mache ich Euch reicher als irgend einen Eurer Kollegen im ganzen Heiligen Römischen Reich — Einen ausgenommen! Doch erlaubt vorerst, daß ich mich zu meiner Erzählung stärke, auch Ihr müßt einen kräftigen Trunk thun, und wenn dort in der Kanne Euer letzter Tropfen wäre; bald könnt Ihr ja Fässer vom Allerbesten im Keller haben!" Dabei schenkte er flugs und ohne langes Besinnen das geschliffene Kelchglas voll, schob es dem Kapellmeister hin, und er selbst nahm die große, doch handliche Kanne und that einen langen, gewaltigen Zug.

„Jetzt hört, Meister! Hört mir ruhig zu, und wenn's auch wunderbar und unglaublich klingt, was ich Euch erzählen werde, so urtheilt nicht eher, als bis ich mit meinem ganzen Bericht zu Ende bin. Künde ich Euch doch, wie Ihr ganz klar sehen werdet, die vollste und lauterste Wahrheit, so wahr als Ihr der tüchtigste Meister auf der Orgel seid, den ich bis jetzt gehört!"

Bevor Graupner nur Etwas entgegnen konnte, fuhr der Andere fort:

„Ich bin im Elsaß, in der Stadt Straßburg, daheim und ein Musikus. Beim dortigen Stadtpfeifer hielt ich meine Lehrzeit aus und übte mich tüchtig auf blasenden und streichenden Instrumenten, auch ein wenig auf der Orgel. Als ich endlich frei gesprochen worden war, nahm ich den Stock in die Hand, hing den ledernen Quersack mit meiner

Geige und anderem Nothdürftigen um und trat meine Wanderschaft an. Weit aber sollte ich vor der Hand nicht kommen. In Weißenburg fand ich bei dem dortigen Stadtkantor Kondition, und da selbiger kränklich war, durfte ich statt seiner der Jugend die neuen französischen Liedlein eingeigen, die anstatt des bisher üblichen „Bumpernickel“ in der Kirche gesungen werden sollten. Es war dies ein trübseliges Amt, und wenn ich nicht die Orgel des alten Münsters gehabt hätte, auf der ich mich in freier Zeit ergehen konnte, so würde ich es nicht lange ausgehalten haben. Noch etwas Anderes fesselte mich. Wir wohnten in einem alten Gebäude neben dem Münster, welches ehemals zum Kloster gehört hatte. In diesem befanden sich große Säle, in denen eine Menge alter Bücher und Skripturen wirr durch einander aufgestapelt lagen. Dort weilte ich gern und blätterte in den alten Chroniken und Schriften. Da fand ich denn auch ein Buch, welches mich Alles, Amt, Orgel und Geige vergessen machte. Es waren Aufzeichnungen eines ehemaligen Insassen der Abtei, allerlei seltsame Ereignisse enthaltend, unter denen mich eines derart anzog, daß ich es Tag und Nacht nicht los werden konnte. Der alte Mönch erzählte Folgendes:

„In der Pfalz, im Sulzbacher Thale, nicht weit von den prächtigen Burgen Triefels und Scharfeneck, stand ehemals die überaus reiche und große Abtei Eußersthal, deren Mönche die Hüter der Reichskleinodien waren, so auf dem festen Triefels aufbewahrt wurden. Der Abtei gehörten alle Ländereien, alle Höfe rings herum, und sie war der seltensten und kostbarsten Schätze voll. Unter Anderem besaß sie auch eine Orgel, deren Pfeifen und Röhren von lauterem Golde waren und gar wundersame schöne Töne hervorbrachten. Diesen Schatz hatten die Mönche lange Zeit sorgsam zu hüten verstanden, und viele Fehden und Kriege waren an der Abtei vorübergegangen, ohne ihn zu vernichten, oder dem Kloster zu rauben. Einstens aber, als ein gewaltiger Krieg das Kloster und seine Habe ernstlich bedrohte, wußten die Mönche kein anderes Mittel, ihren goldnen Schatz zu bergen und zu retten, als ihn in den nahen kleinen, aber tiefen See zu versenken. In stiller Johannisnacht zogen sie in langem Trauerzuge aus der Klosterpforte, das goldne Werk auf einem Rädergestell mit sich führend, und bei dem ruhigen tiefen Wasser angekommen, senkten sie die goldne Orgel unter stillem Wehklagen und Beten in die Fluten. Am tiefsten ergriffen von diesem Verluste wurde der Pater, welcher bisher das Werk gespielt. Es überkam ihn eine solche Verzweiflung, daß er, Alles vergessend, zeitliches



Pasqué, Welt der Töne. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Mönche versenken die goldene Orgel in die Fluten.

und ewiges Heil, sich seinem Lieblingsinstrumente nachstürzte und sich mit ihm in den grünen Fluten des Sees begrub. Doch Ruhe fand der Unglückselige nicht, eben so wenig wie sein goldnes Pfeifenwerk.

„Alle sieben Jahre, in gleicher Nacht und zu gleicher Stunde, taucht die goldne Orgel aus dem Wasser auf, und der Mönch sitzt daran und spielt wundersame Melodien, die geisterhaft durch Thal und Wald tönen, bald leise klagend, bald lieblich klingend, also daß Mancher es gehört und schier geglaubt, es sei eine Musik der lieben Englein im Himmel droben. Zur selben Zeit nun darf ein Jeder, der es versteht und sich dazu unterfängt, sich an die Stelle des gespenstischen Mönchs setzen und das goldne Werk spielen. Wird er ihm dann gerecht, spielt er also tüchtig und vortrefflich, daß der Mönch ihn als seinen Meister anerkennt, so darf er weiter spielen und als Lohn einen Theil der Orgel zu eigen verlangen. Doch wenn er unterliegt, den gespenstischen Meister in seinem Spielen nicht überbietet, so verschwinden Orgel und Mönch und der Allzukecke wagt Leib und Leben.

„Also kündete die alte Handschrift."

Hier machte der Erzähler eine Pause und wandte sich ohne Weiteres wieder zu dem Kruge, um einige kräftige Züge zu thun, sich nicht im Mindesten um das ungläubige Lächeln kümmernd, das auf dem Gesichte seines Zuhörers aufgestiegen war.

Dieser hatte dem wundersamen Bericht des fahrenden Musikanten von der goldnen Orgel mit rechtem Wohlgefallen gelauscht. Konnte die sagenhafte Begebenheit auch nicht verfehlen, auf eine solche echte Künstlernatur einen Eindruck zu machen, so vermochte er doch nicht an die Wahrheit des Gehörten zu glauben. Schon wollte er diesem Zweifel Worte geben, sogar schon wieder voll Unmuth auf seine kostbare Zeit hindeuten, als sein Gast just die Kanne hinsetzte und ihn mit seinen großen blitzenden Augen ernst anschauend sprach:

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt: — Das klingt Alles recht schön, ist aber ein Märchen, wie es deren so viele giebt, und das durchaus keinen Einfluß auf mein Leben und Schicksal haben kann. — Nicht wahr, also wolltet Ihr sprechen? Ich kann und will es Euch nicht übel nehmen, denn genau dasselbe dachte ich, da ich die fabelhafte Geschichte zuerst las. Doch hört nur den zweiten Theil meines Berichts, meine eigenen Erlebnisse, und Ihr werdet anders denken und reden."

Graupner war durch diese frisch vorgebrachten Worte, die noch vielerlei Seltsames ahnen ließen, wieder ruhiger und auch bereit geworden,

weiter zuzuhören. Er nickte bejahend mit dem Kopfe, machte sich's in seinem ledernen Sorgenstuhl recht bequem, und der fahrende Geselle fuhr also fort:

„Ich betrachtete das Gelesene Anfangs als ein Märchen, doch hatte ich meine Freude daran und las es oftmals, besonders in stiller, einsamer Nacht. Nach und nach aber stieg der Gedanke in mir auf, daß am Ende doch etwas Wahres daran sein könnte, und — wenn es also wäre, es sich also verhielte, Derjenige ein reicher Mann werden würde, der da in der Johannisnacht den Sieg auf der Orgel davontrüge. Solches Denken nahm mich bald dermaßen ein, daß ich für nichts Anderes mehr Sinn hatte. Nur mein Orgelspielen betrieb ich noch, und zwar auf das Eifrigste, wohl wissend, daß ich vorerst ein Meister auf dem königlichen Instrumente werden müßte, bevor ich an ein glückliches Bestehen des Abenteuers denken könne. So ging der Winter vorüber, der Frühling kam, und mit ihm nahte der Johannistag. Nun hielt es mich nicht länger in Weißenburg. Ich verlangte meinen Abschied und Lohn, und gern ließ mich der alte Kantor ziehen, denn ich hatte ihm in letzter Zeit wenig gute Dienste mehr gethan. Aufs Neue wanderte ich nun fürbaß, dem Laufe des Rheines nach, und bald langte ich denn auch in der Stadt Landau an, von wo ich den Weg nach dem Sulzbacher Thale und den Ruinen der alten Abtei suchen wollte.

„Die Gegend, die durch die jüngsten Kriege schwer gelitten hatte, war öde und trostlos. Ich begegnete ausgebrannten Dörfern, gebrochenen Burgen und Klöstern, bis ich endlich in das Dorf Ramberg einzog, allwo die Bewohner sich wieder gesammelt und angefangen hatten, ihre zerstörten Hütten aufzubauen und die verwüsteten Felder wieder zu bestellen. Unter der gewaltigen Linde vor der Dorfschenke setzte ich mich nieder und labte mich an einem Glase frischer Milch, das die Frau des Wirthes mir gebracht. Ein alter Mann, den die Kriegszeit zum Krüppel gemacht, gesellte sich zu mir, und da er mein Gewerbe an meiner Kleidung, an meinem Geigensack erkannte, verlangte es ihn zu wissen, was ich in den Bergen der Pfalz zu thun gedenke. — Ich wandere durch die schöne Gotteswelt, hierhin, dorthin, wie es mir eben gefällt — antwortete ich ihm, und da mir das Thal zusage, sei ich eben hier eingekehrt, um für einige Tage zu ruhen und zu rasten. Das gefiel dem Alten wohl, und er plauderte mir Allerlei von der gebrochenen Burg Ramberg, zu der wir just von unserm Platz unter der Linde aufschauten. Ich brauchte nicht lange querzufragen, und bald erzählte er

mir auch die geheimnißvolle Geschichte von der goldnen Orgel im Eußersthal, dort, über dem vor uns liegenden Hinterwald, genau also wie ich sie in der alten Weißenburger Handschrift gelesen, die dem Bauer, der gewiß nicht einmal lesen konnte, wol nie zu Gesicht gekommen war. Dies entschied mein Schicksal. Ich beschloß zu bleiben und mein Glück bei dem gespenstischen Orgelspieler zu versuchen.

„Um kurz zu sein, theile ich Euch nur mit, daß ich in Ramberg blieb. Ich bot mich den Bauern als Schullehrer und Kantor an, was von allen Seiten mit Freuden auf- und angenommen wurde. Eine herrenlose Hütte war bald hergerichtet, und da die Kirche nur zum Theil zerstört war, so sollte auch diese wieder geflickt und hergestellt werden; dann machte ich mich an die Orgel. Diese war glücklicherweise so ziemlich dem Verderben entgangen, und eine Untersuchung zeigte mir, daß ich das Werk mit einiger Mühe wieder in brauchbaren Stand bringen könne. Hiermit beschäftigte ich mich angelegentlichst und wartete mit Ungeduld des bevorstehenden Johannistages.

„Ich hatte mich unter der Zeit auch in der Gegend umgesehen und kannte die Oertlichkeit des Eußersthals genau. Als nun endlich der langersehnte Johannistag erschienen, zog ich, fest entschlossen, das Abenteuer zu bestehen, Abends hinaus durch den Hinterwald und suchte mir eine passende Stelle an den Ufern des kleinen Sees, zunächst den Ueberresten der alten Abtei. Der See hatte sich jedoch in einen Sumpf verwandelt, hochbedeckt von Schilf und Rohr. Mit gewaltig klopfendem Herzen lagerte ich mich unter mächtigen Kiefern auf einem der Bergabhänge, von wo aus ich den Sumpf, der so Köstliches bergen sollte, vollständig überschauen konnte. Mit welcher Sehnsucht ich die Mitternacht erwartete, vermag ich nicht zu beschreiben. Endlich wurde es Nacht in dem kleinen Thale, und unheimlich stille war es rings um mich her. Mitternacht mußte nach meinem Dafürhalten gekommen sein, und noch immer hörte ich nichts Anderes als das einförmige Rauschen der gewaltigen Kiefern und das scharf schneidende Singen und Zischen des im Hauche des Nachtwindes sich bewegenden Schilfes. Das Herz wollte mir fast die Brust zersprengen vor Aufregung und Erwartung. Doch es nutzte nichts. Alles blieb ruhig und still, und weder Mönch noch Orgel wollten erscheinen. Ich wartete — und wartete immer vergebens. Da brach der junge Tag an, und mit schweren Seufzern mußte ich meinen Posten aufgeben und mich heimwärts schleppen. Ein Fieber war die Folge dieses ersten unglücklichen Versuchs. Die gewaltige Aufregung, die Frische der

Nachtluft in dem Thale hatten mir's angethan, und Wochen lang mußte ich auf dem Siechbette liegen bleiben, gepflegt von mitleidigen Händen. Doch mein Unternehmen hatte ich nicht aufgegeben. Ich durfte und wollte es nicht aufgeben, denn nichts bewies die erlebte Erfolglosigkeit der vergangenen Johannisnacht. Erschien der gespenstische Mönch mit seiner goldnen Orgel doch nur alle sieben Jahre auf der Erde, und das siebente Jahr konnte nun just das folgende sein! Und wenn ich noch sechs volle Jahre hätte warten müssen, ich beschloß zu bleiben! Hatte doch Jakob zweimal sieben Jahre um Rahel gedient, warum sollte ich nicht die Hälfte dieser Zeit daran wenden, um zu meinem goldnen Ziele zu gelangen?"

Abermals hielt der Erzähler inne und stärkte sich durch den Rest des Inhalts der Kanne, dann fuhr er fort:

„Wieder erschien der Johannistag und wieder erging es mir wie das erste Mal; ich erlebte nichts! Und also geschah es noch zwei weitere Jahre. Unter der Zeit hatte sich unser Dorf wieder tüchtig gehoben, die Kirche war hergestellt worden und meine Fertigkeit im Spielen hatte sich bedeutend vermehrt. Mit Zuversicht glaubte ich dem Gelingen meines abenteuerlichen Unternehmens entgegenschauen zu dürfen. In der Nacht des fünften Johannistages, den ich im Eußersthal erlebte, lag ich wieder auf dem alten Fleck, auf dem moosigen Abhange unter den Kiefern, doch im Gegensatz zum ersten Male ruhig und auf Alles gefaßt. Es war eine dunkle Nacht und nicht das Geringste vermochte ich zu unterscheiden. Da schlugen plötzlich sonderbare, zauberhafte Töne an mein Ohr. Auf dem Sumpfe tauchte eine Helle auf und dort — mitten in dem bleichen Lichtschimmer stand die goldne Orgel, umgeben von allerlei buntgeschmückten Figuren, Englein und anderen Zierrathen. Ein Mönch mit fahlen, hohlen Zügen saß vor den Tasten und eine wundersame Musik, wie ich sie nie gehört, entstieg leise den goldenen Pfeifen und Röhren und durchzog die Luft, allerlei fremdartige Echos weckend in Thal und Wald!"

Der Erzähler war aufgesprungen. Seine großen dunklen Augen glühten, sein bleiches Gesicht hatte sich geröthet, und mit fieberhafter Hast sprach er weiter, Graupner, dem es ganz sonderbar und unheimlich zu Muthe wurde, dabei krampfhaft bei der Hand fassend.

„Ich hatte also soweit mein Ziel erreicht. Es war kein Märchen, die Geschichte von der goldnen Orgel. Da stand sie vor mir mit ihrem gespenstischen Spieler, leibhaftig wie Ihr selbst. Einige Augenblicke

blieb ich starr, dann aber sprang ich auf und mir zuraunend: „In Gottes Namen voran!“ schritt ich auf die Erscheinung zu, keinen Blick von ihr abwendend. Der Mönch wandte langsam das fahle, knochige Gesicht zu mir hin und schien mir zu winken. Durch Schilf und Rohr schritt ich voran. Und siehe da! — der sumpfige Boden ward fest unter meinen Füßen, und ungefährdet erreichte ich das kostbare Werk. Ach wie sehnsüchtig schaute ich nach den goldenen Pfeifen, die in dem matten Lichtschimmer so zauberhaft glänzten und funkelten! Die Töne waren verstummt und der gespenstische Spieler hatte mir schon Platz gemacht. Ich weiß nicht, wie es geschah — ich saß an seiner Stelle, meine Hände berührten die kalten beinernen Tasten des Instruments, während meine funkelnden Augen sich nicht von den goldenen Schätzen, die bald mein eigen sein würden, so dachte ich, trennen konnten. Jetzt begann ich zu spielen. Doch ich war verwirrt; mein Herz, mein Sinn war von dem Golde geblendet und ich fühlte mich unfähig, das Instrument zu regieren. Mit Gewalt nahm ich mich zusammen und präludirte so gut wie ich konnte. Jetzt traf mein Blick die gespenstische Gestalt neben mir. Mein Blut gerann, eiskalt lief es mir den Körper herab, denn der Mönch schaute mich mit seinen starren Augen durchdringend an, während seine bleichen Lippen sich unmerklich zu einem mitleidigen Lächeln verzogen. Unbeholfen, hölzern war mein Spielen und matte Töne und Weisen entstiegen den goldenen Pfeifen; je mehr, je fieberhafter ich mich anstrengte, je weniger wollte es mir gelingen, auf der Orgel hervorzubringen, was ich unter anderen Umständen wol hätte hervorbringen können. Mein Herzschlag stockte; jetzt unternahm ich einen letzten verzweifelten Versuch. Doch nur schrille Töne wurden laut. Da erhob der Mönch langsam und drohend den Arm. Das Licht erlosch plötzlich, und ein Sausen ging über die sumpfige Wasserfläche, das gewaltig anschwoll, mich emporhob und in das nasse Schilf schleuderte. Dann vergingen mir die Sinne. Was weiter geschehen, weiß ich nicht!“

Erschöpft hielt der Erzähler inne, und von dem lautlos und aufs Höchste aufgeregt horchenden Kapellmeister ablassend, warf er sich auf den Schemel zurück, mit dem Rücken sich an den Schreibtisch lehnend und den Schweiß abtrocknend, der während des letzten Theiles seiner unheimlichen Mittheilung ihm Stirn und Gesicht reichlich bedeckt hatte.

Auch Graupner mußte aufstehen, und um seine nicht geringe Aufregung zu bekämpfen, einigemal in der kleinen Stube auf- und abgehen. Die Erzählung des fahrenden Gesellen hatte ihn in mehr als

einer Hinsicht tief ergriffen. Wenn er auch einen seltsamen abenteuerlichen Menschen vor sich hatte, so mußte er doch an die Wahrheit des Gehörten glauben, denn es waren ja eigene wirkliche Erlebnisse, so wundersam sie auch klangen, die sein Gast ihm erzählt — und in so ergreifender Weise erzählt! Der Fremde hatte sich endlich wieder erholt und mit dem früheren kecken und sichern Blick schaute er den noch immer aufgeregt und sinnend umherwandelnden Kapellmeister an, sprechend:

„Ihr zweifelt wol immer noch an der Wahrheit des Gehörten? Wahrheit ist es, was ich Euch erzählt, traurige Wahrheit! Ich wollte, das Abenteuer wäre anders, glücklicher abgelaufen, dann brauchte ich Euch nicht damit zu plagen. Doch hört meinen Bericht nur zu Ende und was ich Euch weiter noch zu sagen habe."

Nachdem Graupner sich wieder gesetzt, fuhr der Andere fort:

„Am Tage nach jener entsetzlichen Nacht fanden mich nur durch einen Zufall einige Bauern bewußtlos in dem Röhricht des Sumpfes, fast bis an die Schultern im Schlamme steckend. Wäre dies nicht geschehen, so hätte ich meine Kühnheit mit dem Leben gebüßt! Ich erholte mich glücklicherweise bald von dem gehabten Schreck und Unfall und überlegte, was nun weiter zu thun sei. Von dem Vorhandensein des goldnen Schatzes hatte ich mich hinlänglich überzeugt, und ich mußte jetzt auf sichere Mittel sinnen, ihn zu heben. Ich hatte ja volle sieben Jahre Zeit dazu. Bald wußte ich, was ich thun müsse, um zu dem so heiß ersehnten Ziele zu gelangen. Ich mußte mir entweder eine außergewöhnliche Fertigkeit auf der Orgel aneignen oder — einen tüchtigen wirklichen Meister auffinden, der Willens sei, mit mir das Abenteuer nach sieben Jahren aufs Neue zu bestehen, dann den goldenen Lohn mit mir zu theilen. Zu Ersterem fühlte ich weder die rechte Kraft, noch die rechte Lust in mir, und so entschloß ich mich denn zu dem zweiten Mittel. Ich verließ meinen traurigen Aufenthalt in dem Dorfe und wanderte wieder als fahrender Musikant hinaus in die Welt, den Meister zu suchen, der im Stande sei, das seltene goldne Instrument würdig zu traktiren. Ich zog nach Frankreich, nach Paris, fristete mein Leben so gut es gehen wollte, und wo ich von einem tüchtigen Orgelspieler vernahm, eilte ich hin, um ihn zu hören. Ich lernte große, gewaltige Organisten kennen, doch schien mir hier Dieses, dort Jenes zu fehlen, was mir jedesmal eine Hauptsache dünkte. So prüfte und wählte ich fort und fort, ohne zu irgend einem Entschlusse kommen zu können. Von Frankreich zog ich nach Italien, von Stadt zu Stadt, von Kirche zu

Kirche, bald bettelnd, bald musizirend. Jahre vergingen, ohne daß ich fand, was ich so sehnsüchtig suchte. Endlich wandte ich mich wieder nach Deutschland. Auch hier hörte ich vortreffliche Spieler, doch nimmer einen wie ich ihn brauchte. Die Zeit ging zu Ende, und verzweifelnd trat ich den Heimweg an, fest entschlossen, nochmals selbst mein Heil zu versuchen, das Geträumte zu erringen oder — unterzugehen. Da führte mich mein Geschick hierher und in Eure Kirche. Und hier, wenige Tage vor Ablauf der letzten Frist, finde ich in Euch den Meister, den ich sieben lange Jahre vergebens gesucht. Hier bin ich nun und frage Euch, wollet Ihr mit mir das Abenteuer, das ich seit so langen Jahren vorbereitet, dessen Gelingen mir durch Eure Kunst vollständig gesichert erscheint — wollet Ihr es mit mir bestehen, um den hohen goldenen Lohn?"

„Es sei, ich ziehe mit Euch!" — sagte Graupner, nachdem er lange in tiefem Sinnen dagesessen, „und sei es nur, um das Wunderbare, was ich von Euch vernommen, leibhaft zu sehen und zu hören! Ich will das Abenteuer bestehen, und kann ich die Kunst vollbringen, was Ihr erwartet — so soll es an mir nicht fehlen!"

„Topp!" rief der Fahrende mit vor Aufregung heiserer Stimme und rasch in die dargebotene Rechte des Kapellmeisters einschlagend, „Ihr werdet schon vor dem gespenstischen Orgelspieler bestehen. Als Lohn verlangt Ihr dann kecklich die goldenen Pfeifen, und Beide sind wir geborgen auf Lebenszeit!" —

Noch lange sprachen die beiden Männer zusammen über das sonderbare Unternehmen, bis sie sich endlich nach Mitternacht trennten. Der fremde Musikus brachte die Nacht im Lehnstuhle der Studirstube zu, und am andern Morgen saß er vor der von Graupner rasch vollendeten Partitur, eifrigst beschäftigt, die Stimmen für die Instrumentalisten und Vokalisten auszuschreiben. Es war Beiden als eine gar günstige Vorbedeutung erschienen, daß gerade dieser letzten Komposition vor dem großen Unternehmen Worte des Evangeliums „vom reichen Fischzug" zu Grunde lagen. Sobald Graupner es hatte wagen können, war er zum Landgrafen Ernst Ludwig, seinem allergnädigsten Herrn, gegangen, um ihn um sofortigen Urlaub zu einer Reise in Familienangelegenheiten zu bitten, welches Gesuch ihm denn auch von dem Fürsten gewährt worden war. Dann kehrte der Kapellmeister in seiner Musikstube im Schlosse ein und übertrug dem fürstlichen Konzertmeister die Leitung der Musik für den folgenden fünften Sonntag nach Trinitatis, mit dem Bemerken, daß ihm Partitur und Stimmen der aufzuführenden Komposition

noch heute zugestellt werden würden. Jetzt hatte er aber den letzten und schwersten Gang vor sich, nämlich zu dem fürstlichen Kabinetskassirer, denn ohne Geld war die mehrtägige Reise nach der Pfalz nicht wohl auszuführen. Doch auch dieser Gang war von bestem Erfolg gekrönt, denn nach allerlei bedenklichen und bedächtigen Worten und unter verschiedentlichen schweren Seufzern hatte Herr Grummelbach, also hieß nämlich der Vielvermögende, seine gewaltige eiserne Truhe aufgeschlossen und mit tiefhinein langendem Griffe vom Boden des festen Behälters ein Päckchen mit zwanzig Brabäntern hervorgebracht und solche dem wahrhaft anfathmenden Musiker eingehändigt.

Jetzt stand der wichtigen Reise kein Hinderniß mehr im Wege. Zu Hause versorgte Graupner sein Weib mit dem nöthigen Gelde, damit sie die Haushaltung für die Zeit seiner Abwesenheit führen könne, seine eigenen Taschen aber mit den klingenden und sonstigen Bedürfnissen für die Reise, als einem Dutzend blanker Kronenthaler und etwelchen Schnitten Wildpretpastete, so ihm sein Gönner, der landgräfliche Hofküchenmeister — natürlich auf Kosten seines fürstlichen Herrn — verehrt und zugesteckt. Dann nahm er zärtlichen Abschied von Weib und Kind, eine baldige, recht frohe Heimkehr versprechend, und vieles und seltenes Glück in Aussicht stellend. Die arme Frau blickte zwar bei solchen ihr unerklärlichen Reden zweifelnd und recht traurig drein, doch hatte sie immer Vertrauen zu ihrem Gatten gehabt, und seine frohe und zuversichtliche Miene konnte sie nur in ihrem Glauben bestärken. So ließ sie ihn denn endlich ziemlich beruhigt und von ihren Segenswünschen begleitet ziehen, und vollständig für die gar weite Reise vorbereitet und ausgerüstet verließ der fürstliche Kapellmeister am Nachmittag Haus und Wohnung, um seine abenteuerliche Fahrt anzutreten.

III.

Die St. Johannisnacht.

Den fahrenden Gesellen hatte Graupner, um Aufsehen zu vermeiden, vorausziehen lassen; vor der Stadt holte er ihn ein, und vereint wanderten beide Männer weiter, die Bergstraße entlang und der Stadt Heidelberg zu. Der fremde Musikus erwies sich nunmehr als ein gar lustiger Patron. Er kehrte fleißig in den Schenken am Wege ein und labte sich nach Herzenslust an dem kostbaren Weine des Landes. Jetzt, wo er sein unheimliches Unternehmen für gesichert halten konnte

und sich am Ziele seiner goldenen Wünsche sah, meinte er, daß es auf einen Brabänter mehr oder weniger nicht ankomme; bald würde ja Geld in Menge die Taschen füllen und sie Beide reicher denn alle Musikanten der Erde sein. Dann aber wolle er ein lustiges Leben führen und besonders den goldenen Wein, den er über Alles schätze und liebe, hoch in Ehren halten.

Solche Gespräche erfreuten den würdigen Kapellmeister nicht allzu sehr, und doch konnte er dem so lustig gewordenen Gesellen nicht recht gram sein, erzählte derselbe doch auch wieder allerlei drollige Stücklein von Musikanten und Organisten, die Graupner gar nicht übel behagen wollten.

Also plaudernd verkürzten die beiden Männer ihre lange Wanderschaft. Bei der Stadt Mannheim ließen sie sich über den Rheinstrom setzen, und zogen dann den Bergen der Pfalz, des alten Wasgaues zu. Mehrere Tage vergingen und absichtlich richtete der fahrende Geselle es also ein, daß sie erst am Tage vor Johanni in der Nähe des Sülzbacher Thales anlangten, wobei er vorsichtig vermied, dasselbe von der Seite des Dorfes Ramberg zu betreten. Je näher sie jedoch dem Ziele der Fahrt kamen, desto ernster wurde der fahrende Geselle. Seine großen Augen begannen wieder unheimlich und unruhig zu leuchten und umherzuschauen, und seine Züge, die sich auf dem Wege stets heiter und leichtgeröthet gezeigt, nahmen wieder ihre frühere Blässe an. Auch Graupner war ernst und still geworden; wußte er doch nicht, wie das seltsame Abenteuer, in das er sich so unwillkürlich eingelassen, für ihn und überhaupt endigen würde.

Im tiefen Walde, bei einer kleinen verlassenen Hütte, einem ehemaligen Wildwärterhäuschen, das ein gewaltiges, zerfallenes hölzernes Kreuz zierte, wol als Zeichen einer geschehenen Mordthat oder eines Unglücks, machten beide Männer Halt und ruhten von den letzten zurückgelegten Wegestunden aus, sich zugleich stärkend und vorbereitend auf die etwaigen Vorkommenheiten der Nacht. Doch weder der unterwegs eingekaufte Wein, noch sonstiger Imbiß wollte munden. Ein jeder von ihnen war in seiner Weise zu sehr aufgeregt, und mit den Gedanken an das, was nun kommen würde, beschäftigt, wozu auch wol hinlängliche Ursache vorhanden war.

Es war ein trüber Tag, Wolken bedeckten den Himmel und bald hüllte die Dämmerung den dichtbewachsenen Waldplatz ein. Graupner mahnte zum Aufbruch, weil es ihn drängte, den Ort, wo sich das

Wunderbare ereignen sollte, noch beim Lichte des Tages schauen zu können. So machten Beide sich endlich wieder auf den Weg, und nach kurzer, etwa einstündiger Wanderung traten sie auf einen mit gewaltigen Kiefern bestandenen moosigen Abhang, der in ein kleines, an drei Seiten von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossenes Thal führte.

Der fahrende Geselle warf sich auf den weichen Boden nieder und sein glühender Blick, womit er in das Thälchen schaute, seine heftig arbeitende Brust kündeten Graupner genugsam an, daß sie am Ziele ihrer Wanderung seien. Auch dem Kapellmeister wurde es recht sonderbar ums Herz und schwer, ja sogar ein wenig bänglich, schaute er in die Gegend hinaus, die in trübem abendlichen Dämmerschein sich seinen Blicken zeigte.

Just vor ihm, im Kessel des Thales, lag der gespenstische See, ein stilles sumpfiges Wasser, rings von einem breiten dichten Gürtel von hohem Schilf und Röhricht umgeben. Den Namen See verdiente es nicht — es hätte denn in früherer Zeit von größerem Umfang sein müssen. Eine Menge Wasserpflanzen bedeckten noch seine Oberfläche, die ruhig und unbeweglich schien. Seitwärts schauend sah Graupner die gewaltigen, hoch emporragenden Trümmer der alten Abtei, fast die ganze Breite des Thales einnehmend, die, von einer düstern über ihnen lagernden Wolke beschattet, jetzt schon wie in tiefes Dunkel gehüllt erschienen. Durch die oberen Theile der byzantinisch gewölbten Fenster des Chors, durch Mauerrisse und Lücken, blickte jedoch noch in matter Helle der ferne wolkenlose Abendhimmel, wodurch die Düsterheit des Vorgrundes noch vermehrt wurde. Auch vermochte man noch zu erkennen, daß sich das Thal hinter der Abtei erweiterte, und einige zerfallene Hütten, wie die Ruinen einer kleinen Kirche deuteten auf eine frühere, wol durch die letzten Kriege vollständig zerstörte Ortschaft, die bis jetzt noch nicht wieder zu neuem Leben hatte erstehen können. Dies war der Schauplatz, auf dem sich so Wunderbares begeben sollte.

Zweifel begannen nun wieder in Graupner aufzusteigen, da er sich an Ort und Stelle befand. Doch wurden sie durch einen Blick auf seinen Gefährten sofort wieder verscheucht. Dieser lag am Boden, mit glühenden Blicken nach einer Stelle des sumpfigen Wassers schauend, und seiner heftig arbeitenden Brust entrangen sich einzelne, heiser tönende Worte und Reden.

„Dort — sah ich sie — vor sieben Jahren! — Dort, über den Wassern stand sie — von purem — lauterem Golde, die versunkene

Orgel! — Ich sah sie — ich konnte sie fassen, und — sie entging mir doch! Verflucht!" —

Ein ernstes strafendes Wort des Kapellmeisters hemmte diesen gewaltsamen fieberhaften Erguß eines gierigen Herzens.

„Hierher zu mir!" rief der Andere darauf, seine langen grauen Haare unwillig schüttelnd. „Jetzt ist keine Zeit mehr zum Predigen und Moralisiren. Wir müssen ihn erlangen, den goldenen Schatz, nur darauf laßt uns denken, nur darüber reden. Legt Euch zu mir auf das weiche Moos, damit wir nochmals genau festsetzen, wie wir es beginnen und dann halten wollen."

„Darüber ist nicht viel zu reden und festzusetzen. Erscheint das goldene Wunderwerk wirklich in dieser Nacht, wie Ihr es angegeben, so will ich mit Gottes Hülfe wagen es zu spielen, wenn seine Tasten überhaupt unter Menschenhänden erklingen, und weder der Blick des gespenstischen Mönches soll mich irre machen, noch irgend andere spukhafte Erscheinungen. Ich will meine Gedanken nur meiner Kunst und dem dort oben zuwenden, wie ich es thue, wenn ich auf meiner Orgel daheim in der Kirche spiele."

Also sprach der Kapellmeister ruhig und warf sich auf den Boden nieder. Und der Andere entgegnete hastig:

„Und habt Ihr sie gespielt, die goldene Orgel, und habt Ihr vor dem gespenstischen Mönche — mit dem starren, tödlichen Blick — Eure Meisterschaft dargethan, dann verlangt Ihr die goldenen Pfeifen alle! — alle, ohne Ausnahme! — Und wir theilen sie redlich, nach Uebereinkunft; nicht wahr?"

Graupner antwortete auf diese, von glühenden gierigen Blicken begleitete Rede nur durch ein bejahendes Kopfnicken. Er dachte dabei an Weib und Kinder, und daß er wol einen Lohn verlangen könne, wenn die gespenstische Erscheinung überhaupt einen solchen zu gewähren habe. Beide Männer verfielen hierauf, ihren wol verschiedene Wege wandelnden Gedanken nachhängend, in das frühere Schweigen.

Stunden vergingen. Der Himmel verdunkelte sich über der Gegend immer mehr und hüllte bald Thal und Sumpf in düstere Schleier, während der ferne Horizont noch in matter Helle erschien. Auf ihm traten die Ruinen der Abtei in seltsam geformten Umrissen rabenschwarz hervor, wodurch die Unheimlichkeit des Ortes nicht wenig erhöht wurde. Ein Wetter schien sich zu nähern, denn ein scharfer Luftzug durchfuhr, stärker werdend, das Thal. Immer mächtiger bewegten sich die Aeste

und Kronen der gewaltigen Kiefern, also daß ein eigenthümliches Singen und Rauschen über den Häuptern der beiden Männer laut wurde. Bald klang es zischend und in aufsteigend tönender Weise, bald tief und gewaltig, wie fernes, herannahendes Sturmgebraus. Ruhig und bewegungslos lag der fahrende Geselle am Boden, sich nicht kümmernd um das, was um und über ihm vorging; doch wandte er keinen Blick von dem spukhaften Sumpf zu seinen Füßen ab, während Graupner, tief erregt, dem Tönen und Rauschen des Windes und der Bäume lauschte, mehr denn einmal wähnend, daß diese ihm fremde und so ergreifend klingende Musik von der erwarteten spukhaften Orgel herrühre.

Doch die ersehnte Stunde war noch nicht da. Die Zeit bis Mitternacht verstrich langsam. Das drohende Wetter hatte sich verzogen, und endlich ließ der Wind nach; er hatte den Himmel von den über dem Thale hängenden Wolkenmassen reingefegt, und hinter den bewaldeten Spitzen der Berge erschien der Mond und warf sein bleiches Licht nach und nach über das ganze Thal. Wahrhaft gespenstisch erschienen nun die Klosterruinen in der so eigenthümlichen, bleichen Mondbeleuchtung, während andere Theile der Trümmer in tiefem, unheimlichem Dunkel blieben. Auf der stillen Wasserfläche, durch das einzelne Röhricht und zerstreute Blätterwerk, tauchte ein silbernes Glitzern und Blinken auf, als ob die Pfeifen des erwarteten kostbaren Werkes endlich, nach langjährigem Schlummer aus der Tiefe zu Tage treten wollten. Doch nichts erfolgte. Still und ruhig blieb es auf dem Wasser und im Thale, selbst das Rauschen der Kiefern war zu kaum hörbarem Flüstern herabgesunken.

Graupner, der anfänglich von dem neuen, überraschenden Bilde, das sich ihm bot, wahrhaft gefesselt worden war, wandte nun den Blick nach seinem Gefährten hin und schrak zusammen über dessen Aussehen. Zugleich begann das Rauschen und Tönen wieder, doch diesmal eigenthümlicher, reicher und harmonischer. Der fremde Geselle lag gekrümmt auf der Erde, den Oberleib nach dem Sumpfe hingestreckt. Sein Mund war weit geöffnet, seine großen glühenden Augen traten fast aus ihren Höhlen hervor und schienen den Anblick, der sich ihnen bieten mochte, verschlingen zu wollen. Endlich hob er den rechten Arm und nach dem Sumpfe deutend, keuchte er mit heiserem Flüstern:

„Dort! — dorthin sieh!“ — —

Graupner wandte den Blick nach der Stelle. — O Wunder! — Da war die spukhafte, gespenstische Erscheinung, wie der Fahrende sie ihm beschrieben hatte! —

In einem Lichtkranze, der golden gegen den bleichen Schein des Mondes abstach, schwebte auf der Wasserfläche des Sumpfes die gespenstische Orgel. Die goldenen Pfeifen, groß und klein, erglänzten zauberhaft in der doppelten Beleuchtung. Bunte Gestalten umgaben das Werk als Zierrath. Auf der einen Seite, beim Basse, stand eine Figur in Lebensgröße in altem kriegerischen Gewande, eine Tuba in den Händen haltend und blasend.



Das Märchen der Johannisnacht.

Graupner erkannte in ihr sofort den gewaltigen Waffenträger des Moses und Heerführer der Israeliten Josua, der durch den Schall seiner Trompeten die Mauern Jericho's gestürzt. Und auf der anderen Seite, beim Diskant, stand König David in reichem Kleide, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem goldenen, zierlichen Saitenspiel im Arm. Allerlei Englein, verschiedene Instrumente haltend und gleichsam spielend, umgaben das goldene Werk von allen Seiten und verliehen ihm ein so überaus köstliches Ansehen, daß das Herz des ehrlichen Musikers und Organisten vor staunender Freude erbebte.

Doch vor dem kleinen Manuale saß ein Mönch, den beiden Männern zur Hälfte den Rücken zuwendend, und ließ die Finger langsam und leicht über die Tasten gleiten. Sein Antlitz, soweit es zu sehen war, zeigte knochige Umrisse und erschien, vom Monde hell beleuchtet, von fahler, entsetzlicher Blässe. Tief in seiner Höhle lag das Auge, das auf die Tasten niederschaute, und ein Kranz von grauen Haaren umrahmte den nackten Schädel.

Gebannt von der wundersamen Erscheinung, vermochte der Musiker anfänglich nicht auf das Tönen und Singen des goldenen Werkes zu horchen. War er auch nicht so furchtbar aufgeregt, wie sein bleicher Gefährte, welcher, einer Schlange gleich sich windend, dem gespenstischen goldenen Orgelwerk sich zu nähern suchte und dasselbe mit unbeschreiblich gierigem Ausdruck seiner glühenden Augen anstarrte, so fühlte er doch auch sein Blut, seinen Herzschlag fast stocken, und wie ein kalter Schauer ihn überkam und schüttelte. Endlich aber vermochte er sich in etwas zu sammeln, und nun sog sein Ohr gierig ein, was da so wundersam tönend und singend die Luft durchzog.

Es war kein gewöhnliches und kunstreiches Orgelspiel, was er vernahm; es waren keine Töne, wie er sie bis jetzt von diesem königlichen Instrumente, noch von irgend einem andern gehört. Es war ein tönendes Säuseln, als ob eine milde Frühlingsluft durch die wohlgestimmten reichen Saiten einer Harfe führe, bald stärker bald schwächer, bald rascher bald langsamer. Darein erklang ein sanftes Flötenspiel, doch in Graupner unbekannten Intervallen; und andere Klangfarben vernahm sein geprüftes Ohr, die er keinem der ihm bekannten Register zuerkennen konnte. Es war schier, als ob Frühlingsluft und Mondenschein, Bäume und Gräser um die Wette flüsterten, tönten und zusammen musizirten. Dann wieder ertönte ein tiefes Rauschen, bald steigend, bald fallend, als ob die Quellen und Felsen der Erde auch mitsingen und klingen wollten. Doch wurden alsdann die Töne und Harmonien ernster und klagender. Das tiefe Rauschen glich schwerem Seufzen und Stöhnen, wie sie sich belasteter Menschenbrust entringen, während das Jubiliren der Oberstimmen in ein mitfühlendes Weinen und Klagen überging, bis endlich all dieses wehe Tönen und Rauschen, dies bange Flüstern und Singen, sich wieder in die früheren, wunderbaren Harmonien auflöste. Es war dem hochaufhorchenden Musiker nicht anders, als hörte er ein himmlisches Konzert, aufgeführt von den lieben Englein dort oben und dem Saitenspiel seines Patrons, des Sänger- und Harfenkönigs David.

Wie gebannt, fest gezaubert saß er auf seinem Platze und horchte mit gefalteten Händen dieser so himmlischen Musik, nicht achtend auf das heisere, heftige Flüstern seines Gefährten, der ihn drängen wollte, durch Worte und Geberden ihm andeutete, zu dem Wasser, dem goldenen Werke, hinunterzusteigen, ehe es verschwinde — es zu spät dazu sein würde.

Jetzt ruhten die Hände des gespenstischen Mönches, und während die letzten Töne und wundersame Harmonien langsam die Luft durchzitterten, wandte er das bleiche Gesicht den beiden Lauschern zu und seine Augen schienen eine Aufforderung zum Näherkommen auszudrücken.

Mit einem aus tiefster Seele kommenden „Mit Gott!“ erhob sich nun in rascher Bewegung Graupner. Begeisterung, nie gekannte, himmlische Begeisterung für seine hohe und schöne Kunst war mit dem Gehörten in sein Herz eingezogen und erfüllte mächtig sein ganzes Wesen, zugleich das brünstige Verlangen, das kostbare seltene Werk zu spielen. Festen Schrittes, während sich der Brust seines Gefährten ein keuchendes, freudiges Athmen entrang, stieg er den Abhang hinunter, und ging, die Seele voll Glauben an die Wahrhaftigkeit der Erscheinung, auf das Röhricht des Wassers zu. Und siehe da! zu beiden Seiten bog sich das Schilf auseinander, und sicher wandelte sein Fuß auf der Wasserfläche, als ob es ein fester, weicher Boden gewesen wäre.

Schon hatte der gespenstische Mönch sich von seinem Sitz erhoben. Ohne ihn anzuschauen und zu beachten, setzte sich Graupner an die leere Stelle vor das Manual und legte die kundigen Finger auf die zierlichen beinernen Tasten des Werkes. Wie schaute ihn der bunte König David mit seiner goldenen Harfe so freundlich an! Der Musiker vermochte nicht den Blick von der Figur abzuwenden, und aus tiefster Seele betete er zu dem königlichen Musiker, den er ja sein ganzes Leben lang als Patron so hoch in Ehren gehalten, ihm diesmal beizustehen. Es schien, als ob die todte, geschnitzte Gestalt sein Bitten und Beten vernähme, denn ihre Züge dünchten Graupner immer freundlicher und aufmunternder zu werden, und nur sie im Auge haltend begann er sein Spiel.

Wie senkten und hoben sich die Tasten unter seinen Fingern! Doch, nicht kam zu Gehör, was Graupner nach seinem Spielen zu hören erwartete. Alle kunstreichen und schönen Formen und Harmonien, durch die er sein begeistertes Fühlen und Denken verkörpern wollte, gingen auf in einem Tönen und Singen der Orgel, das gar seltsam und wunderbar klang, und sein Herz, sein ganzes Wesen aufs Mächtigste ergriff und hob. Es war, als ob sein eigenstes Empfinden, alles Frohe

und Schöne, was ihn erfüllte, zu Tönen und Klängen werde, die in keinem Zusammenhang mit dem künstlichen Werke, unmittelbar aus seinem Herzen als schönste, himmlische Musik emporstiegen. Das klang und jubilirte durch die Lüfte, durch die Wipfel der Bäume des Waldes, als ob die ganze Erde in Freud und Lust aufgehen wollte, genau so, wie es sein Herz empfand. Immer erregter, freudiger spielte Graupner, mit Ohr und Seele lauschend auf sein Musik werdendes, inneres Leben. Immer lustiger schienen die dem König David zunächst sitzenden Englein zu musiziren; immer zufriedener schaute ihn der königliche Harfenspieler an, von dessen edlem Antlitz Graupner den Blick nicht abzuwenden vermochte und dessen freundliches Lächeln und Nicken immer neue Quellen der Freude in seinem Herzen hervorzauberten, die sofort in dem wunderbarsten und herrlichsten Tönen und Singen des von dem wackeren Meister gespielten Werkes aufgingen.

Doch die Zeit verstrich. — Plötzlich fühlte Graupner eine eisigkalte Berührung seiner Schulter, und wie er den Kopf wandte, blickte er in das bleiche Antlitz des gespenstischen Mönches. Der starre Blick schien Zufriedenheit aussprechen zu wollen und zugleich die Aufforderung, daß der Spieler nunmehr seinen Lohn verlangen solle. Also dünkte es Graupner. Und auch dem dort auf dem Rasen, ganz nahe dem Schilf des Wassers kauernden Gesellen mußte es also dünken, denn vom Lande erklangen die mit gieriger Hast und heiserem Tone hervorgestoßenen Worte: „Die goldenen Pfeifen verlange! die goldenen Pfeifen!“

Doch Graupner hörte die Worte nicht. Sein Herz war zu freudig erregt durch die himmlische Musik. Er ließ ab von den Tasten des Werkes und kühn dem Mönche in das bleiche Antlitz schauend, sprach er:

„Wenn ich denn etwas für mein Spielen verlangen darf, und Ihr mir es geben könnt und wollt, so bitte ich Euch um meinen Patron, den König David dort!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als vom Lande her ein entsetzlicher, mit heiserer, keuchender Stimme hervorgestoßener Fluch ertönte, worauf ein dumpfer Schlag erfolgte, als ob ein schwerer Gegenstand in das Wasser des Sumpfes gefallen.

Zugleich erhob sich ein Stürmen und Brausen, das im Augenblick zur gewaltigen Windsbraut anschwoll, die wirbelnd den erstarrenden Graupner erfaßte und mit furchtbarer Gewalt danieder warf, also daß es Nacht vor seinen Augen wurde und die Sinne ihm vergingen.

IV.

Der König David.

Hoch am Himmel stand die Sonne und sandte ihre warmen Strahlen herab in das kleine Thal, als Graupner aus tiefem Schlaf erwachte. Er befand sich an derselben Stelle, wo er sich am Abend niedergeworfen, auf dem moosigen Abhange unter den Kiefern. Vor ihm lag der Sumpf mit seinem Schilf und Blätterwerk, und seiner stillen, trüben Wasserfläche. Zur Seite erblickte er, von der Sonne golden beschienen, die Klosterruinen, während hinter denselben das Thal sich zu einem frischen, grünen Wiesengrunde erweiterte. Erstaunt richtete sich der Kapellmeister auf, und seine Augen reibend und um sich blickend, suchte er gewaltsam seine Gedanken zu ordnen. Alles Wunderbare, was er erlebt und gesehen, war wol nur ein Traum gewesen? Also war sein erstes Denken. Dann sah er sich nach seinem Gefährten um, doch dieser war nicht mehr da. Er konnte indessen nicht fern sein, denn dort, im Grase, nicht weit von ihm, lag sein Stock und sein kleines Hütchen. — Jetzt traten alle seltsamen Begebenheiten der vergangenen Nacht wieder lebhaft und klar vor seine Seele. Dort hatte die spukhafte goldene Orgel gestanden, die er gespielt, dort hatte ihn die Windsbraut ergriffen, emporgehoben, höher, immer höher, bis — in den blauen Himmel hinein, und dort oben war der kunstreich geschnitzte König David, den er an der Orgel gesehen und so kecklich von dem gespenstischen Mönche zu Eigen verlangt, zu ihm getreten. Er hatte ihm sein Saitenspiel gereicht, das aus purem Golde gewesen, auf dem er dann fort und fort gespielt! — ach, so herrliche, wunderbare Liedlein, bis — er erwacht! — Ja, er hatte geträumt; es war nicht anders, es konnte nicht anders sein! War er doch erwacht auf derselben Stelle, wo er sich am Abend niedergelegt! Und doch stand auch wieder der Anfang seines seltsamen Erlebnisses so klar und lebendig vor seiner Seele — noch immer wähnte er die wunderbaren Töne und Harmonien der goldenen Orgel zu hören — daß er an die Wirklichkeit des Erlebten glauben mußte. Wer konnte ihm Gewißheit geben, all diese Räthsel lösen? — Nach einer Weile tiefen, doch fruchtlosen Sinnens, erhob sich endlich Graupner und begann laut seine Stimme durch Thal und Wald ertönen zu lassen, um seinem Gefährten ein Zeichen zu geben, ihn wenn möglich herbeizurufen. Doch nur das schwache Echo der Bergwände antwortete ihm, und still blieb es im Thale wie auf den Abhängen.

Recht ängstlich begann nun der Kapellmeister um sich zu schauen. Da erblickte er an einem Ende des Sumpfes, nach den Ruinen der Abtei zu, mehrere Gestalten, die bei dem Röhricht beschäftigt schienen. Rasch nahm er Hut und Stock, schob seine lederne Tasche auf den Rücken und schritt auf die Stelle zu, wo er die Leute entdeckt. Je näher er kam, je deutlicher vernahm er Stimmen, die in ihm unverständlichen Lauten wirr durcheinander schrieen und sprachen. Jetzt hatte er die Gruppe erreicht. Es war ein altes, zerlumptes Zigeunerweib mit einem braunen, fast nackten Knaben, und dort — entsetzlicher Anblick! dort an den Ufern des Sumpfes, noch halb im Schilfe verborgen, lag die entseelte Gestalt seines Gefährten, welche die beiden Zigeuner unter lautem Kreischen und Reden vollends aus dem Wasser zu ziehen beschäftigt waren.

Die langen nassen Haare des Unglücklichen bedeckten theilweise sein auf das Fürchterlichste verzerrtes Gesicht, während auf den blauen Lippen noch der Fluch zu schweben schien, mit dem er in das Wasser gestürzt, um vielleicht in seinem gierigen Wahnsinn nach den goldenen Pfeifen zu greifen, die Graupner nicht begehrt. — Es war also kein Traum gewesen, was er erlebt, so dachte der entsetzte Musiker. Doch den furchtbaren Anblick, der sich ihm bot, vermochte er nicht zu ertragen, und erfüllt von Schauder und Entsetzen floh er den Bergen zu.

So also hatte das Abenteuer geendet, das er, wenn auch mit unbestimmten Hoffnungen, doch immer mit Hoffnungen unternommen! Es war entsetzlich, und das traurige Schicksal des armen fahrenden Gesellen schnürte dem wackeren Manne schier das Herz zusammen. Und durfte er die Leiche des Unglücklichen jetzt verlassen, sie den Händen jener Zigeuner preisgeben? Dieser Gedanke quälte ihn mehr und mehr und wurde endlich so peinigend für ihn, daß er umzukehren entschlossen war. Da stieß er im Walde auf einen Trupp Bauern, die sich eben zum Holzfällen anschickten. Das war Hülfe für den armen Mann. Er erzählte ihnen, was dort unten im Thale sich zur Stunde ereignete, und daß der Verunglückte lange Jahre Kantor des nahen Dorfes Ramberg gewesen sei. Wie staunten die Leute, da sie solches hörten! Es waren just Ramberger Bauern, die sich des Kantors wohl erinnerten und wie er vor etwa sieben Jahren heimlich auf und davongelaufen wäre. Sie ließen ihre Arbeit stehen und liegen, nahmen ihre Hacken und schlugen den Weg nach dem Thale ein, um dem Unglücklichen doch ein ehrliches Begräbniß zu besorgen, und recht getröstet setzte Graupner seinen Weg, den man ihm angedeutet, fort.

Es war eine traurige Wanderung, die der arme Kapellmeister zu vollbringen hatte, und mehrere Tage dauerte sie. Je näher er seiner Heimat kam, desto trauriger wurde es ihm ums Herz. Was sollte er nun beginnen? Der größte Theil seiner Quartalbesoldung war ausgegeben — von den vielen schönen Brabäntern, die er mit auf die Reise genommen, brachte er kaum noch einige nach Darmstadt zurück, und was hatte der geplagte Haus- und Familienvater nicht noch Alles zu bezahlen! Endlich stand er vor seiner kleinen Wohnung in der engen Schloßgasse zu Darmstadt. Da tönte ihm lauter Kinderjubel entgegen, und der Erste, der an seinem Halse emporsprang, war sein ältester Knabe, den er krank und siech vor mehr denn acht Tagen verlassen, und der ihn nun munter und gesund mit Küssen begrüßte. Wie froh wurde der Kapellmeister ob solchem Willkommen! Thränen der Freude traten ihm in die Augen, und umringt von seinen Kleinen, den Kleinsten auf dem Arme, stieg er die Treppe hinan und trat in seine stille, einfache Wohnung, wo ihn Frau und Mutter, die auch wieder so ziemlich genesen, ebenfalls aufs Herzlichste und mit den freudigsten Mienen und Worten willkommen hießen.

Alles war daheim gut gegangen, viel besser als man erwartet hatte. Der Rest der Quartalbesoldung war richtig gefallen und hatte gerade zur Miethe gereicht. Auch war noch einiges Geld für Lektionen und Kompositionen eingelaufen, und die Frau hatte als treffliche Wirthschafterin Alles eingetheilt und das Nöthigste bezahlt. So war weder Mangel noch Noth bei den Seinigen eingekehrt, wie der Musiker gefürchtet, und aus tiefstem Herzen dankte er Gott, daß er ihm so väterlich beigestanden.

Doch noch eine ganz andere Freude wartete seiner!

Nachdem die wechselseitigen Begrüßungen vorbei, der heimgekehrte Wanderer auch ein Weniges seinen Leib erquickt, sollte er denn nun auch erzählen, was er auf seiner Fahrt erlebt und ausgerichtet. Das hatte aber seinen richtigen Haken. Graupner hatte sich wol gehütet, seinem Weibe beim Abschiede Etwas von seinem abenteuerlichen Unternehmen zu verrathen, sondern ihr alle Aufklärung für seine Rückkehr versprochen. Jetzt aber, nachdem das Abenteuer so kläglich abgelaufen, konnte und mochte er nicht mehr davon reden, und doch verlangten die Seinigen Auskunft; er mußte ihnen solche geben. Der arme Musiker gerieth in wahre Bedrängniß, und fand endlich kein anderes Mittel, um sich aus dieser schlimmen Lage zu befreien, als davonzulaufen. Er beschloß

daher, sich in sein Studirstübchen zurückzuziehen, dort zu überlegen, was er sagen wolle und könne, und indem er aufstand, vertröstete er die Seinigen auf den Abend, wo er Alles erzählen würde, jetzt aber ein höchst wichtiges Geschäft beendigen müsse, das eben keinen Aufschub dulde. Damit langte er den Schlüssel zu seinem Dachkämmerchen, den er immer bei sich trug, als Schirm und Schutz seiner Kompositionen gegen den Reinlichkeitsteufel seiner gar zu gern putzenden Eheliebsten, — wie er scherzend zu sagen pflegte — und stieg die kleine Treppe hinan.

Jetzt öffnete Graupner oben die Thür seines kleinen Heiligthums und wollte eintreten. Doch anstatt vorwärts zu schreiten, machte er vor Schreck und Staunen einen gewaltigen Schritt rückwärts, während sich zugleich ein lauter Aufschrei seiner Brust entwand.

Und er hatte Ursache, vollkommene und gerechte Ursache dazu, denn mitten in seiner kleinen Stube stand in Lebensgröße der geschnitzte König David, in seinen prächtigen farbigen Kleidern und mit dem blinkenden Saitenspiel im Arme, wie er ihn bei der goldenen Orgel geschaut, und dann von dem gespenstischen Mönche zu eigen verlangt hatte.

Wer malt sein Staunen, seine Freude? Das Erlebte war Wahrheit gewesen, und hätte er die goldenen Pfeifen als Lohn verlangt, er würde sie wol auch jetzt in seiner Stube vorgefunden haben, also dachte er und schickte sich endlich an, die Schwelle seines Stübchens zu überschreiten. Doch aufs Neue fuhr er zusammen, denn just hinter ihm erklang ein neuer, lauter Aufschrei. Etwas erschrocken wandte Graupner sich um und erblickte seine würdige Hälfte, die durch den Ruf des Staunens, den ihr Gatte ausgestoßen, aufmerksam geworden und neugierig die Treppe hinaufgestiegen war, um nun, beim Anblick der prächtigen, glänzenden David'schen Figur, die ja, ohne daß sie nur das Geringste davon gemerkt, in ihre Wohnung gekommen war, ihrerseits einen gleichen Schrei der Ueberraschung auszustoßen.

Rasch zog Graupner seine Eheliebste in die Kammer, schloß die Thüre und erzählte ihr in einem Athem seine erlebten Abenteuer, ohne irgend Etwas davon wegzulassen, sich dabei fast anklagend, daß er die goldenen Pfeifen der Orgel, wegen derer er doch eigentlich ausgezogen, nicht verlangt habe. Die wackere Frau, die anfänglich staunend auf den merkwürdigen Bericht gehorcht hatte, begnügte sich indessen nicht mit dem Hören allein. Während der Musiker forterzählte, betrachtete sie sich die schöne Figur etwas näher. Sie war von Holz geschnitzt und mit bunten Farben und Gold bemalt, wie anscheinend auch die kleine

zierliche, goldglänzende Harfe. — „Herr, Du mein Gott, was ist das?“ — schrie sie urplötzlich auf, ihren gestrengen Eheherrn mitten in seinem Vortrag höchst respektwidrig unterbrechend. Dieser stand auch schon im nächsten Augenblicke neben seinem Weibe, und als er den Gegenstand ihres Staunens ebenfalls in Augenschein genommen, fehlte nicht viel, daß er einen noch lautern Aufschrei gethan hätte — wenn ihn die Frau Kapellmeisterin nicht noch zur rechten Zeit und wohlweislich daran gehindert. Denn was braucht man das ganze Haus darauf aufmerksam zu machen, wenn man in seiner eigenen Stube einen — Schatz findet!

Und so war es auch. Die glänzende Harfe des Königs David war keineswegs von Holz geschnitzt, nur vergoldet und bemalt, wie der Sängerkönig selbst; sie fühlte sich auch fest und metallig an und war vielleicht — nein ganz gewiß! — wie die Pfeifen des wundersamen Werkes — von purem Golde! — Es konnte, konnte nicht anders sein! —

— — — — — — — — — — — — — —

Und es war nicht anders. Davon hatten sich die beiden Gatten bald des Näheren überzeugt. Von lauterem Golde war die Harfe, und der Frankfurter Juwelier, dem der Kapellmeister das extra rare Stück in den nächsten Tagen höchst eigenhändig, doch auch ganz in der Stille überbrachte, zahlte ihm zweitausend blanke Kaiserdukaten dafür aus und machte bei sothanem Handel — ich wette Hundert gegen Eins! — doch noch einen ganz gewaltigen Profit!

Jetzt war Freude und Glück in der Familie des wackeren Musikers eingekehrt. Jetzt konnte er sagen und laut verkünden, daß seine Reise einer Familien- und Geldangelegenheit gegolten, daß sie gut und vortheilhaft für ihn ausgefallen sei. Und man glaubte ihm aufs Wort. —

Der Landgraf Ernst Ludwig baute zur selbigen Zeit eine neue Vorstadt zu seiner etwas engen und kleinen Residenz. Auch der fürstliche Kapellmeister Graupner erhielt einen Platz zu einem Hausbau in der neuen Straße, die anjetzt die Louisenstraße heißt. Dort baute er sich ein stattliches Haus, das heute noch steht; ein großes Studir- und Musikzimmer richtete er sich darinnen ein, und an den Ehrenplatz dieser Stube stellte er den prächtigen hölzernen David, dem er in der Stille eine neue Harfe, doch wohlweislich aus gleichem Stoffe, wie der König selbst, hatte anfertigen lassen. Und wie früher an dem gemalten Konterfei seines Patrons, des hohen Sängerkönigs, so erfreute und begeisterte sich jetzt der wackere Meister noch lange, lange Jahre an dem fast lebensfrischen geschnitzten, gar köstlichen Bilde.



Junker von Grimberg in der Tanzstunde.

Zehntes Kapitel.

Das Cäcilienfest; Konzert und Ball im Haidehause.

Nachklänge des Märchens. — Der Familienrath und die Wandlungen des wilden Jägers. — Dahlheimer Erlebnisse. — Das Festessen, der Haidehausgeist und die Tonmuse. — Konzert, Ball und eine letzte Ueberraschung.

Nach Beendigung der Erzählung des Onkels Reinhold hatte der kleine Zuhörerkreis sich bald getrennt; es war schon sehr spät geworden, und der Erzähler schien absichtlich eine Besprechung seines Märchens vermeiden, dafür einem Jeden überlassen zu wollen, es nach seiner Weise aufzufassen. Als er am andern Morgen, seine Zeitungen lesend, auch ab und zu einmal gedankenvoll in die Ferne schauend, im Wohnzimmer weilte, nahte Leonore sich unbemerkt, schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte ihm zu:

„Nicht böse sein, lieb' Onkelchen, daß Deine Leonore gestern so vorlaut war und Deine hübsche Geschichte durch Töne zu illustriren gedachte. Ich werde nie wieder etwas wollen, bevor ich weiß, ob meine Kräfte die Ausführung ermöglichen."

„Das ist ein sehr guter und vernünftiger Vorsatz, mein Kind," entgegnete der Onkel, „und hältst Du an ihm fest, so kann Dir dies in anderen, ernsteren Fällen des Lebens nur von Nutzen sein. Das geheimnißvolle, tönende Leben und Weben der Natur in feierlich-nächtlicher Stille, wie es zum Gebet, zum Loblied des Ewigen wird, und als Gegensatz, das innere Leben, das Fühlen, Lieben und Hoffen einer reinen Menschenbrust, eines begeisterten Künstlerherzens, dies mit unseren Tonmitteln genügend wiederzugeben, dürfte wol dem besten schaffenden Künstler nicht vollständig gelingen! Ja, wenn mein Märchen anders gelautet hätte! — wenn der gespenstische Mönch mit seinem goldenen Tonwerkzeuge als der Vertreter des alten römisch-katholischen Glaubens, und mein Organist als der der reinen evangelischen Lehre sich einander gegenüber gestanden hätten — dann wäre der märchenhafte Vorgang in der Johannisnacht wol leichter musikalisch zu illustriren gewesen. Luther's Kampflied hätte mit den alten Kirchenweisen streiten, sich endlich mit ihnen zu einem Hymnus vereinigen können, wie ja auch beide Lehren im Grunde nur einen Zweck, nur ein Ziel haben: die Anbetung, die Verherrlichung des allmächtigen Schöpfers aller Welten! — Doch mein Märchen sagte davon nichts, und ich hatte kein Recht — und auch nicht den Willen, es zu ändern."

„Du thatest wohl daran, Onkel," sprach Leonore sinnend, „denn dadurch blieb Deine Geschichte, was sie sein wollte: ein Märchen. — Nun mußt Du mir aber noch Eins erklären."

„Frage, mein Kind!"

„Warum hast Du Dein Märchen von Personen spielen lassen, die doch mit beiden Füßen auf wirklichem Boden stehen, denn Dein landgräflicher Kapellmeister kann doch nur eine historische Persönlichkeit sein?"

„Da hast Du ganz Recht. Graupner lebte, baute sich sein Haus, das ich in früheren Jahren oft betreten."

„Und der hölzerne, bunt bemalte König David mit der goldenen Harfe?"

„Existirte ebenfalls — doch war die Harfe nicht mehr von Gold, sondern präsentirte sich nur in hölzerner Gewandung. Auch ihn habe ich oft genug in dem Hause gesehen."

„Aber Onkel — dann wäre Deine Geschichte am Ende gar wahr?"

„Dir will ich es vertrauen — aber nur Dir! — von wem ich sie erfahren: es war der hölzerne König David selber, den ich oft besuchte, bei dem ich in einsamen Stunden träumend weilte. In einer solchen hat er mir die ganze Geschichte haarklein erzählt. Nun magst Du Dir Deine Frage selber beantworten, ob die Geschichte wahr ist oder — ob ich sie etwa nur geträumt habe.“ — — — —

Als nach dem Mittagessen Elben sich entfernt hatte, um wieder an seine Arbeit zu gehen, Alibert und die Mutter das Wohnzimmer verlassen wollten, hielt Onkel Reinhold diese zurück; er meinte, daß die Zeit gekommen sei, einen Familienrath über eine für die Bewohner des Haidehauses hochwichtige Angelegenheit zu halten. Beide, und auch die Mädchen, schauten recht erstaunt zu ihm auf, doch ließen sich Alle wieder nieder und Onkel Reinhold hub endlich folgendermaßen zu reden an:

„Wir weilen nun schon zwei Monate bei schlechtem Wetter im Haidehause, und da ich den Winter, die unserem Aufenthalt gefährlichste Zeit, auf sechs Monate schätze, so hätten wir demnach schon ein Drittel derselben überstanden. Hand aufs Herz, Kinder! habt Ihr während dieser, wenn auch nur kurzen Spanne Zeit hier in unserer Einsamkeit Etwas vermißt? Ich glaube kaum! Ihr dachtet der Zeit nicht einmal und dies ist der beste Beweis für meine Annahme. Wenn ich nun auch das Haidehaus nicht mit Robinson's Insel vergleichen will, so hat unser Aufenthalt dahier doch in einer Hinsicht Aehnlichkeit mit jener. Wir sind — warum es anders nennen? — von der übrigen Menschheit beinahe so gut wie abgeschnitten, und wenn Robinson durch eigene Kraft für Alles, für seine leiblichen Bedürfnisse, wie für seine Unterhaltung sorgen mußte, so haben auch wir unsere geistige Nahrung uns selber beschaffen müssen. Und es ist uns gelungen! Dies darf ich wol dreist sagen; noch Keinem ist die Zeit lang geworden, seit wir hier weilen, und so soll es bleiben, bis der Frühling uns zu Hülfe kommt und wir mit ihm unser Auferstehungsfest feiern. Doch nun, Kinder, einmal an einem solchen Halt- und Wendepunkt angelangt, müssen wir diesen auch gebührend zu würdigen suchen, und ich schlage deshalb Folgendes vor. Der Tanzunterricht der Mädchen ist so weit gediehen, daß sie einen Ball mit Ehren werden besuchen können, und so wollen wir denn auch nicht länger zögern, unser geplantes Ballfest vom Stapel zu lassen; doch nicht allein einen Ball, sondern auch ein Konzert, und dies Alles schon in etwa acht Tagen, als Fest der Schutzpatronin aller Musiker im Allgemeinen und meiner lieben Nichte Cäcilia insbesondere!“

„Herrlich! — Herrlich! Ein Cäcilienfest mit Konzert und Ball! — Ein himmlischer Gedanke, wie ihn nur lieb' Onkelchen haben konnte! — der einen Kuß verdient!" So riefen beide Mädchen, sprangen von ihren Sitzen empor und fielen dem alten Herrn um den Hals, ihn küssend und ihre jubelnden Worte wiederholend.

Alibert klatschte dabei in die Hände und rief ein über das andere Mal: „Bravo! bravo!" Auch die Mutter lächelte zufrieden, dann aber, als die erste freudige Aufregung sich in etwas gelegt hatte, sprach sie recht ernst:

„Das wird denn doch nicht gut — oder mindestens nicht so leicht gehen, als Ihr denkt; acht Tage ist eine viel zu kurze Zeit, um die nöthigen Vorbereitungen zu einem solchen Feste zu treffen."

„Wenn Du nur willst, Mutter, geht Alles!" jubelte Cäcilia.

„An meinem besten Willen soll es nicht fehlen," entgegnete die Mutter, „aber bedenkt nur: die Herrichtung Eurer Toiletten, die Sorge für die Unterkunft, die Bewirthung so vieler Menschen, dann die Einladungen selbst — die Schmückung des Saales — o weh! Mir schwindelt, wenn ich an dies Alles denke!"

„Unsere Toiletten, die Briefe an die Freundinnen, besorgen wir," riefen die Mädchen in einem Athem.

„Ich übernehme die übrigen Einladungen und besorge mit Herrn Alibert die Schmückung des Saales, die Lichter und Guirlanden. Zur rechten Zeit, morgen über acht Tage soll Alles in schönster Ordnung sein."

„Aber wo sind die Tänzer? — Wer soll eingeladen werden?" warf Frau Wallbrunn ein, immer besorgter werdend.

„Hab' Alles bereits überlegt, trage das ganze Programm und die Liste unserer Gäste vollständig geordnet im Kopfe."

„So laß mich letztere hören," sagte die Mutter, sich in das nun einmal unvermeidlich Scheinende ergebend.

„Ja Onkel, nenne uns unsere Gäste, unsere Tänzer!" riefen die Mädchen.

„Merkt auf! ich zähle sie Euch her. Da haben wir zuerst unsere Freundinnen Regina Falk, Hulda von Linden, Betty von Allfeld und Konstanze Wiegand, mit Euch Beiden zusammen sechs junge Damen. Konstanze bringt uns Herrn John mit, der ja für ein paar Monate unser Hausgenosse werden soll und als Musiker gewiß auch wird tanzen können; dann haben wir den galanten Herrn Assessor Gareisen, Herrn von Grimberg — unsern wackeren Elben — drei Herren —"

„O weh!“ sagte Cäcilia mit einem komischen Seufzer, „ein Tänzer für zwei Tänzerinnen! und dann zweifle ich noch, daß unser wilder Jäger auch nur einen Tanzschritt machen kann — er haßt ja, nach seiner eigenen Aussage, den Tanz wie die Musik.“

„Ich bürge für ihn,“ rief jetzt Alibert mit größtem Eifer, „wie auch für Herrn Elben. Letzterem habe ich bereits und ganz in der Stille, wol ahnend, daß an Tänzern kein Ueberfluß sein würde, Unterricht gegeben und er hat's sehr rasch begriffen; er wird mir und dem Balle keine Unehre machen. Den Junker nehme ich sogleich vor — er wird sich gern fügen, ich bin dessen gewiß und soll er mindestens einen Walzer, auch Galopp und Polka wagen dürfen, wobei ich natürlich auf freundliche und nachsichtige Unterstützung der jungen Damen rechne.“

Die Mädchen lachten, doch fanden sie gegen die Worte nichts zu erinnern. Onkel Reinhold fuhr in seiner Herzählung fort:

„Nun haben wir Herrn Amtmann Vollmer nebst Gattin, einer Tochter und einem Herrn Sohn, der sein Examen als Jurist gemacht hat und just daheim ist. Ich sah und sprach ihn schon einigemal und der junge Mann gefiel mir gar nicht übel. Wiederum vier Personen — zusammen Dreizehn.“

„Böse Zahl! dabei darf es natürlich nicht bleiben,“ warf Cäcilia ein.

„Wir zählen ja vorerst auch noch mit,“ entgegnete der Onkel lächelnd. „Die Mutter, Herr Alibert und ich, wir machen aus Dreizehn schon Sechzehn. Doch das ist immer noch nicht genug! Ich lade nun noch den alten Doktor Weinreich sammt Gattin, dessen Sohn und Nachfolger im Dienst ein, — ferner den früheren Fabrikanten und jetzigen Rentner Berg nebst Frau, deren Bekanntschaft ich machte. Hierzu die Tante des jungen Herrn von Grimberg gerechnet, macht zusammen dreiundzwanzig Personen.“

„Ich dächte, es wäre genug!“ sagte Frau Wallbrunn mit neuer Besorgniß. „Wo sollen wir diese vielen Personen unterbringen?“

„Haha!“ lachte der Onkel, „wer denkt denn bei einem Balle ans Schlafen? Wir tanzen die ganze Nacht hindurch, bis zum hellen Morgen! — Doch das reicht noch immer nicht! Die Genannten dürften als feste Gäste zu betrachten sein, nun kämen die Zufälligen! Ist Konrad, der Bruder Regina's zu Hause, so begleitet er seine Schwester, und dann will ich sehen, wer in Dahlheim sonst noch einladungsfähig ist. Wir, die Mutter und ich, fahren hin, alles noch Nöthige zu besorgen, Proviant und Einladungen vor allen Dingen. Ihr, Kinder, schreibt heute noch

den Freundinnen. Morgen in acht Tagen haben wir den 22., am Vormittag müssen sie anlangen — für sie sind Zimmer und Betten genug vorhanden, und sollten sie auch noch mehrere Tage bei uns bleiben wollen."

„Vortrefflich, lieber Onkel, doch jetzt das Programm!" So riefen nun die Mädchen.

„Das Programm lautet einfach folgendermaßen: Unsere Freundinnen hole ich am frühen Morgen in Dahlheim an der Bahn ab und fahren wir dann mit den dortigen Gästen hierher. Ich denke, daß wir vor Ein Uhr hier sind. Schlag Eins beginnt die Festtafel mit allerlei Ueberraschungen — um Sieben das Konzert und um Zehn Uhr der Ball. Mitternacht ist große Pause und improvisirtes Souper, dann wird weiter getanzt bis zum hellen Morgen und zu einem guten, kräftigen Frühstück. Wer dann abfahren will, braucht sich keinen Zwang anzuthun; wer bleibt, nimmt vorlieb mit dem, was Haus und Küche ihm nach einem solchen großen, ungewöhnlichen Feste noch bieten können. Das Konzertprogramm selbst setzen wir gelegentlich unter uns fest; es soll seinen Zuhörern Freude und uns Ehre machen, dessen glaube ich gewiß zu sein. So, meine Lieben, denke ich, feiern wir das Cäcilienfest im Haidehause, den ersten Abschnitt unseres neuen und gewiß gemüthlich-angenehmen Lebens in würdiger und zugleich froher, anregender Weise. Seid Ihr Alle damit einverstanden?"

Die beiden Mädchen bejahten freudig die Frage und Albert machte seiner Herzensfreude durch eine nur etwas allzu kühne Pirouette Luft, die ihn glücklicher Weise in Reinhold's offene Arme warf. Die Mutter nickte lächelnd, doch auch recht ernst mit dem Kopfe.

„Bruder! Bruder!" sagte sie jetzt, „das ist keine kleine Aufgabe, und keinen Augenblick haben wir zu verlieren, wollen wir damit zu Wege kommen."

„Deshalb sofort und rüstig an die Arbeit," rief Onkel Reinhold mit scheinbar unverwüstlicher Zuversicht. „Ihr, Mädchen, an Eure Schreib- und Nähtische! Wir, die Mutter und ich, treten morgen unsere Dahlheimer Fahrt an. O, ich habe meinen Plan nicht allein reiflich überlegt, sondern auch in all' seinen Einzelheiten ausgearbeitet und zu Papier gebracht, Mama braucht's nur zu billigen und zu ergänzen, und sogar das Festessen, Souper und Frühstück werden in Ordnung sein. An die Arbeit!" —

Am andern Morgen fuhren Onkel Reinhold und Frau Kommerzienräthin Wallbrunn auf ihrem Wägelchen und von Hans geführt in die

Stadt; eine ganze Anzahl Briefe der Mädchen nahmen sie mit, um diese dort zur Post zu geben. Währenddessen begannen Leonore und Cäcilia sich mit ihrer Konzert- und Ballgarderobe zu beschäftigen und blieben auf ihrem Zimmer. Kaum war das Gefährt hinter dem Fichtenwäldchen verschwunden, als Alibert Elben heimlich und hastig einen Auftrag ertheilte, worauf der junge Mann seinen Hut ergriff, das Haidehaus verließ und, des Schnees nicht achtend, eiligst dem Walde zustrebte, in dem er verschwand. „In zwei Stunden kann er wieder hier sein," sagte Alibert sich, schmunzelnd und selbstzufrieden die Hände reibend. „Ich werde aufpassen, damit er nur mir in die Arme läuft!" Nun begann er in einer der unteren Stuben, wo er Elben heimlichen Tanzunterricht gegeben, stillvergnügt seine kleine Tanzmeistergeige zu stimmen und dann allerlei lustige Liedlein und Tänze darauf zu fiedeln. Doch der wackere Mann brauchte keine zwei Stunden auf die Rückkehr seines Boten zu warten; schon nach einer halben Stunde kam Elben zurück und zwar in Begleitung des Junkers von Grimberg, den er wol holen gesollt und gewiß in der Nähe des Haidehauses getroffen hatte. Elben führte Walter recht vorsichtig in das Haus, dann nach der ihm wohlbekannten Stube, aus welcher die schwachen Töne der kleinen Geige erklangen. Kaum waren Beide eingetreten, da brach das Spiel ab, doch klirrte dafür der Riegel an der Thüre, das Geheimniß schützend, welches hinter dieser sich entwickeln sollte.

Der Eintritt des Junkers in das Haidehaus war indessen nicht ganz so unbemerkt geblieben, als dieser und sein Führer es gehofft. Die beiden Mädchen hatten Walter und Elben gesehen, wie sie aus dem Walde und auf das Haus zuschritten — es war eben nicht möglich gewesen, sich letzterem auf einem versteckteren Pfade zu nähern. Cäcilia, die den Junker zuerst bemerkte, sagte lächelnd zu der Schwester: „Wir bekommen Besuch, der wilde Jäger von Grimberg rückt auf das Haus an." Doch die Zeit verging und keine Meldung kam, daß der Besuch wirklich eingerückt. Leonore arbeitete fort, doch Cäcilia schien keine rechte Ruhe mehr für ihre bisherige Beschäftigung zu haben. Endlich erhob sie sich und verließ das Zimmer. Nach einer Weile kehrte sie mit geröthetem Antlitz zurück und kaum im Stande, ihre muthwillige Freude zu beherrschen. „Komm', Leonore," flüsterte sie hastig der Schwester zu, „es giebt etwas Kostbares zu sehen! zum Lachen, doch auch zum Bewundern. Herr Alibert ist ein zweiter Orpheus geworden, der durch die Macht seiner Töne selbst die wildesten Bewohner der

Wälder zähmt, daß sie nach seiner Pfeife tanzen müssen.“ Damit zog sie die Schwester, welche lächelnd folgte, fort, und beide Mädchen huschten leise — leise die Treppe hinab. Unten erwartete sie die alte Grete, den Finger auf dem Munde. Sie führte die Schwestern in ein Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen waren und in dem ein Dunkel herrschte, als ob es draußen tiefe Nacht gewesen. Hier wurde das Spielen der Geige, doch auch ein Füßestampfen und einzelnes mehr oder minder ärgerliches Rufen des kleinen Tanzmeisters laut. Eine Weile horchen die Mädchen, dann nimmt Grete — die garstige, schadenfrohe und doch so seelengute Person — die Schwestern bei der Hand und leitet sie zu einer Seitenthüre, die in das Nebenzimmer führt. Es ist eine Glasthüre und ein Vorhang deckt die wenigen Scheiben. Ein Zipfel desselben wird unmerklich gehoben und nun bietet sich den Lauscherinnen ein Bild dar, das in der That, wie Cäcilia es gesagt, Heiterkeit, doch auch Bewunderung zu erregen vermag. In einer Ecke des Zimmers steht Herr Alibert, geigt und giebt dem jungen Herrn von Grimberg Tanzstunde. Dem armen Junker strömt der Schweiß die Stirne herab, so strengt er sich an, um sich nur einigermaßen ordentlich im Takt zu drehen. Dabei wirft er die Beine so gewaltsam von sich, stampft mit den Füßen den Boden, als ob er sich alles Zornes durch seine schweren Stiefeln entledigen möchte. O weh! was war aus dem armen Junker, dem wilden Jäger geworden?!

Leonore drängte fort und Cäcilia folgte willig der Schwester. Beide kehrten unbemerkt in ihr Zimmer, zu ihrer früheren Beschäftigung zurück, doch sahen sie den Junker von Grimberg nicht mehr. Dieser verließ nach einigen Stunden das Haidehaus so heimlich, als er es betreten. Auch Alibert gedachte später seiner nicht, und die Mädchen hüteten sich wol zu erwähnen, daß sie den Junker gesehen.

Erst am späten Abend langten die Mutter und Onkel Reinhold wieder in dem Haidehause an. Das ganze Gebahren des Letzteren kündete, daß ihm Vielerlei und wol auch Drolliges in Dahlheim widerfahren sein müsse. Einstweilen hörten die Neugierigen nur Rufe des Staunens und der Verwunderung, und meinte der Onkel schließlich, daß wenn Herr von Kotzebue noch lebte und heute an seiner, Reinhold’s, Stelle gewesen wäre, er eine neue Auflage seiner deutschen Kleinstädter würde schreiben können. Es war indessen zu spät, die Dahlheimer Erlebnisse heute noch zu erzählen und die Mädchen mußten sich bis zum andern Tage getrösten. Nun aber erfuhren sie Alles.

Nach dem Frühstück begann der Onkel, von den Mädchen bestürmt, seinen Bericht. „Körbe habe ich mir mit meinen Einladungen geholt, zwei unmenschlich große, kaum faßbare Körbe,“ so platzte er lachend, doch auch ein wenig ärgerlich heraus. „Denkt nur, Kinder! Herr Dr. Weinreich sammt der Frau Doktorin und dem Herrn Sohn, der frühere Lederhändler und jetzige Rentner Berg nebst Gemahlin, nahmen meine freundliche Einladung zum Festessen, Konzert und Ball vorerst sehr kalt und gemessen auf und lehnten sie schließlich, sogar ziemlich hochfahrend, ab. Es war mir vollständig unbegreiflich; ich hatte die Herren an dritten Orten gesehen, wenn auch nur flüchtig, doch freundlich mit ihnen verkehrt — Herrn Berg suchte ich sogar ein- oder zweimal in seinem eigenen Hause auf, ihn um eine Auskunft bittend — und nun eine solche unerklärliche Abfertigung! Herr Vollmer löste mir indessen das Räthsel: die sämmtlichen Honoratioren Dahlheims, die Herren Dr. Weinreich und Berg an der Spitze, haben sich tödlich beleidigt gefunden darüber, daß wir ihnen nicht in großer Toilette, ich natürlich in Frack und weißen Glacés, unsere offiziellen Besuche gemacht; sie kennen uns nicht mehr, und finden es anmaßend, daß wir überhaupt nur gewagt, sie unter solchen Umständen einzuladen! Es ist um an dem gesunden Verstande dieser Menschen zu zweifeln. Ein sonst sehr ehrenwerther Mann, der über ein Vierteljahrhundert sein Leder höchst eigenhändig gegerbt und verkauft, setzt sich zur Ruhe, zieht sich aufs Land zurück, um Besuche in Frack und Glacéhandschuhen zu machen und zu empfangen! um nur mit Solchen zu verkehren, nur Solche für ebenbürtig zu halten, die den offiziellen Frack und was dazu gehört, gleich ihm, als einzigen Maßstab für den inneren Werth eines Menschen anerkennen! Doch genug davon! wäre die Anmaßung dieser Leute nicht zu einfältig und lächerlich, man könnte sich darüber ärgern, so aber kann man sie nur bedauern und — ihre Wege gehen lassen.“

„Es sind Erfahrungen, die wir eben zu spät machen,“ meinte die Mutter einlenkend. „Wäre dies früher geschehen, so hätte man ja als vernünftiger Theil solchen menschlichen Schwächen leicht Rechnung tragen können.“

„Dafür haben wir auch wieder recht Angenehmes erlebt,“ fuhr der Onkel fort, „denn nicht alle Bewohner des gewaltigen — kleinen Städtchens denken so. Hört nur weiter, welche hübschen Bekanntschaften wir noch gemacht, und wen wir darauf hin zu unserm Cäcilienfeste eingeladen haben. Vorerst kommt Herr Amtmann Vollmer nebst seiner

besseren Hälfte, seiner Tochter Anna und seinem Sohne, dem angehenden Advokaten. Ferner haben wir den neuen jungen Arzt, Dr. Werner, der sich seit etwa einem Jahre in Dahlheim niedergelassen hat — doch wol nicht für ewig dort bleiben wird — und dessen Gattin, eine blutjunge, allerliebste Frau, die Euch gewiß eben so sehr gefallen wird, wie dies bei uns der Fall gewesen. Weiter luden wir nach Rücksprache mit dem jungen Doktor den Kaufmann Walbot sammt seiner Frau ein. Ihr wißt, wie eifrig der angehende Geschäftsmann unsere kleinen häuslichen Angelegenheiten besorgt, und wie zuvorkommend die junge Frau stets ist. Das Pärchen verdient, daß man es vor den sogenannten Honoratioren auszeichnet, und darf es auch dreist in gute Gesellschaft geführt werden. Walbot ist der Sohn eines hochachtbaren, in seinen Unternehmen leider nicht glücklich gewesenen Kaufmanns, und die Frau aus einer einfachen, doch braven bürgerlichen Familie; Beide plagen sich recht und werden sich mit der Zeit gewiß eine bessere Stellung erringen. Nun wißt Ihr Alles, auch was Ihr zu erwarten habt, und werdet gewiß mit uns zufrieden sein."

Die Mädchen waren es auch, und noch lange wurde über die willkommenen Einladungen, wie über die drolligen Ansichten der guten „vornehmen" Dahlheimer geredet. Auch Alibert erzählte ähnliche Züge aus früherer Zeit, welche die damaligen Bewohner des Haidehauses indessen nicht beachtet hatten.

Die folgenden Tage vergingen mit eifrigem Musiziren und Ueben der Stücke, welche das Konzertprogramm bilden sollten; Alibert setzte dabei seinen geheimen Tanzunterricht fort, von dem Alle wußten, ohne es sich merken zu lassen, eben so wenig wie von dem heimlichen Kommen und Gehen des wahrhaft verwandelten wilden Jägers. Einmal jedoch vermochte der Junker nicht zu entwischen und mußte in das Wohnzimmer hinein. Doch hatte man Mitleid mit seiner Verlegenheit und entließ ihn bald, nachdem man ihn zuvor offiziell zu dem nahen Feste eingeladen, ihm auch eine schriftliche Einladung für die Tante auf dem Grimberger Hofe eingehändigt. Schon am folgenden Tage kehrte Walter wieder, doch diesmal nicht insgeheim, sondern mit der Büchse und einer Menge Wachteln beladen. Sein Gesicht strahlte und in wenigen, doch herzlichen Worten dankte er für die Freude, welche die Einladung seiner alten, guten Tante Friederike gemacht, die ganz gewiß kommen würde. Die Wachteln, meinte er, sollten gebraten und in Butter eingemacht werden, dann würden sie sich bis zum Feste halten. Auch wolle er von

jetzt an jeden Tag irgend Etwas für die Küche und den großen Tag schießen und anherbringen. Die Mutter, um dem etwas rauhen, doch guten Menschen eine Freude zu machen, bot ihm einige Tage vor dem Feste an, ein paar Rehe aus dem Haidehauswalde zu schießen. Doch irrte sie sich, das Gesicht Walter's drückte darüber keineswegs Freude aus, er wurde sogar recht ernst, und besorgt blickte sein Auge auf Cäcilia. Diese merkte, was der arme Junker wollte, und halb verlegen, halb lächelnd sagte sie:

„Wenn Sie mir versprechen, Ihr grausames Amt so schonend als möglich auszuführen und nur in dem Sinne, wie Mama es gemeint — nicht mit der Gier eines wilden Jägers, dann — dann will ich Ihnen nicht darüber zürnen — und nicht daran denken."

Trotz der sonderbaren Beantwortung seiner fragenden Blicke mußte der Junker doch zufrieden damit sein, denn seine Züge klärten sich auf, und dankend schaute er auf das leicht erröthende Mädchen.

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte er treuherzig, „und will ich bei dieser Jagd in Ihrem Walde nur an die Küche und an Sie denken."

Nun hielt sich die Muthwillige nicht mehr, sie lachte hellauf, wodurch der arme Junker nicht wenig stutzig wurde. Doch Cäcilia machte ihre Heiterkeit rasch wieder gut, indem sie ihm die Hand zum Abschied reichte und eine gute, fröhliche Jagd wünschte. —

Mittlerweile langten auch von allen Seiten Briefe aus der Heimat an und diese kündeten mancherlei Wichtiges. Zuerst erhielt man von Regina Falk die angenehme Botschaft, daß ihr Bruder Konrad just von der Reise zurück sei und sich freue, die Bewohner des geheimnißvollen Haidehauses besuchen zu dürfen; daß jedoch auch die Mutter sich nicht abhalten lasse, bei dieser Gelegenheit die liebgewonnenen Freunde wiederzusehen. Dahingegen lehnte Betty von Allfeld bedauernd die Einladung ab. Sie sei jetzt auf einer Stufe angelangt, so schrieb sie, wo ein Innehalten einem Rückschritt gleichkäme; eine Fahrt nach dem Haidehause würde mindestens vier Tage in Anspruch nehmen, die ihren Uebungen verloren gingen. — Man bedauerte das arme, irregeleitete Mädchen aufrichtig, doch mußte man sie gehen lassen — aus der Ferne war nicht mehr auf sie zu wirken. Einen fast ähnlichen Absagebrief schrieb Konstanze, doch nur für ihren Hausgenossen. Herr John könne unmöglich zur Zeit des Festes kommen, da er just für den Vater höchst wichtige Arbeiten auszuführen habe, so habe er ihr gesagt und der Vater es bestätigt, obgleich sie es nicht recht verstehen könne. Herr John

ließe sich demnach bei der Familie Wallbrunn entschuldigen, hoffe aber, recht bald die Reise nach dem Haidehause antreten zu können, um dort seine Thätigkeit zu beginnen. Dies theilte Konstanze den Freundinnen mit, zugleich auch, daß die Mutter Regina's ihr angeboten, sie mitzunehmen, was ihr natürlich große Freude gemacht habe. Eine eigenthümliche, doch keineswegs unangenehme Mittheilung erhielten sie von Hulda von Linden:

„— Ich werde natürlich kommen und müßte ich den Weg — zu Pferde machen!“ so schrieb die Muthwillige — „denn ich bin nun auch eine Virtuosin zu Pferde geworden — und müßte ich weiter über der Reise die schönsten Konzerte aufgeben, die mir von allen Seiten zufliegen. Doch komme ich nicht allein! wie wäre es auch einem „Stern“ möglich, ohne Trabanten seine Bahnen zu wandeln. Da ist zuerst mein allertreuester Trabant, mein lieber, guter Papa Fritz, im gewöhnlichen Leben Oberst a. D., der mich nicht verlassen und Euch wiedersehen will; dann Graf Haldern, der die schönsten Eigenschaften eines treuen, echten „Stern- oder Planeten-Trabanten“ besitzt; er will unter allen Umständen die Ehre und das Vergnügen haben, die Bekanntschaft meines allervortrefflichsten Onkels Reinhold und natürlich auch die Eure, Ihr Lieben, zu machen. Ich muß deshalb dringend um eine Einladungskarte zum Diner, Konzert und Ball für ihn bitten und erwarte keine abschlägige Antwort. Doch wird nur meine kleine Person Euch zur Last fallen, denn Papa und Graf Haldern werden im Gasthofe zu Dahlheim — es giebt hoffentlich ein solches Etablissement dort — wohnen. Graf Haldern wird seine Equipage und seine Pferde vorausschicken, denn ich wünsche meinen Einzug in das Haidehaus zu Pferde zu machen. O, Ihr werdet Euch wundern, Eure Hulda hoch zu Roß zu sehen, und wir freuen uns jetzt schon darauf, Eure unendliche Haide durchfliegen, vielleicht gar dort den Fuchs jagen zu können. Um Euch nun rasch in einem Athem noch eine Kleinigkeit, die große Pianofortevirtuosin Hulda betreffend, mitzutheilen, mögt Ihr wissen, daß Hochdieselbe in den nächsten Wochen in Berlin, der Metropole der Intelligenz, wie man zu sagen pflegt, konzertiren wird. Die Einladung hierzu ist eingegangen und natürlich sofort acceptirt worden. Meinem Triumphzug durch die übrigen Hauptstädte des Wissens, der Kunst und ihrer gekrönten Beschützer, wie dem Weltruhm meiner eigenen kleinen Person steht somit nichts mehr im Wege. Und dennoch bleibe ich Euch in Gnaden gewogen, und freue mich kindisch, Euch wiederzusehen und meine errungenen

Lorberhaine meinem lieben Onkelchen in einem herzlichen Kusse huldigend zu Füßen legen zu dürfen! —“

Dieser Brief konnte im Haidehause nichts Anderes als ein freudiges Staunen erwecken, und die beiden Mädchen ersehnten das endliche Nahen des großen Tages mit aller Macht herbei, während die sorgende Mutter ihn gern noch eine Woche hinausgeschoben hätte, gab es doch so viel zu thun! Noch waren einige junge Mädchen aus Dahlheim zum Arbeiten genommen worden, die Alibert zugleich zum Serviren abrichtete, indeß Leonore und Cäcilia ihnen dazu hübsche und passende Kostüme zusammenstellten. An Proviant war Ueberfluß vorhanden, und hätte man dem Eifer des Grimberger Junkers, sich nützlich zu machen, nicht Einhalt gethan, er würde den halben Wald rein abgeschossen haben. Auch langten nach und nach mehrere Fuhren mit Kisten und Körben voll Eßwaaren an, die der junge Kaufmann Walbot besorgte, persönlich ins Haidehaus führte, und dabei allerlei Merkwürdiges aus Dahlheim zu erzählen wußte.

Die dortige ganze Bevölkerung war nach und nach über das bevorstehende Fest im Haidehause in eine gewaltige Aufregung gerathen. Die beiden tonangebenden Familien Weinreich und Berg, die anfänglich höchst geringschätzend und achselzuckend über das Haidehaus und seine Einladungen gesprochen und den armen Kaufmann Walbot beinahe in den Bann gethan, weil er die Kühnheit gehabt, etwas anzunehmen, was sie, die „Haupthonoratioren“, abgelehnt, sie schickten jetzt täglich wol ein halbes Dutzend Mal in das Geschäft, sich heimlich nach Allem zu erkundigen, was denn in dem einsamen Hause Großes geschehen werde. Und Ursache zu dieser Neugierde war genugsam vorhanden, denn Merkwürdiges hatte sich in Dahlheim begeben. Eines Mittags, einige wenige Tage vor dem bewußten 22. November, hatte die Eisenbahn eine Equipage, einen höchst eleganten, prachtvollen Landauer und fünf wunderschöne Pferde, dazu einen Kutscher und Reitknecht in Livree abgesetzt, die mit dem Wagen und den Pferden nach dem ersten und leider auch einzigen Gasthofe Dahlheims, „Zum silbernen Fichtenzapfen“ genannt, gezogen, allwo sie im Namen des Herrn Grafen von Haldern für diesen und den Herrn Oberst von Linden nebst Dienerschaft die ganze erste Etage sammt Stallungen und Remise in Beschlag genommen und gemiethet. Das freudige Staunen des Herrn Gasthalters, der ebenfalls zu den Haupthonoratioren des Ortes zählte, beim Einrücken der seltenen Gäste ging in tödlichen Schreck über, als er erfuhr, daß die beiden

hochgeborenen Herren aus der Residenz nach Dahlheim kommen würden einzig und allein nur, um einer Einladung nach dem Haidehause Folge zu leisten! Wer das gedacht — gewußt hätte?! So sagten sich besonders die Herren Weinreich und Berg, als sie am Abend mit recht langen Gesichtern den silbernen Fichtenzapfen verließen und zu den Ihrigen heimkehrten, wo sie als Lohn für ihre interessanten Mittheilungen eine wohlverdiente Strafpredigt in Empfang nehmen und auch geduldig einstecken mußten. Doch es war nicht mehr zu ändern! dafür aber erhielt der „Besuchsfrack“ in ihren Augen einen höheren Werth, hatten sie ihr treues Festhalten an dem offiziellen, edlen Kleidungsstück doch mit ganz ungewöhnlichen Opfern bekräftigen müssen!

Der große Tag, der 22. November, im Kalender mit „Cäcilia“ bezeichnet, war endlich — endlich da! Am frühen Morgen langte Onkel Reinhold im Festfrack — nur mit einem warmen Ueberzieher darüber — auf seinem bescheidenen Wägelchen und von Hans kutschirt, in Dahlheim an und etwa eine halbe Stunde vor dem Eintreffen des Früh- und Schnellzuges, der die Freunde bringen sollte, war Alles zu deren Empfang bereit. Vor dem Stationsgebäude standen die Wagen in einer Reihe; voran die glänzende Equipage des Grafen Haldern, mit zwei stolzen Braunen bespannt und einem Kutscher auf dem Bock, dessen Livree von Silber strotzte, während ein eben so reich belivreeter Reitknecht drei herrliche Reitpferde führte, wovon das eine einen Damensattel trug. Nun folgten die drei besten und einzigen Wagen der Stadt Dahlheim, wie ihre Kutscher im Sonntagsstaat, frisch gewaschen und mit grünem Tannenreis aufgeputzt. Und ringsherum stand halb Dahlheim als Zuschauer, in erster Linie das gewöhnliche Publikum, und etwas versteckt die Crème der Gesellschaft, den Aufzug bewundernd und gewiß auch seine glücklichen Theilnehmer beneidend. Es war ein schöner Wintertag, der Schnee verschwunden, doch der Boden fest gefroren. Wehte die Luft auch recht frisch, so schien doch die Sonne und Alles versprach eine schöne und angenehme Fahrt über die Haide. Onkel Reinhold hatte die Dahlheimer Festgenossen in dem kleinen Wartesaal vereinigt, um diese sofort mit den älteren Freunden bekannt zu machen und dann ohne weiteren Aufenthalt die kleine Reise nach dem Haidehause antreten zu können. Frau Amtmann Vollmer, eine sehr redselige Dame, prangte in ihrem besten Sonntagsstaat, ihre Tochter, ein einfaches Kind, war gleich einfach gekleidet und geschmückt; einen sehr guten Eindruck machten die beiden jungen Frauen, deren freudestrahlende

Züge den schönsten Schmuck ihrer übrigens ganz hübschen Toiletten bildeten. Dr. Werner war eine einnehmende männliche Erscheinung, und für den Sohn des Amtmanns, den angehenden Juristen, schien sich das heitere Leben der Universität zu erneuern, so frisch und fröhlich schaute er drein. Endlich ertönte das Zeichen des nahenden Zuges und wenige Augenblicke später hingen Hulda und Regina am Halse des Onkels Reinhold, während Konstanze mit feuchtem Auge seine Hand hielt und wartete, bis die Reihe an sie komme, den guten Onkel durch einen Kuß begrüßen zu dürfen. Frau Falk und deren Sohn, Kaufmann und Theilhaber des Geschäfts des Vaters, der Oberst von Linden und Graf Haldern, beide in ihren Uniformen, drängten sich auch heran, und Letzterer wurde dem Onkel von dem Vater Hulda's in aller Form vorgestellt, worauf Reinhold die alten Freunde mit den neuen Dahlheimer Bekannten der Reihe nach bekannt machte. Dann ging es nach den Wagen, auf welche man mittlerweile das Gepäck der Gäste so gut als möglich geladen hatte. Graf Haldern stellte seine Equipage Herrn Reinhold zur Verfügung; er werde reiten und freue sich auf den Ritt über die Haide, meinte er mit leuchtendem Blick. — „Wie gefällt Ihnen mein Kavalier?“ raunte Hulda im Vorbeigehen dem Onkel schelmisch zu. „Er scheint ein leidenschaftlicher Reiter zu sein!“ entgegnete dieser lächelnd, doch sein Blick ergänzte diese lakonischen Worte. Mit einem: „— garstiger Onkel!“ lohnte Hulda ihm solche Antwort, dann eilte sie im Fluge, trotz ihres langen Reitkleides, hinaus, um das Einsteigen mit anzuordnen. In die elegante Equipage placirte Onkel Reinhold die Frau Amtmann und Frau Falk, den Oberst von Linden und Amtmann Vollmer. In den zweiten Wagen wurde er selber von Hulda hineingedrängt, welche dann noch die Frauen Werner und Walbot, sowie den Dr. Werner nöthigte, einzusteigen. Sie und Regina bestiegen mit Hülfe des galanten Herrn Assessors Gareisen den dritten Wagen, wofür dieser als Dank sich mit Konrad Falk zu ihnen setzen durfte. Den vierten und letzten Wagen nahmen die beiden jüngsten Mädchen, Konstanze Wiegand und Anna Vollmer, deren Bruder und Herr Walbot ein. So waren Alle gut vertheilt, und selbst die so streng auf Etikette haltenden und heimlich zuschauenden Honoratioren würden an dieser Rangordnung nichts auszusetzen gehabt haben — wenn man sie darum gefragt hätte! Graf Haldern hatte sein Pferd bestiegen, ein zweiter Bedienter in gleich reicher Livree wie seine Herren Kollegen, sich zu dem Kutscher der Equipage gesetzt, und fort ging es in raschem Trabe über das schlechte

Dahlheimer Pflaster, an den staunenden Gesichtern der Bewohner des Städtchens vorüber, der Haide, den fernen Höhen zu.

Es war in der That eine recht angenehme Fahrt und schon in der ersten Stunde waren die in den Wagen Zusammensitzenden bekannt mit einander geworden und unterhielten sich so heiter und ungezwungen, als ob sie sich heute nicht zum ersten Mal gesehen. Das Fest versprach jetzt schon ein eben so schönes als gemüthliches zu werden. Etwa eine Stunde vor dem Haidehause verließ Hulda den Wagen und bestieg das Pferd, welches der Reitknecht des Grafen ihr vorgeführt, denn wie sie den Freundinnen geschrieben: als Reitkünstlerin wollte sie bei ihnen einziehen. An der Seite des Grafen ritt das heitere, schöne Mädchen stolz dahin, doch bald nahmen Beide die Führung des Wagenzuges, und noch wenige Minuten, dann setzten sie die Pferde in Galopp und flogen, den Fahrenden weit voraus, dem Fichtenwäldchen zu, hinter dem sie das Ziel ihres Rittes, die Wohnungen der lang entbehrten Freundinnen, schon längst erkannt hatten. —

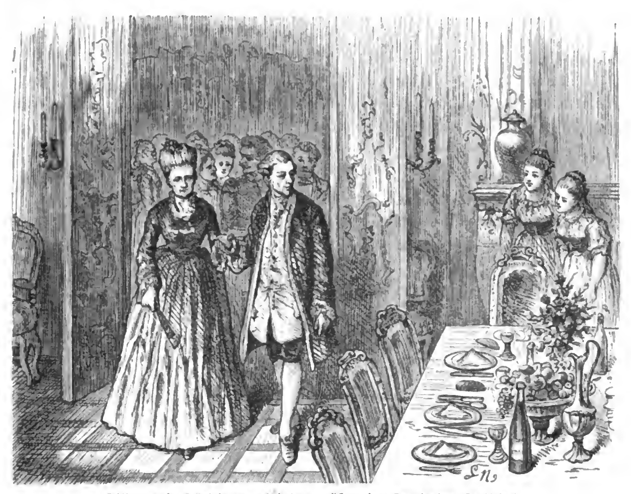
Im Haidehause war Alles zum Empfange der Freunde und Festgenossen bereit. Ueber dem Thor und der Eingangsthür prangten Guirlanden von grünen Tannen mit einem mächtigen gemalten: „Willkommen im Haidehause zum Cäcilienfeste!“ Mutter und Töchter waren festlich geschmückt, und bei ihnen befanden sich Alibert, Walter von Grimberg, Elben und die alte Tante des Junkers. Im Laufe des Vormittags hatte Walter diese auf einem altmodischen, ländlichen Gefährt nach dem Haidehause geführt, und die würdige Dame sofort das Herz der Mutter und der Töchter gewonnen. Sie erschien zwar in einem sehr veralteten Seidenbrokatkleide, das vielleicht vor dreißig oder vierzig Jahren schön und in der Mode gewesen sein mochte, doch dessen achtete man nicht. Ihre ersten Worte, unter Thränen hervorgebracht, waren solche des Dankes gewesen, dafür, daß man den Sohn ihres verstorbenen Bruders im Haidehause so freundlich aufgenommen und dadurch gleichsam ein Wunder an dem schier Vereinsamten gethan. Besonders schien sie Cäcilia in ihr Herz geschlossen zu haben, und die Herzlichkeit, mit der das Mädchen der alten guten Dame entgegenkam, mußte auf diese wie auf den jungen Walter einen ganz ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn Erstere weinte und der Junker wandte sich mit einer Bewegung ab, als ob auch er sich eine Thräne abtrocknete. Dann drückte er Cäcilia fast krampfhaft die Hand, ohne dabei nur ein Wort sprechen zu können. Das Mädchen mußte ihn aber doch verstanden haben, denn

sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand fast über Gebühr in der seinen festhielt. Der Junker sah gar nicht übel aus und mit gerechtem Stolz blickte die Tante auf ihn.

Die Zeit verging; Grete, welche in der Küche wie ein Tyrann von Syrakus regierte, wurde bereits ungeberdig, denn die Tafel für vierundzwanzig Personen stand in dem großen Saale gedeckt und das Wild aller Art schmorte und brodelte in Pfannen und an Spießen, daß durch das ganze Haus ein gar köstlicher Duft sich verbreitete. Ein Uhr, die bestimmte Speisestunde, war nahe und noch immer zeigte sich den Harrenden nichts. Da plötzlich bogen zwei Reiter, ein Offizier und eine Dame, von einem Reitknecht gefolgt, in vollem Galopp um das Fichtenwäldchen — „Hulda!" riefen jubelnd zwei Mädchenstimmen, und noch war der Ruf nicht verhallt, da langte die kecke Reiterin, ein paar Pferdelängen vor ihrem Begleiter, vor dem Eingangsthore des Haidehauses an. Leicht glitt sie vom Pferde und lag in den Armen der lieben, so lange entbehrten Freundinnen, die sich nun einander jubelnd, weinend und lachend begrüßten, umarmten und küßten.

Rasch wurden die Herren der jungen Dame, Graf Haldern der Familie vorgestellt, dann eilte Hulda mit Cäcilia ins Haus und in das für die Freundinnen bestimmte Gemach, indeß die Mutter und Leonore den jungen Grafen in das im unteren Stock hergerichtete Empfangszimmer führten. Junker Walter war ganz entzückt über die herrlichen Pferde und diese wurden das beste Mittel, ihn rasch mit dem Hauptmann bekannt zu machen. Endlich nahten auch die Wagen und nun begann ein neues allgemeines und herzliches Begrüßen und Vorstellen. Wie freuten sich Frau Wallbrunn und die Mädchen, Regina und die kleine Konstanze wieder zu sehen! Erstere war in der kurzen Zeit stattlicher, imponirender, auf alle Fälle selbständiger geworden, Konstanze aber das liebe anspruchslose Mädchen wie früher geblieben. Elben traten fast Freudenthränen in die Augen, als er ihre Hand drücken durfte, hatten beide doch schon monatelang miteinander Briefe gewechselt, wenn auch nur solche geschäftlicher Art. Doch ein längeres Sichaussprechen war nicht möglich, denn die Zeit drängte und Alle traten in das Haus. Nun ging es an die Toiletten. Kein halbes Stündchen jedoch war verflossen, da fanden sich sämmtliche Gäste, vierundzwanzig an der Zahl, im Wohnzimmer vereint. Nun endlich war es der Grete vergönnt, die große Hausglocke, welche wol seit Jahrzehnten nicht erklungen, zu läuten; zugleich öffneten sich beide Flügel der Thür, welche das

Wohnzimmer mit dem großen Saale verband, und Alibert in gesticktem Habit français, weißseidenen Strümpfen und Kniehosen, das Zöpfchen frisch gewickelt und bebändert, erschien, den goldenen Stab des Majordomus in der Hand.



Alibert und Fräulein von Grimberg eröffnen den Zug in den Speisesaal.

Laute Rufe freudiger Ueberraschung ließen die Gäste hören, denn einen solchen großen und charakteristisch ausgestatteten Saal hatten sie ebenso wenig im Haidehause erwartet als diesen kleinen originellen Hofmarschall. Alibert schien aber im siebenten Freudenhimmel zu schweben, und nicht für sein Leben hätte er es sich nehmen lassen, hier den wirklichen Majordomus zu agiren. Mit größter Gewandtheit glitt er durch die Gäste, wies jedem Herrn seine Dame an, und dann galant dem edlen Fräulein von Grimberg den eigenen Arm bietend, eröffnete er den feierlich-fröhlichen Zug in den Speisesaal und vorerst um den ganzen Tisch herum, bis jedes Paar seinen genau bezeichneten Platz gefunden und eingenommen. Die Anordnung der Plätze war eine sehr passende und die sich sofort entwickelnde allgemeine Fröhlichkeit verkündete laut die

Zufriedenheit der Gäste. Wäre der Appetit derselben nicht ein so frischer und wohlberechtigter gewesen, es hätte dennoch Allen vortrefflich munden müssen, denn Grete hatte sich an diesem Festtage in den Erzeugnissen ihrer Kochkunst selbst übertroffen.

Das Leben an der Tafel war den seltenen Genüssen angemessen. Die Gäste aus den verschiedenartigsten Ständen, welche Freundschaft und gegenseitiges Wohlwollen hier zusammengeführt, verkehrten so munter und ungezwungen mit einander, als ob sie sich Alle seit Jahren gekannt; sie feierten in Freude und Fröhlichkeit ein wirkliches Fest. Die jungen Herren wetteiferten mit den Damen in heiteren Gesprächen, und die älteren Paare blieben darin nicht zurück. Und diese fröhliche Stimmung steigerte sich noch besonders, nachdem die ersten Champagnerpfropfen geknallt hatten. Schon durchtönte die allgemeinen auf- und abwogenden Gespräche hier und da ein verdächtiges Räuspern, als ob die Reihe der Toaste beginnen sollte; — schon hatte in Wirklichkeit der Herr Amtmann Vollmer, als ältester Gast, das Messer ergriffen, um das verhängnißvolle Klingen des Glases laut werden zu lassen, da! — da wurden im Neben- und Wohnzimmer ganz andere, fremdartige Töne laut. Das Reden und Lachen verstummte und überrascht horchten Alle auf. Es klang vollstimmig, wie ein Klavier und doch war es nicht der Ton eines solchen, wie die Anwesenden ihn kannten. Ah, es war das alte feinbemalte Spinett mit den Rabenkielen, das sich in der Instrumentensammlung des Haidehauses befand! Doch kaum hatte man dies erkannt, da wurde die allgemeine Aufmerksamkeit schon wieder auf ein anderes Geräusch gelenkt — ein Poltern und Pusten begann in der Ecke des Saales, dort — in dem großen Kamin! Aller Augen wandten sich überrascht hin. Da entwickelte sich aus dem Dunkel des rußigen Schlundes etwas Eigenthümliches, Seltsames! Es wurde lebendig drinnen — bewegte sich und trat endlich hervor — ein kleiner Gnome, in eine lange graue Kutte gekleidet, auf dem Haupte die Tarnkappe oder Gugel, deren Zipfel bis auf den Boden herabhing, und mit einem fast ebenso langen grauen Barte. Die Hand des Kleinen hielt einen Krückstock und während das Spinett im Nebenzimmer immerfort Weisen einer vergangenen Zeit hören ließ, humpelte die kleine Gnomengestalt um den ganzen Tisch, die Gäste erstaunt und neugierig musternd, dabei das graue Haupt unwillig schüttelnd. Endlich hatte die seltsame Erscheinung ihre Runde vollendet, blieb nun an dem oberen Ende der Tafel stehen und begann mit einem feinen Stimmchen, doch recht unwirrsch also zu reden:

„Heidi! Das geht ja im Haidehause
Gar lustig zu! — Feste und Gäste! —
Wer hat mir gewandelt die stille Klause
Zu solch einem bunten Menschenneste?
Hier, wo ich seit Jahren bei Tag und bei Nacht
Durchwandert der Säle verblichene Pracht,
Zwei Menschenkinder nur ward gewahr —
Find' heute ich ihrer zwei Dutzend gar!
Hier, wo man nur flüsternd geredet, geklagt,
Und laut zu lachen nimmer gewagt —
Hier klappern die Teller und Messer und Gabel;
Hier plappern die Mündchen und wetzt man den Schnabel;
Hier knallen die Pfropfen und fließt der Wein
Gar stromweis in Humpen und Kehlen hinein!
Man scherzt und lacht und zecht und schmaust,
Daß einem ehrlichen Hausgeist es graust!
Was ist hier gescheh'n? ich begreife es nicht!
Die Oede ward Leben, das Dunkel Licht,
Zum sonnigen Tage hellt sich die Nacht —
Wer ist es, der hier solch Wunder vollbracht?
Ich will es wissen, ich muß ihn sehn,
Der hier mir die Hausordnung gestört,
Sich gen meine Herrschaft hat empört:
Dem Hausgeist soll er Rede stehn!"

Jetzt endete das phantastische Spiel auf dem Rabenkielklavier, doch sofort wurden andere, mächtige und feierlich schöne Töne laut. Ein Orgelwerk erklang aus dem Nebenraume, dessen Spiel bald in liebliche, herzergreifende Weisen überging. Schon wollten die Tischgäste ihrem Staunen Ausdruck geben, als schon wieder etwas so Ueberraschendes geschah, daß jeder Laut sich in ein Flüstern der Bewunderung wandelte. In dem weitgeöffneten Eingange des Saales war eine weibliche Gestalt erschienen, fremdartig und doch wunderbar schön anzusehen. Ein langes Gewand von weißer Wolle schmiegte sich in weichen Falten um die jugendlichen Körperformen; die vollen mit Goldspangen geschmückten Arme traten daraus hervor und hielten ein kleines goldenes Pfeifenwerk. Ein Blätterkranz, dem goldene Blüten entknospten, zierte des Hauptes wallende Locken. Es war Frau Musica selber, oder Sancta Cäcilia — in den Zügen Leonorens.

Langsam, unter den lieblichen Orgelklängen schritt die herrliche Gestalt einige Schritte vor und auf den zürnenden gnomenhaften Hausgeist des Haidehauses zu; dann wurden die Töne des Spiels zu einem leisen sanften Weben und Flüstern und die Erscheinung sprach zu dem Kleinen:

„Was zürnst Du, weil an diesem Orte,
Wo Ernst und Schweigen stets gewaltet,
Die Freude endlich sich entfaltet,
Der Du verschlossen hieltst die Pforte?
Du staunest, kannst es nicht verstehen.
Es ist ein Wunder hier geschehen!
Schon hast Du seine Macht gespürt:
Du bist besiegt, Dein Reich ist aus;
Ein andrer froher Geist regiert
Und schützt fortan das Haidehaus!

(Der Hausgnom verschwindet, die Muse wendet sich zu den Bewohnern des Haidehauses.)

Die Muse ist's, der Ihr gewogen,
Die ihre Gaben Euch geweiht,
Mit Euch in dies Asyl gezogen
Der Ruhe und Zufriedenheit.
Sie ist's, die durch die Macht der Töne
Die Einsamkeiten hier belebt,
Die durch den Zauber ihrer Schöne
Das frohe Herz zum Himmel hebt!
Mit Euch ist sie auf allen Wegen,
Weil Ihr erkannt sie, ehrt und liebt.
Euch weihet sie durch ihren Segen
Ein Glück, das solche Wunder übt!
Und wollt Ihr sie mit Namen kennen —
Er liegt Euch Allen ja so nah!
Wie Euren Liebling dürft Ihr nennen
Und grüßen sie, Cäcilia!
Cäcilia, der Königin soll sie gleichen
Und herrschen heut' im Festesglanz. —
Der Schwester weiht als Herrscherzeichen
Die Muse ihren Blütenkranz!

Mit den letzten Worten hatte die Sprecherin sich Cäcilia genähert, ihren grüngoldenen Kranz vom Haupte genommen und ihn — der Schwester, die verwirrt, erröthend nicht wußte, wie ihr geschah, auf das Haupt gedrückt. Nun verschwand sie — wie der kleine griesgrämige Hausgeist, im gewöhnlichen Leben Alibert genannt, schon längst verschwunden war — unter dem lauten Jubel der Tafelgenossen, die ihre Gläser hoben und die heilige, wie die irdische Cäcilia, die Königin des Festes, wiederholt hoch leben ließen. Das war ein jubelndes Rufen, ein frohes Klingen der Gläser! und in all die laute Fröhlichkeit brausten die letzten gewaltigen Akkorde der Orgel drein und gestalteten den Auftritt zu einem so lebendigen und frohergreifenden, wie ihn das stille Haidehaus wol noch nimmer, so lange es auch stand, erlebt haben mochte.

Diese freudenvolle Stimmung hielt an, bis die Hausfrau sich endlich erhob und damit das Zeichen zur Beendigung der Tafelfreuden gab.

Nun theilte sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen. Die älteren Herren zogen sich in eines der unteren Zimmer zurück, um die Zeit bis zum Konzert, bei gutem Kaffee und noch besseren Cigarren, der Ruhe zu widmen; der jüngere Theil der Festgäste aber begann unter Albert's Führung die Besichtigung des Museums des Haidehauses. Die älteren Frauen, ebenfalls der Sammlung bedürftig, tranken im Wohnzimmer und in aller Ruhe ihren Kaffee, indeß Onkel Reinhold den Saal zum Konzert herrichten ließ. Das Mädchenquartett, Regina, Hulda, Cäcilia und Leonore, hatte sich zurückgezogen, unter dem Vorwande, die Gesänge leise durchzugehen, doch eigentlich nur um zu plaudern. Ach! und was hatten sie sich nicht Alles und so Wichtiges, hoch Interessantes zu sagen! Wie gern möchten wir es der freundlichen Leserin oder dem Leser verrathen, doch geht es nicht an! denn es sind Mädchengeheimnisse, und diese auszuplaudern wäre gar zu indiskret; und ist es auch ferner noch aus dem Grunde nicht thunlich, weil wir ja später Alles haarklein als Thatsache erfahren werden, was jetzt nur in unbestimmten Umrissen in ihnen lebte und die kleinen Köpfchen beschäftigte. Eines nur dürfen wir aus dem Gespräch der Mädchen verrathen: Hulda von Linden war fest entschlossen, die Virtuosenlaufbahn zu verfolgen, und Regina hatte ebenfalls den bestimmten Willen — konnte wol auch der Verlockung nicht widerstehen — ihr Talent auf der Bühne in einem dramatisch-musikalischen Meisterwerk zu versuchen.

Die wenigen Stunden vergingen nur zu rasch, und ehe man sich's versah, war es sieben Uhr. Wieder ertönte die schwere Hausglocke, die Flügelthüren des Saales öffneten sich und überrascht, erfreut durch den neuen schönen Anblick, der ihnen wurde, und dadurch frisch belebt, drängten sich die Gäste in den Saal, diesmal sich setzend, wie Neigung oder Zufall es fügten. An einem Ende des Saales fand sich der Flügel aufgepflanzt und daneben lagen auf einem Tische mehrere Geigen und eine ziemliche Anzahl Noten in Bänden, Heften und losen Blättern. Auch ein Cello lehnte dort, und Großes mußte Onkel Reinhold im Sinne haben. In einiger Entfernung von dem Flügel waren die Sitze aufgestellt und rasch von den Gästen eingenommen worden. Endlich war Alles in Ordnung, die Ausführenden hatten sich zu Seiten des Flügels unter die Fittige des Onkels Reinhold niedergelassen; nach Rücksprache mit den Seinigen trat dieser vor und begann also zu reden:

15*

„Verehrte Anwesende, liebe Freunde und Festgenossen!

„Was wir Ihnen heute Abend darzubringen im Begriffe stehen, darf wol nicht mit dem hochtönenden Namen „Konzert“ bezeichnet werden; es ist nur eine musikalische Unterhaltung, und wird es theilweise sogar eine improvisirte sein, weshalb wir Alle im Voraus auf freundliche Nachsicht rechnen müssen. Wir geben Ihnen indessen das Beste, was wir haben. Vorerst liegt mir nun eine Pflicht ob, die mir eine heilige dünken will“ — so sprach er jetzt mit einer Stimme, die ernster, feierlicher wurde — „und zwar die, des würdigen Mannes zu gedenken, der vor uns hier in dem Haidehause weilte, der scheidend uns zum Hüter alles Dessen gemacht, was er lieb und werth gehalten. Es ist eine Pflicht des Dankes, der Achtung, die wir ihm zollen, indem wir unsere erste größere musikalische Darbringung seinem Andenken, den Manen des Geschiedenen widmen. Ich glaube daher unsere Vorführungen nicht besser einleiten zu können als durch die beiden ersten Sätze der Symphonie in C-Moll unseres großen Beethoven, deren Charakter durch zwei Worte: „Ringen und Ruhe“ ausgesprochen werden kann. Auch die Erdenlaufbahn dessen, zu dem wir unsere Gedanken jetzt wenden, kann durch diese beiden Worte bezeichnet werden; auch er rang mit dem Leben und fand hier im Haidehause die Ruhe, nach der sein Herz, sein Geist sich sehnten. Wir haben ihn verstanden und weihen seinem Andenken unsere Achtung, unsere Liebe — in unseren Tönen.“ —

Aus der Pause, die nun folgte, stiegen die ernsten Klänge der herrlichen Beethoven'schen Symphonie empor; Cäcilia und Leonore hatten sich unbemerkt an den Flügel gesetzt und spielten das wohleingeübte Werk vierhändig und mit einer wahren Weihe. Aufmerksam lauschten die Hörer und der Vortrag wurde durch den Hinweis Reinhold's in der That für Alle zu einem Gebet, dem Andenken des geschiedenen Meeringen gewidmet. Nachdem das Spiel vorüber, bedurfte es einer ganzen Weile, um die feierliche Stimmung ausklingen zu lassen, die sich Aller bemächtigt hatte.

Nun sangen die vier Mädchen, zuerst ein „Ave Maria“ von Cherubini, dann ein Quartett ihres Lieblingsklangmeisters Schumann, die Nänie „Unter den rothen Blumen schlummere lieb Vögelein.“ Der Eindruck auf die Zuhörer, besonders die Dahlheimer Gäste, war ein ganz gewaltiger, und manche stille Thräne entfloß den Augen der Frauen. Das alte Fräulein von Grimberg weinte ungehindert und ihr Neffe saß regungslos da und preßte krampfhaft den Arm der Tante.



„Die Symphonie".
(In allegorischer Darstellung, auf dem vorderen Relief am Standbild L. v. Beethoven's.)

Doch die allgemeine Rührung mußte neuem Staunen, heller Begeisterung weichen, denn Hulda hatte sich an den Flügel gesetzt und spielte die dem Onkel Reinhold heimlich verkündete Ueberraschung: die große Tannhäuserphantasie von Liszt. Das hübsche Mädchen entwickelte dabei neben ihrer blendenden Bravour eine solche liebenswürdige Keckheit, daß der Onkel ihr nicht böse sein konnte, obschon er wol Ursache gehabt hätte, hier und da die Brauen zusammenzuziehen. Er stimmte sogar in den brausenden Jubel mit ein, der das Spiel belohnte. Doch still! andere Töne erklingen. Der Onkel sitzt am Klavier und Regina Falk singt — die große gewaltige Arie der Leonore aus Beethoven's Fidelio. Wie herrlich klang diese volle mächtige Stimme durch den Saal! Mit welchem lebendigen Ausdruck brachte die Sängerin das Wort zur Geltung! Es war nur ein junges unerfahrenes Mädchen, das da sang, und dennoch das begeisterte Weib, welches durch die Liebe das Höchste zu erreichen hofft. Der Eindruck war ein überwältigender, Alles erhob sich von den Sitzen und eilte auf die junge Sängerin zu, der Onkel Reinhold nach Beendigung der Scene nur hatte zuflüstern können: „Gehe mit Gott Deinen Weg!“ Nur Walter von Grimberg war wie festgebannt sitzen geblieben — eine ganz neue Welt mußte sich dem jungen Manne erschlossen haben.

Doch weiter ging es! Alibert kam an die Reihe. Wie stolz reckte der Kleine sich, als er nach tiefer Verbeugung seine kostbare Geige unter das Kinn gebracht und Cäcilia, die jetzt am Klavier saß, das Zeichen zum Beginn gab. Und was spielte der Kleine? Ein Stück, seiner und seiner Cremoneser Geige würdig — „die Teufelssonate“ von Tartini! Und wie spielte Alibert das nicht leichte bizarre Stück? Als ob der knurrige Hausgnom von heute Mittag sich in ihn verwandelt hätte, oder ihm den Bogen führte. Auch er wurde bewundert, beklatscht, und sein Gesicht strahlte in seligem Lächeln, als er sich unter den lauten Bravos ineinemfort verbeugte.

Nun war die Reihe an den beiden Schwestern; sie sangen Lieder von Schumann und Schubert; Leonore hatte die Schumann'sche Widmung und den Erlkönig von Schubert, Cäcilia einige heitere Stücke aus dem Liedercyklus „Die schöne Müllerin“ gewählt, und ihre Gesänge erweckten gleich große Freude, wie die der Schwester. Hiermit endete der erste Theil des Konzerts.

Nun mußten die Hörer sich Luft machen — ihre Empfindungen waren nicht mehr einzudämmen, und ein so lautes, erregtes, ja begeistertes

Plaudern erhob sich in dem Saale, als ob nicht vierundzwanzig Personen, sondern ebenso viele Dutzend darinnen gewesen. Die Dahlheimer Gäste, alt und jung, fühlten sich überglücklich und dankten den jungen Mädchen, Alibert, und besonders Onkel Reinhold, in herzlicher und aufrichtiger Weise für die seltene Freude, die ihnen durch die musikalischen Genüsse geworden waren. Bald gab Onkel Reinhold das Zeichen zum Beginn der zweiten Abtheilung des Konzerts.

Dieses führte als Einleitung zwei Sätze, eines jener naiv schönen Trios von Haydn vor, wobei Alibert die Geige, Onkel Reinhold das Cello und Leonore den vollstimmigen Flügel spielten. Nun folgte die große Rachescene und Arie der Donna Anna aus „Don Juan", von Regina gesungen, die sich nun einmal vorgenommen hatte, bei dieser Gelegenheit Onkel Reinhold gewichtige Proben ihres dramatischen Talents abzulegen. Hulda spielte diesmal die von Rubinstein transskribirte Egmont-Ouvertüre, dann eine Schumann'sche Novellette und ein Phantasiestück; ihr folgten die beiden Schwestern. Sie hatten den Freischütz gewählt und begannen mit dem Duett des zweiten Aktes, worauf Cäcilia die Arie der Agathe und schließlich Leonore die Cavatine des dritten Aktes sang. Beide erzielten eine allgemeine und tiefe Wirkung. Cäcilia, die stets Heitere, war als solche in ihrer Arie nicht mehr wiederzuerkennen, mit einer so lieblichen Innigkeit, einem solchen leidenschaftlichen Schwung hatte sie die verschiedenen Theile des Gesangstückes wiedergegeben. Leonorens Gesang wirkte in ganz anderer Weise: es war fast, als ob eine Heilige bete; kein Herz blieb unbewegt. Zwei muntere Frauenquartette, bei denen diesmal auch Konstanze mitwirkte, beschlossen den zweiten Theil der Vorführungen und damit war auch zugleich das erste Konzert im Haidehause beendet.

Es war spät, fast zehn Uhr geworden, und dennoch wäre das kleine Publikum gern noch sitzen geblieben, um weiter zuzuhören. Doch Onkel Reinhold hatte „abgeklopft" und Frau Wallbrunn lud die Gesellschaft in die Wohnstube, eine kleine Erfrischung zu nehmen. Bald leerte sich der Saal, dessen Thüren abermals geschlossen wurden, um ungesehen die nöthigen Vorbereitungen, Veränderungen und Verschönerungen für den Ball ausführen zu können. Wieder vertheilte sich die Gesellschaft. Die Herren kehrten theilweise in ihre unteren Zimmer zurück, wo Wein und Cigarren ihrer harrten; die jungen Mädchen und Frauen vervollständigten ihre Balltoiletten und die Mütter ergingen sich in lebhaftem Gespräch über die Ihrigen und die so viel versprechenden jungen

Virtuosinnen. Der Junker von Grimberg hatte sich zwar den Herren zugesellt, doch nahm er kaum Theil an deren heiter belebter Unterhaltung. Er wußte in der That nicht, wie ihm geschehen. Was er erlebt, war zu überwältigend für ihn gewesen, es verwirrte ihn, machte ihn ernst und wortkarg. Der arme Junker! Warum hatte er auch sein ganzes Leben nur im Walde zugebracht!

Diesmal war es das Publikum, besonders das jugendliche, welches auf die Eröffnung der Saalthür drang, denn die anberaumte zehnte Stunde war vorüber und schon längst hatten sich die Mädchen in dem allgemeinen Versammlungszimmer, dem Wohngemach, eingefunden. Wie strahlten sie nun in dem Schmuck der Blumen, in der freudigen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten! Auch die Herren waren wieder erschienen, ihre Tänzerinnen wählend und sich derselben für die verschiedenen Tänze zu versichern suchend. Nur Zwei von ihnen, die beiden Unerfahrenen des Kreises, dachten hieran nicht — sie kannten den Brauch eben nicht. Elben hoffte indessen auf Konstanze, die, gleich still wie der junge Mann, wol gleiche Gedanken hegen mochte, hatten Beide doch fast die ganze Zeit über nur mit einander verkehrt. Junker Walter hielt sich zu der Tante. Zwar blickte Cäcilia oftmals verstohlen zu ihm hinüber, doch er ließ nicht von der alten Dame ab, die dem sonst so wilden Menschen unentbehrlich geworden sein mußte.

Endlich öffnete sich die Saalthür in ganzer Breite und Herr Alibert erschien, diesmal mit zwei goldenen Stäben in der Hand. Zugleich ertönten aus dem jetzt strahlend hell erleuchteten Saale die Klänge einer Polonaise, und nach zierlicher Verbeugung sprach der Kleine laut:

„Der Ball beginnt! Ich habe die Ehre, die Herrschaften zum Eintritt in den Festsaal einzuladen, bitte die Herren ergebenst ihren Damen die Hand zu reichen und mir sowie der Dame, welche mich der Ehre würdigt, an ihrer Seite tanzen zu dürfen, der Königin unseres heutigen Festes, Fräulein Cäcilia, zu folgen, zum feierlichen Einzug und zur Eröffnung des Balles durch eine Polonaise.“

Dabei hatte er Cäcilia den zweiten Stab gereicht und stellte sich nun an die Spitze des Zuges, der sich rasch hinter den Beiden bildete. Unter der marschartig-feierlichen Weise der Polonaise setzte sich der Zug in gemessenem Tanzschritt in Bewegung. Kein Paar, welches die Schwelle des Saales überschritt, vermochte ein lautes „Ah!“ der Bewunderung zu unterdrücken, so festlich schön erleuchtet und geschmückt zeigte sich jetzt der Raum!

In feierlichem Zuge umschritten die Festgenossen den Saal, dann theilten sich die Paare und führten die gefälligsten Windungen und Verschlingungen aus, wie Alibert es mit Cäcilia gewissenhaft einstudirt. Endlich erfolgte ein letzter Umzug durch den Saal und nun geleiteten die Herren ihre Damen zu den Sitzen. Die Polonaise war vorüber, der Festball eingeweiht.

Der nächste Tanz sollte ein Walzer sein und diesem eine große Quadrille von acht Paaren folgen. Die Herren umschwärmten die Damen, besonders die jungen, und die, welche noch keine Tänzerinnen hatten, suchten sich derer zu versichern. Nur Walter wollte nicht von der Tante weichen, mit der er auch die Polonaise getanzt. Cäcilia hatte bisher alle Anträge abgelehnt; sie sei schon für den nächsten Tanz engagirt, sagte sie — wol immer noch hoffend, daß der stille junge Mann, der dort neben der alten Dame saß, zu ihr kommen würde. Doch der Junker, der arme wilde Jäger, rührte sich nicht von der Stelle. Da faßte das Mädchen sich ein Herz, voll Mitleid mit dem guten, doch so verwirrten Menschen eilte sie auf ihn zu, und in ihrer natürlichen, heiteren und gewinnenden Weise redete sie ihn an:

„Sie wollen also, wie es scheint, nicht tanzen, Herr von Grimberg?" so plauderte sie, „das ist gar nicht hübsch von Ihnen. Ich hatte schon gehofft, daß Sie mich einladen würden, doch es war vergebens. Nun, so reichen Sie mir wenigstens den Arm und führen Sie mich ein wenig durch den Saal."

Der Junker erröthete, doch erhob er sich, reichte Cäcilia den Arm und Beide begannen den Saal zu durchschreiten, während die Tante einen glückseligen, dankbaren Blick dem schönen Mädchen nachsandte, das sich ihres armen guten Neffen so freundlich erbarmt hatte.

„Nun aber müssen Sie auch ein heiteres Gesicht machen und wie die Anderen fröhlich sein," plauderte Cäcilia weiter, „ich könnte sonst glauben, unser kleines Fest machte Ihnen keine Freude, es gefiel Ihnen nicht bei uns."

„Das wäre nicht die Wahrheit," klang es leise, doch recht bestimmt als Antwort. „Es gefällt mir sehr — über alle Maßen hier — bei Ihnen."

„So gut — wie im Walde?"

„Nein! — Das heißt, im Walde — das ist etwas ganz Anderes. Was ich heute hier erlebe, ist mir zu fremd, zu gewaltig — ich kann es noch nicht fassen, nicht beurtheilen. Eines nur bin ich mir klar geworden — ich weiß es jetzt bestimmt!"

„Und das wäre?“

„Daß ich ein großer Thor — ein Narr war, als ich Ihnen sagte, ich machte mir nichts aus Musik, Gesang und Tanz — die ich nicht einmal kannte! O, ich bin genug dafür bestraft worden! Doch das ist nun vorüber, und ich werde nicht mehr bis spät in die Nacht hinein draußen unter ihrem Fenster stehen und horchen, wenn Sie singen und spielen. Nein! jetzt komme ich zu Ihnen hinein und setze mich still in eine Ecke, um Ihnen zuzuhören und Abbitte zu thun. Und Sie werden mich nicht fortschicken, ich weiß es, nachdem Sie mich heute Abend so freundlich angeredet!“

Der Junker hatte immer lebhafter gesprochen und seine treuherzigen Worte hatten das Herz des jungen Mädchens getroffen. Jetzt war die Reihe, verwirrt zu sein, an ihr. Sie vermochte im ersten Augenblick nicht zu antworten, doch war sie auch außer Stande, ihr Händchen zu hindern den Arm, auf den es sich lehnte, fester zu fassen, eine Bewegung, die Walter ein Zittern verursachte. Dann schaute sie ihn mit freundlichem Blicke an und erwiederte, bereits wieder mit einer lieblichen Schelmerei:

„Sie sollen sich nicht geirrt haben, wenn Sie mir auch in Zukunft hübsch folgen — und für einen der nächsten Tänze mich einladen werden. Für jetzt hab' ich's gethan, und da just der Walzer beginnt, so wollen wir Beide denn zeigen, was wir bei Herrn Alibert gelernt haben. Voran, Herr von Grimberg!“

„Aber, mein Fräulein — um's Himmelswillen!“ —

„Muth! Muth! und es wird gehen!“ flüsterte Cäcilia dem Erregten noch zu. „Folgen Sie mir nur, ich führe Sie gut!“

Und im nächsten Augenblicke flog sie mit ihm im Kreise dahin, sich den anderen Paaren anschließend, die bereits den Walzer begonnen. Junker Walter that sein Möglichstes, er folgte seiner Führerin — und es ging! Es ging sogar immer besser, und als der Walzer zu Ende war, meinte er in seiner Herzensfreude recht naiv, er hätte nicht geglaubt, daß das Walzen so leicht und so hübsch und angenehm sei.

Die Quadrille sah Walter sich mit an, doch dabei hauptsächlich seine Blicke Cäcilia zugewendet. Vor dem nun folgenden Tanz, einer Galoppade, trat er vor sie hin und bat mit einfachen Worten, ihr Tänzer sein zu dürfen. Gern willigte das Mädchen ein, und wieder tanzte der Junker ausschließlich mit der Königin des Festes, was unter den männlichen Theilnehmern des Balles nicht wenig Neid, unter den weiblichen einige Neugierde erregte.

Die Fröhlichkeit, welche während des Balles herrschte, war allseitig eine so ungezwungene und warm empfundene, die Zeit verging dabei so schnell, daß die große Pause heran genaht war, ehe man es nur gedacht. Im Wohnzimmer und an verschiedenen Tischen wurde soupirt, dann aber drängte die Jugend wieder zum Tanz. Der zweite Theil des Balles verlief womöglich noch heiterer als der erste, und als endlich Herr Alibert, der als Tanzmeister und Ballordner in einem wahren Meer von Wonne schwamm, das Zeichen zum Beginn des Cotillons gab, da ging nur ein Ruf des Bedauerns durch den Saal, daß der Morgen gekommen und das schöne Vergnügen zu Ende sein sollte. Es war indessen so und nicht zu ändern. Sechs Uhr schlug es, als das letzte Paar seine Verbeugung vor der Hausfrau, Onkel Reinhold — der fast alle Tänze gespielt hatte — und Herrn Alibert machte, und der erste Ball im Haidehause war zu Ende.

Die Damen, alt und jung, verschwanden: ihre Zimmer waren bereit, ihnen die nöthige Ruhe bis zur Abreise zu bieten, doch nur die älteren Frauen suchten den Schlaf, die jüngeren, und besonders unser Mädchenquartett, plauderten und kicherten bis in den hellen Morgen hinein, wo sie denn auch endlich die Augen für ein paar Stündchen Ruhe schlossen. Die Herren hatten sich in ihren Zimmern des unteren Stockwerkes zusammengefunden, die, wohl durchwärmt, ihnen gestatteten, sich es so bequem als möglich zu machen. Doch Keiner von ihnen, nicht einmal die älteren, dachten an Schlaf. Eine riesige Punschbowle dampfte und vereinigte ihren Duft mit dem der guten Cigarren, für welche Onkel Reinhold auf das Beste gesorgt. Einer der Heitersten dieser Gesellschaft in den unteren Räumen war jetzt Junker von Grimberg; er fühlte sich so glückselig, wie er es nimmer — nicht einmal nach der allerschönsten Jagd gewesen, und die ganze Welt hätte er in seiner Herzensfreude umarmen können. Fortwährend wiederholte er einen Refrain, den er von dem jungen Vollmer, dem Juristen, gehört. Er war der Letzte, der auf seinem Stuhle einschlummerte, dabei seelenvergnügt trällernd:

„— Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

Der glückliche Junker! so dürfen wir jetzt und mit Recht ihn nennen.

Erst am späten Vormittag, gegen elf Uhr, fand sich die Gesellschaft wieder im Wohnzimmer zusammen, doch auch leider! — reisefertig. Für ein reichliches Frühstück von kalten Speisen hatte Frau Wallbrunn Sorge getragen, und als dies eingenommen, begann das Danken und Abschiednehmen der Dahlheimer Gäste. Regina, Hulda und Konstanze sowie Frau Falk sollten noch einen Tag bleiben, doch der Oberst von Linden und Graf Haldern fuhren, um die Familie Wallbrunn nicht zu sehr zu belästigen, mit den Uebrigen davon, um am anderen Morgen wiederzukehren und die Damen zu holen. Die Wagen waren bereit; in der herrlichen Equipage des Grafen mit den belivreeten Bedienten fuhren diesmal die drei Dahlheimer Frauen und Anna Vollmer, der Oberst hatte in einem anderen Wagen bei den Herren, mit denen er rauchte und sich trefflich unterhielt, Platz genommen; Graf Haldern ritt mit seinem Reitknecht voraus. Ein letztes Grüßen, dann bogen die Wagen um das Fichtenwäldchen und das schöne Fest war für die Dahlheimer vorüber. Doch erregten diese noch ein gewaltiges Aufsehen, als die prächtige Equipage nach und nach ihre Insassen vor den verschiedenen Wohnungen, sogar vor dem Laden des Kaufmanns Walbot absetzte. Als aber erst am Abend die Theilnehmer des Festes, der Herr Amtmann und sein Sohn, Dr. Werner und Kaufmann Walbot in der Gesellschaft im „silbernen Fichtenzapfen“ von den Wunderdingen zu erzählen begannen, die sie erlebt, gehört, gesehen und — gespeist, da erreichte das Staunen den höchsten Grad. „Wären wir nur auch dabei gewesen!“ seufzten Manche, und vielleicht Diejenigen erst recht, welche ein solches Vergnügen einem — Frack geopfert hatten!

Nach der Abfahrt der Dahlheimer hatten auch Junker Walter und Tante Grimberg Abschied vom Haidehaus genommen. Die alte Dame küßte, Freuden- und Dankesthränen dabei weinend, die ganze Familie, und wollte nicht eher in die Abfahrt willigen, bis man, und besonders Cäcilia, ihr versprochen, sie auch einmal auf ihrem stillen Hofgut zu besuchen. Der Junker verlangte Derartiges nicht, dafür aber rief er laut und recht bestimmt: „Ich komme wieder!“ Dann fuhr das altmodische Gefährt davon. —

Noch einen stillvergnügten Abend verbrachte die Familie mit den Freundinnen, doch wurde nur geplaudert, nicht musizirt, und auch recht zeitig suchten die Mädchen ihre Zimmer auf. Konnten sie dort sich doch noch ungestörter aussprechen. Am anderen Vormittag, noch bevor die jungen Damen sichtbar waren, langte Graf Haldern zu Pferde an;

die Equipage folgte ihm bald, doch war sie leer; der Oberst, dem das viele Fahren zu beschwerlich gewesen, war in Dahlheim geblieben, dort seine Tochter und die übrigen Reisegefährtinnen zu erwarten. Recht angelegentlich hatte der Onkel mit dem Grafen zu reden, worauf schließlich Beide sich die Hände drückten, als ob irgend eine Vereinbarung zwischen ihnen getroffen worden wäre. Endlich erschienen die Mädchen. Noch einige Augenblicke eines herzlichen Verkehrs, dann mußte auch hier Abschied genommen werden. Küsse, Umarmungen wurden unter Lächeln und Thränen gewechselt, dann stiegen Frau Falk mit Regina, Hulda und Konstanze in den Wagen, der, von dem Grafen zu Pferde begleitet, rasch davonfuhr.

„Auf Wiedersehen — im Frühling!“ rief den scheidenden Gästen Onkel Reinhold noch nach. Lebhaftes Tücherschwenken antwortete ihm, dann war Alles verschwunden und das schöne Cäcilienfest des Haidehauses nun wirklich zu Ende.

Doch nein! noch ein kleines, recht überraschendes und zugleich vielversprechendes Nachspiel sollte es haben.

Onkel Reinhold wandte sich zu seinen beiden Nichten und wollte die recht traurig gewordenen Mädchen trösten, als Cäcilia plötzlich emporfuhr und horchte. Das Wiehern eines Pferdes, doch ganz anders, kräftiger, jugendlicher klingend als von dem alten Gaul des Haidehauses, war vernehmbar geworden. Das Staunen des Mädchens hatte noch keinen Ausdruck gefunden, da erschien Hans, geheimnißvoll vor sich hinlächelnd, die hellbraune Stute mit dem Damensattel, welche Hulda geritten, am Zaum daherführend. Den fragenden, doch strahlenden Blick Cäcilia's beantwortete der Onkel lächelnd:

„Ich habe das Pferd dem Herrn Grafen abgekauft, und weil es Dir so wohl gefiel, giebt die gute Mutter es ihrer Cäcilia als Angebinde! — Du kannst zwar noch nicht reiten, aber ich denke, wie sich der Lehrer der Tanzstunden gefunden, wird sich wol auch ein Lehrer der schönen Reitkunst im Haidehause finden!“



John erklärt im Familienkreise seine Pläne.

Elftes Kapitel.

Die ersten Opernabende.

John's Ankunft im Haidehause, und wie Albert ihn begrüßte. — Pläne. — Vorgeschichte, Entstehung und Entwicklung der Oper in Italien. — Die drei Fee'n. Eine Erzählung.

Frau Wallbrunn hatte mit ihren Dienerinnen und Töchtern noch mehrere Tage zu thun, bis im Haidehause Alles wieder in Ordnung war, doch fanden sich endlich auch die letzten Spuren des Festes getilgt. Die Mädchen, schon von den Gästen reich beschenkt, verließen hoch zufrieden den Ort und kehrten nach Dahlheim zurück, dort das Lob des Hauses und seiner Bewohner, sowie die Herrlichkeiten des Festtages auf ihre Weise laut verkündend. Wieder war die frühere Ruhe zurückgekehrt und auch die Zufriedenheit, ein Jeder ging seinen Obliegenheiten

oder Neigungen nach, und der Abend versammelte Alle zu angenehmer und anregender Unterhaltung. Nun langten auch Briefe aus der Heimat an, von den Freundinnen an die Mädchen, von Konstanze an Onkel Reinhold. Letztere schrieb unter Anderm, daß Herr John seine wichtige Arbeit für den Vater — von der sie sich indessen noch immer keine rechte Vorstellung machen könne — vollendet habe, und in wenigen Tagen nach dem Haidehause abreisen würde. Diesem Schreiben lag ein Brief des Herrn John an den Onkel bei, der dessen Ankunft als am dritten Tage nach Absendung des Briefes ankündigte. Sodann schrieb er: „— Ich werde mit dem Frühzuge in Dahlheim eintreffen, und da ich mehrere Meßinstrumente und andere zu meinen Arbeiten nöthige Gegenstände mitbringe, so ersuche ich Herrn Ruland ergebenst, mir für eine Fahrgelegenheit nach dem Haidehause sorgen zu wollen. Zugleich bitte ich eine, dem Dahlheimer Herrn Amtmann bekannte Persönlichkeit mitzuschicken, die mich gleich nach meiner Ankunft auf das Amt geleiten kann, damit ich im Stande bin, Einsicht von den Flurkarten zu nehmen und eine flüchtige Kopie der Grundflächen der Haidehauswaldungen anzufertigen. Denn es wird wol eine der allerersten und nothwendigsten Aufgaben sein, die Grenzen der Grundstücke zu revidiren, und wenn nöthig, neu festzustellen. Ich werde bis zum Nachmittag Zeit genug dazu haben, sowie auch um sonst Nöthiges anzuordnen, und am Tage darauf können unsere Arbeiten beginnen."

„Der Mann gefällt mir," sagte Onkel Reinhold, nachdem er den Brief John's gelesen. „Er faßt die Sache beim rechten Ende an! Ich und auch der sonst ganz wackere Elben, wir hätten daran nicht gedacht."

Am bestimmten Tage, in aller Frühe — es war noch vollständig dunkel — fuhren Hans und Elben nach Dahlheim, um Herrn John, den neuen Gast des Haidehauses, abzuholen. Frau Wallbrunn ließ dessen Zimmer vollends herrichten, und Onkel Reinhold ordnete die Arbeitsstube. In dem Zimmer neben Elben sollte John schlafen, und in dem Raum, wo ersterer und der Onkel geschrieben und gerechnet, fand sich Platz genug, um einen zweiten großen Schreib- und Zeichentisch für den neuen Arbeiter aufzuschlagen. So war denn Alles zum Empfang des Gastes bereit, und nicht wenig gespannt, doch auch recht ernst sah die Familie dessen Ankunft entgegen.

Der Nachmittag verging, ohne daß das Wägelchen heimkehrte. „Er wird viel zu besorgen gehabt haben," meinte der Onkel, als die Familie mit Herrn Alibert am Abend bei der Lampe saß und sich mit

dem Fremden beschäftigte, der noch immer nicht kommen wollte. Endlich — gegen Sieben Uhr war es — da wurde das Rollen der Räder laut, man vernahm auch die Stimme des Hans, der in ungewohnt lärmender Weise den Gaul losschirrte und in den Stall führte. Bald ertönten Schritte auf der Treppe und Elben trat mit dem erwarteten Gaste in das Zimmer.

Der Fremde war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, einfach, doch anständig gekleidet. Seine Erscheinung machte einen eigenthümlichen Eindruck, denn sein Antlitz, von einem dunklen Vollbart und langem lockigen Haar umrahmt, war auffallend bleich. Sonderbar! auch Elben schien verändert; auch er hatte seine Farbe verloren und verwirrt, zagend, wie zur Zeit als er das Haidehaus zum ersten Mal betreten, war seine Haltung, sein Thun. Seine Stimme zitterte fast, als er nach dem Eintreten Herrn John der Familie vorstellte. Dieser verbeugte sich vor den Damen und dem Onkel, dann richtete sich seine Gestalt empor und ruhig, mit schlichten Worten dankte er für das ihm geschenkte Vertrauen, sich zugleich dem Wohlwollen seiner neuen Hausgenossen empfehlend.

Kaum hatte er geendet — noch war dem Fremden kein Gegengruß geworden, als Cäcilia plötzlich einen jähen Schreckensruf ausstieß und dann in besorgtem Tone rief:

„Um Gotteswillen! — was ist Herrn Albert geschehen? — Helft, helft!“

Dabei war sie auf den Kleinen zugesprungen, der während der kurzen Vorstellung des Fremden etwas abseits gestanden, diesen mit weitaufgerissenen Augen angestarrt hatte, dann aber, als jener seine Rede beendet, mit einem leisen bangen Seufzer wie leblos auf das Sofa gesunken war. Alle waren bereits mit ängstlicher Sorgfalt um ihn beschäftigt, doch zeigte sich bald, daß die Angst um den alten Herrn glücklicher Weise wol eine zu große gewesen. Nicht einmal eine Ohnmacht, nur eine Anwandlung von Schwäche mußte ihn daniedergeworfen haben, denn die besorgten Rufe der Freunde beantwortete er sofort, wenn auch mit leiser, etwas zitternder Stimme:

„Es ist nichts — gar nichts! — ein Anfall von Schwindel. Es wird vorübergehen. Gestatten Sie mir nur einen Augenblick draußen frische Luft zu athmen. Herr Elben wird wol so gut sein, mich zu führen.“

Damit hatte der Kleine sich wieder erhoben, und jede andere Hülfeleistung abweisend, ergriff er Elben's Arm und verließ mit diesem das



Pasqué, Welt der Töne. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

John's Ankunft im Haidehause.

Gemach, ohne den Fremden nur noch einmal anzusehen. Draußen zog Alibert den jungen Mann mit sich fort in sein eigenes Zimmer, das er hinter sich verschloß, dann faßte er plötzlich Elben an beiden Händen, drückte, schüttelte sie krampfhaft und keuchte mit erregten, angsterfüllten Tönen:

„Wer ist der Fremde, der sich — John nennt? Du mußt es wissen — hast ihn in Dahlheim allein gesehen — gesprochen! — Wer ist es?"

Elben wechselte wieder die Farbe, doch schaute er dem so furchtbar aufgeregten alten Manne lange und tief in das Auge, dann antwortete er langsam und eindringlich:

„Er heißt Herr John — nicht anders! und wird hier für Herrn Wiegand, in dessen Geschäft er thätig ist und — für uns arbeiten. Er ist zufrieden und thut es mit Freuden! Ich weiß nichts über ihn und auch Sie, Herr Alibert, — wollen Sie Herrn John nicht unglücklich machen — auch Sie dürfen nicht mehr zu wissen verlangen!"

„O Du mein Gott!" rief schluchzend der alte Mann und barg sein Gesicht in beide Hände. Dann ließ er sich in einen Sessel fallen und weinte heftig. Doch klang es nicht, als ob ein peinigendes Weh ihm diese Thränen auspreßte, nein! es schien fast, als ob es solche der Freude wären.

„Beruhigen Sie sich! Eine solche Aufregung könnte Ihnen schaden!" flüsterte Elben ihm mit inniger Theilnahme zu.

Da erfaßte Alibert die Hand des jungen Mannes, und unter Thränen lächelnd sagte er:

„Habe keine Sorge um mich, mein Sohn, Freude tödtet nimmer! Ich will nicht mehr fragen — nie mehr! es wäre Sünde nach Deinen Worten. Doch geh' jetzt, und sage Denen im Wohnzimmer, daß ich bald kommen würde, ich sei wieder vollständig hergestellt."

Damit drängte er Elben hinaus, doch kaum hatte dieser das Zimmer verlassen, da sank der Alte in die Kniee und wieder begann er zu weinen, und einzelne Worte zu stammeln. Dann aber falteten sich seine Hände und die abgerissenen Worte wurden zu einem Gebet, zu einem Dankgebet, dem Vater dort oben dargebracht, der das Schicksal seiner Kinder oft so wunderbar lenkt, der da liebt und straft — doch auch verzeiht!

Währenddeß hatte im Wohnzimmer John mit der Familie Wallbrunn, die sich über den Anfall Alibert's beruhigt, weiter geredet, und dabei die einzelnen Glieder derselben kennen gelernt. Seine Haltung war gemessen, sein Reden ruhig und ernst. Auf alle Fragen des Onkels

gab er passende Antworten, die diesen befriedigen mußten, denn er nickte dabei stets zustimmend mit dem Kopfe. Auch Frau Wallbrunn und Cäcilia hatten Fragen, Konstanze betreffend, an John zu richten, und auch hier wurden die Antworten in schlichter, doch treffender Weise gegeben. Nur Leonore hatte das Wort noch nicht an ihn gerichtet. Sie saß etwas abseits und ließ nur dann und wann verstohlen einen staunenden, fragenden Blick nach dem Fremden hinübergleiten. Das Mädchen war auffallend ernst, sogar etwas bleich geworden. Der unerwartete Anfall des kleinen alten Herrn hatte sie gewiß tiefer berührt als die Anderen. Deshalb wollte sie sich wol auch erheben und selbst nach ihm sehen, als Elben eintrat und durch seine Mittheilung die etwaigen letzten Spuren einer Besorgniß glücklich zu zerstreuen vermochte. Er kündigte das baldige Kommen Herrn Alibert's an, und das Gespräch wurde nun lebendiger.

Die Zeit verging, doch Alibert kam nicht. Die Mutter, dann die Töchter verließen das Zimmer, um für das Abendbrot zu sorgen. Nun war es, als ob der Fremde aufathmete, lebhafter wurden Worte und Blicke — in der Gegenwart der Damen mußte er sich wol beengt gefühlt haben. Als die Mutter wiederkehrte und die Herren zum Nachtessen einlud, machte sie zugleich die Mittheilung, daß Herr Alibert sich für den heutigen Abend entschuldigen lasse. Er fühlte sich doch noch etwas schwach, habe es vorgezogen, eine Tasse Thee auf seinem Zimmer zu trinken, und werde sich dann zur Ruhe legen. Das Abendbrot wurde diesmal nicht mit der gewöhnlichen Heiterkeit verzehrt; auch sprach Onkel Reinhold mit Herrn John fast nur von Geschäften, dies Thema mußte ihn für heute ganz besonders interessiren — oder erfreute er sich an den Antworten John's, die eine ganz außergewöhnlich lohnende Thätigkeit in Aussicht stellten?

Man trennte sich früh, besonders nachdem der neue Gast schließlich eine gewisse Müdigkeit gezeigt und einsilbiger geworden. Gern nahm er das Anerbieten Elben's an, ihn in sein Zimmer zu führen. Nachdem er das Wohngemach verlassen, blieb die Familie auch nur noch kurze Zeit beisammen: kein rechtes Gespräch wollte mehr aufkommen, und selbst die Bemerkungen über den Fremden, der von so eigenthümlichen Umständen begleitet in ihren Kreis getreten, fanden kein Echo mehr. Besonders Leonore war schweigsam geworden, daß es der Mutter auffallen mußte. Doch das Mädchen schloß ihr den Mund, bevor er eine Frage gethan, durch einen Kuß, dann schied man, wol um den

Abend, was er gebracht — und was ihm wol noch folgen werde, im Geiste an sich vorüberziehen zu lassen.

Am andern frühen Morgen zog John nach dem Walde, Elben begleitete ihn, und später gesellte sich auch Onkel Reinhold zu Beiden, der mit größtem Interesse die Arbeiten des jungen Mannes verfolgte. Gegen Mittag langten die ersten zum Holzfällen angenommenen Bauern an, und erst nachdem diesen ihre Beschäftigung angewiesen worden, kehrten die drei Herren nach dem Haidehause zum Mittagessen zurück. Mutter und Töchter hatten somit den ganzen Vormittag allein bleiben müssen, doch war ihr Stillleben durch einen eigenthümlichen Vorfall unterbrochen worden. Cäcilia und Leonore saßen in ihrem Zimmer mit Handarbeiten beschäftigt, als Leonore plötzlich überrascht in ihrem Thun innehielt und die Schwester bedeutete, aufzuhorchen. Unten im Hofe sang eine tiefe, rauhe Stimme mit merklich derblustigem Ausdruck das alte Volkslied von Prinz Eugenius und der Stadt Lille in Flandern:

„Lilge, allerschönste Stadt,
Die du bist so schmuck und glatt,
Schaue meine Liebesflammen,
Ich liebe dich vor allen Damen,
Mein herzallerschönster Schatz — schönster Schatz,
Mein herzallerschönster Schatz!

Das „herzallerschönster Schatz — schönster Schatz!“ klang so überaus keck und lustig durch den Hof, daß die lauschenden Mädchen dabei bald laut aufgelacht hätten. Doch bezwangen sie ihre Heiterkeit und lauschten, denn die fremde rauhe Stimme sang weiter alle übrigen Strophen des originellen Liedes. Wer konnte es nur sein? Noch nie hatten sie die Stimme im Hause vernommen, und doch mußte sie einem der Bewohner angehören, denn der Singende ging im Hofe, dann in den Nebengebäuden hin und her, als ob er dort hantire. Nun erhoben sich die neugierigen Mädchen, um vorsichtig durch das Fenster nach dem sonderbaren Sänger zu spähen. „Der Hans!“ riefen sie im nächsten Augenblick fast zugleich und auch mit gleicher Verwunderung. Es war in der That der Knecht des Haidehauses, der bisher so mürrische und einsilbige alte Mann, der da so lustig sang! Was konnte ihm geschehen sein, daß sein finsteres Wesen so vollständig verwandelt war? — Auf diese Frage vermochten die Mädchen keine Antwort zu geben, so sehr sie sich auch die Köpfchen darüber zerbrachen. — Es sollte überhaupt noch Monate dauern, bis ihnen dies Räthsel mit noch ganz anderen gelöst werden würde.

Bei Tische lernte Herr John auch Herrn Alibert kennen. Der Kleine schien zwar wieder ganz wohl zu sein, er sagte wenigstens so. Auch war er recht heiter, nur zitterte seine Gestalt und seine Stimme merklich, als er sich erhob und mit wenigen leisen Worten den jungen Mann begrüßte. Dann schwieg er fast hartnäckig still, horchte dafür aber gespannt und mit stets größer werdendem Staunen den Reden John's. Dieser sprach mit dem Onkel natürlich nur von den begonnenen und noch bevorstehenden Arbeiten, und die Darlegung seiner Ansichten darüber mußten auch die Uebrigen in nicht gewöhnlichem Maße interessiren, denn auch sie hörten ihm aufmerksam zu.

„Die Bewirthschaftung des großen Waldes und Verwerthung seines reichen Holzmaterials," so sprach John in seiner bisherigen ruhigen Weise, „muß doch wol auf eine andere und — verzeihen Sie meine Offenheit — zweckmäßigere Art betrieben werden, als es Herr Wiegand, der noch nie an Ort und Stelle war, mit Ihnen verabredete. Ohne Ihnen vorgreifen zu wollen, will ich mir erlauben, Ihnen nach den heute empfangenen Eindrücken meine Gedanken über den Verlauf des Unternehmens zu schildern suchen. Sind die Grenzen der Waldungen revidirt, so müssen zuerst Wege nach einem vorher festzustellenden Plane geschlagen werden, denn ohne solche ist ja das geschlagene Holz nicht einmal aus dem gänzlich verwilderten Revier, das fast einem amerikanischen Urwalde gleicht, herauszuschaffen! Dazu bedarf es nun vieler Arbeitskräfte, an denen es indessen im Winter hier nicht mangeln wird. Die beiden nächstgelegenen Dörfer, Helmsdorf, auf dem Wege nach Dahlheim, und Einöd, wie Herr Elben mir mitgetheilt, liegen jedes etwa drei Stunden vom Haidehaus entfernt. Die dortigen Bauern haben im Winter nun wol viel freie Zeit und werden gern Etwas verdienen wollen, doch die Entfernung ist zu groß, denn drei Stunden hierher und drei Stunden wieder nach Hause machen deren sechs, und das wären just zwei Drittel eines Tagewerks von Morgens acht bis Abends fünf Uhr. Hier muß also ein Ausweg gesucht werden; mit einem Wort, wir müssen es machen wie die Ansiedler im Westen von Nordamerika: wir bauen von den zuerst gehauenen Baumstämmen Blockhäuser. Darinnen könnten die Bauern kampiren, ihre Weiber ihnen Mittags die Suppe wärmen, oder mit der Zeit auch dort kochen, denn wir werden die Leute mehrere Jahre, vielleicht für immer beschäftigen können, wenn meine Pläne sich verwirklichen sollten. Ist so für passendes Obdach gesorgt und hat das regelmäßige Arbeiten begonnen, dann

müssen wir an die Verbesserung des Weges nach Dahlheim, oder vielmehr an die Anlegung eines solchen denken, denn auf dem Wege, den ich gestern gekommen, können große Lasten, wie Baumstämme, kaum, oder doch nur mit größtem Aufwand an Menschen- und Pferdekräften, befördert werden. Dies halten wir also: Die Fuhren, welche mit Holz nach Dahlheim an die Bahn oder an den Fluß fahren, nehmen auf dem Rückwege Steingerölle aus den dortigen Steinbrüchen, die ich bereits gestern besichtigte, mit, und leeren diese hinter Helmsdorf auf dem Wege aus; so könnte der Weg von dort bis zu uns langsam in eine Fahrstraße verwandelt werden. Die Strecke von Dahlheim nach dem Dorfe ist so weit gut fahrbar. Dies wird Arbeit genug für den ersten Winter sein; die Kosten erschwingen wir und wol auch noch Etwas darüber. Nun aber müssen wir ernster und geschickter vorgehen. Ich würde vorschlagen, das Holz hier zu Bretern oder Balken zu schneiden, und somit kein Rohmaterial, sondern bereits verarbeitetes, zu versenden, was gewiß einen ganz andern Nutzen abwerfen würde — die Abfälle verkaufen wir hier an Ort und Stelle den Bauern und den Dahlheimern, die sie gern bezahlen und auch holen werden. Um meinen Vorschlag auszuführen, müßten wir nun freilich eine Dampfmaschine haben, doch könnte die Errichtung einer solchen mit wenigen Kosten bestritten werden. — Sind die Erträgnisse gut, wie ich es hoffe, so errichten wir später feste und größere Gebäude, vervollständigen unsere Maschinen, um das schöne Material immer besser zu verwerthen. — Ich bin nun zwar weder Architekt noch Ingenieur, doch kenne ich von den Arbeiten Beider Manches, und habe ja einen ganzen Winter vor mir, um weiter zu studiren. Hätten Sie demnach Vertrauen zu mir, so glaube ich wol im Stande zu sein, den angedeuteten Plan durchzuführen. Nur müßte — wären wir einmal so weit — Herr Wiegand sein Geschäft in der Stadt aufgeben und hierher ziehen, wo den trefflichen und fleißigen Mann eine ganz andere lohnendere Thätigkeit erwartete, als er daheim in seinen beschränkten Verhältnissen findet."

„Herrlich! — Herrlich!" riefen die Mädchen, deren Blicke bei den letzten Worten des jungen Mannes aufgeleuchtet. „Dann würde Konstanze ja für immer bei uns bleiben — das Haidehaus zu einer Kolonie werden! Herrlich!"

Auch die Mutter lächelte beifällig und wechselte zustimmende Blicke mit ihrem Bruder. Dieser drückte John die Hand und sagte: „Sie sind ein praktischer, tüchtiger Mann; Ihr Plan hat, wie Sie sehen,

allseitigen Beifall gefunden, und soll sich, so Gott will, mit der Zeit eben so schön verwirklichen, wie Sie ihn uns dargelegt."

Nur Alibert sagte nichts. Er saß da mit gefalteteten Händen und starrte John mit weit offenen Augen an, als ob dieser ihm ein unfaßbares Märchen erzählt hätte, oder als ob er selbst ein solches träume.

Wie der neue Gast des Haidehauses es gesagt, so geschah es. John entwickelte eine Thätigkeit, die Alle mit Bewunderung und Freude erfüllte. Fast den ganzen Tag war er im Walde bei seiner Arbeit, und hatte er freie Zeit, so saß er in seiner Stube, studirte und zeichnete. Nur Abends weilte er bei der Familie Wallbrunn und nahm Theil an deren Unterhaltungen. Dann aber war er still und schweigsam und schien mit ganzer Seele dem Musiziren, und besonders dem Singen der Schwestern zu horchen. Eines Nachmittags, wenige Tage nach seiner Ankunft im Haidehause, war er in Begleitung des Junkers von Grimberg, den er im Walde getroffen hatte, heimgekehrt; beide jungen Leute schienen rasch mit einander bekannt geworden zu sein, und sich von nun an oft im Walde zu treffen. Auch der Junker nahm jetzt meistens an den Abendunterhaltungen Theil und blieb bis spät im Haidehause; er mußte förmlich an die Heimkehr, an die alte Tante, die seiner gewiß in Sorgen harre, gemahnt werden, dann erst bestieg er sein Pferd und jagte, trotz Nacht und Wind, pfeilschnell davon, seinem Grimberger Hofe zu. So hatten denn die musikalischen Abende der Familie in Elben, John und Walter drei neue, zwar stille, doch sehr aufmerksame Zuhörer erhalten, und Onkel Reinhold beschloß nun seinerseits, mit den geplanten unterhaltenden und belehrenden Vorträgen über die Oper zu beginnen.

Eines Abends, als die kleine Gesellschaft nach dem Thee sich um den runden Tisch der Wohnstube behaglich versammelt fand, hub der alte Herr also zu reden an:

„Es wäre nun wol an der Zeit, in unser Musiziren etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu bringen, und ist es Euch recht, meine Kinder — gefällt mein Vorschlag unsern neuen Freunden und Zuhörern, — so führe ich Euch ein in die tönende Wunderhalle, gefüllt mit farbenprächtigen Bildern und Zierrathen, mit märchenhaften und bunt aufgeputzten geschichtlichen Gestalten, an der Jahrhunderte, Italien, Frankreich und Deutschland, gebaut und die den Namen trägt: „Geschichte der Oper".

„Endlich!" rief Leonore mit einem freudigen Aufathmen. „Du hast uns lange auf diesen Augenblick warten lassen, lieber Onkel, und nun nehmen wir Dich beim Wort!"

„Und geben Dich nicht eher frei," fuhr Cäcilia fort, „bis Du es gelöst, bis Du uns die Opernherrlichkeiten der drei genannten Länder gezeigt, wie Du es einstens feierlichst versprochen hast."

„Das wäre etwas zu viel auf einmal," entgegnete Onkel Reinhold bedächtig. „Denn das Thema ist ein zu reichhaltiges und ausgebreitetes. Doch will ich gern den Versuch machen, Euren Wünschen nachzukommen, wenn Ihr mir dafür eine ernstliche Aufmerksamkeit entgegenbringt."



Aus: Das Zeitalter der Reformation. (Wandgemälde von Wilhelm von Kaulbach.)

Die Mädchen, denen sich Albert und auch die drei Herren angeschlossen, versprachen mit Eifer größte Ruhe und Aufmerksamkeit, und nach einigen Augenblicken der Sammlung fuhr Onkel Reinhold also fort:

„Voraussschicken muß ich Zweierlei. Erstens ist das zu behandelnde Thema ein so wichtiges, bedeutsames, daß ich es nicht mit wenigen Worten abthun kann. Doch erschreckt nicht, Kinder! ich will meinen kleinen Vortrag so unterhaltend als möglich zu gestalten und auszuschmücken suchen. Der überaus bunte und reiche Stoff bietet mir ja die beste Gelegenheit dazu. Sodann bin ich vielleicht genöthigt, Einiges, was Ihr bereits bei der Geschichte des Tanzes erfahren habt, zu

wiederholen, doch werden dies gewiß willkommene Ergänzungen sein. Auch muß es geschehen: ein so bedeutender Theil unserer musikalischen Kunstgeschichte darf wol in Umrissen, doch nie lückenhaft geschildert werden. Ihr würdet sonst, anstatt aus meiner Erzählung Belehrung zu schöpfen, unklare Bilder und Vorstellungen gewinnen, die Euch nur verwirren könnten. Dies beherzigt! Und nun — laßt mich beginnen!"

Vorgeschichte, Entstehung und Entwicklung der Oper in Italien, bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Ihr kennt gewiß Alle das Wandgemälde unseres Meisters Kaulbach, „das Zeitalter der Reformation" benannt, für Italien das der „Renaissance", der Wiedererweckung der klassischen Kunst aus fast zweitausendjährigem Schlummer; Ihr habt das herrliche Bild wol schon, wenn auch nur in einer Wiedergabe durch den Stich oder die Photographie, gesehen. Nun, in der vorderen rechten Ecke des Bildes liegt eine verstümmelte griechische Marmorstatue unter anderen ähnlichen Bruchstücken jenes klassischen Zeitalters am Boden; es ist eine Muse der Tonkunst, und noch hält die Hand die vierfach besaitete Lyra. Zu ihr nieder beugt sich ein Mann in der italischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts; ein Notenblatt hält die eine Hand, während die Finger der andern versuchen, die Saiten des griechischen Instrumentes zum Tönen zu bringen. — Der deutsche Meister hat hier in treffender Weise andeuten wollen, wie das Streben der Musiker Italiens jener Zeit dahin gerichtet war, die längst verschollene griechische musikalische Kunst und ihre Geheimnisse wieder aufzufinden und für ihre Mitwelt neu zu beleben. Ob diese Bemühungen nun just den geträumten Erfolg hatten — wer kann es sagen? Eines nur ist gewiß: aus ihnen ging die „Monodie", der Einzelgesang, das deklamatorische „Recitativ" — als Gegensatz zu dem bis dahin üblichen, mehrstimmigen Gesange, dem „Madrigal" — hervor, das sich mit dem Drama verband und so uns das musikalische Kunstwerk gab, welches wir mit dem Namen „Oper" bezeichnen. Es ist indessen ein Irrthum — und er bestand lange Zeit, besteht theilweise heute noch fort — wenn man annimmt, daß durch solches Streben der damaligen Musiker Italiens die Oper von Einzelnen „erfunden" worden sei. Nein! sie sprang nicht urplötzlich — wie Pallas Athene aus dem Haupte ihres Vaters Zeus — als eine vollständig neue Erscheinung auf den Schauplatz und vor ein überraschtes, staunendes

Publikum, und eben so wenig geht die Entwicklung dieses musikalischen Schauspiels Hand in Hand mit der des Dramas. Wenn die ältesten theatralischen Kundgebungen Deutschlands, Italiens und Frankreichs auch mit Musik, Gesang und Instrumentenspiel untermischt waren, so führte deren Entwicklung doch nicht die Oper herbei. Diese hatte eben so gut wie das heutige Drama ihre Anfänge, Vorläufer; Ursachen waren vorhanden, deren endliches Ergebniß die „Oper“ war, und wurde dies Resultat in den drei genannten Ländern, wenn auch auf gleichem Wege, doch durchaus nicht in gleicher Weise gewonnen. Italien erreichte durch die oben angedeuteten Bemühungen zuerst das Ziel des rein musikalischen Dramas; Frankreich und Deutschland folgten langsam nach, und es verging fast ein Jahrhundert, bis die neue Gattung von Darstellungen, welche sich in Italien mehr und mehr ausbildete, in den beiden letztgenannten Ländern heimisch wurde.

Unsere Aufgabe wäre nun, vorerst die ältesten bekannten theatralischen Darstellungen und ihre musikalischen Bestandtheile, deren Entwicklung und endliche Resultate kennen zu lernen, um auf diese Weise Herkommen, Geburt und Lebenslauf des so üppig und sinnbestrickend gewordenen Opernkindleins zu ermitteln und zu verfolgen.

Zu allen Zeiten hatte das Volk seine Spiele in darstellender, theatralischer Form. Das Christenthum verdrängte die aus dem Heidenthum überkommenen, doch sah es sich genöthigt, dem Volke für die alten liebgewonnenen Gebräuche und Ergötzungen einen Ersatz zu bieten, und setzte christliche, kirchliche Spiele an deren Stelle, wozu der Gottesdienst selbst die beste Gelegenheit bot. So entstand eine Art von Darstellungen, welche unter dem Namen „Mysterien“ bekannt sind. Sie reihten sich an die Feste des Kirchenjahres, und ihre hervorragendsten waren die Weihnachts-, Ostern-, und ganz besonders die Passionsspiele. Priester verfaßten sie, führten sie auf, und die Kirche war ihr Schauplatz.

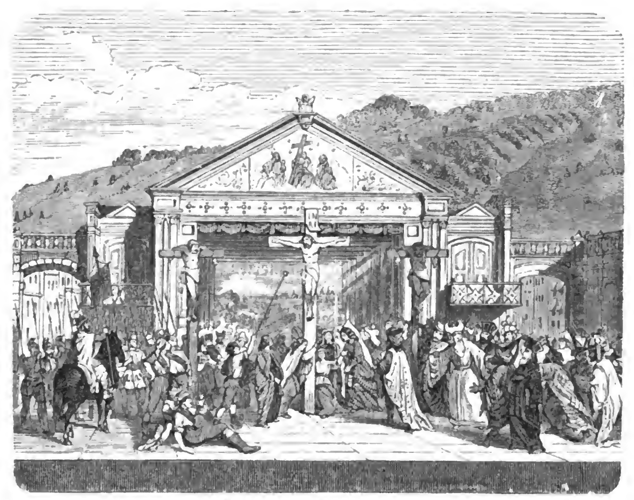
Anfänglich bildeten die Mysterien Bestandtheile des christlichen Gottesdienstes und waren es Werke der Erbauung und Belehrung, reinem Glauben entsprossen und allüberall auf ihren Wegen gleichem Glauben begegnend. In schlichter Gesprächsform gaben sie entweder den einfachen Bibeltext wieder, oder sie ergingen sich über einzelne Stellen der heiligen Schrift. Später wurden freie Verse hinzugefügt, bis man endlich die erzählte Handlung durch Darstellung zu verkörpern suchte. Die Sprache war anfänglich die lateinische, und nach den Choralweisen des gregorianischen Kirchengesanges wurde alles Vorgeführte und dann

Dargestellte gesungen. Chor- und Einzelgesänge wechselten ab nach Art der kirchlichen Antiphonien; die freien Verse aber, die Handlung eröffnend und schließend, wurden vom Chor meistens nach weltlichen Melodien gesungen. Nach und nach führte man auch mehrstimmige Tonsätze für Solostimmen ein. Andeutend an das dreieinige Wesen Gottes werden die Worte, welche Gott der Herr zu singen hat, meistens dreistimmig wiedergegeben. Einzelne Instrumente treten hinzu, und sind es besonders die Trommeten und Hörner, welche in den Passions- und Auferstehungsspielen, sowie in denen vom jüngsten Tag, eine bedeutende Rolle spielen. In den endlich ganz gesungenen Passionsspielen wird der erläuternde Evangelientext von irgendeinem Heiligen in erzählender Weise singend recitirt; nur wenige Stellen werden noch nach altherkömmlichem Brauch und fast nur als Zugabe lateinisch gesungen, bis endlich die deutsche Sprache die lateinische vollständig verdrängt und in der Handlung, den Chor- und Einzelgesängen allein zur Anwendung kommt.

So sehen wir denn das Mysterium auf dem Wege, das zu werden, was wir unter Oper verstehen, doch zugleich sich auch immer mehr der Kirche, in der es doch wurzelte, entfremden. Sonderbar! Diese Verweltlichung war gerade die Ursache, welche es nicht allein in seiner weiteren musikalischen Entwicklung hemmte, sondern auch in ganz andere Bahnen lenkte, und ihm schließlich den Untergang bereitete.

Die ersten profanen Elemente schlichen sich in die geistlichen Darstellungen ein, da man deren Schauplatz aus den Kirchenräumen, welche bald die glaubensfromme und schaulustige Menge nicht mehr fassen konnten, entfernte. Man pflanzte die Mysterienbühne auf Kirchhöfen, in einer Straße auf, also, daß die Fenster der beiden Häuserreihen gleichsam die Logen der Zuschauer bildeten. Die Bühne selbst wurde vervollkommnet und es entstand die dreitheilige Mysterienbühne, in deren mittlerer Abtheilung die darzustellende Handlung sich abwickelte, während ihr oberer Theil den Himmel, der untere die Hölle darstellte. Der Apparat der Aufführungen wurde komplizirter und prächtiger, die Zahl der Darsteller vermehrte sich, denn man hatte zugleich angefangen, Laien zu den Aufführungen heranzuziehen, welche bald das Uebergewicht über die geistlichen Darsteller erhielten und diese endlich fast ganz verdrängten. Nun machte sich das Possenhafte in den heiligen Darstellungen immer mehr geltend, und besonders ist es der Teufel, welcher sich als derber und beliebter Spaßmacher zeigt. Andere komische Figuren, wie der Bote, welcher den Herodes mit allerlei erschrecklichen und falschen

Nachrichten äfft, der Quacksalber mit seinem Knecht Rupin, der den drei zum Grabe wallenden Marien Salben und Spezereien verkauft, treten hinzu und erweisen sich in ihrem possenhaften, derb-witzigen Thun als die richtigen Vorläufer des später so berüchtigt gewordenen Hanswursts. Doch auch heilige Personen mußten sich als Spaßmacher hergeben.



Passionsspiel in Oberammergau.

Zum Wenigsten dünkt es uns heute, gelinde gesagt, possenhaft, wenn in einem Osterspiel Petrus mit Johannes wettet, wer am geschwindesten laufen kann und Ersterer sagt:

„Johannes, ich wett' mit Dir umb ein Kuh,
Ich laufe schierer als Du!"

Oder gar wenn in einem Passionsspiel des siebzehnten Jahrhunderts ein Engel Gott den Vater, der die Kreuzigung seines Sohnes vollständig verschlafen hat, weckt, indem er ihn einen „Betrunkenen" schilt. Gott Vater fragt erstaunt: „Ist er todt?" Der Engel antwortet: „Auf mein ehrlich Gesicht!" worauf der ewige Vater in höchst profaner Weise ausruft: „Hol' mich der Teufel, das wußt' ich nicht!"

Noch viel schlimmer tritt dies tolle Gebahren in den Narren- und Eselsfesten, besonders den französischen, hervor, welche um die Neujahrszeit gefeiert wurden und auch Feste der „vollen Diakonen“ hießen. Sie bildeten ein Gemisch von frecher Possenreißerei und Roheit in der Form frommer Gebräuche, und wage ich nicht, mich näher darüber auszulassen. Dies Treiben nahm derart überhand, daß die Kirche sich endlich genöthigt sah, sich nicht allein von derartigen theatralischen Aufführungen loszusagen, sondern sie auch strengstens zu verbieten. So wurde das Volk immer mehr Herr dieser Darstellungen, und während diese im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mit Hülfe der Reimereien der Meistersängerzünfte ihren kirchlichen Charakter zu bewahren suchten, verweltlichten sie andererseits vollends. Allerlei Abarten entstanden. Das alte christliche Mysterium flüchtete in entlegene Winkel, in einsame Thäler, wo es heute noch anzutreffen ist, wie in Oberammergau in Tirol, und in den Städten entstanden die Moralitäten, allegorische Darstellungen, und die wohlbekannten Schulkomödien, während die burlesken und possenhaften Bestandtheile der Mysterien in den Fastnachtsspielen aufgingen, welche Arten von Darstellungen ich hier nur dem Namen nach anführen kann. Aus den Fastnachtsspielern wurden dann Berufsschauspieler, wandernde Komödianten; aus ihren gereimten und ungereimten Possen entstanden die Stegreifkomödien, die Haupt- und Staatsaktionen, bis endlich, in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Hülfe die deutsche Operette Leben erhielt, — wie der Schluß meiner flüchtigen Darstellungen uns zeigen wird.

Wir haben somit gesehen, wie das Mysterium, welches in seiner anfänglichen Entwicklung, wenn auch in primitivster Weise, zu einem vollständigen Musikdrama geworden, im Verlauf der Zeiten ganz andere Wege wandelte. Mit unserer modernen Oper steht es in keinem Zusammenhang; höchstens könnte das kirchliche Oratorium von ihm abgeleitet werden, dessen Formen — ich erinnere nur an die Bach'schen Oratorien — wir deutlich in den Passionsspielen des Mittelalters zu erkennen vermögen und müssen wir deshalb den Ursprung der Oper anderwärts suchen. —

Die im stolzesten Prunk einherschreitende Oper mit ihrem zahlreichen Gefolge von Sängern und Instrumentalisten, leichtgeschürzten Tänzern und Comparsen, mit ihrem kostspieligen Apparat von sinnreichen Maschinen und kunstvollen Malereien, blendenden Kostümen und phantastischen Requisiten, sie kann unmöglich den possenhaften Darstellungen

des Volkes, mit ärmlichen Lappen und wenigen bunten Fetzen ausgestattet, entstammt — sie muß reicheren, üppigeren Ursprungs sein!

Neben den mittelalterlichen Spielen, vom Volke ausgeführt, gab es noch andere, bei denen das Volk nur Zuschauer war und deren handelnde Personen — die Fürsten mit ihrer höfischen Umgebung bildeten.

Auch der Adel hatte seine ihm eigenen Spiele. Zum ritterlichen Turnier zogen Fürsten und Edle in prunkendem Aufzug, unter den Klängen der Zinken, Pfeifen und Trommeten, allen möglichen Glanz und Reichthum entfaltend. Freilich waren dies ernste Spiele, welche oftmals zu wirklichen Tragödien wurden, da sie nicht selten mit dem Tode, immer mit dem Unterliegen mehrerer der Theilnehmer endigten, wodurch die Schaulust des Volkes nur gesteigert, ihr ungewöhnlicher Reiz und Befriedigung gewährt werden konnte. In den Banket- und Tanzsälen der Schlösser aber, in denen diese Feste meistens ihren Abschluß fanden, herrschte nur fröhliche Lust. Troubadours und Minnesänger ließen ihre „erfundenen" Weisen und Lieder hören, ihr Fiedel- und Lautenspiel erklingen und bildeten, wol durch die weltlich heiteren Bestandtheile der Spiele des Volkes angeregt — und dieses wiederum anregend — Handlungen, welche mit Chansons und Tänzen geschmückt, von ihnen selbst oder von den fürstlichen und adeligen Theilnehmern der Feste ausgeführt wurden. Und an Gelegenheiten zu solchen Festen fehlte es nicht, die indessen, im Gegensatz zu den kirchlichen Veranlassungen der Spiele des Volkes, nur weltlicher Natur waren: als fürstliche Vermählungen, Einzüge und ähnliche hervorragende Momente des Familien- und öffentlichen Lebens.

Zahllos fast sind die Namen dieser theils adeligen, theils bürgerlichen Dichtersänger des Mittelalters, in Frankreich Troubadours und Menetriers, in Deutschland Minnesänger, Spielleute, Fiedler, oder fahrende Sänger genannt; gleich zahlreich die Lieder, mit denen sie solche Feste verherrlichen halfen. Wenn wir nun dadurch auch reichliche Proben ihrer Dichtungen besitzen, so sind dafür doch wenige der Weisen und Melodien auf uns gekommen, mit denen sie ihre Verse schmückten und vortrugen. Manches Derartige wurde indessen aufgefunden und entziffert, in unsere heutige Notenschrift übertragen. So ist uns unter Anderem eine solche vollständige Handlung in Worten und Musik erhalten, welche, wenn auch etwa sechs Jahrhunderte alt, doch unserem heutigen Singspiel auffallend ähnlich sieht. Es ist dies das „Spiel von Robin und Marion" von dem Trouvère Adam de la Hale, auch

der Bucklige von Arras genannt, erfunden, gedichtet und mit Melodien versehen, welches 1285 zu Neapel am Hofe Karl's von Anjou bei irgendeiner festlichen Gelegenheit und in französischer Sprache aufgeführt wurde.

Da dies Spiel uns mit den derartigen höfischen Darstellungen des Mittelalters, so weit sie für unsere Aufgabe von Interesse sind, genau bekannt macht, und in der That zugleich als das älteste bekannte Singspiel gelten darf, so müssen wir bei ihm und seinem Erfinder etwas länger verweilen.

Adam de la Hale lebte, dichtete und sang in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Als Minstrel des Grafen Robert von Artois, Herrn zu Arras, zog er mit diesem nach Neapel an den Hof Karl's von Anjou, wo er etwa um 1287 starb. Er schrieb eine Menge Chansons, Rondels und Mottets (einfache und ziemlich rohe, kontrapunktische Versuche), und zeichnen seine Weisen sich durch ihre hübschen melodischen Formen vortheilhaft vor denen seiner Zeitgenossen aus. Für die Hoffestlichkeiten der französischen Herrscher zu Neapel erfand er — so viel bis jetzt bekannt — noch drei kleine „Singspiele“, die uns in gleichzeitiger Handschrift erhalten sind: „Le jeu de la Feuillée“ — die Laube; „Le jeu du Pèlerin“ und das vorhin erwähnte Spiel von Robin und Marion, das originellste von allen. Elf handelnde Personen treten in diesem auf, und die Hauptfiguren sind: Marion, ein Bauernmädchen, Robin, ihr Bräutigam, der Junker Aubert und Gauthier, der Minstrel. Die Handlung ist sehr einfach, aber immerhin eine abgerundete. In der ersten Scene schildert Marion in einem Liedchen ihre Liebe zu Robin und ihre Aussichten. Der Junker Aubert, den Falken auf der Faust, kommt hinzu. Er findet Marion hübsch und sucht sie durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen. Doch sie weist ihn ab, sagt ihm, daß sie nur Robin liebe, worauf der Junker scheinbar verzweifelt und die Schöne mit der Erklärung verläßt, daß er gehe, um sich ins Wasser zu stürzen. Statt aller Antwort spottet Marion seiner. Robin kommt und unterhält sich mit seiner Geliebten von der bevorstehenden Hochzeit, entfernt sich dann, um seine Freunde und einen Menetrier zu holen. Nun erscheint der Junker wieder und sucht mit dem ebenfalls zurückkehrenden Robin Händel. Er giebt vor, daß Letzterer seinen Falken berührt habe, dringt auf ihn ein, prügelt ihn und führt schließlich Marion mit Gewalt davon, und das „von Rechtswegen“, wie er meint. Gauthier, der Minstrel, tritt hinzu und versucht den halbtodten

Robin wieder ins Leben zurückzurufen. Dieser will, da er die Entführung seiner Braut erfährt, in allem Ernste verzweifeln, als zur rechten Zeit der Junker, wol von dem Widerstand Marion's ermüdet, oder aus anderer Ursache, diese ihrem Bräutigam wieder zuführt. Die Nachbarn und Freunde kommen, und mit einem einfachen Gesange von etwa sechszehn Takten, den Gauthier intonirt, und einem lustigen Tanz, endigt das Spiel.



Ritterliche Spielleute im Mittelalter.

Der Dialog ist naiv, wenn auch etwas derb, doch lebendig und witzig; die Chansons sind einfach, indessen für die Zeit ungemein gefällig, doch findet sich nirgends eine Spur von Instrumentalbegleitung, die wol auf irgend einem Blas- oder Saiteninstrument ausgeführt worden sein mag. In der Anlage, der Form des Ganzen, vermögen wir leicht das heutige Singspiel wieder zu erkennen. Doch welche Schicksale mußte es erleben, welche Wandlungen durchmachen, bis es nach ungefähr fünf Jahrhunderten wieder auf diesen ursprünglichen, so natürlichen Standpunkt gelangte! —

Wären diese höfischen Feste und ihre musikalischen liederartigen Bestandtheile auf dem einmal betretenen Wege geblieben, so würde es gewiß nicht Jahrhunderte gedauert haben, bis das einfache Liederspiel

zur Oper, das Lied zur Arie geworden. Doch wurden sie in ihrer weiteren Entwicklung fast gewaltsam gehemmt und in Bahnen gelenkt, die nur auf großem Umwege zu dem Ziel des gesungenen Dramas führen konnten. Die ernsten Belustigungen des Adels nahmen bald einen ganz anderen Charakter an. Die Erfindung des Pulvers und der Geschütze verdrängte nach und nach die wirklichen Turniere und gab ihnen endlich den Todesstoß. Dieser bedeutsame Umstand mußte auf die Feste im Banketsaal und ihre Fortbildung von größtem Einfluß sein. An die Stelle der ernsten Ritterspiele traten die Scheinturniere, in späterer Zeit „Carrousels“ genannt, und die prunkvollen Aufzüge der fürstlichen und adeligen Theilnehmer zu denselben gestalteten sich immer phantastischer, theatralischer. Sie versuchten bald allerlei Vorfälle und Abenteuer fabelhafter Helden, der alten Geschichte, der Mythologie wiederzugeben und wurden als eine besondere und beliebte Gattung von Belustigungen allgemein gepflegt. Diese Aufzüge erhielten sich bis weit in das siebzehnte Jahrhundert; man nannte sie „Inventionen“, und hatten sie von ihren Anfängen an den größten Einfluß auf die Produktionen in den fürstlichen Tanz- und Banketsälen. So erscheinen diese im dreizehnten Jahrhundert noch einfachen höfischen Spiele (wie wir früher gesehen) bald in den allerabenteuerlichsten Formen, doch tragen sie immerhin noch den Charakter theatralischer Darstellungen, und vermag man in ihnen, selbst in den ungeheuerlichsten, schon die Elemente zu erkennen, die unserer heutigen Oper eigen sind: phantastischer Prunk an Maschinen und Kostümen und ein Aufbieten aller bekannten Mittel der Darstellung: Gesang, Rede und Instrumentalspiel, Pantomime und Tanz.

Ich muß nun flüchtig einige dieser höfisch-festlichen Darstellungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts vorführen, wobei wir sehen werden, daß dieselben, besonders in Italien, einen ausgesprochenen musikalischen Charakter tragen und sich immer mehr dem Ziele der Oper nähern.

1378 gab König Karl V. von Frankreich seinem Oheim, dem deutschen Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, ein derartiges Fest, bei welchem mit allem Aufwand an Maschinen und Aufzügen die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon dargestellt wurde. — Sieben Jahre später, bei der Vermählung Isabella's von Bayern mit König Karl VI., wurde im Hotel St.-Paul zu Paris die Einnahme und Zerstörung Troja's mit allen griechischen und trojanischen Helden aufgeführt. — Ein 1468 in London und bei Gelegenheit der Vermählung

des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund mit Margaretha von York, Schwester Königs Eduard IV., gefeiertes Fest zeigt uns, daß diese Art von Darstellungen oder Inventionen im Laufe des Jahrhunderts wahrhaft ungeheuerliche Formen angenommen. Hier einige Proben:

Beim Hochzeitsmahl sah man ein Einhorn, auf dem ein Leopard saß, der ein englisches Panier und ein Gänseblümchen, eine „Marguerite" in den Klauen hielt, welche er dem Herzog von Burgund mit einer für ein solches Raubthier sehr zierlichen, doch für den englischen Leoparden passenden Rede überreichte*). Ein goldener Löwe folgte, von einer Schäferin geritten, die das Banner von Burgund trug und die neue Herzogin in französischen Versen besang. Dann wurden in einer mehrtheiligen und sehr komplizirten Invention die zwölf Arbeiten des Herkules aufgeführt und zwar unter allerlei Gesang und Instrumentenspiel. Weiter erschien im Saal ein Walfisch von sechzig Fuß Länge, mancherlei Bewegungen ausführend, bis er vor dem Herzog hielt, seinen Rachen aufriß, aus dem zwei Sirenen sprangen, welche den Herzog ansangen. Nun kamen noch zwölf Ritter hervor und führten zu einer Musik von Trommeten und Trommeln, welche im Bauche des Walfisches gemacht wurde, ein Ballet auf; sie tanzten, schlugen sich weidlich und kehrten endlich wieder in ihren sonderbaren Aufenthalt zurück.

Die eigenthümlichste Invention bei diesem Feste aber war folgende:

Im Saale erschien ein großer zierlicher Thurm von Zelten umgeben. Ein ritterlicher Wächter trat hervor und stieß in die Trommete, worauf sich in dem Thurm vier Pforten öffneten und vier wilde Schweine herausssprangen, welche das Panier von Burgund entfalteten und sich auf Trommeten und andere blasende Instrumente hören ließen. Nun berief der Wächter die „hauts Ménétriers" und aus den Pforten sprangen drei Pferde und ein Bock, welche Waldhörner, Schalmei und Bockspfeife bliesen. Der Wächter verlangte Flötenspieler und vier Wölfe kamen, welche Rohrpfeifen in den Pfoten hielten und in angenehmer Weise traktirten. Endlich ließ er Musiker kommen, um vocaliter sich hören zu lassen und — vier Esel erschienen und sangen ein Rondeau. Doch hiermit nicht zufrieden, verlangte der Wächter schließlich ein Ballet, und aus den Fenstern des Thurmes purzelten nun sieben Affen, welche auf das Zierlichste und Drolligste tanzten und sprangen.

*) Er sagte nämlich: „Le fier et redoutable Léopard d'Angleterre vient visiter la noble compagnie, et pour la consolation de vous, de vos alliés, pays et sujets, vous fait présent d'une marguerite."

Welch ein Abstand zwischen diesen ungeheuerlichen Spielen und Darstellungen und den nur durch ein Jahrhundert von ihnen getrennten dramatischen Meisterwerken Shakespeare's! Welche tief eingreifende Ursachen mußten hier wirken, welche geistige Anregungen stattfinden, um während eines solchen verhältnißmäßig kurzen Zeitraumes eine so totale Umwandlung des Geschmacks wie der dramatischen Produktion zu bewerkstelligen!

Doch nicht allerwärts waren diese Hoffeste des fünfzehnten Jahrhunderts so abenteuerlicher Natur. In Italien erwiesen sie sich bedeutend sinnreicher und vor allen Dingen musikalischer. So sind uns unter Anderem die Details eines solchen Schauspiels erhalten, 1478 in Mailand aufgeführt, also fast gleichzeitig mit den erwähnten englischen Inventionen und zur Verherrlichung der Vermählung des Herzogs Galeazzo Sforza mit Isabella von Aragonien, welche heute noch unser Staunen und wol auch unser Interesse zu erregen vermögen.

Indem man diese bunten, mit Gesang, Tanz und Maschinen so reich ausgestatteten Darstellungen an sich vorüberziehen läßt, glaubt man wirklich es mit Theilen, Scenen der heutigen, besonders der französischen großen Oper zu thun zu haben. Sie waren in der That auch die nächsten Vorläufer der Gattung von Kunstwerken, mit deren Geschichte wir uns befassen, und ohne Unterbrechung wird ihre weitere Entwicklung, im Verein mit der der Musik, der Kunst des Gesanges und von der ihre Flügel mächtig entfaltenden Poesie getragen, uns zu dem gesungenen Drama, zur Oper führen.

Das Jahrhundert der Renaissance, der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften, in das wir nun eingetreten, sah auch die musikalische Kunst sich neu entfalten und schöne, bisher unbekannte Blüten treiben. Die Niederländer, seit langer Zeit schon wirkliche Herren im Reiche der Tonkunst, vor Allen die berühmten Meister Ockenheim und Josquin des Près, hätten den einfachen und künstlichen Contrapunkt in einer Weise ausgebildet, daß die dadurch erreichten Wirkungen alle anderen musikalischen Kundgebungen in Schatten stellten. Die Fürstenhöfe machten sich rasch die gewonnenen Resultate, den voll- und mehrstimmigen Tonsatz, den reichen harmonischen Gesang bei ihren Festen dienstbar. Besonders in Italien wurde dieser weltliche, contrapunktische Satz von Niederländern und dann auch von einheimischen Musikern gepflegt, und auch bald mit seiner Hülfe eine Form für Gesangstücke gefunden, welche wol anderthalb Jahrhunderte ihre Herrschaft behaupteten. Es waren dies

die sogenannten Madrigale, acht- bis zwölfzeilige Gedichte für drei, sechs und mehr Stimmen gesetzt; sie brachten eine erfundene Melodie mit mehr oder minder kunstreich durchgeführter Begleitung zu Gehör. In allen höfisch-festlichen Darstellungen kommen nun diese Madrigale zur Anwendung, also, daß die musikalischen Theile derselben bald einzig und allein nur aus diesen mehrstimmigen Gesängen bestehen. — Der contrapunktische vollstimmige Tonsatz verdrängte den ihm gegenüber einfach und ärmlich klingenden Einzelgesang so vollständig, daß bald alle Erinnerung an ihn wie erstorben war. — Nur so konnte es kommen, daß man später seine Wiedereinführung als eine That, eine Erfindung bezeichnen durfte.

Es erscheinen in dieser Epoche nun auch Darstellungen, immer bei höfisch-festlichen Gelegenheiten, welche bestimmte abgeschlossene Handlungen wiederzugeben versuchen, in denen jedoch die Reden der einzelnen Personen durch vier- bis achtstimmige Madrigale ausgeführt werden, während andere lange Gedichte, von oftmals zehn bis zwölf Stanzen, von allegorischen oder mythologischen Figuren hergesagt, eine Lautenbegleitung erhalten. Dies Instrumentenspiel, welches auch die vielstimmigen Madrigale unterstützt, wird hinter der Scene ausgeführt, indeß die handelnde Person zu besserer Charakterisirung ein blindes Instrument in den Händen hält. Immer noch finden sich Tänze und große Ballets zwischen diese den Einzelgesang ersetzende Chöre und Recitationen eingemengt. — In ähnlichen Formen präsentiren sich nun alle italienisch-höfische Darstellungen der drei ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts, deren uns eine ziemliche Anzahl bekannt geworden. Doch immer mehr Gewicht wird auf das Gedicht und auf die Musik gelegt. Wie die besten Musiker der Zeit sich mit allem Eifer der Komposition annehmen, so sehen wir nun auch die größten Poeten Italiens für diese Feste arbeiten. Tasso dichtete 1580 sein Schäferspiel „Amyntas“ und Guarini einige Jahre später den „Pastor fido“, in der Folge vielmals und von Musikern verschiedener Länder komponirt. Dieses Pastorale wurde 1585 in Turin bei Gelegenheit der Vermählung Karl Emanuel's von Savoyen mit Katharina von Oesterreich zum ersten Mal und mit Musik von Luzzasco aufgeführt. Die vielstimmigen Madrigale, die von den verschiedenen Priester-, Jäger- und Mädchenchören zum Vortrag gebracht wurden, griffen diesmal schon thätig in die Handlung ein, wodurch eine dramatische Wirkung erzielt wurde, welche die vorausgegangenen Darstellungen vermissen ließen.

Eigenthümlich und interessant ist die Art und Weise, wie der Dichter zu Werke ging, um seine Verse mit der Musik in Einklang zu bringen: Einer der Chöre — der Chor der jungen Mädchen bei dem Spiele der Blinden — bestand nur aus Tänzerinnen; hinter diesen befanden sich die Singenden. Der Dichter hatte dem Tanzmeister die zu der Scene passenden Bewegungen angegeben, zu diesen setzte Luzzasco die Musik, und erst nach diesen Vorbereitungen legte Guarini den Tanzweisen die Verse seiner Chöre unter.

Man sieht aus diesem in seiner Art sehr gewissenhaften Verfahren des Turiner Dichters und seines Mitarbeiters, des Musikers, daß Beide ein künstlerisches Ziel vor Augen hatten, ja, daß das Bild eines wirklichen gesungenen Dramas in ihnen lebte. Allerwärts gab sich dies Ringen kund, wie auch überall und schon seit längerer Zeit ein Kampf bemerkbar war gegen die starre, unpraktische Form des vollstimmigen Gesanges, wie er bisher bei den höfisch-theatralischen Darstellungen zur Anwendung gekommen. Das Madrigal beherrschte seit fast einem Jahrhundert, und wahrhaft despotisch, nicht allein den musikalischen Theil dieser Aufführungen, sondern auch alle sonstigen weltlich-musikalischen Kundgebungen, und da es unverdrängbar, unersetzlich schien, so gerieth man auf ein höchst eigenthümliches Auskunftsmittel, welches zugleich auf das Deutlichste für das allgemein empfundene Bedürfniß nach der Wiedereinführung des Einzelgesanges spricht: Der Sänger nahm die Oberstimme eines Madrigals, die er entweder sang wie der Komponist sie geschrieben, oder mit allerlei Passagen auf das Willkürlichste verzierte, während er die übrigen Partien der Komposition auf irgend einem vollstimmigen Instrumente als Begleitung seines Gesanges ausführte. Diese originellen, doch unbeholfenen Versuche, den Einzelgesang wieder ins Leben zu rufen, kamen im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts an allen Höfen Italiens bei festlichen Gelegenheiten zur Anwendung und mußten nothgedrungen bald ganz andere Resultate herbeiführen. Es sind uns die vokalen Ausführungen mehrerer solcher Madrigale erhalten, welche weiter noch den Beweis liefern, daß die Kunst des Gesanges als solche eifrig gepflegt wurde, und die Kehlenfertigkeit der damaligen Sänger eine ganz bedeutende gewesen sein muß.

Man hat sich gewöhnt, Florenz als die Stätte anzunehmen, in deren Mitte durch vereintes künstlerisches Wirken und ohne direkte Anregung, Beeinflussung von auswärts, die Oper entstanden, der dramatische Stil „erfunden“ worden sein soll. Aus obigen Thatsachen erhellt zur

Genüge, daß ein Ringen und Streben nach dem Ziel des gesungenen Dramas sich allerwärts in Italien kundgab, wenn es auch in der Residenz der Mediceer — wohin wir uns nun wenden müssen — glücklicher, seine Folgen bedeutsamer und weittragender sein sollten.

In demselben Jahre, in welchem der „Pastor fido“ erstand, 1585, dichtete der florentinische Graf Bardi, und zwar zur Feier der Vermählung der Virginia Medici mit Cäsar von Este, ein musikalisches Schauspiel, betitelt „L'amico fido“ (der treue Freund). Die Absicht des Dichters war, so erzählt uns einer seiner Zeitgenossen, daß in der musikalischen Behandlung vornehmlich die Pracht und Feinheit der Dichtung hervorglänze; die Komposition solle reich, voll und mannichfaltig, angenehm und kunstreich im höchsten Grade sein, dabei aber klar und überall das Verständniß der Worte gestattend. In diesem Sinne wurde das Werk von den dortigen Hofkapellmeistern Malvezzi und Striggio, zwei ihrerzeit hochberühmten Künstlern, in Musik gesetzt. Nach dem Willen des damaligen kunstsinnigen Großherzogs Franz von Medici, und gewiß auf Betrieb des Dichters, sollte dies musikalische Spiel den Hauptheil der Feste bilden und nur zwischen den einzelnen Theilen desselben die übliche Prachtentfaltung an Maschinen und Dekorationen, Tänzen und Aufzügen zur Anwendung kommen, also Zwischenspiel, Intermezzo werden, was bisher Hauptsache gewesen war. Hierdurch erhielt die musikalische gesungene Handlung eine Bedeutung und Selbständigkeit, welche sie früher bei ähnlichen Gelegenheiten noch nicht gehabt hatte und war die dadurch erreichte Wirkung, im Verein mit der der Komposition selbst, eine ganz außergewöhnliche. Sagt doch der oben erwähnte Zeitgenosse Bardi's darüber unter Anderem: „die Chöre und Wechselgesänge sind von so großer Anmuth gewesen, daß die Hörer in die Versuchung gerathen, zu glauben, Chöre der Engel hätten sich auf die Erde niedergelassen, um sie auszuführen.“

Dies Ergebniß mußte zu weiteren Versuchen anspornen und naturgemäß zu anderen noch bedeutenderen Resultaten führen.

Im Hause dieses Grafen Bardi, und später in dem eines anderen reichen Florentiners, des Grafen Corsi, versammelten sich Künstler und Gelehrte und ergingen sich in Gesprächen über diese poetisch-musikalischen Bestrebungen und ähnliche Fragen, welche in jenen Tagen alle Gebildeten lebhaft beschäftigten. Die Wiederbelebung der altklassischen Literatur hatte die Aufmerksamkeit auch auf die Tragödien der Griechen gelenkt und die große Wirkung derselben suchte man in der Verbindung

der verloren gegangenen musikalischen Theile mit dem erhalten gebliebenen literarischen Werk. Die für die Kunst so begeisterten Florentiner, unter denen sich die Sänger und Musiker Peri und Caccini, Emilio del Cavaliere, die Dichter Rinuccini und Vincenzo Galilei, der Vater des berühmten Astronomen, befanden, glaubten, durch den Erfolg des Bardi'schen Werkes angeregt, die verloren gegangene altklassische Musik ebenfalls wieder ins Leben rufen zu können, und mit allen Kräften arbeiteten sie, dies geträumte Ziel zu erreichen.

Das genannte Schauspiel „L'amico fido" hatte außer den Chören im Madrigalenstil auch Einzel- und Wechselgesänge, musikalische Recitationen enthalten. Diese letztere Gesangsform sollte das geträumte Wunder bewirken, ein Schauspiel schaffen helfen, dessen Reden einzig und allein durch Gesang, und durch diesen sodann mit gesteigertem Ausdruck wiedergegeben werden sollten. Um die Aufmerksamkeit der Hörer nicht durch Nebendinge von dieser Hauptsache abzulenken, sollten ferner alle Pantomimen, Tänze und sonst übliche Aeußerlichkeiten, die nicht zur Handlung gehörten, verbannt, das Drama durchweg nur durch musikalische Mittel: Chor- und Einzelgesänge, vorgeführt werden.

Allerlei Versuche wurden gemacht, von denen ich nur noch einige wenige flüchtig erwähnen kann. — Galilei, der schon früher, 1581, seine Dialoge über die alte und neue Musik hatte drucken lassen, komponirte in dieser Form, „Stile rappresentativo" benannt, die Ugolinoscene aus Dante's „Hölle", für eine Stimme mit Begleitung der Laute, und ließ sie durch den Sänger Caccini vortragen. Rinuccini dichtete ein Intermezzo „Il combattimento d'Apolline col serpente" betitelt, welches Lucio Marenzio, der berühmteste Madrigalist seiner Zeit, 1589 und für die Vermählung Ferdinand's von Medici mit Christine von Lothringen in Musik setzte. Diese gesungene Darstellung, als das vorzüglichste der bei dieser Gelegenheit aufgeführten Intermezzi gepriesen, stellte in Wechselchören von Nymphen und Hirten, Bewohnern von Delos, welche sich um die Haupthandlung gruppirten, den Kampf Apoll's mit dem pythischen Drachen dar. In einem theils von Violen, dann von Flöten und Posaunen begleiteten Tanze wurde dieser Kampf ausgeführt, dann der Sieg durch einen Gesang Apoll's und ein Danklied des Chors in einem vierstimmigen Madrigal gepriesen, und das Ganze wiederum mit Tanz beschlossen.

Doch diese und andere ähnliche Produktionen genügten den florentinischen Künstlern und Kunstfreunden nicht. Die höfischen Feste verlangten

nun einmal Zuthaten zu den musikalischen Schauspielen, welche jene zu beseitigen trachteten. Denn Musik und Gesang mußten ja Alleinherrscher im Reich der theatralischen Darstellung werden, wollten sie ihr geträumtes Ziel erreichen, und so entschlossen sie sich denn endlich zu einem ganz selbständigen Versuch. Rinuccini erweiterte das vorhin genannte Intermezzo zu dem Schäferspiel „Daphne“, welches diesmal der Sänger, Tonsetzer und Virtuose Jacopo Peri im „Stile rappresentativo“ komponirte. Nicht bei Hofe, sondern im Hause des Grafen Corsi, doch im Beisein der Großherzogin Christine, wurde diese Daphne 1597 aufgeführt und darf sie als das erste nur gesungene musikalische Drama gelten, mit dem die eigentliche Geschichte der Gattung von Kunstwerken beginnt, denen man etwa sechs Jahrzehnte später den Namen „Oper“ beilegte.

Der Versuch gelang. Der Eindruck, den das nur gesungene Schauspiel auf Künstler und Laien machte, war ein mächtiger. Man lebte in der That in dem Glauben, die Wirkungen der Tragödie der Alten erreicht zu haben; auf alle Fälle aber durfte man den Bestand, das Leben der neuen Art musikalischer Darstellungen für gesichert halten.

Wenn wir diese Daphne nun etwas näher betrachten, so finden wir, daß ihre musikalischen Bestandtheile denn doch nicht so ganz neu waren, wie sie auch als Drama nicht im Entferntesten die Bedeutung irgend eines Bühnenwerkes der Alten beanspruchen konnte. Die Handlung wurde wiederum durch den Kampf Apoll's mit dem Drachen eröffnet, doch diesmal ohne Tanz und nur in musikalischer Ausführung. Nun aber begegnete der Besieger des Ungethüms dem Knaben Amor mit Uebermuth, empfand dann das Geschoß des Liebesgottes an sich selbst und in ganzer Kraft, worauf er in unerwiederter Liebe der Nymphe Daphne nacheilte, welche in einen Lorbeerbaum verwandelt, schließlich dem Verächter der Liebe für immer entzogen wurde. Die Moral der Fabel, des Schauspiels, war eine etwas eigenthümliche, doch damals an dem leichtlebigen, genußsüchtigen Florentiner Hofe eine wol keineswegs auffallende: Sowie das Herz der Männer sich nie der Liebe verschließen soll, soll auch das der Frauen eine wirkliche Liebe nie unerwiedert lassen. Der Chor der Nymphen drückte dies am Schlusse des Schauspiels etwa in folgender Weise aus:

„Freue Dich Deiner Verwandlung, Deiner Gaben, o flüchtige Nymphe, ich beneide sie Dir nicht! Wenn mich der goldene Pfeil Amor's trifft, will ich nicht wider den Gott kämpfen; wende ich stolz und spröde mich zur Flucht vor einem wahren Liebenden, so möge mein goldenes Haar

nicht Lorber werden, sondern ein elendes Kraut, verächtliches Rohr, das die unreine Herde zerstampfe, gemeines Heu, das der Stiere gierigen Hunger stille."

Der ehrliche deutsche Opitz übersetzte diese Stelle, dreißig Jahre später, 1627, in seiner „Daphne" also:

„Wo aber es sich auch begiebt,
Daß der von uns nicht wird geliebt,
Der je uns liebt auf Erden —
So laß dies unser Haar allhier
Anstatt des Lorberbaumes Zier
In Heu verwandelt werden!" —

Der musikalische Theil des Werkes bestand aus mehrstimmigen Chören und Recitativen, welche Gesangsformen man ja schon seit längerer Zeit kannte und oftmals angewendet hatte. Jedoch schmiegte das Recitativ, welches früher wol nur psalmodirend gewesen sein mag, sich in der Komposition enger an die Worte, mit Erfolg sich bemühend, deren Ausdruck in möglichster Weise zu steigern, und verdient es durch diese Bestrebungen und dadurch erreichten Resultate wol die Bezeichnung „Neue Musik", die Peri und andere gleichzeitige Komponisten ihm gaben. Was die Darstellung aber weiter, und ich möchte fast sagen, hauptsächlich charakterisirt, ist die Abwesenheit von allen bisher üblich gewesenen Aeußerlichkeiten, als ungeheuerliche Maschinen und Ballets, wodurch der Gedanke, die Handlung nur durch Musik und Gesang wiederzugeben, erst in der That verkörpert wurde.

Ich kann an dieser Stelle nicht umhin, auf die eigenthümlich überraschende Erscheinung aufmerksam zu machen, daß die italienische Oper, welche mit der Daphne beginnt, so vielen Versuchungen sie auch in Italien, und im vorigen Jahrhundert auch in Deutschland, ausgesetzt war, ihren rein musikalischen Charakter bewahrt hat und heute noch, wie zur Zeit ihrer Entstehung, sich ohne Zuthaten von Tanz und anderen Aeußerlichkeiten zeigt und nur gesungen aufgeführt wird. Dies giebt ihr eine so scharf ausgeprägte äußerliche Form, daß man sie dadurch nicht allein sofort von ihren Schwestern, der französischen und auch der deutschen Oper zu unterscheiden, sondern auch die Herkunft einer jeden von ihnen genau zu bestimmen vermag.

Es ist bis jetzt auf diesen Umstand viel zu wenig Gewicht gelegt worden und hoffe ich in der Folge zu beweisen, daß es von größter Wichtigkeit für die klare Erkennung der Entstehung und Entwicklung der Oper in den verschiedenen genannten Ländern ist. —

Kehren wir nun wieder zu unseren Florentinern zurück.

Der Erfolg der „Daphne“, des neuen musikalischen Schauspiels, war ein ungewöhnlicher und Wiederholungen des Werkes, weitere Produktionen derselben Meister wie auch Nachahmungen folgten. Besonders sind es die Musiker Emilio del Cavaliere und Caccini, welche Werke ähnlicher Art schufen, wobei Beide in der Folge, die sogenannte Erfindung, die Wiedereinführung der Monodie, des recitativischen Einzelgesanges für sich in Anspruch nahmen. Das Volk wie die Höfe bemächtigten sich sofort dieser Darstellungen und schon Anno 1600 wird zur Feier der Vermählung Maria's von Medici mit Heinrich IV. von Frankreich eine neue Oper von Rinuccini und Peri, „Eurydice“, am Florentiner Hofe aufgeführt, in der Fürsten und Edelleute, wie sie in früheren festlichen Vorstellungen getanzt, nunmehr sangen und spielten, und zwar im Verein mit Sängern von Profession und sogar sich diesen unterordnend.

Diese neue Peri'sche Oper ist uns nun auch in ihrem musikalischen Theile erhalten, während die Komposition der „Daphne“ desselben Tonsetzers verloren gegangen ist. Außer den Chören der Hirten, Nymphen und Schatten enthält „Eurydice“ mit dem Prolog zwölf singende Personen, deren recitativische Einzelgesänge deutlich das Bestreben zeigen, den Ausdruck der Verse so viel als nur möglich zu steigern. Peri selbst sagt darüber, daß er bei der Komposition „sorgsam auf jenen Wechsel des Tons und des Nachdrucks in der Stimme geachtet, der bei der Klage, der Freude und anderen ähnlichen Gemüthsbewegungen uns eigen ist.“ Doch finden sich auch schon einzelne lyrische Stellen, welche einen melodischen, fast ariosen Charakter tragen. Das Orchester — wenn man die wenigen mitwirkenden Instrumente also nennen darf — ist indessen noch immer höchst einfach und wie es seit vielen Jahren gewesen. Peri schildert die instrumentale Begleitung folgendermaßen: „Sie wurde,“ so sagt er, „hinter der Scene ausgeführt von Herren, ebenso ausgezeichnet durch den Adel ihrer Geburt als ihre Kenntniß der Tonkunst. Graf Corsi spielte einen Flügel, Don Garcia Montalva eine große Zither, Jacomelli eine große Lyra, eine Art Gambe mit sechzehn Saiten bezogen, Graf Lapie eine große Laute.“ Diese Instrumente begleiteten nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd die Gesänge, und nur einmal, beim Eintritt des Hirten Thyrsis, werden drei Flöten angewendet. Eine jede singende Person hatte so zu sagen ihr eigenes Instrument, das ihre Gesänge unterstützte, eine Eigenthümlichkeit, welche unwillkürlich an die Bestrebungen der allerneuesten Zeit erinnert, an Richard Wagner's

Weise, jede handelnde Person durch ein scharf ausgeprägtes Motiv, meistens von einem eigens dazu bestimmten Instrumente ausgeführt, zu charakterisiren.

Gleichzeitig mit Peri's „Eurydice" traten zwei andere Musiker, Emilio del Cavaliere, ein Römer, und der Sänger Caccini mit Werken im Stile rappresentativo hervor. Ersterer komponirte ein mehr geistliches Schauspiel „Del anima e del corpo" (Von der Seele und dem Körper), welches im Jahre 1600 in Rom und in der Kirche della Valicella auf einer Bühne mit handelnden Personen aufgeführt wurde. Caccini setzte die „Eurydice" nochmals in Musik und beide Komponisten nahmen, wie schon früher erwähnt, die Erfindung des Recitativs, ein Jeder für sich in Anspruch. Caccini spricht sich darüber in der Vorrede seiner 1601 erschienenen „Neuen Musik", einer Sammlung von ihm komponirter Einzelgesänge, aus und sagt dabei unter Anderem, daß Gelehrte ihn ermuntert, nach Weise der Alten bei seinen Kompositionen „zuerst die Rede, dann den Rhythmus und zuletzt den Ton" zu berücksichtigen, worauf ihm denn der Gedanke gekommen, eine Art Gesang, einem harmonischen Reden gleich, einzuführen. Diesem Grundsatz blieb er getreu, und noch an anderen Orten hat er laut betont, daß er stets und mit allem Eifer bestrebt gewesen sei, den Ton, den eigentlichen Gesang, nur mit einer „edeln Verachtung" zu behandeln.

Der Streit blieb unentschieden — wie er es im Grunde heute noch ist — wem eigentlich die sogenannte Erfindung des Recitativs zuzuschreiben sei. Für Peri sprechen unumstößliche Thatsachen, und uns nur an diese haltend, wollen wir ihm die Ehre lassen, daß er es gewesen, der das erste gesungene Drama, die erste wirkliche Oper geschaffen.

Während die drei genannten Musiker und ihre Anhänger sich noch weidlich herumstritten, erschien ein anderer Tonsetzer auf dem Schauplatz, der durch seine Werke, die einen bedeutenden Fortschritt bekundeten, den Streit, wenn auch just nicht beendete, doch ihm so zu sagen die Spitze abbrach, indem er in seinen wirksamen und folgewichtigen Produktionen wesentlich von dem Grundsatz Caccini's, den Ton zuletzt zu berücksichtigen, abwich.

Es war dies Claudio Monteverde, welcher dem gesungenen Drama, der Oper, bestimmtere musikalische Formen gab. Gleich dem harmonischen, wandte er auch dem melodischen Element größte Sorgfalt zu, fügte zu den Chor- und Einzelgesängen noch solche für zwei Stimmen und versuchte sogar die lyrischen ariosen Stellen vollständig

von dem Recitativ zu trennen, ohne dabei den dramatischen Ausdruck zu vernachlässigen oder gar preiszugeben. Zugleich bereicherte er nicht allein die instrumentale Begleitung, sondern gestaltete diesen Theil seiner Werke auch bedeutend selbständiger. „Dreierlei," sagt er, „sind die vornehmsten Gemüthslagen und Leidenschaften der Menschen: der Zorn, der Gleichmuth und die Bitte oder Demuth. So versichern es die besten Denker, so bekräftigt es die Natur der menschlichen Stimme durch ihre hohen, tiefen und Mitteltöne, so die Tonkunst in jenen Arten des erregten, des ruhigen und des weichen Ausdrucks." Hieraus geht wol schon hervor, daß er den „Ton" nicht, wie seine Vorgänger, als letzten Bestandtheil seiner Kompositionen betrachtete, sondern ihm, der Stimme, und also naturgemäß auch dem Kunstgesange größere Beachtung schenkte. Dies beweisen übrigens auch seine Werke, wie es zugleich deren Wirkungen und Erfolge erklärt.

Im Jahre 1607 komponirte Monteverde für Mantua einen „Orpheus", 1608 die von Rinuccini gedichtete „Ariadne" und ein höchst merkwürdiges Werk desselben Poeten: „Der Tanz der Spröden". Die Wirkung dieser Kompositionen soll eine ganz außergewöhnliche gewesen sein, und wurden sie noch dreißig Jahre später gern gehört und als musikalische Wunderwerke angestaunt. Ueber die „Ariadne" und ihre Aufführung sagt ein Zeitgenosse: „Die Klage der von Theseus Verlassenen war so leidenschaftlich und rührend, daß kein Zuschauer unbewegt blieb, keine der anwesenden Damen nicht Thränen vergossen hätte."

Höchst wichtig sind Monteverde's Verbesserungen des instrumentalen Theils seines Oper. Er benutzte außer den bekannten Saiteninstrumenten noch verschiedene Flöten und Rohrwerke und wandte bei einer Person sogar oftmals gleichzeitig mehrere Instrumente an. Auch kamen vor und an Ruhepunkten der Handlung kleine, doch selbständige Tonstücke, durch mehrere zusammenwirkende Instrumente ausgeführt, vor, die er Symphonien und Ritornelle nannte.

Die Entwicklung, welche die Oper unter diesem Meister nahm, war unverkennbar eine bedeutende, doch führte sie zugleich auch einen Uebelstand im Gefolge: Das junge musikalische Drama hatte sich bereits wieder dem herrschenden Geschmack der Höfe unterordnen und allerlei seinem eigentlichen Wesen gefährliche Aeußerlichkeiten aufnehmen müssen. In allen oben genannten Werken Monteverde's, zur Verherrlichung höfischer Feste geschrieben und aufgeführt, spielten die Maschinen und Ballets schon wieder eine große Rolle, und der griechische Orpheus mußte

sogar mit einem Mohrentanze schließen. „Der Tanz der Spröden“ war im Grunde nichts Anderes als eine gesungene und getanzte Oper, oder vielmehr ein getanztes und gesungenes Ballet, doch so eigenthümlich, sinnreich und poetisch, daß ich lebhaft bedauere, mich nicht weiter darüber auslassen zu können.

Mit diesen Werken Monteverde's darf die Geschichte der Entstehung der Oper als abgeschlossen betrachtet werden. Wenn wir nun die an uns vorübergezogenen Thatsachen nochmals überschauen, so werden wir das zu Anfang dieser Darlegung Gesagte wol bestätigt finden. Nicht als eine Folge der musikalischen Bestrebungen der Mysterien, der Volksschauspiele entstand das musikalische Drama, eben so wenig wie es als solches „erfunden“ wurde oder urplötzlich sich zeigte. Aus den Hoffesten, einer Gattung von Darstellungen, denen Kunst- und Literarhistoriker bis jetzt wol zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, entwickelte sich die gesungene Handlung, die Oper. Nur das Recitativ darf als eine neue Erscheinung betrachtet werden. Doch war es wieder, und ganz gewiß nicht die Erfindung eines Einzelnen, sondern ein Ergebniß der Bestrebungen jener Zeit, welche sich auf allen Gebieten des Wissens und der Künste bemerkbar machten. Der geläuterte Geschmack drängte auch im Bereich der Tonkunst nach Verbesserungen, zu echt künstlerischem Schaffen nach jeder Richtung hin, und die Anregungen, welche Musik und Gesang, als Bestandtheile dramatischer Kundgebungen, durch die Dichtkunst empfingen, mußten nothgedrungen zu dem Recitativ, dem ausdrucksvollen Gesang, dem eigentlichen dramatischen Stil führen.

Aus den Hoffesten war die Oper zu selbständigem Leben erstanden, doch sehr bald kehrte sie wieder, wie wir dies bei den Werken Monteverde's gesehen, zu ihrem eigentlichen Ursprung zurück und wurde wieder ein Bestandtheil dieser höfischen Feste.

Hierdurch mußte sie natürlich auch wieder auf einen Abweg gerathen, und geschah dies schon in den ersten zehn Jahren ihres jungen Daseins, der sie gewiß in ganz andere Bahnen gelenkt, vielleicht ihrem Untergang entgegengeführt haben würde — wie es der deutschen Oper im achtzehnten Jahrhundert geschah — wenn ihr nicht von anderer Seite eine Behandlung geworden, welche eine rein musikalische Weiterentwicklung gestattete und somit das gefährdete Gleichgewicht wieder herstellte.

Wie die Höfe, so hatte sich auch das italienische Volk der neuen Gattung von Darstellungen bemächtigt, und zu arm, um diese mit den kostspieligen höfischen Aeußerlichkeiten zu schmücken, vielleicht auch zu

große Freude an ihren musikalischen Darbringungen, ihren Gesängen findend, wurde in diesen Kreisen die Oper als ein nur musikalisches Werk betrachtet und demgemäß gepflegt. Dies Verhältniß blieb, einige Schwankungen abgerechnet, während der beiden folgenden Jahrhunderte so ziemlich dasselbe, und durch die Abwesenheit von pomphaften Aeußerlichkeiten unterschied sich die volksthümliche, die wirkliche italienische Oper von der durch kunstreiche Sänger ausgeführten Hofoper, in Italien sowol als in England und Deutschland, wohin sie bald genug auswanderte. Heute ist diese alte italienische Hofoper vollständig verschwunden, und wir kennen nur italienische Opern, welche allein durch Gesang wiedergegeben werden und sich dadurch, wie ich es schon früher angedeutet, scharf von der französischen und auch von der etwa die Mitte haltenden deutschen Oper unterscheiden.

Zum Schluß dieser Darstellung will ich noch flüchtig die weitere Entwicklung der volksthümlichen und höfischen Oper in Italien im siebzehnten Jahrhundert skizziren.

Schon im Jahre 1606 komponirte ein römischer Musiker Paolo Quagliati eine Oper für fünf singende Personen, setzte diese in passendem Kostüm, nebst fünf Lautenisten und Flötenbläsern, auf einen geschmückten Karren und zog gleich Thespis, seinen Karren und seine Sänger selber lenkend, in Rom umher, dem Volke sein „Drama per musica" im „Stile rappresentativo" vorführend.

Doch bald erhält die Oper ein Obdach, würdigere Schauplätze für ihre Thätigkeit und besonders bequemere für ihre Hörer. 1618 baute Parma einen eigenen Saal für die Oper. 1637 errichtete Venedig, wohin Monteverde als Kapellmeister berufen worden war, sogar zwei Opernhäuser und achtzig Jahre später zählte diese Stadt deren bereits fünfzehn. Bis zur Hälfte des Jahrhunderts hatten alle italienischen Städte ihre eigenen Opernhäuser, die meisten sogar deren mehrere; ein sprechender Beweis, wie sehr die gesungenen Darstellungen allerwärts dem Adel und dem Volke gefielen. Zahlreich sind die Namen der Dichter und Musiker, welche für diese neuen Bühnen arbeiteten. Monteverde schrieb für Venedig noch mehrere musikalische Werke und von 1637—1700 wurden daselbst 357 Opern von 40 verschiedenen Komponisten aufgeführt. Cavalli, Nachfolger Monteverde's als Kapellmeister der St. Marcuskirche, schrieb deren allein etwa ein halbes Hundert, welche alle von ihren Zeitgenossen als Wunder- und Meisterwerke gepriesen wurden. — Bologna zählte von 1641—1700 dreißig Musiker, welche für die dortigen

Operntheater wirkten. Während dieses Zeitraumes hatte das musikalische Drama abermals ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Der Römer Carissimi bildete die lyrischen Stellen des Recitativs und der Handlung zur Arie aus, als deren Erfinder er sogar genannt wird; unser heutiges Orchester hatte begonnen sich zusammenzustellen. Schon 1630 wirkten in Neapel neben den gebräuchlichen Streichinstrumenten zwei Oboen, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken, und bereits meistens gleichzeitig, in den Symphonien (Ouvertüren) und Ritornellen sowol, wie auch als Begleitung der Gesänge.

Noch fand überall ein Kampf zwischen der Hof- und der Volksoper statt; die immer mehr überhand nehmenden Aeußerlichkeiten: Maschinen, Tänze und Aufzüge der ersteren, stritten gegen die nur musikalischen Bestandtheile der letzteren und theilweise mit Erfolg. Doch gegen das Ende des Jahrhunderts siegte die nur gesungene Oper durch die großen Meister, welche hauptsächlich in ihrem Sinne wirkten und die „goldene Zeit" der italienischen Oper begann, deren Hauptträger Alessandro Scarlatti, der Gründer der neapolitanischen, Antonio Lotti, das Haupt der venetianischen Schule, Agostino Steffani und Leonardo Leo sind. Arie und Recitativ erhalten bestimmte, mustergiltige, erstere auch reichere Formen; zu Duetten, Terzetten und Quartetten werden die dazu geeigneten Theile der Handlung gestaltet und der Kunstgesang erreicht durch die vortrefflich geschulten Sopransänger die höchste, staunenswertheste Vollendung — die indessen dem eigentlichen musikalischen Kunstwerk wieder gefährlich, im Laufe der Zeiten sogar verderblich wurde, welche die italienische Hofoper aber, neben den pomphaften Aeußerlichkeiten, als Hauptsache betrachtete und pflegte. — Unter den Vorführungen dieser schon mehrmals erwähnten italienischen Hofoper sind nicht etwa Werke zu verstehen, ähnlich den heutigen französischen großen Opern, welche es ebenfalls lieben, einen gewissen Pomp und Glanz an Maschinen, Dekorationen und Ballets zu entfalten. Bei jener alten Hofoper bildete die Handlung nur ein leichtes, lockeres Band, bestimmt um einen Aeußerlichkeitsapparat von oftmals dreißig bis vierzig Dekorationen, Verwandlungen des Schauplatzes, zahllose Tänze, Ballets, Maschinen und Aufzüge nothdürftig zusammenzuhalten, und hatte die Musik einzig und allein die Aufgabe, die Virtuosität, die Passagen- und Trillerfertigkeit der Sopransänger und ihrer nicht minder kehlengewandten Kolleginnen hervortreten zu lassen. Wie ungeheuerlich diese Aeußerlichkeiten waren, mögen schließlich noch folgende Details beweisen.

In der im Jahre 1680 aufgeführten Oper „Berenice“ von Freschi erschienen in einem Triumphzuge Chöre von 100 jungen Mädchen, 100 Soldaten und 100 Rittern, 6 Trompeter und 14 Hornbläser zu Pferde; 6 Fahnenschwinger, 6 Posaunen- und 12 Flötenbläser, 6 Meistersänger, welche auf türkischen Instrumenten spielten; 6 Cymbalisten, 6 Pagen, 3 Sergeanten, 12 Träger und 12 Wagenführer, sodann Türken, welche Elefanten und 2 Löwen führten. Den Triumphwagen zogen 4 Pferde; 6 Wagen reich mit Beute beladen und von 12 Pferden gezogen und 6 goldene Kutschen beschlossen den Zug. Die Oper „Darius“ desselben Tonsetzers enthielt in drei Akten 14 große Dekorationen, darunter das Lager der Perser mit Elefanten, welche Thürme voll Soldaten auf ihren Rücken trugen. In der Oper „Ezio“ von Hasse erforderten die Maschinen 8000 Lichter und Lampen und 250 Personen zur Bedienung. Im Triumphzuge — der in keiner derartigen Oper fehlen durfte — erschienen 400 Menschen, 102 Pferde, 5 Wagen, 8 Maulthiere und 8 Kameele! Der Zug dauerte eine halbe Stunde und mußte auf der Gasse geordnet werden. Das Schlußballet wurde von 300 Personen, welche die Bewohner der vier Erdtheile darstellten, getanzt.

„Und nun genug für heute! Die Fortsetzung folgt morgen — im Falle Ihr mir ferner geduldig zuhören wollt und sonst kein Hinderniß eintritt.“

Mit diesen Worten schloß Onkel Reinhold seinen Vortrag, der ziemlich lange gedauert, und die kleine Gesellschaft trennte sich, wohl zufrieden mit ihrem Abend. Doch die Fortsetzung sollte nicht, wie angekündigt und wie es Alle wünschten, am anderen Abend stattfinden, es ergaben sich wirklich Hindernisse, und erst einige Tage später fand man sich wieder behaglich in der warmen Wohnstube bei dem lustig flackernden Kaminfeuer vereint. Von allen Seiten wurde nun Onkel Reinhold bestürmt, in seiner Erzählung fortzufahren, und nachdem er dies Drängen eine Zeit lang lächelnd hatte gewähren lassen, sagte er, dabei auf den Flügel deutend:

„Seht Ihr den Stoß Musikalien dort? Er mag Euch beweisen, daß ich mit gleicher Freude auf die Fortsetzung unserer Unterhaltung bedacht war, wie Ihr derselben entgegenzusehen scheint. Es sind Kompositionen Peri's, Caccini's und Monteverde's, sowie aller späteren bedeutenden italienischen Opernkomponisten, Alessandro Scarlatti und Antonio Lotti, Paisiello und Cimarosa natürlich mit einbegriffen

bis herab auf das jüngste glänzende Viergestirn: Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi. Von diesen hauptsächlich will ich Euch heute erzählen und ist es geschehen, hat mein schwaches Wort das Seinige zu Eurer Belehrung und Unterhaltung gethan, dann wollen wir die Meister selbst durch ihre Töne zu uns reden lassen."

Zustimmender Beifall lohnte diesen vielversprechenden Worten, und ohne Säumen begann Onkel Reinhold:

„Mußte ich bei meinem ersten Vortrag, um das mir gestellte Ziel zu erreichen, etwas weit ausholen und mancherlei Einzelheiten Euch vorführen, so darf ich dafür heute und auch für die Folge mich kürzer fassen. Denn Ihr kennt nun den Boden und die Keime, denen die Opernblüte entsprossen und ist somit deren ferneres Wachsthum leichter und rascher darzulegen. Ich fahre also in meiner Erzählung fort und schildere Euch in größeren Zügen und weil am treffendsten in ihren hervorragendsten Meistern die

Weitere Entwicklung der italienischen Oper bis auf die Neuzeit.

Italien war das Wunderland der Musik und der Oper geworden, eine jede Stadt, und war sie noch so klein, hatte ihre Operntheater wie ihre musikalischen Berühmtheiten, die für dieselben komponirten. An den größeren Orten gründeten, wie früher schon angedeutet, die Meister Schulen, in denen sie das, was sie und wie sie es schufen, als Muster und Lehrsätze aufstellten. So Scarlatti der Aeltere (1649—1725) in Neapel, Lotti (1667—1740) in Venedig. Ihnen zogen von allen Seiten, auch von Deutschland wißbegierige Schüler zu und bildeten sich zu Meistern aus; wie unter Scarlatti, dessen Sohn Domenico, Durante, Logroscino, der erste Meister der Opera buffa, Porpora und der deutsche Hasse. Dahingegen zogen wieder Meister von Italien aus nach den Hauptstädten Europa's, um dort die italienische Oper einzuführen. — Die neapolitanischen Komponisten und Schüler Scarletti's huldigten vor allen Dingen dem schönen melodischen Gesange und gaben ihm nach und nach die verschiedenen Formen, welche sich bis heute erhalten haben. Zur Schule Lotti's gehörten u. A. Vivaldi, der einige dreißig Opern für Venedig schrieb; dann der hochberühmte Caldara (1678—1763), der spätere Lehrer Kaiser Karl's VI. zu Wien, dessen Opern die Zahl siebzig erreichten. Diese Venetianer beschäftigten sich vorzugsweise mit der ernsten heroischen Oper, während in dem heiteren Neapel diese zwar auch, doch noch mehr die komische

Oper gepflegt wurde. Kaum zu zählen sind die Werke, welche zu jener Zeit von den berühmtesten und tüchtigsten Musikern für die italienischen Theater geschrieben wurden. Heute sind sie vollständig vergessen; im Staube der Bibliotheken modern ihre Partituren, und nur noch einzelne Kirchenkompositionen jener Meister werden zeitweise in Tönen lebendig, um für das bedeutende Wissen und Können ihrer Schöpfer Zeugniß zu geben. Mit der Hälfte des neuen, des achtzehnten Jahrhunderts, beginnt indessen eine Epoche der italienischen Oper, die bis in unsere Zeit hineinragt. Namen, Werke tauchen auf, die von uns noch nicht vergessen sind. Und hier ist es wieder hauptsächlich Neapel, das sie uns gegeben, wie auch wieder dessen eigenste Erzeugnisse, die komischen Opern sich am längsten, fast bis zur Jetztzeit hielten. Diese Meister, denen wir jetzt etwas näher treten müssen, weil ihr Wirken für die Zukunft der musikalischen Kunst in Italien bestimmend war, zerfallen in zwei Hauptgruppen, in Komponisten, welche hauptsächlich auf dem Felde der ernsten, heroischen Oper, und in solche, die vorzugsweise auf dem der komischen Oper wirkten. Von den Ersteren ziehen die bedeutendsten hinaus, nach Paris, London, Petersburg, Wien und anderen Hauptstädten, dort ihr Talent glänzen zu lassen und zu verwerthen, während die Schöpfer der komischen Opern meistens nur für Italien arbeiten und dafür ihre Werke hinaussandten, die dann die Runde über alle Bühnen machten, auf denen gesungen wurde. — Daß Einige von ihnen ihren Opern nachreisten, konnte nicht ausbleiben, doch kehrten sie immer wieder nach dem heiteren Italien zurück, dessen lachende Fluren, dessen sonniger Himmel ihre Muße bedurfte, sollte sie nicht erlahmen und anstatt farbenprächtige Meisterwerke matte, blasse Gebilde liefern. Von den Komponisten der ernsten Oper dieser Epoche will ich zuerst reden, weil wir sie zuerst werden verlassen müssen.

Jomelli ist der erste bedeutende Name, der uns hier entgegentritt. Geboren 1714 im Neapolitanischen, ward er Schüler Leo's, der von ihm wol etwas zu pomphaft sagte: „In wenigen Jahren wird dieser Jüngling die Bewunderung von ganz Europa erregen.“ Er komponirte Ballete, dann ernste und komische Opern, die sich durch ganz besonderen melodischen Reichthum auszeichneten. 1740 ward er nach Rom berufen, für die dortigen Theater Opern zu schreiben, dann kehrte er nach Neapel zurück, bis er 1749 Kapellmeister der Peterskirche wurde. Doch die Oper verlangte den Komponisten, den man bereits den „Reizenden“ nannte, und 1754 verließ er Rom und den Vatikan und zog nach

Deutschland, an den Hof des Herzogs Karl von Württemberg, der eine Opernbühne geschaffen hatte, die mit den Bühnen der größten Hauptstädte Europa's wetteifern konnte. Hier komponirte Jomelli zahlreiche große Opern, die sich neben ihren einschmeichelnden Melodien noch durch außergewöhnlich reiche Harmonien auszeichneten. Als 1768 die Stuttgarter Hofoper aufgelöst wurde, kehrte der Meister nach Italien zurück, wo er wenige Jahre später, 1774, starb.

Seine Werke sind heute nicht allein vollständig vergessen, sondern der größte Theil der Partituren des „Reizenden“ ist durch den Brand des Theaters in Stuttgart (1802) sogar für immer vernichtet worden.

1728 wurde Jomelli's Landsmann Piccini geboren, der, ebenfalls Schüler Leo's und Durante's, mit dreißig Jahren sich den Ruf des ersten Komponisten Italiens erworben hatte. Er war es, der zum ersten Mal das gesungene Finale, bisher nur in der komischen Oper angewendet, auf die ernste heroische Oper übertrug und ihm die Formen gab, welche heute noch giltig sind. Er war dabei ungemein fruchtbar, und schrieb von 1754—76 etwa 130 Opern. 1776 verließ er Italien und zog nach Paris, dort mit Gluck den bekannten Kampf zu bestehen. Hiermit beginnt eigentlich seine Hauptwirksamkeit, doch gehört diese mehr der französischen als der italienischen Oper an, und werden wir bei Besprechung der ersteren darauf zurückkommen müssen. Die Revolution vertrieb 1791 Piccini aus Paris, doch kehrte er, als die Zeiten ruhiger geworden, 1798 wieder dorthin zurück. Seine Zeit war indessen zu Ende, und 1800 starb er, enttäuscht und halbvergessen in Passy bei Paris. Von den Bühnenwerken des erfindungsreichsten Komponisten seines Vaterlandes ist uns nichts erhalten geblieben; in seinem Streite mit Gluck hat die Zeit gegen ihn entschieden.

Ein anderer neapolitanischer Meister, der seinen Hauptruhm Paris verdankt, ist Sacchini, geboren 1734. Schüler Durante's, schrieb er bis 1771 über ein halbes Hundert, meistens ernste, heroische Opern, dann verließ er Italien, um von 1772—82 in London als Komponist zu glänzen und sich feiern zu lassen — nebenbei auch gut zu leben und viele Schulden zu machen. Heimlich kehrte er letzterer Stadt den Rücken und ging, von dem Glück seines Landsmannes Piccini angezogen und von einem Textdichter dazu ermuntert, nach Paris. Hier komponirte er 1785 die Oper „Oedipus in Kolonos“, sein bestes Werk, und starb im folgenden Jahre. Auch von Sacchini's Opern hat sich außer der letzteren nichts erhalten. Sein Oedipus, welcher Gluck'sche dramatische

Wahrheit mit italienischem melodischen Reiz zu vereinen sucht, erscheint heute noch in Bruchstücken auf den Pariser Konzertprogrammen; einen Versuch, die Oper auf der Bühne neu zu beleben, hat man jedoch nicht gewagt.

Ich habe nun noch zwei Komponisten zu erwähnen, die, wie die drei früher genannten, ihren Hauptruhm der Fremde verdanken. Es sind dies der 1750 im Venetianischen geborene Salieri und Paër, geboren 1771 zu Parma.



Nicolo Piccini.

Ersterer war ein Schüler des Wiener Hofkapellmeisters Gaßmann, den er 1774 am Dirigentenpult der Wiener Hofoper ersetzte, bis er 1790 diesen Posten wiederum seinem Schüler Weigl abtrat. Salieri war mittlerweile Hofkapellmeister geworden, ward als solcher 1824 pensionirt und starb im folgenden Jahre zu Wien. Er schrieb eine große Anzahl von Opern für die verschiedensten Theater Italiens und für Wien, auch eine, „Die Danaïden", für Paris, welche anfänglich für ein Werk Gluck's

galt und als solches mit größtem Beifall aufgeführt wurde, und zwar mit Wissen des berühmten deutschen Tonmeisters, der dann in einem offenen Briefe Salieri als den wirklichen Komponisten bezeichnete. Von Salieri's Opern wurden viele übersetzt auf deutschen Bühnen aufgeführt und hielten sich, besonders „Axur, König von Ormus“, noch lange auf den Repertoiren. — Heute gehören sie nur noch der Musikgeschichte an.

Paer wurde 1791 Kapellmeister in Venedig; 1797 zog er nach Deutschland, wirkte von da an bis 1801 in Wien, dann bis 1806 in Dresden, trat 1807 in Napoleon's Dienste und folgte 1812 Spontini als Musikdirektor der Pariser italienischen Oper, welche Stelle er bis 1827 behielt. Er starb zu Paris 1839. Seine Opern sind zahlreich und machten alle größtes Glück; einige haben sich bis heute auf der Bühne erhalten, unter anderen „Der Kapellmeister“, welches Werk noch immer französische Repertoiroper ist. Auf deutschen Bühnen wurden bis in die neueste Zeit gegeben: „Camilla“, „Sargin“, und „Agnes“, die einstens hochberühmt waren. Auch schrieb Paër eine „Leonore“, nach einer im Jahre 1798 zu Paris aufgeführten Oper von Bouilly, Musik von Gaveaux, die sehr gefiel und auf deutschen Bühnen sowol italienisch als deutsch oft aufgeführt wurde. Als Beethoven diese Oper in Wien sah, sagte er nach der Aufführung in seiner etwas rauhen Weise zu Paër: „Ihre Oper gefällt mir, ich habe Lust sie in Musik zu setzen!“ Und der deutsche Meister that dies wirklich; er ließ sich das französisch=italienische Opernbuch von dem damaligen Regisseur der Wiener Hofoper, Treischke, ins Deutsche übersetzen und schrieb seine „Leonore“, die dann, hier und da geändert, unser herrlichstes dramatisch=musikalisches Bühnenwerk „Fidelio“ wurde.

Dies waren die bedeutendsten Komponisten der ernsten und sogenannten großen Oper jener Epoche. Ich wende mich jetzt zu den Hauptvertretern der heiteren italienischen Muse, die im Verhältniß ein viel längeres Leben fristeten als ihre gewichtigeren Genossen.

Zuerst nenne ich Pergolese, der glänzende Stern am Musikhorizont Italiens, der leider nur zu früh erblich. Geboren 1710, starb er schon 1736, in einem Alter von nur sechsundzwanzig Jahren, doch eine Reihe Meisterwerke hinterlassend, die für ein volles Mannesalter ausgereicht haben würde. Sein letzter Hauch gab uns sein ewig schönes Stabat=Mater — das indessen hier nur genannt werden kann. Schüler des neapolitanischen Meisters Durante, schrieb er von 1731 bis zu seinem Tode etwa ein Dutzend, meistens komische Opern, die sich durch

eine bis dahin unbekannte Lieblichkeit ihrer Melodien sowie durch scharfen und treffenden musikalischen Ausdruck auszeichneten, so daß man ihren Schöpfer allgemein den „Raphael der Musik" nannte. Unter seinen komischen Opern tritt ganz besonders das Intermezzo: „La Serva padrona" hervor, das 1752 von Italienern in Paris aufgeführt, dort wahre Wunder wirkte, den bekannten Krieg der „Buffonisten" gegen die Anhänger Lully's und Rameau's entzündete und J. J. Rousseau sowie den Haushofmeister des Herzogs von Orleans, Monsigny, zu Opernkomponisten machte. Dieses kleine Meisterwerk hielt sich lange Jahre auf allen Repertoiren; in Deutschland wurde „Die herrische Magd" noch im ersten Viertel des Jahrhunderts an vielen Orten gegeben, und erst vor wenigen Jahren führte eine Pariser Bühne die „Servante-maîtresse" von Pergolese, freilich etwas moderner aufgeputzt, wieder auf.

Pergolese's würdige Nachfolger auf dem Felde der komischen Oper sind die drei Meister: Paisiello, 1741 bis 1816, Cimarosa, 1754 bis 1801 und Fioravanti, 1768 bis 1837, die beiden Ersten Neapolitaner und ernstliche Rivalen, Letzterer Römer. Ihre Schöpfungen zeichneten sich alle durch melodischen Reiz aus und fanden die eifrigsten Bewunderer sowol in ihrem Heimatlande, wie in Frankreich, Deutschland, England und überall sonst, wo Opern gesungen wurden. Besonders ist es Cimarosa, dessen Gesänge wahrhaft zauberhaft wirkten, und unversiegbar schien die Quelle zu sein, der sie entströmten. Bis 1787 weilte Cimarosa in Italien, hauptsächlich in Neapel, dann zog er nach Petersburg als Kapellmeister der Kaiserin Katharina II., 1792 nach Wien und komponirte dort, nachdem er bereits siebzig Opern geschrieben, sein Meisterwerk „Die heimliche Ehe." Im folgenden Jahre kehrte er nach Neapel zurück, wo der große Tonsetzer 1801, und wie man annimmt, entweder eines unnatürlichen Todes, oder infolge von Mißhandlungen, die er im Kerker erlitten haben soll, starb. Außer seiner „heimlichen Ehe" wurden im ersten Viertel des Jahrhunderts auf deutschen Bühnen noch häufig gegeben: „Der Theaterdirektor in tausend Aengsten" und die ernste Oper „Die Horazier und Kuriazier." Bemerkenswerth ist noch, daß Cimarosa auch einen „Don Juan" nach der Molière'schen Komödie für Venedig schrieb.

Paisiello, der Nebenbuhler Cimarosa's, vielleicht noch volksthümlicher als jener, doch weniger genial, war auch dessen Vorläufer in Petersburg als Kapellmeister der Kaiserin Katharina; von 1770—78 weilte und wirkte er dort. Seine Hauptwerke, die sich fast bis auf

unsere Zeit erhalten haben, sind: „Die schöne Müllerin“, „Nina, die Wahnsinnige“, „Ritter Tulipan“ und „Der Barbier von Sevilla.“ Doch noch eine Menge anderer Opern von ihm wurde auf unseren Bühnen heimisch: „Die eingebildeten Philosophen“, „Der betrogene Geizige“, „Die beiden Flüchtlinge“, und andere mehr. Er zeichnete sich besonders durch eine köstliche Laune aus, die stets graziös, vortheilhaft von der etwas derben Lustigkeit unseres Dittersdorf und Wenzel Müller abstach.

Fioravanti, der Vierte im Bunde, verließ Italien, nachdem er dort seinen Ruf als Komponist der „Opera buffa“ gegründet und zog als Operndirektor an den Hof von Lissabon, wo er bis 1807 blieb. Dann hielt er sich eine Zeit lang in Paris auf, wandte sich von dort nach Neapel und wurde 1816 Kapellmeister am St. Petersdom zu Rom. Er starb auf einer Reise nach Neapel. Zwei Opern haben ihn berühmt gemacht und die Werke selbst sich bis auf unsere Zeit auf den deutschen Bühnen erhalten. Es sind dies „Die Dorfsängerinnen“, für Turin, und „Die reisenden Virtuosen“, für Paris geschrieben. —

Diese acht Meister sind die Hauptrepräsentanten der italienischen Oper des vorigen Jahrhunderts — wobei ich Gluck und Mozart als Deutsche natürlich ausnehme — und ihre Werke beherrschten die Bühnen Italiens sowol wie die der anderen Länder. Die französische Revolution, welche auch in Italien Umwälzungen hervorrief, und die nun folgenden Kriege veranlaßten einen Stillstand auf dem Gebiete der Oper; das neue Jahrhundert brachte eine neue Zeit; andere Anschauungen, ein anderer Geschmack machten sich geltend, doch war auch schon der Mann geboren, der diesen Anforderungen durch neue Formen gerecht werden sollte, der nicht allein berufen war, die Erbschaft seiner bedeutenden Vorgänger anzutreten, sondern auch als Alleinherrscher das Opernpublikum Italiens wie das aller übrigen Länder spielend und lachend sich zu unterwerfen. Es hatte indessen noch eine Reihe von Jahren zu dauern, bis dies sich verwirklichen, der Stern Rossini seine ersten Strahlen blitzartig über das staunende Italien werfen sollte. Bis dahin war für die italienische Oper ein Zwischenreich eingetreten, und auch dieses hatte seinen Herrscher in dem Deutschen Simon Mayer gefunden. Seine zahlreichen Opern lieferten bis zur Ankunft Rossini's den italienischen Bühnen die willkommensten Neuigkeiten, doch 1813, mit dem ersten großen und blendenden Erfolge des jungen Meisters von Pesaro, trat Mayer fast plötzlich und für immer in das Dunkel zurück.

Ich kann hier nicht die übrigen italienischen Komponisten jener Zeit, Zingarelli, Vaccay, Sarti, Anfossi und viele Andere mehr, aufzählen; es würde uns zu weit führen, eben so wenig die beiden großen Meister Cherubini und Spontini, die, obwol Italiener, doch hauptsächlich als französische Komponisten zu betrachten sind.



Gioachimo Antonio Rossini.

Rossini wurde 1792 zu Pesaro im Kirchenstaat geboren und zeigte schon als kleiner Knabe, indem er mit seinem Vater auf den Jahrmärkten umherzog, ungewöhnliches Talent für die Musik. Den ersten ernsten Unterricht erhielt er zu Bologna vom Pater Mattei. 1808, sechzehn Jahre alt, begann er mit einer Symphonie und einer Cantate die lange Reihe seiner Kompositionen; im folgenden Jahre schrieb er seine erste Oper, die 1810 zur Aufführung gelangte. Bis 1813 folgten nun noch sieben Opern, die theils in Rom, Venedig, Bologna und Mailand aufgeführt wurden; einige gefielen, andere nicht; jedoch keine der ersteren erregte einen außergewöhnlichen Enthusiasmus. Da nahte der Karneval

des Jahres 1813; Rossini schrieb für Venedig den „Tankred", und mit einem Schlage war der junge, einundzwanzigjährige Maestro eine Berühmtheit geworden. Diese Oper mit ihren süßen, originellen Melodien und Rhythmen, ihren brillanten, blendenden Cabaletten, wie man sie bis dahin noch nicht gekannt, erregte einen förmlichen Rausch des Entzückens unter den Zuhörern, in Venedig sowol, wie bald darauf in ganz Italien, und trat das neue Werk sofort seine siegreiche Rundreise durch ganz Europa an, überall einen gleichen Taumel entzückter Begeisterung weckend. Und mit welcher Leichtigkeit hatte der Meister die Oper geschrieben! Die berühmte Auftrittsarie des Titelhelden „Di tanti palpiti", die ihrerzeit in jedem Salon wie auf den Gassen gesungen wurde, komponirte er, während man ihm den Reis zubereitete, weshalb sie auch in Italien überall die „Reisarie" genannt wurde. An den Tankred schließen sich nun mit einer fast fabelhaften Schnelligkeit die übrigen bedeutenden Opern Rossini's, von denen ich Euch hier nur die Titel und die Zeit ihres Entstehens angeben kann. Es sind: „Die Italienerin in Algier," Venedig, 1813; „Der Türke in Italien", Mailand, 1814; „Elisabeth", Neapel, 1815; „Der Barbier von Sevilla", Rom, und „Othello", Neapel, 1816; „Aschenbrödel, Rom; „Die diebische Elster", Mailand, und „Armida", Neapel, 1817; „Moses", Neapel, 1818; „Die Dame vom See", Neapel, 1819; „Mahomet", Neapel, 1820; „Mathilde von Sabran", Rom, 1821; „Zelmira", Neapel, 1822; und „Semiramis", Venedig, 1823.

Hiermit endet die Liste der Hauptwerke, welche Rossini für Italien schrieb; die letztgenannte Oper „Semiramis", obgleich wol des Meisters bestes italienisches Werk im ernsten Stil, fand eine kühle Aufnahme, und erzürnt wandte der schon weltberühmte Rossini seinem Vaterlande den Rücken. Er reiste über Paris, wo er gleichsam im Vorbeigehen die Direktion der italienischen Oper übernahm, nach London, um dort eine reiche Ernte an Lorbern und Gold zu halten und kehrte dann nach Paris zurück. Hier erwies er sich indessen eben so unglücklich als Operndirektor, wie er glücklich als Komponist gewesen, und nach wenigen Jahren mußte er diesen Posten gegen einen volltönenden Titel und einen bedeutenden Gehalt aufgeben. Für Paris schrieb er nun noch mehrere Opern, das heißt, er ergänzte seinen Moses und wandelte den Mahomet in „Die Belagerung von Korinth" um; 1826 und 1827 wurden beide Werke in dieser neuen Gestalt in Paris aufgeführt. Noch folgte 1828 „der Graf Ory" und im folgenden Jahre 1829 Rossini's

Meisterwerk „Wilhelm Tell“, womit er, 37 Jahre alt, seine Laufbahn als Opernkomponist thatsächlich abschloß. In letzterer Oper hatte er sich gänzlich von der früher mit so lustigem Leichtsinn gewandelten Bahn entfernt und ein Werk geschaffen, das einen Jeden, der höhere Anforderungen an die musikalisch-dramatische Kunst stellte, nicht allein befriedigen, sondern mit Bewunderung erfüllen mußte. — Rossini hat eben so viele Vergötterer gefunden als Solche, die ihn verwarfen. Eines aber müssen Alle ihm zugestehen, wollen sie unparteiisch bleiben: Originalität, denn himmelweit verschieden sind seine Schöpfungen von denen seiner unmittelbaren Vorgänger. Ja, man darf ihn dreist ein Genie nennen, und den Beweis hierfür liefern uns sein Tell und sein „Barbier von Sevilla“, denen gewiß noch mehrere Generationen verdiente Bewunderung zollen werden.

Ich komme nun zu einem Komponisten, der noch während Rossini's Glanzzeit sich eine ganz ungewöhnliche Theilnahme errang und der bereits für den einzigen und würdigen Nachfolger des „Schwans von Pesaro“ galt, als sein sanft glänzender Stern eben so schnell wieder erblich, wie er aufgeleuchtet. Es ist Bellini, dessen Kompositionen ein elegischer Hauch durchweht, welcher ihnen einen eigenthümlichen Zauber verlieh, dem sich Niemand mit nur etwas Sinn für Musik und Gesang entziehen kann. 1802 zu Catania in Sizilien geboren, wurde er mit siebzehn Jahren Schüler des Neapolitaners Zingarelli und schrieb 1824 — nachdem er bereits eine Cantate und mehrere Instrumentalwerke geschaffen — seine erste Oper. Diese überraschte und erfreute durch fremdartig klingende, weiche, seelenvolle Melodien, und verschaffte dem jungen Manne den Auftrag, eine Oper für das große San Carlo-Theater zu schreiben. Diese, „Bianca und Fernando“, wurde 1826 aufgeführt, und der Erfolg war nun ein derartiger, daß der Name des jungen Komponisten sich rasch verbreitete und die Scala in Mailand eine neue Oper von ihm verlangte. Er schrieb nun den „Pirat“, der 1827 mit größtem Beifall aufgeführt wurde. Bellini arbeitete rastlos weiter, er fühlte wol, daß ihm nicht allzuviel Zeit bleiben würde, das was in ihm wogte und tönte, was ihn beseelte und begeisterte, in Gesänge zu bannen. Jedes der nun folgenden Jahre brachte eine neue Oper und stets steigerten sich seine Erfolge. 1828 erschien „Die Fremde“, 1829 „Zaire“, 1830 „Romeo“, 1831 „Die Nachtwandlerin“, 1832 „Norma“ und „Beatrice di Tenda“. 1833 ging er über Paris nach London, dort sich seinen Bewunderern zu zeigen. Doch nahm er ein Libretto mit, das er für

die Pariser italienische Oper komponiren sollte. Im folgenden Jahre kehrte er nach Paris zurück und in der neuen Saison wurden „Die Puritaner“ aufgeführt, die den Ruhm des jungen Maestro vervollständigten und die größten Hoffnungen auf neue Meisterwerke weckten. Leider blieben diese unerfüllt, denn wenige Monate nach Aufführung der „Puritaner“ starb Bellini plötzlich in einem Dörfchen in der Nähe von Paris. — Es geht in der That ein elegischer Zug durch die Melodien des sinnigen Siziliauers, der uns rührt und erfreut; darin liegt ihr Hauptreiz, dessem Zauber sich das heutige Theaterpublikum noch immer und gern hingiebt.

Der Komponist, welcher fast gleichzeitig mit Bellini einen Weltruf sich erwarb, und der noch ein Jahrzehnt länger als jener wirken durfte, ist Donizetti. 1797 zu Bergamo geboren, schrieb er von 1818 bis 1844, also in 24 Jahren an 70 Opern! von denen ein großer Theil auf allen Bühnen der Welt aufgeführt wurde und heute noch aufgeführt wird. Auch seine hervorragendsten Opern kann ich hier nur nennen. Nachdem er bereits 31 Opern geschrieben, von denen viele mit Glück auf den italienischen Bühnen aufgeführt wurden, errang er 1831 mit „Anna Bolena“, für Mailand komponirt, den ersten bedeutsamen Erfolg, der zugleich seinen Namen weithin rühmlichst bekannt machte. Bis 1835 folgten: „Der Liebestrank“, „Lucrezia Borgia“, und „Lucia von Lammermoor“, letztere für Neapel komponirt, wo er seit 1834 als Kapellmeister und Professor am dortigen Konservatorium wirkte, dessen Direktion er 1838 nach dem Tode Zingarelli's übernahm. Bis 1840 schrieb er „Belisar“, „Die Märtyrer“, „Die Favoritin“ und „Die Regimentstochter“, die beiden letzteren für Paris; 1842 „Linda von Chamounix“ für Wien, 1843 „Maria von Rohan“, „Don Pasquale“ und „Dom Sebastian“ wiederum für Paris; 1844 „Katharina Cornaro“ für Neapel. Diese Oper war sein Schwanengesang, denn seine Krankheit, ein Kopfleiden, begann sich in besorgnißerregender Weise zu zeigen. 1845 verfiel der Arme unrettbarem Wahnsinn, und erst zwei Jahre später, 1847, erlöste der Tod ihn von seinen Leiden. Auch Donizetti zeichnete sich durch gefällige melodische Weisen, denen er nur zu oft die dramatische Wahrheit opferte, sowie durch Ensembles von großer harmonischer Wirkung aus. Mit ihm geht auch die Gesangsschule, welche Rossini, wenn auch nicht gründete, doch auf das Ueppigste vervollkommnete, zu Ende. Die Rossini'schen Melodien waren geradezu auf blendende Kehlenfertigkeit, geschmackvolle Wiedergabe der vokalen Verzierungen gegründet; Bellini

behielt zwar diese Formen noch bei, doch wandte er sie nur mäßig an, und waren sie nicht immer Hauptbedingung des Erfolges seiner Kompositionen. Bei Donizetti, besonders in seinen letzten besseren Opern, sind es nur die weiblichen Rollen, welche sich in blendenden, verzierten Gesängen zu ergehen haben, während die Männer durch die Wucht der Stimme den dramatischen Ausdruck erwirken müssen und auch können, — wenn ihnen nur das Material dazu zu Gebote steht.



Gaëtano Donizetti.

Diese Manier hat der Nachfolger und Erbe Bellini's und Donizetti's, Guiseppe Verdi, geboren 1814, auf die Spitze getrieben. Bei ihm gilt für die männlichen Rollen seiner Opern nur allein die mächtige Stimme, die sich in den Arien, wie in den Vokal- und Chor-Ensembles, geltend machen muß, soll die Musik wirken, nur einigermaßen genießbar sein. Doch Keiner vor ihm hat es dafür auch verstanden, so eigenthümliche Rhythmen und melodische Gänge zu erfinden, die im Stande sind, alle Vorzüge einer gesunden und schönen Stimme in das

glänzendste Licht zu stellen. Leider ist dadurch, weil das Material allein schon wirkt, die bessere Gesangsweise für die Sänger fast gänzlich abhanden gekommen, und nur die Soprane müssen die Kehlenfertigkeit üben und besitzen, wollen sie gleichen Beifall erringen, wie ihre schmetternden, das Publikum stets mit sich fortreißenden Tenor- und Baritonkollegen. Zum Lobe des Meisters sei es indessen gesagt, daß er sich in seinen letzten Kompositionen von diesem Wege abgewendet und ein edleres, künstlerisches Streben bekundet hat. Lassen wir nun die Entwicklung dieses jüngsten der italienischen Meister in seinen Werken an uns vorüberziehen. Verdi, mit Ehren überhäuft, Großgrundbesitzer und Deputirter, wurde als der Sohn eines armen Wirths in Busseto geboren, wo er heute über einen Palast, Wälder und Aecker von mehreren Stunden im Umfange verfügt. Nachdem er in seinem Heimatsorte nothdürftigen Musikunterricht erhalten, fand er einen Beschützer, der ihm die Mittel zu weiteren Studien gewährte. 1833, 19 Jahre alt, zog er nach Mailand, wo er Schüler des damaligen Kapellmeisters der Scala, Lavigna wurde. Drei Jahre blieb er dort, dann kehrte er in die Heimat zurück, weiter studirend, doch auch schaffend, und erst nach drei weiteren Jahren, 1839, gelang es ihm, einem Werke Eingang auf der Mailänder Bühne zu verschaffen. Diese erste Oper „Oberto di San Bonifacio“ gefiel, eine zweite mißfiel, und nun nahm der junge Komponist einen ernsteren Anlauf und schrieb seinen „Nabucco“, der, 1842 in Mailand aufgeführt, sich einen durchschlagenden Erfolg errang. Man staunte und glaubte solche gewaltige stimmliche Effekte, sowol in den Solo- wie in den Ensemblesceenen, noch nicht gehört zu haben. Der Ruf des jungen Maestro verbreitete sich schnell und die folgenden Werke rechtfertigten ihn. — Ich nenne hier nur diejenigen seiner Opern, welche sich einen Weltruf errangen. — 1844 wurden „Die Lombarden“ in Mailand und „Hernani“ in Venedig aufgeführt; erstere Oper erschien drei Jahre später ziemlich umgewandelt als „Jerusalem“ auf der Bühne der großen Oper zu Paris. 1851 folgte dann „Rigoletto“ (Venedig), 1852 „Der Troubadour“ (Rom), Verdi's volksthümlichste Oper, in welcher er die bisher erzielten Effekte wahrhaft auf die Spitze trieb; doch nun lenkte er auch ein. 1855 schrieb er für Paris „Die sizilianische Vesper“, und etwa zehn Jahre später den „Don Carlos“, der sich himmelweit von seinem „Trovatore“ unterschied. Mit „Aïda“, seiner letzten Oper, die er für Kairo komponirte, ist er weiter auf dem neuen Wege vorgegangen, und die Wirkung, welche diese Oper allerwärts erzielte, ist

eine tiefere, edlere. Die Instrumentirung ist eine so charakteristische und farbenprächtige, wie keine andere italienische Oper sie aufzuweisen vermag, und der vokale Theil ist eben so melodiös wie dramatisch wirksam gehalten. Dies letzte Werk reiht Verdi in die Zahl der tüchtigsten Meister seiner Kunst ein. —



Guiseppe Verdi.

Aus der großen Anzahl von Opern, die ihrerzeit allerwärts gefielen, will ich zur Vervollständigung noch folgende anführen: „Macbeth", „Attila", „Die Räuber", „Luise Miller" (nach Kabale und Liebe), „Die beiden Foscari", „Der Maskenball", „Traviata" und „La Forza del Destino". Besonders in der zuletzt genannten Oper, 1862 für Petersburg geschrieben, tritt der Uebergang Verdi's in die neue Art seines Schaffens, die dann in Don Carlos und Aïda einen solchen bestimmten Ausdruck fand, stark hervor. Der Meister hat als Opernkomponist gewiß noch nicht sein letztes Wort gesprochen.

Mit Verdi und seinen letzten Werken schließt die Entwicklung der theatralischen Musik in Italien für uns ab. Diese ist durch den Meister von Bussеto gleichsam wieder bei ihrem Ausgangspunkte angelangt — nur mit den Erfahrungen von fast drei Jahrhunderten und reicheren, glänzenderen Mitteln. Doch ihr Zweck ist wieder derselbe geworden: höchste Steigerung des dramatischen Ausdrucks durch den Gesang und die Instrumentation, durch Melodie und Harmonie. — — —

Also endete Onkel Reinhold seinen Vortrag, doch mit der Bemerkung, daß er, von seinem Stoff verführt, sich dennoch weiter darüber ausgelassen, als er ursprünglich beabsichtigt. Dafür werde er später sich nicht allein kürzer zu fassen suchen, sondern auch eine Form der Darstellung zu finden wissen, die voraussichtlich im Stande sein dürfte, Abwechslung in seine kleinen kunstgeschichtlichen Mittheilungen zu bringen.

An den nun folgenden Abenden wurden die Musikalien aufgelegt, und Onkel Reinhold, der eine der besseren sogenannten „Kapellmeisterstimmen" besaß, das heißt: die Töne wenigst unangenehm, dafür korrekt und mit dem richtigen Verständniß zu Gehör brachte, ging mit Cäcilia und Leonore die Kompositionen der alten Meister durch. Die beiden Mädchen sangen vortrefflich vom Blatte und für die übrigen Zuhörer dieser kleinen improvisirten, historischen Konzerte war es ein Vergnügen, zu hören, wie Beide, trafen sie auf ein originelles, melodisches Stück, mit Lust und Begeisterung die Komposition wiederzugeben suchten. So wurden Bruchstücke der ersten Opern von Peri, Caccini und Monteverde, dann ganze Scenen von Cimarosa und Paisiello, endlich von Rossini und seinen Nachfolgern bis auf Verdi durchgenommen, wobei der Onkel bald die Baß- oder Tenorpartie sang, bald den ganzen Chor anzudeuten sich bemühte. Auf diese Weise lernte man die Hauptwerke all' der Meister — wenn auch nur im Auszuge — kennen, von denen Onkel Reinhold erzählt. Das bessere Verständniß, welches durch diese früheren Mittheilungen den Kompositionen entgegengebracht wurde, machte letztere den Ausführenden wie den Zuhörern noch einmal so interessant. Mit diesen Unterhaltungen wurde eine ganze Reihe von Abenden sehr angenehm und zugleich belehrend ausgefüllt, und die Zeit verging, ohne daß man es im Haidehause zu merken schien. Als die letzte der aufgelegten Partituren durchgespielt war, schlug Onkel Reinhold den Band zu und sagte:

„Genug der italienischen Musik! Bis Frankreich und Deutschland ihre tönenden Schätze uns bieten, mag das Plaudern wieder in seine Rechte treten. An Stoff dazu wird es uns vor der Hand gewiß nicht fehlen!"

Und es fehlte wahrlich nicht daran, dies bewiesen die nun beginnenden Besprechungen der Kompositionen, welche man kennen gelernt. Hierbei betheiligte sich auch John, der bei dieser Gelegenheit ganz hübsche musikalische Kenntnisse verrieth und recht treffende Urtheile abgab, doch stets nur in bescheidener Weise sich äußerte. Wenn die Mädchen sich auch an der übersprudelnden Lustigkeit Rossini's ergötzten, seine ernsten Kompositionen, besonders den Tell bewunderten, so bezeichneten sie doch bald einstimmig den Sizilianer Bellini als denjenigen Meister, zu dem sie sich am meisten hingezogen fühlten. Seine sanften Melodien, bald eine süße Lust, bald ein tiefes Weh, und stets in einer keuschen Weise kündend, mußten ihre Herzen ganz besonders berührt, dort verwandte Saiten zum Tönen gebracht haben, und unwillkürlich kehrte das Gespräch immer wieder zu ihm zurück.

„Ihr habt Recht, Kinder," sagte der Onkel endlich, „Bellini ist ein Musiker, der das Mitgefühl einer weichgestimmten Seele wol erregen kann, mehr als einer seiner Kollegen; auch verdient er, daß man ihn liebt. Ist er im Grunde in seinen ernsten, dramatischen Scenen auch zu weich, so verzeiht der unbefangen Genießende ihm dies gern um seiner übrigen wirklichen Vorzüge willen. Sodann erweckt das Leben des jungen Meisters, nur von einer stillen, seligen Heiterkeit verklärt — eine lustig schallende Buffo-Oper vermochte er nicht zu schreiben — unser Interesse, sein frühes Ende unsere innigste Theilnahme."

„Du solltest uns mehr von ihm erzählen!" rief plötzlich Cäcilia, wol durch die letzten Worte des Onkels zu einer solchen Aufforderung veranlaßt.

„Das wäre auch mein Wunsch, Onkel," sagte jetzt Leonore. „Auch mich verlangt es, mehr von Bellini zu wissen, und Du kennst ganz gewiß noch irgendeinen hübschen, bezeichnenden Zug aus seinem Leben, der Mittheilung werth."

Onkel Reinhold lächelte still vor sich hin; das Auge gesenkt, schien er nachzudenken, dann hob er den Kopf und schaute in die Ferne, als ob eine Menge Bilder seinem Blicke sich zeigten, und sprach in seiner sinnigen Weise:

„Wohl könnte ich Eure Wünsche befriedigen, Kinder — und thue ich es auch gern, da sie meinen Gefühlen für den jungen, so früh geschiedenen Künstler, den auch ich aufrichtig verehre, entsprechen. Ich will Euch also noch eine Erzählung aus dem Leben des Komponisten, der Euch am sympathischsten zu sein scheint, mittheilen, womit dann unsere italienischen Opernabende ihren völligen Abschluß erhalten sollen. — So hört denn!"

Die drei Feen.

Eine Erzählung aus Bellini's Künstlerleben.

I.

Maria Garcia-Malibran.

An den ungeheuren Lavafeldern, welche der Aetna vor einem halben Jahrtausend meilenweit bis in den Golf von Catania entstehen ließ, trieb an einem Herbstmorgen des Jahres 1819 ein junger Schiffer seinen leichten Kahn vorüber. Spiegelglatt und in einer wunderbaren Farbenpracht, wie flüssiges, smaragdglühendes Gold, lag die unendliche Meeresfläche vor ihm, während nach der Landseite hin die düstern Höhlen der Lavafelder, welche die leichten ein- und ausfließenden Fluten mit silbernem Schaume schmückten, ihn unheimlich angähnten. Auf diesem dunklen Lavagrunde erhob sich ein Paradies mit grünen Olivenhainen, farbenschimmernden Büschen und reizenden Villen geschmückt, das immer höher und höher hinanstieg, bis es endlich in dem wolkenumsäumten, schneebedeckten Gipfel des Aetna endete.

Ein hellblauer, klarer Himmel spannte sich in weitem Bogen über die wunderbar schöne Landschaft und vereinigte sich nach der entgegengesetzten Seite hin mit dem spiegelglatten Meere. Der Insasse des Kahns mußte die seinem Auge sich bietenden Herrlichkeiten zu würdigen wissen; denn müßig ruhte die Hand am Ruder, und den Kopf geneigt, blickte das große helle Auge sinnend, doch auch wie von einer heiligen Freude beseelt, bald auf das Meer hinaus, bald auf die wechselnden Bilder des Ufers. Leicht schaukelte der Kahn auf den Wellen und langsam, weil nur dann und wann von einem Ruderschlage getrieben, schwamm er seinem Ziele zu. Von Catania kam er her, und die Fahrt ging nach dem nahen Orte L'Ognina, das an der Bucht des Hafens lag, wo einstens Odysseus landete, von dem Homer singt:

> „Friedsam ruht vor der Wind' Androhn der geräumige Hafen;
> Aber zunächst mit grausen Verwüstungen donnert der Aetna."

Das kleine Städtchen war längst in Sicht, auch die seltsamen Basaltpyramiden, welche vor ihm aus den Fluten steigen und die der Riese Polyphem nach dem Schiffe des Odysseus geschleudert haben soll — und

noch immer machte der sinnende Schiffer keine Anstalt, den nahen Hafen, dem der Kiel seines Fahrzeuges doch zugewendet war, zu erreichen. Da fuhr er jäh aus seinem Träumen auf; vom Ufer des Städtchens her klang eine silberhelle jugendliche Mädchenstimme an sein Ohr, nun auch lautes fröhliches Lachen. Es mußten Fremde in L'Ognina sein, dafür sprach auch die prächtige buntbewimpelte Speronara, welche bei der großen Osteria des Städtchens vor Anker lag. Jetzt griff der junge Mann kräftig zu; in schneller Folge tauchten die Ruder in die Fluten, um sich hebend Tausende von grüngoldenen, in der Sonne glühenden Perlen umherzustreuen, und pfeilschnell schoß nun der Kahn seinem Ziele zu. Nach wenigen Minuten war der Strand von L'Ognina erreicht. Der Schiffer band seinen Kahn fest, dann nahm er mehrere Bücher, die neben ihm gelegen, unter den Arm und eilte hastig in der Richtung nach der Osteria weiter. Doch dort war das Singen verstummt, nur ein lautes Plaudern und Lachen hörbar, und mit einem Seufzer schritt der junge Mann vorüber, kaum noch einen flüchtigen Blick auf das schmucke Fahrzeug werfend, das die heitere Gesellschaft in der Herberge wol von Messina oder gar von Neapel hierher an den Fuß des Aetna oder zu den Polyphemfelsen geführt. Weiter ging er mit seinen Büchern unter dem Arm; schon hatte er die letzten Häuser des Orts hinter sich, und nur eine einsame Hütte, die sich unter einer breiten Pinie barg, lag noch am Wege. Hinter dieser zog sich von der Höhe ein mächtiger Olivenwald bis zu den Fluten hinab, aus denen in nicht allzugroßer Ferne die Basaltkegel emporstiegen. Vor der Hütte, im tiefen Schatten der Pinie, saß eine alte Frau, eine hohe Gestalt, die Spindel in der Hand, von der sie langsam einen grauen Faden zog. Doch kaum hatte sie den jungen Wanderer gesehen, ihn erkannt, als die Hände ruhten und das große dunkle Auge mit merklicher Freude dem Näherkommenden entgegenschaute. Schon von Weitem rief sie ihm zu:

„Willkommen, Vincenzo, mein Söhnchen! Bei der alten Madre Rica, hab' Dich lange Zeit nicht gesehen, meinte schon, Du hättest mich ganz vergessen!"

„Nimmer vergesse ich Dich, Amme!" entgegnete der junge Mann, der angelangt, sich sofort neben die Alte in den Schatten hingestreckt hatte, „und wenn ich in der letzten Zeit nicht öfter zu Dir gekommen, so trägt meine trübe Stimmung die Schuld. Ich bin unzufrieden mit mir, Rica, unglücklich! und wenn mein Sehnen nicht bald sich stillt, so muß ich — vergehen!"

„Geduld! Geduld, mein Söhnchen!“ beschwichtigte die Alte. „Bist erst siebzehn Jahre alt und willst schon Dein Ziel erreicht haben! Es wird schon kommen, arbeite nur fleißig und hoffe! Was Du ersehnst, wird Dir werden: Glück und Ruhm — die alte Rica weiß es ja zu bestimmt — nur darfst Du nicht verzweifeln und mußt den Muth finden, es Dir zu erringen.“

„Deine Worte halten mich aufrecht in meinen Zweifeln an mir selbst, in dem Glauben an das, was in mir lebt, was in süßen Tönen mich umwogt — wenn es auch nur ein Märchen ist, auf das Du Deine Hoffnungen für mich bauest.“

„Sancta Rosalia, stehe mir bei!“ schrie die Alte wahrhaft entsetzt auf. „Ein Märchen? — was ich mit meinen eigenen Augen geschaut — nicht einmal nur geträumt?!“

„Beruhige Dich, Amme, ich will Dir ja so gern glauben,“ klang es leise und sinnend als Antwort auf die entrüsteten Worte der Alten. „Du mußt es mir noch einmal erzählen, deshalb bin ich gekommen, in Deinen Worten neue Kraft zu finden, um gegen die quälenden Zweifel anzukämpfen.“

„Ich will es Dir erzählen, mein Vincenzo,“ sprach die Alte jetzt, indem ihre Augen in einem eigenthümlichen Feuer funkelten, „und merke wohl auf! es wird das letzte Mal sein, denn — wir sehen uns nicht wieder.“

Der junge Mann schaute erstaunt, zweifelnd zu der Sprecherin auf, doch diese nickte mit dem Kopfe und, nach Norden deutend, sprach sie langsam weiter:

„Dort hinaus liegt Dein Weg — bald wirst Du ihn gehen. Deshalb merke auf! nenne meine Erzählung meinetwegen immer noch ein Märchen — daß sie aber in Erfüllung geht, wirst Du erleben! Dann denke wieder an die alte Rica, die Dich wie ihr eigenes Kind geliebt! Und nun höre!

„Als Du, wenige Tage alt, in der stillen Stube in der Wiege lagst, und mein Herz sich über Dein frisches Gesichtchen, Deine blonden Löckchen und klaren Augen freute, da faltete ich die Hände, zu der heiligen Rosalia um Dein ferneres Lebensglück zu beten. Nach einer Weile — da sah ich plötzlich drei Frauen, die eine schöner als die andere, an Deiner Wiege stehen. Ich rieb mir die Augen, glaubte zu träumen — aber nein! ich wachte; ich wollte aufschreien, doch vermochte ich keinen Ton hervorzubringen. Dafür starrte ich die seltsamen, doch so schönen Erscheinungen unablässig an — und heute noch, nach siebzehn Jahren,

sehe ich sie vor mir. Die Eine war noch ein Kind, heiter und lieblich anzusehen; die Zweite war ein blendendes Weib mit schwarzen Feueraugen, doch die Dritte eine Jungfrau so wunderschön, wie ich nie eine geschaut. Sie küßten Dich alle Drei der Reihe nach und die Erste sprach dazu:



Der junge Bellini lauscht dem Märchen der alten Rica.

„Ich bringe Dir Muth!" Die Zweite sagte: „Ich bringe Dir Glück!" und die schöne Jungfrau hauchte bei ihrem Kusse Dir zu, indem eine Thräne auf Dein Gesichtchen niederfiel: „Ich bringe Dir Ruhm! — doch suche so spät als möglich mich zu finden, denn ich gebe Dir das Höchste — und Letzte, damit wird Dein Wünschen und Sehnen auch zu Ende sein." — Plötzlich, wie sie gekommen, war die Erscheinung verschwunden, und ich saß wieder allein an Deinem Bettchen. So war es, Vincenzo, und Du darfst mir glauben, denn Alles — auch der Spruch der schönsten der Feen wird sich erfüllen."

Der junge Mann antwortete nichts, regungslos blieb er am Boden liegen, das Antlitz zur Seite geneigt. Auch die Alte sagte nichts mehr,

sie hatte die Spindel wieder ergriffen und drehte emsig den Faden, als ob ihr junger Gast nicht vorhanden gewesen wäre. Dieser erhob sich endlich, trat vor die Spinnerin hin, schaute sie lange mit seinen tiefen Blicken an, dann sagte er leise mit einer weichen Stimme, die wie Musik, wie das Klingen von Harfensaiten tönte:

„Du hast mir soeben gesagt, daß — ich Dich bald werde verlassen müssen. Geht dies in Erfüllung, Amme, so will ich auch Dein schönes Märchen von den drei Wunderfeen glauben! — Doch jetzt,“ fuhr er mit anderem, heiterem Tone fort, „gieb mir Brot und Milch! ich will zu Mittag bei Dir essen, dann den Tag über in Deinem Olivenwalde, am Fuße des Meeres träumen und singen, dichten in Tönen — und erwarten, was die nächste Zukunft Deinem Knaben bringen wird.“

Die Alte erhob sich und that, wie Vincenzo geheißen. Eine Weile später verließ dieser mit seinen Büchern die Hütte Rica's und schritt in der Richtung nach dem nahen Olivenwalde und den Felsen des Polyphem davon.

An einer schattigen Stelle des Waldes, mit einem Durchblick auf die smaragdenen Wellen des Meeres, warf der junge Mann sich nieder und blickte eine ganze Weile träumend in die Ferne, dann ergriff er eines der Bücher, Stanzen, Sonette und Terzinen älterer italienischer Dichter enthaltend, und begann zu blättern und zu lesen. Ein offenes Buch, theils beschriebene, theils unbeschriebene Notenblätter enthaltend, lag auf seinem Schoße und die freie Hand hielt einen Stift, als ob der Leser bereit sei, ein Gedicht, das er wol suchte, in Tönen seinem Buche einzuverleiben. Endlich mußte er das rechte gefunden haben, denn sein Auge blitzte auf und mit lauter Stimme, die jetzt schon wie Gesang klang, begann er die Verse zu lesen, die im Deutschen etwa also lauteten:

„Der schönen Sehnsucht breit' ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lüfte Hauch erheben,
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend, himmelwärts zu dringen.
Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich todt danieder;
Welch' Leben kann doch meinen Tod erreichen?“ —

„Das ist's! so lebt es hier!“ rief er jetzt mit auflodernder Energie, „und in Tönen sollen des wackern Boni's Verse mein Empfinden und Hoffen schildern.“

Nun begann er leise — leise die Worte zu singen und dann die Weise in sein Buch zu notiren. Doch nicht gewaltig, himmelanstrebend

klang die Melodie, wie die Worte es wol verlangt hätten, nein! nur froh erregt, dann wieder in süßem Klagen. Bei den letzten Zeilen zitterte sein ganzer Körper, und zugleich mit den Noten fiel eine Thräne auf das Blatt. Nun entglitt das Buch seinen Händen, und sich auf dem moosigen Boden des Hains ausstreckend, versank der junge Sänger wieder in ein Sinnen und Träumen, das ihn immer mächtiger fesselte und endlich in einen Schlummer, wol zu einem wirklichen Traum hinüberleitete. —

Während dieser Zeit hatte die fröhliche Gesellschaft in der Osteria zu L'Ognina auf ihrem Schnabelschiffe den Ort verlassen und war nach den Basaltfelsen des fabelhaften Cyklopen gefahren, diesen und ihrem reizenden kleinen Zaubergärtchen einen Besuch abzustatten. Sie bestand aus zwei Herren, zwei Damen und einem jungen Mädchen von etwa zehn Jahren, mit einem allerliebsten Gesichtchen von dunklen Ringellocken umflattert. Sie waren auf einer Vergnügungsfahrt begriffen, und nach dem Besuche der Felsen steuerten sie dem nahen Olivenhain zu, dort ein Mahl einzunehmen. Dann gedachten sie mit ihrem Fahrzeug wieder nach L'Ognina zurückzukehren. Während die Herren und Damen nun in der Runde lagerten, heiter plauderten, scherzten und lachten, hatte sich die kleine jugendliche Schöne mit keckem Muthwillen weiter in die Olivenbüsche hineingewagt, Neues und Schönes zu erspähen. Plötzlich hemmte sie mit einem leichten Aufschrei ihren Schritt und starrte mit ihren großen Augen auf eine Stelle, wo ein junger Mann, ein offenes Buch auf dem Schoße, lag und schlief. Bald lächelte die Kleine über ihre Furcht und trat dann auf den Zehen leise — leise näher. Neugierig schaute sie auf das hübsche, von blonden Locken umrahmte, vom Schlummer leicht geröthete Antlitz des jungen Mannes, dann auf die Noten in seinem Schoße. Endlich beugte sie sich vorsichtig zu ihm nieder, erfaßte mit keckem Griffe das Notenbuch und war im folgenden Augenblick damit hinter den nahen Büschen verschwunden.

Nun ertönte von dorther der Gesang einer jugendlichen Mädchenstimme, und nach den ersten Tönen erwachte jäh der Schläfer. Zusammenzuckend schnellte sein Oberkörper empor, die Hand fuhr zweifelnd über Stirn und Augen — nein! er träumte nicht mehr, er wachte, und was er dort hörte, waren die Verse, die er vor wenigen Augenblicken in Musik gesetzt. Sein Buch war verschwunden, doch durfte er daran nicht denken, und kaum wagte er zu athmen, aus Furcht, einen der Töne dieser Engelsstimme zu verlieren. Einen solchen bezaubernden Klang hatte er bisher noch nicht gehört, es konnte keine gewöhnliche Sängerin,

es mußte ein überirdisches Wesen sein! Doch nein! — vor wenigen Stunden, in der Osteria, hatte er die Stimme vernommen — sie war es wieder, und wie sang sie seine Melodien! Das Herz drohte ihm fast vor süßem Weh zu zerspringen, als jetzt die letzte Zeile mit einem sanften, wonnigen Jubel verklang.

Schon wollte er sich erheben, als plötzlich ein silberhelles Lachen ertönte, und eine leichte Mädchengestalt hinter dem dunkelgrünen Busche hervorsprang, die dem Träumer das Buch wieder in den Schoß warf und dabei mit heiterem Uebermuth rief:

„Das hast Du zwar recht hübsch gemacht, Deine Noten klingen so weich und so süß, daß man weinen müßte — wenn sie nicht gar zu schlecht zu den Worten paßten. Wenn Du aber komponiren willst, daß ich es gern singen soll, so mußt Du Dir andere Worte suchen, oder zu solchen wie diese hier eine andere kräftigere Melodie erfinden."

„Wer bist Du?" vermochte Vincenzo, der abwechselnd bleich und roth geworden war, nur zu stammeln.

„Erst sage mir, wie Du heißt — ob Du Musiker bist, oder einer werden willst, dann sollst Du erfahren, wer Dein Lied gesungen hat." So antwortete die Kleine mit einer stolzen Zuversicht, als ob sie eine Fürstin, oder eine der größten Künstlerinnen gewesen.

„Ich heiße Bellini — Vincenzo Bellini, und will ein Musiker, ein Opernkomponist werden."

„Haha!" lachte die Kleine, vor Lust in die Hände schlagend und auf dem Grase umherhüpfend. „Das trifft sich ja herrlich! und ich bin die zukünftige große Sängerin Maria Felicitas Garcia, von der Du gewiß schon gehört haben wirst, denn ich habe schon vor einem Jahre „als Kind" auf dem San Carlo-Theater in Neapel Furore gemacht in der Paër'schen Oper Agnese. Doch wenn Du für mich schreiben willst, so mußt Du nach Neapel kommen, denn heute kehren wir dorthin zurück." —

„Glaubst Du denn, daß ich es wagen dürfte, für eine Stimme, himmlisch schön wie die Deinige zu schreiben?" fragte der junge Bellini schüchtern und mit sichtlicher Angst einer Antwort entgegensehend.

Die Kleine näherte sich ihm langsam, legte die Fingerspitzen auf seine Schulter, und ihm tief in die Augen schauend, sprach sie mit einem Ernst, der etwas Feierliches hatte:

„Ich habe Dein Buch durchgesehen, und wenn all' die schönen Lieder, die es enthält, von Dir sind, dann kannst Du es wagen, denn — und Du darfst es mir dreist glauben! — sie haben mir weit besser

gefallen, als all' die großen, verschnörkelten Arien von den berühmten Meistern Neapels, die ich dort singen mußte. Nur mußt Du mehr Selbstvertrauen und Muth haben, willst Du vorankommen, frisch in das Opernleben hineinspringen, mit beiden Füßen, wie ich es gethan — und ich bin doch noch viel — viel jünger als Du. Du darfst es schon thun, denn Du wirst nicht fallen; ich, die kleine Maria Garcia, sage es Dir! Deshalb Muth, Vincenzo und voran! Und bist Du einmal ein großer Komponist geworden, so sehen wir uns gewiß wieder, denn auch ich werde eine große Künstlerin werden. Nur suche mich dann nicht unter dem Namen Garcia, das ist der Name, den mein Vater schon berühmt gemacht hat, und ich will meinen eigenen haben, um ihn selbst mit Ruhm verklären zu können."

„Maria! — Felicitas!" So tönten plötzlich in der Ferne ängstliche Rufe. Mit ihrem früheren muthwilligen Ton rief jetzt die Kleine:

„Hörst Du? sie rufen nach mir, ich muß fort! Leb' wohl, Vincenzo Bellini — ich werde Deinen Namen und Dein Lied nicht vergessen! Leb' wohl! und auf Wiedersehen!"

Dabei hatte sie ihm die kleine Hand gereicht und sprang nun, das Lied Bellini's mit ihrer glockenhellen Stimme singend, in den Wald zurück und war den Augen des jungen Mannes entschwunden, noch ehe dieser ein Wort des Abschieds hatte finden können.

Wieder fuhr er sich mit der Hand über die Augen, wol um zu wissen, ob er dennoch nicht geträumt. Doch seine Töne hallten fort durch den Wald und athemlos lauschte der Glückliche ihnen, bis sie endlich leise, wie ein sanfter Hauch in der Ferne verklangen.

Nun richtete Vincenzo sich empor, raffte seine Bücher zusammen und trat den Heimweg an. Als er eine Strecke durch den Wald gewandert war und endlich einen vollen Blick auf das Meer hinauswerfen konnte, sah er in der Ferne die buntbewimpelte Speronara, wie sie die Fluten durchfurchte, um in weitem Bogen nach L'Oguina zurückzukehren.

In der Hütte der Amme traf Bellini seinen alten Vater, der ihn dort erwartete und ihm mit freudestrahlendem Gesichte entgegentrat.

„Freue Dich, Vincenzo," so rief er, „Briefe aus Neapel sind angekommen! Deine Kompositionen haben bei den dortigen Meistern Beifall gefunden, und Du bist in das Konservatorium als Schüler des großen Zingarelli aufgenommen. Die Barke Speranza sticht morgen in See zur Fahrt nach Neapel und nimmt uns mit. Ich selber will Dich in Dein neues Leben einführen."

Mit einem Jubelruf flog der junge Mann in die Arme, an das Herz des Vaters, und Beide weinten Freudenthränen. Als Vincenzo Abschied von der alten Amme Rica nahm, fragte diese ihn leise, während dicke Thränen die gefurchten braunen Wangen niedertropften:

„Nun, Söhnchen, habe ich nicht wahr prophezeit? Jetzt wirst Du wol auch an mein schönes Märchen glauben?“

Vincenzo umarmte die gute Alte herzlich, dann raunte er ihr zu:

„Ich glaube nicht allein daran, gute Rica, sondern habe auch bereits meine erste Fee geschaut. Sie sang meine Lieder und gab mir als Dank dafür frischen Muth! — Muth, das Höchste zu wagen!“

II.

Giuditta Pasta.

Zwölf Jahre sind vergangen und wir befinden uns in Mailand, wo man allseitig Vorbereitungen zum Karneval trifft. Besonders sind es die Theater, welche die größten Anstrengungen machen, denselben so glänzend als möglich zu feiern. Für die Komposition ihrer Hauptoper hat die Scala einen jungen, rasch bekannt und beliebt gewordenen Musiker gewonnen, dessen letzte Werke ein ganz ungewöhnliches Aufsehen durch ihre lieblichen, von einer süßen Sehnsucht durchhauchten Melodien gemacht haben. Man hat ihm die verschiedensten Opernbücher zur Auswahl vorgelegt und die ersten Künstler Italiens, den großen Tenoristen Rubini und die berühmte Pasta, für die Ausführung zugesagt. Der junge Mann ist seiner Neigung gefolgt und hat ein Buch gewählt, das eine Menge lyrischer Momente enthält, doch nur eine einzige, wirklich dramatische Scene. Es ist die Geschichte eines armen nachtwandelnden Mädchens, und mit größter Vorliebe hat der Komponist sich der Freuden und Leiden seiner Amina angenommen, sie mit seinen süßen Tönen verklärt. Die Oper ist fertig, und man harrt nur noch der weltberühmten Künstlerin, welche die Hauptrolle singen soll, um das Werk einzustudiren und dem Publikum der Scala vorzuführen.

Der junge Komponist ist Vincenzo Bellini. Er hat rastlos studirt und gearbeitet, gerungen und gehofft, und der Muth dazu hat ihn nie verlassen. Auch ist er in verhältnißmäßig kurzer Zeit an einem Ziel angelangt, das seinem Streben wol Lohn und Befriedigung gewähren könnte. Drei Jahre lang blieb er in Neapel Schüler des Meisters Zingarelli, dann schrieb er eine erste Oper, der bald eine zweite folgte,

die mit Glück auf dem San Carlo-Theater aufgeführt wurde. Sein Vater war dazu von Catania herübergekommen, und der Erfolg beseligte diesen noch weit mehr als den jungen vierundzwanzigjährigen Komponisten. Was Bellini für diese Oper als klingenden Lohn empfing, erhielt der Vater; auch nahm dieser ein goldenes Kreuz für die alte Rica mit, die sich ebenfalls des Erfolges ihres „Söhnchens“ freuen sollte. Dann eilte Vincenzo nach Mailand, bis wohin schon sein Name gedrungen war, dort eine neue Oper für die Scala und den großen Tenor Rubini zu komponiren. „Der Pirat“ gefiel außerordentlich, und mußte er nun für Venedig und andere Städte Opern schreiben. So entstanden in den folgenden Jahren „Die Fremde“ und „Romeo“, die bald auf allen Bühnen Italiens gegeben wurden und ihre Hörer entzückten, weit mehr als irgendeine andere Oper seiner Zeitgenossen. Ja, sie bezeichneten bereits Bellini als den Nachfolger Rossini's, obgleich er sich keineswegs als Nachahmer jenes großen Genies gezeigt. Nun hatte die Scala ihn wieder zu sich herangezogen, und für sie arbeitete er. An jenen neuen und größeren Erfolgen konnte der Vater leider nicht Theil nehmen, doch ging der alte Mann dabei nie leer aus. Nach dem „Piraten“ kaufte Vincenzo ihm ein Häuschen mit kleinem Gärtchen, nach der „Fremde“ ein schmuckes Maulthier, und Romeo lieferte das Wägelchen dazu. Ach, für die gute Amme hätte Vincenzo auch so gern gesorgt, doch diese bedurfte nichts mehr, sie schlummerte schon längst auf dem stillen, ewig grünen Friedhofe L'Ognina's. Ihr letzter Gruß galt ihrem Söhnchen Vincenzo, und sein goldenes Kreuzchen hatte sie mitgenommen in ihr Grab.

In seinem Zimmer der Albergo San Marco sitzt Bellini an dem Arbeitstische, der mit Büchern aller Art bedeckt ist, und vor ihm liegt die offene Partitur seiner Sonnambula, in die der Meister sich vertieft, die er im Geiste zu hören scheint, weit vollstimmiger und schöner, als das an der andern Seite des Zimmers stehende Klavier dies zu ermöglichen im Stande wäre. Er zählt jetzt zwar 29 Jahre, doch glaubt man in ihm noch immer einen Jüngling zu schauen. Sein etwas bleiches Gesicht, von dem blonden Lockenhaar umrahmt, ist von nicht gewöhnlicher milder Schöne, und die Tiefe seiner großen Augen scheint unergründlich. Ueber sein ganzes Wesen liegt eine sanfte Schwermuth gebreitet, die eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt, und wer ihn sieht, gesteht sofort, daß seine Erscheinung dem Bilde entspricht, das man sich im Geiste von dem Komponisten der süßen, zum Herzen sprechenden Melodien des Piraten, der Fremden und des Romeo entworfen.

Er hat viel erreicht, und dennoch fühlt er ein unendliches Sehnen, das ihn noch immer ungestillt durchzieht und ihn mahnt, daß ihm noch eben so viel, ja noch mehr fehlt, um wirklich glücklich zu sein.

Da beginnt in dem Hotel, und nicht weit von seinem Zimmer, eine Frauenstimme zu singen. Wie ein reicher, voller Flötenton klingt es in Läufen, die hinauf bis in die höchsten Töne steigen, dann wieder in die Tiefe zurückperlen und stets mit gleich bestrickendem Wohlklang — doch plötzlich auch mit einer solchen Kraft, mit einem solchen energisch-dramatischen Ausdruck, daß der überraschte Horcher erbleicht, dann sein Blut rascher rollen, sein Herz mächtiger schlagen fühlt. Und die Stimme präludirt nur, kein Wort unterstützt, erhöht des Tones Ausdruck. Es muß eine Fremde, eine Künstlerin sein, die eben angelangt, es ist nicht anders möglich, denn Bellini hat diese, ja eine solche herrliche und mächtige Frauenstimme noch nie gehört. Jetzt wird das Singen leiser, flüsternder, dennoch hört er die einzelnen Töne deutlicher — die Sängerin scheint singend sich seinem Zimmer zu nähern. Nun macht die Stimme mit aller Kraft einen Lauf, der blitzartig emporsteigt und dabei einem Wirbelwinde gleicht, im selben Augenblicke fliegt die Thür des Zimmers auf, und auf der Schwelle erscheint eine Frau, die verstummend den Blick sofort auf dem jungen Komponisten haften läßt.

Es ist eine hohe Gestalt mit einem Antlitz, als ob eine der klassischen Schönheiten des alten Rom wieder lebendig geworden. Die großen schwarzen Augen entsenden Feuerblicke, deren versengende Glut der junge Musiker bis in sein Inneres zu spüren scheint, und die noch halbgeöffneten rothen Lippen des kleinen, feingeschnittenen Mundes lassen zwei Reihen blendender Perlenzähne sehen. Nun beginnt der Mund zu lächeln, das Auge sein Feuer zu mäßigen, und auf den Komponisten zuschreitend, ihm eine kleine weiße Hand entgegenstreckend, ruft sie mit ihrer volltönenden Stimme und in einer heiteren Weise, wie sie unter Künstlern üblich ist:

„Ich brauche nicht zu fragen, Maestro — Du bist's! der der armen Straniera, der Julietta so süße Töne eingehaucht! So nur kann der Sohn Siziliens sich zeigen, der mit Vorliebe sich in mondhellen Nächten in den Zaubergärten der Melodie ergeht. Ich bin gekommen, mit Dir gleiche Wege zu wandeln, denn Giuditta Pasta will Deine Amina sein.“

Bellini hatte sich mit einem Freudenruf erhoben, die Hand der Künstlerin erfaßt und einen Kuß darauf gedrückt. All' sein Wünschen nach einer schönen Wiedergabe seiner neuen Schöpfung sah er erfüllt,

denn die Stimme, welche in einzelnen Tönen schon so mächtig auf ihn gewirkt, wie mußte sie erst in seinen Melodien die Hörer berauschen!

Bald saß er vor dem Klavier und spielte der großen Künstlerin die „Nachtwandlerin“ vor, und die Pasta sang die ihr bestimmte Rolle der Amina aus den Notenblättern, und so herrlich, so mächtig, als ob sie dieselbe schon seit Monden studirt. Besonders das große Finale, in dem Amina von ihrem Verlobten der Untreue angeklagt wird, wußte sie sofort mit einer solchen dramatischen Wucht wiederzugeben, daß der Komponist auf seinem Sitze zusammenschauerte. So hatte er sich dies Musikstück nicht gedacht, nimmer geglaubt, daß eine solche Kraft in seinen Tönen schlummere, und es war nur ein erstes Lesen seiner Noten! Als die Oper durchgespielt, die letzte Passage der Amina-Pasta verklungen, vermochte Bellini sich nicht mehr zu halten, er fiel der Künstlerin um den Hals und umarmte sie unter Freudenthränen, und sie hielt den jungen, fieberhaft erregten Musiker in ihren Armen, als sei er ein armes, schwaches Kind, das sie zu schützen, zu dem ersehnten Glück zu leiten gekommen. Da brauste draußen auf dem Platze ein Beifallsjubel auf, der rings die Luft erfüllte, und als die beiden Künstler erstaunt sich dem Fenster näherten, sahen sie eine dichte Menschenmenge, die sich angesammelt, dem Singen gelauscht hatte und nun in begeisterte Rufe ausgebrochen war. Das Schicksal der neuen Oper und ihrer ersten Sängerin war jetzt schon und auf das Glänzendste entschieden.

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber, ließen Komponist und Sängerin sich bei dem offenen Balkonfenster, aus dem der Blütenduft des Frühlings ihnen entgegenwehte, nieder und begannen das neue Werk zu besprechen. Die Pasta fand die Musik herrlich, die Melodien wunderschön, wie ihr aus dem Herzen geschrieben, doch die Handlung erschien ihr zu einfach und ihrem dramatischen Talente zu wenig zu bieten. In der üblichen kameradschaftlichen Weise ihren Komponisten immerfort mit „Du“ anredend, sagte sie noch:

„— Auch für Dein Talent, Maestro, bietet der Rahmen Deiner Sonnambula zu wenig echt dramatische Scenen. Ueberhaupt bist Du bis jetzt von Deinen Textdichtern nicht allzu gut bedient worden. Sie haben Deinen Neigungen viel zu viel nachgegeben und sogar wirklich dramatische Stoffe in einer zu weichen Weise behandelt, das muß anders werden. Ich will Dir für ein Buch sorgen, Maestro, das Deinem Talente und dem Deiner Sängerin würdig sein soll, denn Giuditta Pasta bleibt bei Dir, bis Du Dein Meisterwerk geschrieben, und ich meinen

schönsten Triumph gefeiert haben werde. Dann erst wirst Du das höchste Glück kennen gelernt haben, welches nur die Muse der Tonkunst ihren Jüngern zu spenden vermag."

Bellini empfand schon jetzt eine selige Freude, wie er sie bisher nicht gekannt, und je länger er mit der seltenen Künstlerin verkehrte, je mehr steigerte sich diese zu einem Glück, wie er es wol ersehnt, doch nimmer so schön sich gedacht. Die Sonnambula gelangte zur Aufführung und erregte bei dem Mailänder Publikum einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Die schönen, so sehr zum Herzen sprechenden Melodien berauschten die Hörer förmlich, doch noch größeren Erfolg als die Komposition errangen sich die Träger der beiden Hauptrollen. Rubini sang den Tenor Elvino mit seiner seltenen Stimme entzückend schön, doch die Pasta riß Alles hin. Ihre Leistung in dem großen Finale war überwältigend und ließ dabei die Wirkung ahnen, welche diese gewaltige Sängerin erst in einer echt dramatischen Oper erzielen würde. Nach der Vorstellung wurden ihr die Pferde ausgespannt, weggenommen, und erst dann gestattete man ihr heimzukehren, als sie dem Drängen des entzückten Publikums entsprochen und von ihrem Wagen aus noch einmal ihre letzte Freudenhymne in den Nachthimmel hinausgeschmettert hatte. — Der Komponist schien in diesem Augenblick vergessen zu sein.

Am andern Morgen kehrte die Pasta bei Bellini ein, ein geschriebenes Buch in der Hand haltend, das sie dem Musiker mit strahlendem Blick reichte. Dann sprach sie:

„Ich halte mein Wort, Maestro, und glaube Dir zugleich dadurch meinen Dank abzustatten für die schöne Rolle, welche Du mir geschrieben. Doch eine weit bessere wirst Du mir noch schreiben müssen. Lies dies Buch, „Norma" ist es betitelt, und ich will Norma, die Seherin, das Weib mit dem glühenden Herzen, das diesem Alles, Heimat und Leben opfert, sein. Und singst Du die Schlachtgesänge der Gallier," raunte sie ihm jetzt mit heißem Tone zu, „so denke, es seien Krieger unseres unglücklichen Vaterlandes, die sich gegen den Druck ihrer Tyrannen empören; und singst Du das Lieben, Zürnen und Klagen der Norma, so denke an Giuditta, die in gleichem Falle ähnlich handeln würde. Ich will Norma sein, und Du sollst Alles, was in meiner Brust wogt und glüht, in Tönen dichten, und uns Beide werde ich dann dem Volke offenbaren."

Bellini nahm das Buch und las. Bald begann er zu zweifeln, ob er im Stande sein werde, die gewaltige Leidenschaft der gallischen Seherin in Tönen zu singen, doch die Pasta rastete nicht; sie feuerte

den Zagenden an, bis auch er endlich sich für seine neue Aufgabe begeisterte und die Arbeit begann. Nun fing für den jungen Musiker ein neues Leben an. Fast ununterbrochen war er mit seiner Freundin zusammen, und was er komponirte, theilte er ihr mit und begeisterte sich stets aufs Neue an ihrem Enthusiasmus für das Werk. Dazwischen sang die Pasta auf der Bühne der Scala die Hauptrollen aller Opern, die Bellini geschrieben, und von einer ganz neuen Seite lernte dieser dabei seine Schöpfungen kennen. Dies künstlerische Zusammenleben dauerte ein volles Jahr, und Bellini glaubte endlich das höchste Glück der Erde erlangt, die Fee gefunden zu haben, die bestimmt war, es ihm zu spenden, wie das Märchen seiner Kindheit es verheißen.

Norma wurde in der Scala aufgeführt, und jetzt erst schien das Mailänder Publikum den vollen Werth Bellini's zu erkennen, denn wenn auch die Leistung der Pasta in der Titelrolle eine große, überwältigende war, so feierte man sie doch nicht allein, sondern Beide, der Komponist und die Sängerin empfingen gleiche Ehren. Sie freuten sich dessen, denn sie waren Eins in ihrem Denken und Fühlen.

Der Ruf der neuen Oper verbreitete sich auffallend schnell und wenige Monate nach ihrem Erscheinen wurde sie bereits in Paris und London, dann auf allen größeren Bühnen Deutschlands und mit gleich großem Erfolge wie in Mailand aufgeführt. In der italienischen Oper der beiden erstgenannten Weltstädte wurde die Norma von der berühmten Malibran gesungen, und Bellini empfand eine selige Freude, wenn er an die Scene in dem Olivenwäldchen bei L'Oguina dachte, wo die jetzt so große Künstlerin ihm als seine kindliche Fee erschienen. Sie hatte Wort gehalten, sich einen eigenen Namen erworben und ihn weltberühmt gemacht. Doch auch er war nicht hinter ihr zurückgeblieben. Ob sie seiner noch gedachte? O gewiß! sie mußte es thun, da sie seine Melodien sang. Dieser Gedanke beschäftigte den Meister immer mehr, und er sehnte sich endlich hinaus aus der Fülle des Glückes, das ihn hier umgab, hinaus nach Paris, nach London, zu ihr, der berühmten Künstlerin, die ihn auf die Bahn geführt, welche er bis jetzt mit solchem Erfolge gewandelt. Mächtige Bande fesselten ihn indeß an Mailand, an die Sängerin, welcher er so viel verdankte, und für die er eben jetzt wieder eine neue Rolle, „Beatrice von Tenda“ schrieb. Doch er konnte dem Zauber, der ihn immer mächtiger in die Ferne zog, nicht widerstehen, und auch sie, seine erste kleine Fee, mußte Bellini's wol in gleicher Weise gedenken, denn eines Tages langte ein Brief aus London an,

verlockenden Inhalts und unterzeichnet: „Maria Malibran." Da hielt es Bellini nicht mehr, er beschloß abzureisen, sich seinem Glück, dessen Uebermacht ihm jetzt fast Bangen einflößte, zu entziehen, und wenn es sein mußte — durch die Flucht. Er durfte es ja, denn seine neue Oper, die letzte Liebesgabe, seiner schönen Heimat und seiner Sängerin dargebracht, war ja vollendet.

In der Scala war die Norma angesetzt, da empfing Giuditta Pasta den Abschiedsbrief ihres Komponisten und Freundes. Bellini war abgereist. Wol erbleichte das schöne Antlitz; wol zerknitterten die feinen Finger das glatte Papier, doch sie sang — und noch nie war die Norma von ihr mit einer solchen dämonischen Gewalt dargestellt und gesungen worden als an diesem Abend. Adalgisa zitterte vor ihr. Der Jubel war unbeschreiblich, doch auch der letzte, den die Mailänder der Künstlerin in der Scala entgegenbringen sollten. Am anderen Tage verließ sie die Stadt, und zog nach einem der Seen, sich dort in der Einsamkeit zu bergen. Die Beatrice, welche Bellini ihr geweiht, sang sie nicht.

Das Glück war entflohen — das ihre und wol auch das Bellini's!

III.

Giulia Grisi.

Die Pariser italienische Saison des Jahres 1834 auf 1835 sollte eine der glänzendsten werden, welche die Weltstadt noch gesehen, zugleich auch eine der bedeutsamsten für die musikalische Kunst. Nicht allein, daß das dortige Theater die vier berühmtesten Sänger ihrer Zeit: Rubini, Tamburini, Lablache und die Grisi besaß, es wollte auch den größten Opernkomponisten ausfindig machen und an sich fesseln. Rossini, der die Theater der ganzen Welt mit seinen Opern beherrscht hatte, schwieg bereits seit mehreren Jahren und alle Versuche, ihm neue Töne zu entlocken, waren vergeblich gewesen: Der Schwan von Pesaro hatte mit dem Tell sein letztes Lied gesungen. Er mußte einen würdigen Nachfolger haben, und nur die italienische Oper von Paris, die erste der Welt und maßgebend für alle anderen Bühnen, nur sie allein war im Stande, diesen Nachfolger zu bezeichnen, ihm den Ruhm des ersten Meisters der Oper zu verleihen. In Italien gab es zur Zeit drei Komponisten, denen man das Erbe Rossini's zuzuerkennen willens war: Bellini mit seinen großen Erfolgen der Sonnambula und der Norma, der fruchtbare Donizetti, der bereits seinen Liebestrank und die Lucrezia

geschrieben und der womöglich noch produktivere Mercadante, der besonders durch seine Oper „Elisa e Claudio“ großes Aufsehen erregt hatte. Unter diesen drei großen Meistern mußte einer der größte sein und Paris sollte — wie einst der königliche Schäfer, der gleichen Namen trug — einem der Genannten den Apfel, oder vielmehr die Palme des Ruhmes reichen. Die Direktion der Pariser italienischen Oper hatte 1833 drei Bücher anfertigen lassen: „Marino Faliero“, „Die Puritaner“ und „Die Räuber“, letzteres nach Schiller's Drama; die drei Komponisten sollten je eines dieser Bücher in Musik setzen, diese Meisteropern in der nun folgenden Saison 1834 auf 1835 aufgeführt werden, und die pariser Kenner entscheiden, den Würdigsten krönen.

Bellini war 1833 auf seiner Reise nach London in Paris angelangt, gerade als das Opernprojekt insgeheim zur Reife gelangt war. Sein erster Gang galt dem italienischen Theater, und zu seiner größten Freude fand er für den Abend seine Sonnambula mit Rubini, Tamburini und der Grisi angekündigt. Wol hatte er von der jungen Künstlerin gehört, die in Mailand geboren, mit zwanzig Jahren nach Paris gegangen, und dort sich mit ihrem Debut, trotz der Malibran, sofort den Platz einer „Primadonna assoluta“ errungen. Wie freute der Komponist sich, unerkannt sein Werk hören zu dürfen, und am Abend stahl er sich förmlich in den Saal, sich in einer Ecke bergend, in der Furcht, daß irgend ein anwesender Italiener ihn erkennen könnte. Die Grisi, ein wunderbar schönes Mädchen von kaum zweiundzwanzig Jahren, versetzte ihn in einen wahren Wonnerausch. Das war seine Amina, wie seine weiche Seele sie gedacht und gesungen und nicht wie die Pasta sie mit ihrem wuchtigen Talente umgewandelt. Das große Finale zeigte ihm nicht das in furchtbarer Leidenschaft auflodernde Weib, sondern nur das verleumdete arme Mädchen, das angsterfüllt rang und weinte und die Hörer alle zum Weinen brachte. Nach dem Akt war es mit seinem Vorsatz unerkannt zu bleiben, vorbei; er eilte auf die Bühne, die junge Sängerin zu beglückwünschen und Freund Rubini zu begrüßen. Bellini's plötzliches Erscheinen auf den Bretern rief eine allgemeine unbeschreibliche Freude hervor. Die Grisi, deren herrliche Gestalt, deren jugendfrische, seltene Schönheit er in der Nähe in vollem Glanze bewundern konnte, reichte dem Maestro zitternd die Hand und die Lippen zum Willkommen, wie dies unter Kunstgenossen üblich war. Auch die Sänger, die Chöre begrüßten den Gefeierten in herzlicher, bewundernder Weise und die Direktion war so eifrig um ihn bemüht, ihm das Versprechen eines

Besuches für den andern Morgen zu geschäftlicher Besprechung abzunehmen, daß Bellini von dem zweiten Akt seiner Oper nur Bruchstücke zu hören vermochte. Rubini und die Grisi übertrafen sich an diesem Abend, ihr Gesang erhielt eine Weihe, die selbst auf das feine und gebildete Publikum einen ungewohnten Zauber ausübte. Endlich erhielt man des Räthsels Lösung. Im Hause wurde es bekannt, daß Bellini anwesend sei, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht in allen Logen. Als die Oper zu Ende, der letzte Jubelgesang Amina's verklungen war, erhob sich das ganze Publikum, und der Ruf: „Bellini! — Bellini!“ durchhallte donnernd das Haus. Da schwand der Vorhang und an der Hand der Grisi erschien der blonde Sizilianer mit den weichen, von einer seligen Freude verklärten Zügen.

„Hier ist Bellini!“ vermochte die Grisi nur zu sagen, denn Freudenthränen drohten ihre Stimme zu ersticken.

Nun brach ein grüßender Jubel aus, wie ihn die italienische Oper seit langer Zeit nicht mehr erlebt, und Bellini barg seine freudige Verwirrung unter einer tiefen Verbeugung. Dann sandte er einen dankenden Blick auf die junge Künstlerin, die ihn vorgeführt hatte und noch immer seine Hand hielt. Plötzlich zuckte er jäh zusammen und sein Antlitz erbleichte. Das junge schöne Mädchen, das da hochaufgerichtet mit leuchtendem Auge neben ihm stand, es war nicht die junge Bäuerin Amina — wie eine Wunderfée wollte diese hehre Gestalt ihm dünken, die ihn einführe in einen lorbergezierten Tempel, von Beifallsjubel durchbraust — in den Tempel des Ruhmes.

Wie ein Träumender gelangte Bellini mit Hülfe seiner Freunde nach seiner Wohnung, und als er endlich die Ruhe des Schlafes gefunden, führte ihm ein wirklicher Traum die buntesten Bilder vor die Seele. Er sah seine alte Amme Rica, die kleine holde Fee seiner Jugend, das mächtige Weib, das seinem Mannesalter das Glück gebracht. Sollte er seine dritte, die Ruhmesfee gefunden haben — jetzt schon? „Nein, nein!“ stöhnte er in seinem unruhigen Schlummer, „ich will leben! — leben, lieben und schaffen! O nimm mich noch nicht von Deiner schönen Erde fort, Du mein Herr und Gott, nun, wo sie zu einem Paradiese für den armen Vincenzo werden will!“

Als Bellini endlich erwachte, war es schon spät; rasch kleidete er sich zu dem Gange nach der Direktion an — da klopfte es leise an seine Thür, und ein junges schönes Mädchen trat ein. Der Musiker grüßte die Grisi mit einem Jubelrufe, und diese begann hastig von dem

Plane der Direktion zu reden, von den drei verschiedenen Opernbüchern, und daß man ihm heute eines derselben anbieten würde. — „Wie freue ich mich, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin, Maestro,“ so schloß sie ihre für Bellini hochwichtige Mittheilung, „denn Sie müssen das Buch wählen, für dessen weibliche Hauptrolle ich mich entschieden. Sie müssen die Elvira der Puritaner für mich komponiren! Ihnen dies Versprechen abzunehmen, bin ich verstohlen zu Ihnen geflogen, und nun reden Sie! Wollen Sie die erste Bitte, die Giulia Grisi an Sie richtet, dieser gewähren?“

Bellini versprach mit glühenden, dankbaren Worten, das Textbuch zu komponiren; das Beste was er, was sein Herz nur geben könne, sollte Elvira in Tönen werden.

Die Unterredung mit der Direktion hatte den gewünschten Erfolg; als Bellini seine Reise nach London fortsetzte, nahm er das Buch der Puritaner mit sich, um es im Laufe des Jahres in eine Oper umzuwandeln.

In London traf Bellini die Fee seiner Jugendjahre, die zu einer reizenden Frau, einer großen Künstlerin geworden und sich längst Malibran nannte. Mit gleichem liebenswürdigen Uebermuth, wie vor Jahren in dem Olivenwäldchen, empfing sie den Musiker; das Lied, welches er damals komponirt, klang ihm in blendenden Tönen als Gruß entgegen. Dann stellte sie ihm mit schelmischem Lächeln einen anwesenden Herrn von stattlicher Persönlichkeit als den berühmten Geigenvirtuosen Beriot — und ihren nunmehrigen Gatten vor, und nun begann ein Erzählen so heiter, bunt und sprudelnd, daß Bellini kaum Herr seiner Gedanken werden konnte. Er wäre indessen auch nicht dazu gekommen, von seinen Erlebnissen zu sprechen, denn unaufhaltsam strömte der Redefluß der schönen Frau, und Alles, was Bellini gethan und geschaffen seit jenem Tage bei Catania, führte die Malibran bald neckend, bald bewundernd ihm vor. Sie wußte Alles und der junge Musiker erfuhr staunend, daß sich die große Künstlerin immerfort und angelegentlichst mit ihm beschäftigt hatte. „Mein Rath war gut,“ sagte sie schließlich mit ihrem gewinnenden Lächeln, „Muth allein führt den Mann zum Ziel, und mein kleiner Träumer hat ihn vortrefflich zu benutzen gewußt. Doch nun gilt es das Höchste zu erreichen, den Weltruhm zu erringen, und dazu wird ihm die kleine Fee und die große Malibran wol auch behülflich sein müssen.“

Doch das Wort ging nicht in Erfüllung, die zur großen Künstlerin gewordene Fee seiner Jugend hatte keine Gabe mehr für ihn. Wol feierte man den Komponisten in London ungemein und die Malibran that hierfür Alles, was nur in ihren Kräften stand; wol wurde ihm reicher goldener Lohn, dennoch fühlte Bellini sich nicht glücklich. Er sehnte sich aus dem wirren lärmenden Getriebe, dem Nebel Londons zurück nach dem sonnigen Paris und ergriff die erste Gelegenheit, diesen Gedanken auszuführen. In einem damals reizenden Orte, an den lachenden Ufern der Seine, in Puteaux, miethete er ein Häuschen mit einem kleinen Garten und vertiefte sich in die Komposition seiner neuen Oper. Auf seiner Reise hatte er in Paris und London viel gehört und dabei erfahren, daß ihm noch Vieles fehle, um ein wirklich bedeutender Komponist zu sein, und fest nahm er sich vor, seine leichte Weise des Schaffens aufzugeben und ernster, gründlicher zu Werke zu gehen. Es gelang ihm; die Puritaner wurden, so weit dies für sein Talent möglich war, für ihn das, was Tell für Rossini geworden: wenn auch nicht eine völlige Umkehr, doch ein Einlenken auf dem bisherigen Wege. Die Partitur, welche er der Pariser italienischen Oper darbrachte, war das Werk eines wirklichen Meisters.

Die früher erwähnte bedeutsame Saison hatte begonnen. „Die Räuber" von Mercadante, „Marino Faliero" von Donizetti waren gegeben worden; erstere Oper errang sich zwar großen, doch keinen nachhaltigen Beifall, die zweite gefiel weniger — der Meister hatte seine Aufgabe wol etwas zu leicht genommen, zu flüchtig gearbeitet. Nun kamen Bellini's „Puritaner" an die Reihe und der Erfolg war gleich von den ersten Scenen an ein ganz ungewöhnlicher und entscheidender. Nicht allein die melodischen Gesänge, sondern auch die Chöre, der stets so sehr vernachlässigte Theil der italienischen Oper, rissen zur Bewunderung, zu stürmischem Beifall hin, und steigerte sich dieser von Scene zu Scene, von Akt zu Akt. Die Bühne hatte auch hier, wie bei den beiden ersten Opern, ihre besten Kräfte eingesetzt — das berühmte Quartett: Rubini, Tamburini, Lablache und die Grisi, sang die Hauptrollen — und diese wirkten, im Verein mit der schönen Komposition, nun doppelt. Wenn nun auch die beiden Bässe in ihren Arien und besonders in dem so berühmt gewordenen Vaterlands- oder Trompetenduett, den lautesten Jubel erregten und Rubini seine Romanzen entzückend schön sang, so war es doch vor Allem die Grisi, welche durch den Zauber ihrer jugendfrischen Stimme, durch ihre bestrickenden süßen Gesänge den tiefsten

Eindruck hervorbrachte. Das Pariser Publikum schien durch die Komposition in ganz andere, herrlichere Sphären, als die Kunst ihm bisher erschlossen, gehoben und durch die Ausführung in einen wahren Rausch des Entzückens versetzt zu sein und zeigte dies auf jede mögliche Weise. Auch die Künstler fühlten ähnlich, und auch sie hatten sich vorgenommen, dem Komponisten auf ihre Weise ihren Dank und ihre Bewunderung darzubringen. Als die Oper zu Ende war, und das gedrängt volle Haus den jungen Komponisten stürmisch zu sehen verlangte, da dauerte es eine Weile, bis der Vorhang sich hob; nachdem dies geschehen, sah das erstaunte Publikum das ganze Personal der italienischen Oper vereint, die Bühne im Halbkreise füllend, und Alle mit Lorberzweigen in den Händen. Nun trat eine hehre weibliche Gestalt, in weite weiße Gewänder drapirt, aus der Coulisse; sie führte den verwirrten, fast der Erde entrückten Komponisten, während die andere Hand grüne Palmzweige hielt. Unter donnerndem Applaus der Zuhörer, einer Jubelfanfare des Orchesters näherten Beide sich den Lampen, und als Bellini sich verneigte, hielt die Muse — oder die Fee Giulia Grisi, welche Zeit gefunden, sich in das weiße Gewand zu kleiden — die Palmen über das Haupt des Glücklichen. Dabei raunte sie ihm mit stolzer Freude zu:

„Du weihtest mir das Schönste, was Dein Künstlerherz besaß, ich gebe Dir dafür die Palme des Siegers, den Weltruhm des Meisters!"

Bellini hatte seine dritte Fee gefunden!

IV.

Des Märchens Ende.

Wenige Monate sind vergangen, der Herbst des Jahres 1835 ist gekommen, und das begeisterte Wort der Grisi ist in Erfüllung gegangen. Bellini ist Sieger geblieben in dem Wettstreit der Töne, und den Namen des Komponisten der Puritaner hat der Ruhm mit mächtigem Flügelschlage über alle Welttheile getragen. Doch sollte auch das Märchen seiner Jugend bis zum Ende Wahrheit werden! Zu früh hat der arme Vincenzo seine dritte Fee gefunden, denn zu Tode krank liegt der junge Meister in seinem kleinen Hause zu Puteaux auf dem Schmerzenslager. Die letzten Tage des Septembers sind gekommen, und mit ihnen zieht eine berühmte Sängerin, die Pasta in Paris ein, um wiederum auf der Bühne der italienischen Oper, deren Saison am ersten Oktober beginnen sollte, zu singen. Da verbreitete sich mit Blitzesschnelle in

Paris die Trauerkunde, daß Bellini plötzlich tödlich erkrankt sei und wol nur noch wenige Stunden zu leben habe. Im Fluge eilte da ein Weib, ein tödliches Weh in dem eigenen Herzen, hinaus nach dem nicht fernen Orte. Sie verschaffte sich fast mit Gewalt Eingang in das Zimmer des Kranken und sank weinend, die Hände ringend, vor dem Sterbelager ihres armen Vincenzo nieder. Dieser erkannte die Pasta wohl. Mit einem letzten verklärten Blick schaute er sie lange und innig an, dann hauchte er leise — leise ihr zu:

„Der Ruhm ist herrlich, doch schöner noch ist das Glück! Du, Giuditta, gabst es mir — Dir, der Fee meines Glückes, danke ich die schönsten Jahre meines kurzen Erdenlebens. Dank, tausend Dank dafür! — Mag man mein letztes Werk noch so sehr preisen, Norma ist doch mein liebstes, schönstes Kind! — wie Giuditta die schönste — die liebste meiner Feen! —“

„Und Dein Meisterwerk wird Deine Norma bleiben, so lange Menschen noch am Schönen in unserer Kunst Freude finden,“ rief mit einer heiligen Begeisterung die Sängerin, die Hand des Sterbenden mit ihren Thränen netzend.

Kein anderer Laut als das Schluchzen der Umstehenden ward mehr hörbar. Nach einer Weile glitt die Knieende ohnmächtig zu Boden, die Hand des Musikers hing kalt und starr am Lager nieder — Bellini war todt.

Doch sein Antlitz lächelte noch im Tode wie verklärt; die Fee seines Erdenglückes hatte ihm in seinen letzten Augenblicken noch ein letztes seliges Glück geweiht. —

Ganz Paris geleitete die Leiche des Gefeierten, zu früh Geschiedenen zu ihrer letzten Ruhestätte auf dem Père-Lachaise. Giulia Grisi legte im Namen ihrer Kunstgenossen die Palmen des Ruhmes auf den Sarg nieder; eine tief verschleierte Dame fügte weinend ein Bouquet rothblühender Rosen hinzu. Es war die Pasta. — „Ich gab Dir das Glück — nun nimmst Du es mit Dir in Dein Grab!“ So hauchte sie leise über den Sarg, dann sank dieser in die Tiefe.

Die Pasta sang nicht mehr in Paris, sie kehrte nach dem Comersee zurück, wo sie sich ein stilles Heim gegründet hatte und fortan der Ruhe und der Erinnerung an die vergangenen Tage lebte. Nur einmal noch, etwa fünf Jahre nach Bellini's Tode, ließ sie sich bereden, in Berlin und Petersburg in den Opern des von ihr geliebten Meisters zu singen, dann verstummte sie für immer.

Maria Malibran befand sich mit ihrem Gatten in Neapel, als sie die Nachricht vom Sterben Bellini's erhielt. „Ein Trauertag für die Kunst!“ rief sie schmerzdurchzuckt. Dann das Auge in die Ferne gerichtet, sang sie — und es klang fast wie ein ahnungsvolles Gebet — das Lied des todten Meisters, das dieser vor nun sechzehn Jahren, beim Beginn seiner so schnell geendigten Künstlerlaufbahn in Töne gesetzt hatte:

„— Wol ahn' ich selbst, einst stürz' ich todt danieder;
Welch' Leben kann doch meinen Tod erreichen? —“

Ein Jahr später, genau an demselben Tage, wo Bellini aus dem Leben geschieden, am 24. September 1836, liegt auch Maria Malibran auf der Todtenbahre. Ein Sturz mit dem Pferde in London war die Ursache ihres frühen Endes; sie achtete der Folgen nicht, trat in einem Konzerte in Manchester auf und sank nach der zweiten Nummer ohnmächtig zu Boden. Wenige Tage später war die große, kaum achtundzwanzigjährige Künstlerin eine Leiche.

Auch an ihr war Bellini's Lied in Erfüllung gegangen.

Das war das Ende des Märchens seiner Jugend und seines kurzen, doch so schönen Erdenlebens. — — —

Heute ruht Bellini's Asche in heimischer Erde. Sizilien und besonders Catania erinnerten sich ihres berühmten Sohnes und führten die Ueberreste des todten Meisters nach dem Orte, wo dessen Wiege gestanden hatte. In Catania schläft Bellini nun den ewigen Schlaf und ein herrliches Monument erzählt der Mit- und Nachwelt von dem Meister und seinen Werken.





An der Schwelle des Weihnachtsfestes.

Zwölftes Kapitel.

Eine Weihnacht im Haidehause.

Während in der im vorigen Kapitel geschilderten Weise Abends im Haidehause erzählt und musizirt wurde, gingen dessen Bewohner am Tage ihren Obliegenheiten nach und theilten sich dabei in Gruppen, die — sonderbar! — sich ebenso fern zu halten schienen, als sie sich Abends eifrigst suchten.

John und Elben arbeiteten den ganzen Tag über im Walde, mehrere Blockhütten waren an dessen Saume wie durch Zauber entstanden, und die verschiedenen Bauern hatten sie mit Freuden bezogen. Auch Junker Walter war fast immer im Walde zu treffen, wo er die Wege abstecken half und sich zugleich des armen Wildes annahm, das durch die Holzschläger in seinem bisher so stillen Revier recht beunruhigt worden war. Er legte mit Hülfe seines langen Christoph's verschiedene Futterplätze an, wo das Damm- und Schwarzwild zu

bestimmten Stunden gefüttert wurde. Dennoch und trotz der in der Nähe hantirenden Bauern fanden die Rehe immer noch den Weg zu dem Haidehause, und hatte Hans am frühen Morgen das große Thor geöffnet, so kamen sie in ganzen Rudeln in den Hof, und den beiden Mädchen wurde dann das Vergnügen zu Theil, die schönen, sonst so furchtsamen und schüchternen Thiere in der Nähe schauen und aus ihrem Fenster füttern zu dürfen.

Sonst saßen die Schwestern fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer mit allerlei geheimnißvollen Arbeiten, denn — Weihnachten war nahe. Auch Onkel Reinhold und Alibert mußten ihre kleinen Geheimnisse haben, denn sie verkehrten viel mit einander, ohne einen Dritten, höchstens dann und wann noch die Mutter, zu ihren Verhandlungen zuzulassen. Nun langten mit dem Vorrath für das Haus allerlei Kisten und Kasten an, die in den großen Saal geschafft wurden, der nun auch sogar für die Mutter verschlossen blieb, und nur noch einmal, wenige Tage vor Weihnachten, dem gänzlich verwandelten Hans geöffnet wurde, der insgeheim einen riesigen Tannenbaum ins Haus geschleppt hatte. Dies Alles war folgendermaßen gekommen:

Eines Tages, einige Wochen vor dem Feste, als Alibert und Onkel Reinhold allein in der Wohnstube gesessen, hatte Ersterer, nachdem er seinen Hausgenossen lange und forschend angeschaut, wie unabsichtlich die Bemerkung gemacht:

„Nun naht auch wieder die schöne Zeit, wo früher, als mein guter Herr noch lebte, das Haidehaus Gäste sah, und ebenso heitere und glückliche als dankbare Gäste.“

Onkel Reinhold blickte überrascht auf, dann bat er Alibert um Erklärung der Rede, die ihm ein Räthsel dünken mußte, und der Alte fuhr jetzt immer lebendiger werdend fort:

„Ja, Weihnachten war der einzige Tag im Jahre, wo wir andere und frohe Gesichter sahen und wurde es uns dadurch zu einem doppelten Fest, das mich armen alten Knaben und auch meinen guten unvergeßlichen Herrn wieder zurück in die längst vergangene Jugendzeit zauberte. Es war so gekommen. An einem Herbsttage — es sind schon viele Jahre her — da kam der Schullehrer des Dorfes Einöd, damals ein noch junger Mann, mit seinen Schulkindern in die Nähe des Haidehauses. Er hatte einen Spaziergang mit den Kleinen nach unserem Walde gemacht und dort, unter den Bäumen, lagerte sich die fröhliche Gesellschaft, spielte und jubelte so laut, daß es bis in unsere Einsamkeit drang.

Herr Meeringen sah dem bunten, heiteren Treiben von seinem Fenster aus zu, dann gab er dem Hans Befehl, was nur an passendem Vorrath im Hause sei, auch Wein soviel als nöthig, dem Herrn Lehrer für seine Jugend zu bringen. Dankbar wurde es angenommen und fröhlich verzehrt. Dann kam der ganze Trupp dem Hause näher; stellte sich unter den Fenstern auf, und die Kinder begannen zu singen. Wie es uns beiden Einsamen da ums Herz wurde, vermag ich Ihnen nicht zu sagen — wir waren Kinder geworden, weinten wenigstens wie die Kinder. Da wir uns nach den Kleinen umschauten, waren diese schon fern, seelenvergnügt zogen sie ihrem fernen Dorfe zu. — Als nun Weihnachten nahe war, sagte Herr Meeringen unerwartet zu mir: „Auch wir wollen Weihnachten feiern, einen Baum anzünden, für uns und — die Schulkinder aus Einöd. Morgen mag der Hans Euch nach dem Dorfe fahren, und dann ladet Ihr den Lehrer und die ganze Schule ein. Von dort fahrt Ihr nach Dahlheim und kauft, was nur zu haben ist, an dienlichen Sachen und Spielereien, denn die Bescherung im Haidehause soll Freude und Nutzen bringen." Also geschah es, und am Weihnachtstage kamen die Kinder mit ihrem Lehrer, doch nicht zu Fuß, denn es hatte tüchtig geschneit, sondern auf Leiterwagen und gut in Stroh verpackt, und die Väter führten sie. Das war ein Fest für die Kleinen, doch weit mehr noch für die Alten, denn die Kinder sangen wieder und Herr, Ihr dürft mir's glauben oder nicht, es war der schönste, herrlichste Gottesdienst, den wir je erlebten. Am Nachmittage verließen sie das Haidehaus wieder, Jung und Alt, reich beschenkt, uns ihren Dank und eine schöne Erinnerung zurücklassend, die den wieder einsam Gewordenen für ein ganzes Jahr lang eine stille Freude sicherte. So ging es Jahr aus Jahr ein, bis mein guter Herr im Laufe des vergangenen Sommers starb, und — nun wäre es Schade für die Kleinen und für uns — wenn es anders werden sollte, wenn wir zur Weihnachtszeit die zufriedenen Gesichter der Kinder entbehren müßten."

Dem Alten hatte am Schlusse seiner langen Rede fast die Stimme versagt, so weich war er geworden, und die Thränen standen seinen guten Augen nahe. Da rief Onkel Reinhold:

„Nein, bei Gott! es soll nicht anders — eher nur noch schöner werden! Es wäre Sünde an unseren Mitmenschen, an uns selbst, wollten wir diesen schönen Gebrauch untergehen lassen! Nein, mein lieber Albert, auch wir wollen die Weihnachten feiern, mit den Kleinen glücklich sein und in der Erinnerung wieder Kinder werden!"

Alibert drückte dem alten Herrn herzlich die Hand, dann begannen Beide ihr neues Vorhaben zu besprechen, und Onkel Reinhold entwickelte dabei einen Plan, der Alibert in das höchste Entzücken versetzen mußte, denn er klatschte vor Freuden in die Hände und sein ganzes Gesicht strahlte. Nun wurde die Mutter hinzugezogen, doch nur halb in das Geheimniß eingeweiht, denn seine endliche volle Enthüllung sollte Allen, auch der Mutter, eine gewiß freudige Ueberraschung bereiten. Jetzt begann der Einkauf. Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold schrieben ihre Bestellbriefe, und nach und nach langten Kisten und Schachteln, Ballen und Körbe im Haidehause an, die alle nebst noch vielen anderen Sachen in den großen Saal geschafft wurden, der sich dann für die übrigen Hausbewohner schloß. Drinnen begann nun ein Hämmern und Klopfen, dabei wurde gehobelt und geleimt, gemalt und gekleistert, und dies Alles so geheimnißvoll, als ob es Heinzelmännchen oder gar der Haidehausgeist selber gewesen, die dort hantirt, und nicht Onkel Reinhold und Alibert.

Während Solches in dem großen Saale vor sich ging, arbeiteten die beiden Mädchen insgeheim in ihrem Zimmer emsig weiter, und war das Wetter schön, so machten sie wol auch einen Spaziergang nach dem Walde, um sich die Arbeiten John's und Elben's und deren Leute anzusehen. Hier trafen sie stets den Junker Walter, der im Grunde nur die Nacht auf seinem Grimberger Hofe zubrachte, und dieser forderte die Schwestern auf, ihn doch einmal zu seinen Futterplätzen im Walde zu begleiten. Doch dazu wollten die Mädchen sich nicht verstehen, so gern sie auch das Wild in seinem eigenen Revier gesehen hätten. Die neuen Wege durch den Wald waren für einen weiblichen Fuß auch kaum zu begehen. Da sprach der Junker einen Gedanken aus, eine glückliche Eingebung des Augenblicks, der gar praktisch war und zugleich ein ungewohntes Vergnügen in Aussicht stellte. „Sie haben ja die prächtige braune Stute im Stalle stehen sammt dem Damensattelzeug. Das lammfromme schöne Thier müssen Sie besteigen, ich führe es am Zügel und geleite sie Beide abwechselnd nach dem Versammlungsplatze des Wildes im Walde.“ Leonore bewunderte zwar diesen vielverheißenden Vorschlag, doch schien sie nicht geneigt, Gebrauch davon machen zu wollen, die heitere und keckere Cäcilia jedoch nahm ihn mit lauter Freude an — vorausgesetzt, daß die Mutter und Onkel Reinhold sich damit einverstanden erklären würden. Und diese gaben gern ihre Zustimmung zu dem geplanten Ausflug zu Pferde. Nun mußte Hans am anderen

Tage nach Dahlheim, um den nöthigen Stoff zu einem Reitkleide zu holen, das die geschickten und flinken Finger der Schwestern auch recht bald fertig gebracht hatten, und an einem Nachmittag, wo die Sonne recht warm auf den beschneiten Wald niederschien, schwang sich Cäcilia mit Hülfe des Junkers auf das Pferd. Dieser gab der jungen Reiterin die nöthigsten Verhaltungsmaßregeln, dann faßte er die Stute am Zügel und führte sie eine Zeit lang vor dem Hause auf und ab. Nachdem Cäcilia erklärt, keine Furcht zu haben, bestieg auch der Junker sein Pferd und übergab nun den Zügel der Reiterin. Immerfort deren Thier leitend, traten Beide nun langsam ihren Ritt den Waldessaum entlang an. Doch wagte Walter es noch nicht, in den Wald hinein zu reiten — Cäcilia verlangte auch nicht danach; es war ihr ja schon Freude genug, auf dem Rücken des schmucken Thieres zu sitzen, und wie lange hatte sie sich im Geheimen danach gesehnt! Der Spazierritt nach den Futterplätzen wurde für diesen Nachmittag aufgegeben, dafür hatte Cäcilia — ihren ersten Reitunterricht genommen.

Dieser wurde natürlich und so oft als thunlich, zur größten Freude beider dabei Betheiligten fortgesetzt, und noch war Weihnachten nicht gekommen, da konnte die gelehrige und muthige Schülerin der direkten Führung ihres Lehrers entbehren, und allein ihr Pferd in Gang setzen und anhalten nach ihrem Belieben; da hatte sie sich auch an der Seite Walter's in den Wald gewagt und die Rudel Wild gesehen, die Christoph fütterte und unter denen der lange Bursche so sicher und behaglich weilte, als ob die schwarzen borstigen Wildschweine eine Herde zahmer und angenehmer Hausthiere gewesen.

So war den Hausbewohnern, während sie am Tage arbeiteten und sich erholten, am Abend plauderten und musizirten, Weihnachten nicht allein unmerklich immer näher gekommen, sondern endlich wirklich erschienen. Doch im Haidehause fand sich auch Alles zum schönsten und feierlichsten Einzuge des Festes bereit. War den Mädchen und schließlich auch der Mutter der große Saal verschlossen geblieben, so hatte diese dafür am letzten Tage den Herren ohne Ausnahme den Eintritt in die Wohnstube untersagt, denn diese barg ihre, der Damen, Weihnachtsgeheimnisse. Am ersten Festtage sollte die große Bescherung stattfinden, und schon am Morgen langte die Tante Walter's, das alte Fräulein von Grimberg an, die das Fest über als Gast im Haidehause bleiben sollte. Alibert und Onkel Reinhold waren nach Einöd gefahren, und hatten dort mit dem würdigen Lehrer Alles für das Kommen

und die Heimkehr der Kinder vereinbart. Am ersten Weihnachtstage standen drei große Erntewagen, dicht mit Stroh und Heu ausgelegt und mit den tüchtigsten Pferden bespannt, vor der dortigen Kirche. Als der Gottesdienst zu Ende war, wurden die Kinder, groß und klein, wol sechzig an der Zahl, von den Eltern auf die Wagen gehoben. Der Herr Lehrer setzte sich in den ersten Wagen zu den Kleinsten, die beiden anderen Wagen, der eine die größeren Mädchen, der andere die Knaben enthaltend, folgten, und fort ging es auf die Haide hinaus, den fernen Bergen und dem ersehnten schönen Feste im Haidehause zu. Was ihrer diesmal Herrliches dort harrte, davon hatten die Kinder keine Ahnung; wäre es der Fall gewesen, die Freude, der Jubel würden noch größer gewesen sein, als sie so schon waren.

Erst gegen zwei Uhr langten die Wagen, von den ersten Bauern des Orts geführt, vor dem Haidehause an, und die ganze Gesellschaft wurde vorerst in die unteren warmen Zimmer geführt, um sich zu erholen und durch ein gutes Mahl zu stärken. Für den Lehrer war ein eigener Tisch gedeckt worden, doch dankend lehnte der wackere Mann dies ab: bei seinen Kindern sei sein Platz und mit ihnen, in ihren Reihen verlange es ihn seine Suppe zu essen, so meinte er. Das Essen ging nur zu rasch vorüber, denn jetzt kam eine Pause, die unter den Kleinen eine schließlich kaum noch zu beschwichtigende Ungeduld wachrief. Die Großen empfanden dieselbe nicht minder, denn die Geheimnisse des verschlossenen Saales hatten bei ihnen erst recht die größte Neugierde erregt. Die Lichter konnten erst während des Dunkelwerdens, gegen vier Uhr angezündet werden, und so lange mußte man sich gedulden. Oben im Saale hantirten Onkel Reinhold und Alibert, und in der Wohnstube die beiden Mädchen, unten harrten die Kleinen, denen sich die Gäste und Bewohner des Hauses, die Grete, ihr Mädchen und Hans sowie die drei Bauern, welche die Wagen geführt und deren Kinder sich ebenfalls in der Schar befanden, angeschlossen. Alle sollten Theil an dem schönen sinnigen Feste haben. Die allgemeine Ungeduld und Spannung wich endlich, je näher der ersehnte Augenblick kam, einer feierlichen Stimmung. Das letzte Plaudern erstarb in einem Flüstern, und aus der Stille stiegen endlich die Klänge der Orgel empor und drangen in geheimnißvoller Feierlichkeit durch das Haus. Es war der Beginn der Feier, das verabredete Zeichen, der Lehrer ließ den erhobenen Arm sinken, und jetzt begannen die Kinder, groß und klein, und mit einer frommen Scheu, als ob sie in der Kirche gewesen, das schöne Lied:

„O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Die hellen Kinderstimmen, welche so unerwartet erklungen, die fromme, reine Begeisterung, welche in dem einfachen Gesang lag, unterstützt von den feierlichen Klängen der Orgel, dies Alles machte auf die älteren Theilnehmer des Festes einen so mächtigen Eindruck, daß deren Züge ernst wurden und die Hände sich unwillkürlich falteten zu einem stummen Gebet. Während die letzten Töne verhallten, strahlte plötzlich ein blendender Lichtschein nieder in den unteren Flur: Onkel Reinhold hatte die Pforte des Saales weit geöffnet, und ein leises zitterndes „Ah!“ freudiger Erwartung ging durch die ganze Kinderschar. Das kleinste der Kinder auf dem Arme, schritt der Lehrer voraus und begann die Treppe zu ersteigen, die Kleineren klammerten sich fast ängstlich an ihn an, während die größeren Knaben und Mädchen die Brüderchen und Schwesterchen führten. Frau Wallbrunn, das Fräulein von Grimberg, Walter, John und Elben sowie die Dienerschaft und die Bauern schlossen den Zug.

Vor der weitgeöffneten Thür des Saales angelangt, zögerte der Fuß des Lehrers, die Schwelle zu überschreiten; auch die immer dichter herandrängenden Kinder wagten sich nicht weiter voran, so freundlich und ermuthigend auch Onkel Reinhold und Alibert zum Eintritt einluden. Was sich hier den Sinnen offenbarte, dem Auge und Ohr kund wurde, war auch etwas Wunderbares, tief Ergreifendes. Der ganze große Saal strahlte in einem funkelnden Licht- und Sternenmeer, das von den vielen brennenden Kerzen an den Wänden, den Kronleuchtern und besonders von dem mächtigen Weihnachtsbaum ausging, der am anderen Ende des Saales seine letzte Krone bis fast zur Decke emporhob und seine grünen Arme nach allen Seiten weit hinausstreckte. Mit zahllosen bunten Lichtchen waren die einzelnen Aestchen und Zweige besteckt, mit Fähnchen von Flittergold und silbernen Sternlein geschmückt, und dazwischen bewegten sich Englein und allerlei Vögel mit buntem Gefieder, die an elastischen Fäden hingen und hin und her, auf- und abwärts zu schweben schienen. Der Baum, den Eintretenden gerade gegenüber, fesselte die Blicke derart, daß sie vorerst nichts Anderes zu erfassen vermochten, und dennoch enthielt der Saal der Herrlichkeiten eine ganze Menge.

Jetzt begann die Orgel, im Wohnzimmer aufgestellt und so für Alle unsichtbar, aufs Neue ihr Spiel; zugleich erklangen zwei Mädchenstimmen, die in einer einfachen Weise den Gruß der Engel sangen, der den Hirten das Wunder der heiligen Nacht verkündet.

„Ehre sei Gott in der Höhe
Und Frieden den Menschen auf Erden,
Die reinen Herzens sind!“ —

So tönte es wie von unsichtbaren Engelsstimmen, denn der Augenblick hatte die Schwestern tief ergriffen und ihrem Gesange eine fast heilige Weihe gegeben. Jetzt erst wagte der Lehrer langsam den Saal zu betreten, und bangend, doch auch die Herzchen voll von einer unbestimmten, doch seligen Freude, folgten die Kinder — dann, nicht minder erregt, die Großen.

An beiden Langseiten des Saales waren Reihen von Tischen aufgepflanzt, von denen die einen, mit blendend weißem Linnen bedeckt, die Geschenke für die Kinder und Hausgenossen trugen. Doch diese Herrlichkeiten, so begehrenswerth sie den Kleinen auch sein mochten, fesselten deren Blicke vorerst nicht, denn ganz Anderes, und zwar noch weit Herrlicheres gab es zu schauen.

Die Tische auf der anderen Seite zeigten zwar auch die weißen Behänge, doch auf ihnen stellten sich den erstaunten, leuchtenden Blicken allerlei Landschaften mit Bergen und Thälern, Quellen und Seen, mit Bäumen und Blumen, bunten Figuren und Thieren übersäet, dar. Es war die ganze heilige Nacht, in schönster Weise vorgeführt und dabei so reichhaltig, daß das Auge die lange Bahn, die von einem Ende des Saales zum anderen reichte, nicht auf einmal zu überschauen vermochte. Das war eine Ueberraschung, eine heilige Freude für die Kleinen und auch für die Großen, denen endlich das so lange und so sorgfältig gehütete Geheimniß des Onkels und Albert's offenkundig geworden. Dankende, bewundernde Blicke lohnte den beiden alten Herren, deren Züge vor inniger, kindlicher Freude verklärt zu sein schienen.

Diesem für sie neuen und so herrlichen Schauspiel hatten die Kinder sich zugedrängt, alles Andere, die ersehnten Geschenke, sogar den lichtschimmernden Weihnachtsbaum darüber vergessend. In langen dichten Reihen standen die kleinen Dorfbewohner vor den ausgedehnten Bildern und bewunderten sie sprachlos vor Staunen und Entzücken. Nun ordneten sich die Reihen und wieder begannen die Kinder zu singen, diesmal ohne Begleitung der Orgel.

Sie sangen das einfache, doch so schöne Weihnachtslied:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten ward es kund gemacht;
Durch der Engel Hallelujah
Tönt hinaus es fern und nah:
Das liebe Jesuskind ist da!“

Das Singen der Kinderstimmen klang so feierlich froh, und dabei so ergreifend, daß die übrigen Anwesenden eine Rührung überkam, die sie unwillkürlich im Geiste in ihre eigene Kindheit zurückführte, und siehe da! auch sie begannen leise, leise das alte bekannte Lied mitzusingen. Als die letzte Strophe erklang, sangen Alle mit den Kleinen — und es konnte als tiefempfundenes Gebet gelten:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Die den Menschen Heil gebracht.
Laß stets uns rein wie Kinder sein,
Damit wir uns an dir erfreu'n
Und deinem lieben Jesulein!“

Die Alten waren, wenn auch nur für Augenblicke, wieder glückliche Kinder geworden, und war dies wol die schönste und reinste Gabe, welche der feierliche Abend ihnen spendete.

Jetzt ging es auf Andrängen des Onkels der anderen Tischreihe zu, dort die eigentliche Bescherung anzustaunen und in Empfang zu nehmen, dann erst sollten all' die Herrlichkeiten des Weihnachtsabends genauer besichtigt werden. Nun trat auch die Freude in ihre Rechte, und kein Zwang wurde ihr angelegt. Die Kleinen jubelten, daß es hell und fröhlich durch den Saal hallte. Und sie hatten auch alle Ursache dazu, denn sie waren reich beschenkt worden wie noch nie. Ein Jedes von ihnen hatte nicht allein auf dem mit seinem Namen bezeichneten Platze einen großen Teller mit köstlichem Backwerk, sondern auch irgend ein hübsches Kleidungsstück, ein Tuch, ein Jäckchen, die ärmeren Kinder sogar ganz warme Anzüge gefunden, dabei noch Schreibbücher, Bleistifte, die Kleineren überdies noch ein Spielzeug, und die älteren Kinder ein gutes Lesebuch. O, die Freude war zu groß, und der gerührte Lehrer dankte mit Thränen in den Augen für alles Schöne, was da seinen lieben Kleinen und auch ihm geworden! Denn auch er hatte auf seinem Platze wahre Schätze entdeckt: eine ganze Reihe schöner Bücher, deutsche Dichter, wie er sie sich längst im Stillen gewünscht, dann noch zwei große Kisten mit Tabak und Cigarren, und eine prächtige lange Pfeife. Es reichte für ein Jahr und länger! — Es war zu viel, zu schön!

Während die Kleinen ihre Geschenke bewunderten, nahm die Bescherung der Großen in der Wohnstube ihren Anfang. Da gab's erst Ueberraschungen! Herrliche Arbeiten hatten die Mädchen für die Mutter, Onkel Reinhold und Herrn Alibert gefertigt. Auch Junker Walter erhielt von Cäcilia, eine wunderschöne Jagdtasche, die in einer hübschen Stickerei ein schmuckes Reh zeigte, und Herr John fand auf seinem Platze eine ganze Sammlung der besten und neuesten technischen Werke, dazu noch Instrumente und Materialien zum Zeichnen und Malen. Das alte Fräulein von Grimberg wurde ebenfalls mit hübschen und praktischen Arbeiten der beiden Mädchen überrascht, und fand sich dadurch ebenso beglückt als betrübt, da sie sich außer Stande sah, so viel Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zu vergelten. Sie küßte die beiden Mädchen, besonders Cäcilia und raunte ihnen tiefgerührt zu, daß sie ihnen dafür nur Liebe geben könne, die jedoch erst mit ihrem letzten Herzschlage enden würde. Die Bescherung der beiden Schwestern war eine überaus reiche und gewählte; Mutter und Onkel hatten für Alles gesorgt, für die Toilette sowol wie für Unterhaltung und Vergnügen. Daß die neuesten Musikalien, besonders eine große Anzahl im Haidehause fehlender Klavierauszüge von Opern darunter waren, verstand sich von selbst. Auch für die Dienstleute war in bester Weise gesorgt worden, und Alle fühlten sich wahrhaft glücklich. Dafür, daß die Heiterkeit diesem Glücke nicht fehlte, sorgten die kleinen Scherze und Attrappen, welche die Haidehausbewohner sich unter einander bescherten, und lautes Lachen begleitete jede unerwartete Entdeckung unter den Gaben, die äußerlich gar wichtig sich darstellten und doch nur einen lustigen Inhalt zu Tage förderten.

Als die gegenseitigen Geschenke genugsam bewundert und besprochen worden waren, kehrte die Gesellschaft in den Saal zurück, wo die Kinder bereits wieder vor den Bildern der heiligen Nacht weilten. Der Lehrer erklärte ihnen deren Bedeutung, welchen Vortrag die Kleinsten verstohlen durch einige Stückchen ihres Backwerks noch mehr zu würzen suchten.

Nachdem man sich an der heiligen Nacht genugsam erfreut und die Erklärungen des Lehrers zu Ende waren, wandte man sich nach dem Weihnachtsbaume, um auch dessen Wunder anzustaunen. Auch hier gab es viel zu sehen, nicht allein die vielen bunten Lichtchen, die Goldfähnchen und Silbersternlein, sondern auch die zahlreichen bunten Vöglein, die auf- und abfliegenden Englein und besonders den herrlichen Engelreigen, der oben ununterbrochen um den höchsten Lichtkranz schwebte. Auch hier erklärte der Lehrer den Kindern Manches, unter Anderem auch die

Vöglein mit den gekreuzten Schnäbeln, die, als Herr Jesus Christus am Kreuz gehangen, mitleidig versucht, die Nägel herauszuziehen, wobei ihre Schnäbelein sich ganz verbogen und sie zum Andenken an diese fromme That, diese gekreuzten Schnäbel bis auf den heutigen Tag behalten hätten.

Diese so hübsche fromme Sage gefiel den Kindern ungemein, und sie verlangten noch mehr von dem schönen Weihnachtsbaum zu hören. Da redete Onkel Reinhold die Kleinen an und fragte sie, ob sie denn auch wüßten, woher der Weihnachtsbaum eigentlich stamme und weshalb gerade er so schön in seinen Lichtchen glänze? Darauf konnte Niemand Antwort geben und der Onkel sagte: „Dann merket auf, Kinder, ich will es Euch erzählen!“ Alle horchten auf, und Onkel Reinhold begann:

Die Legende vom Weihnachtsbaum.

In der heiligen Nacht, in welcher uns zu Bethlehem der Heiland geboren wurde, da freuten sich dessen nicht allein die Menschen, die Hirten auf dem Felde, denen Engel die Geburt des Gotteskindes kündeten, und die drei Weisen des Morgenlandes, denen ein goldener Stern das Wunder anzeigte, sondern auch die Blumen der Aue, die Bäume, welche in der Nähe des Stalles blühten und wurzelten, wo das Jesuskindlein, von Engeln bewacht, in der Krippe lag. Sie alle wollten es schauen und grüßen, und reckten und dehnten sich, um nur einen Blick in den ärmlichen Stall, der zu dem herrlichsten Gottestempel geworden war, und auf das heilige Kindlein werfen zu können. Durch die Gräser und Blüten, die Kronen der Bäume ging ein Weben und Wehen, ein Rauschen und Flüstern, das gleich dem Beten der Menschen, Freude über das himmlische Wunder und Dank dem Schöpfer aller Welten kündete.

Am besten von Allen gelang das Schauen drei Bäumen, die nicht weit von einander und fast vor der Krippe standen, und so das schlummernde Jesuskind zu erblicken vermochten. Es war eine stattliche Palme, ein duftender Oelbaum und eine einfache grüne Tanne. Das freudige Rauschen ihrer Zweige und Blätter wurde immer stärker und endlich zu Worten. „Komm,“ sprach die Palme zu dem Oelbaum, „auch wir wollen das Jesuskind anbeten und ihm unsere Gaben reichen.“ — „Nehmt mich mit,“ flüsterte leise und bescheiden die Tanne. Verächtlich schauten die beiden stolzen Bäume auf die einfache Schwester nieder, dann sagte die Palme „Wozu?“ denn was könntest Du dem Gotteskindlein

bieten, hast ja nichts als Deine spitzen, stechenden Nadeln, sogar Deine Thränen sind nur garstiges, übelriechendes Harz." Da zog sich die arme Tanne beschämt zurück, und wagte kaum noch einen schüchternen Blick auf das schöne Kindlein zu werfen, das da von einem lichten Glanz umflossen in der Krippe lag. Doch eines der Englein, die bei dem Jesuskinde wachten, hatte das Gespräch der Bäume, die harten Worte der stolzen Palme gehört und empfand Mitleid mit dem gar so armen Tannenbaume. Er beschloß in seiner Engelsgüte ihm zu helfen.

Die Palme nahm das prächtigste Blatt ihrer Krone und legte es vor die Krippe nieder. „Es soll Dein Fächer sein, holdes Kindlein, und Dir Kühlung zuwehen in der Hitze des Tages." So sprach sie.

Nun ließ der Oelbaum aus seinen vielen kleinen Zweiglein wohlriechendes Oel niederträufeln, das die ganze Krippe mit den süßesten Wohlgerüchen durchduftete.

Die arme Tanne sah es recht traurig, doch ohne Neid mit an, wie die Schwestern ihre schönen Gaben dem Jesuskindlein weihten. „Sie haben Recht," sagte sie leise zu sich selbst, „ich bin zu arm und nicht einmal werth, mich vor dem herrlichen Gotteskinde auch nur zu zeigen!" Da trat der Engel zu ihr heran und sprach:

„Ich habe Mitleid mit Dir, und da Du Dich in Deiner Bescheidenheit selber erniedrigst, so werde ich Dich erhöhen und schöner schmücken als Deine Schwestern es sind."

Dann blickte der Engel hinauf nach dem klaren tiefblauen Himmel, an dem unzählige goldene Sternlein funkelten. Er winkte, und siehe da! ein Sternlein nach dem anderen flog zur Erde herab, und alle ließen sich auf den grünen Zweigen der Tanne nieder, die nun ausschaute, als sei sie mit vielen — vielen strahlenden Lichtchen geschmückt.

Nun erwachte das Jesuskindlein, doch achtete es nicht der schönen Fächerpalme, die zu seinen Füßen lag, noch der Wohlgerüche, welche die Krippe füllten, sondern seine Aeuglein hingen nur an dem wunderschönen lichtschimmernden Tannenbaum. Dabei lächelte es gar holdselig und streckte die kleinen Aermchen verlangend ihm entgegen.

Der gute Tannenbaum wurde drob gar glücklich und froh, doch keineswegs stolz; er bemühte sich sogar mit seinem Lichtglanze die Schwestern, welche nun beschämt im Dunkel standen, zu verklären und vergalt so Böses mit Gutem. Da sprach der Engel mit freundlicher Milde:

„Das soll Dir gelohnt werden, Du einfacher grüner Baum! Fortan sollst Du berufen sein, das Fest der Geburt unseres Herrn Jesus

Christus zu verherrlichen mit Deinem immer grünen Kleide und den sternhellen Lichtlein, welche die Menschen zum Andenken an diese heilige geweihte Nacht auf der ganzen weiten Welt und Jahr um Jahr entzünden werden. Die Kleinen sollen sich an Dir erfreuen und die Großen, so reinen Herzens sind, sollst Du in der Erinnerung zurückführen in die goldenen Tage ihrer Kindheit. Dies soll fortan Deine Aufgabe und Dein Lohn sein, Du schöner, Du herrlicher Weihnachtsbaum!"

Onkel Reinhold endete und seine kleine Legende, die ihm der schöne Augenblick in der Seele wachgerufen und auf die Lippen gelegt, wurde von Allen, von den Kindern und den Großen verstanden und gewürdigt. Dies sagten ihm dankende Blicke und Worte. Doch die Zeit war nur zu schnell vergangen, der Abend schon ziemlich weit vorgerückt, und es mußte an den Aufbruch gedacht werden. Die Kinder packten mit Hülfe der Anderen ihre Gaben zusammen, doch bevor sie den Saal verließen, redete Onkel Reinhold sie Alle nochmals an.

An der Wand, hinter dem Weihnachtsbaum, hing ein großes Portrait, von einem grünen Kranze umrahmt, das die vielen Lichtchen des Baumes gleichsam verklärten. Es war das Bild des verstorbenen Meeringen, welches man für diesen Abend dem ehemaligen Schlafzimmer entnommen und hier angebracht hatte. Der Verewigte sollte das schöne Fest, welches er gegründet, auch jetzt noch mitfeiern. Onkel Reinhold deutete auf das Bild des Mannes mit den milden und doch so ernsten Zügen, dann sagte er Allen mit bewegter Stimme, wie sie dies schöne Weihnachtsfest nur dem edlen Herzen des Verstorbenen verdankten, dessen Andenken deshalb hoch in Ehren gehalten werden müsse.

„Dies beherzigt ja, meine Kinder!" so schloß er seine Rede, sich dabei besonders und eindringlich an die Kleinen wendend. „Vergeßt nie im Leben das Gute, das Ihr jemals empfangen von ihm, dem edlen Manne, der nun nicht mehr unter uns weilt, dessen Geist aber gewiß mit uns ist, wie von allen Menschen, die es wohl mit Euch gemeint, von Eurem Lehrer, der sich so eifrig bemüht, Euch zu guten tüchtigen Menschen heranzubilden. Hegt ja die Dankbarkeit fort und fort in Euren Herzen, wenn Ihr Euch später nicht selber verachten und der Undankbarkeit zeihen wollt. Denn die häßlichste der Sünden, die des Menschen Herz entwürdigt, befleckt und belastet, ist der Undank, wie die Erkenntlichkeit dasselbe zeitlebens ehrt!"

Manches Auge war feucht geworden, und der wackere Lehrer drückte Onkel Reinhold tief gerührt die Hand. Es dauerte eine Weile, bis Ersterer sich wieder so weit gesammelt hatte, um in einem letzten Lied der Kinder der früheren und der jetzigen Herrschaft des Haidehauses seinen Dank auszudrücken. Nun wurden die Kleinen in den unteren Zimmern nochmals gespeist, hierauf zu ihren Wagen gebracht und warm eingehüllt. An jedem der Wagen fanden sich mehrere brennende Laternen befestigt, die nicht allein den Weg genugsam erhellten, sondern dem Wagenzug auch ein weihnachtsfestliches Aussehen gaben. Nach herzlichem Abschied fuhren die kleinen Gäste davon. — In der Ferne sah der Zug in der That aus wie ein wandelnder Weihnachtsbaum.

Die Familie und ihre Gäste, welche die Nacht über im Haidehause bleiben sollten, beschlossen den schönen Abend noch durch ein fröhliches Beisammensein — nur Einer fehlte. Es war John, der sich schon vor Ende der Feier aus dem Saale entfernt hatte und durch Elben sich bei der Familie entschuldigen ließ. —





Lully's erstes Diner vor Paris.

Dreizehntes Kapitel.

Das neue Jahr und eine zweite Reihe Opernabende.

Nach Weihnachten. — Besuch auf dem Grimberger Hofe. — Die Oper in Frankreich. — Lully, die Oper der zinnernen Schüssel und die Gründung der Académie royale de Musique. — Gluck und Méhul, Josef in Egypten. — Boieldieu, Johann von Paris und die weiße Dame. Drei Opernerzählungen.

Die Festtage waren vorübergegangen, das neue Jahr war gekommen, doch nicht ohne den Bewohnern des Haidehauses noch Mancherlei gebracht zu haben. Am zweiten Weihnachtstage hatte sich das ganze Dorf Einöd eingefunden, ein langer Zug Männer und Frauen, die alle den weiten Spaziergang gemacht, in der Hoffnung, auch die Weihnachtsherrlichkeiten des Haidehauses schauen zu dürfen. Und die guten Leute täuschten sich nicht, sie sahen, bewunderten nicht allein die schöne „Krippe", den prächtig geschmückten Baum, dessen Lichtchen man ihnen sogar angezündet, sondern sie wurden auch erquickt durch Speise und Trank und

kehrten seelenvergnügt wieder heim, einige ältere und ärmere Leute sogar mit ganz annehmbaren Geschenken, welche die Milde der Frau Wallbrunn ihnen gespendet. Am folgenden Tage hatte Onkel Reinhold mit John und Elben einen Ausflug nach dem Grimberger Hofe gemacht, um das Fräulein und den Junker noch einmal im alten Jahre zu besuchen und die Grüße der übrigen Familienglieder zu überbringen. Einen allzu günstigen Eindruck bewirkte dieser Besuch nicht, denn der Hof, aus einem großen Herrenhause im Mansardenstil und zahlreichen Nebengebäuden bestehend, befand sich in einem ziemlich verfallenen Zustande. Der Junker erröthete beschämt, als er seine Gäste umherführte, doch traf man auch auf Spuren einer frischen Thätigkeit, und Walter stand nicht an zu erklären, daß er mit Christoph und einem zweiten Knechte, so oft er nur Zeit dazu gehabt, gearbeitet und versucht, zum wenigsten an einzelnen Orten Ordnung zu schaffen. Bei dem Herrenhause befand sich ein großer Garten, ebenfalls im Zopfstil, der ehemals hübsch gewesen sein mußte, denn er zeigte noch Spuren von geschnittenen Hecken und einzelne Statuen und Vasen. Doch war er gänzlich verwildert, wie die Bassins und Teiche in Sümpfe sich gewandelt hatten. Hinter dem Garten erhoben sich die Berge und auf der nächstgelegenen Kuppe sah man die Ruinen des alten Schlosses Grimberg. Onkel Reinhold betrachtete die ganze Oertlichkeit und ihre weitere Umgebung mit ernsteren Blicken als mit denen eines gewöhnlichen Besuchers, und so ließ er sich auch über alle Verhältnisse Auskunft geben, was der Junker mit der größten Offenheit that. Die Besitzung wäre immer noch eine sehr werthvolle gewesen, wenn man sie ordentlich in Stand hätte setzen und halten können. Doch da schien es zu fehlen. Waren wol auch die Mittel vorhanden, Handwerker und Ackerknechte zu bezahlen, um das Haus und die Ländereien wieder herzurichten und ertragfähig zu machen, so fehlte doch der leitende Gedanke. Junker Walter hatte jetzt gewiß den allerbesten Willen dazu, er schien überhaupt ganz umgewandelt zu sein, und würde sogar die Jagd drangegeben haben, nur um Landwirthschaft zu treiben, doch der Arme verstand zu wenig davon sowie von dem, was seinem Hofe noththat, und so konnte denn all' sein Mühen nicht den rechten Erfolg haben. Ueber dies Alles und noch Anderes hatte Onkel Reinhold eine lange Unterredung mit dem alten Fräulein von Grimberg, während die drei jungen Leute sich weiter in dem Gehöft umsahen, und gar wichtig mußte das Zwiegespräch sich gestaltet haben, denn Beide hatten sich dabei förmlich eingeschlossen. Als der Onkel sich später zu den Uebrigen gesellte,

drückte seine Miene wieder volle Zufriedenheit aus, und sofort sagte er dem Junker, was er thun müsse, um langjährige Fehler wieder gut zu machen. Walter horchte, als ob ihm ein Evangelium gepredigt würde, und versprach Alles auszuführen, jedoch unter der Bedingung, daß Herr Reinhold ihm auch ferner mit seinem Rathe beistehen würde, was mit Worten und einem kräftigen Händedruck zugesagt wurde. Das alte Fräulein hörte dem Allen mit leuchtenden Augen zu. Die Gute fühlte sich so glücklich und durfte es auch sein, denn sie hatte für das Lebensglück ihres Neffen und mit dem schönsten Erfolge gewirkt. Mit dem neuen Jahre zogen noch zwei Knechte auf dem Grimberger Hofe ein, und nun begannen auch dort, wie im Haidehauswalde, ernstlich die Arbeiten, denen John und besonders Onkel Reinhold leitende Aufmerksamkeit schenkten. Nun ging der Junker nicht mehr in den Wald, auch kam er am Tage selten nach dem Haidehause, ausgenommen an schönen Nachmittagen, wo er Cäcilia Reitunterricht geben durfte. Abends jedoch, wenn musizirt und erzählt wurde, fehlte er nie, und war er dann einer der aufmerksamsten Zuhörer, dem die Belehrung, welche er dabei empfing, die größte Unterhaltung zu gewähren schien.

Den Sylvesterabend verbrachte die Familie still unter sich. Sie durften Alle mit Zufriedenheit auf das abgelaufene Jahr zurückblicken, denn viel Schönes hatte es ihnen gebracht, doch auch redlich war es von ihnen verdient worden. Es gab ihnen dies ein Anrecht, vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen, und Alle stimmten in dem Gedanken überein, daß das Haidehaus halte, was es ihnen zu geben versprochen: Zufriedenheit und ein ruhiges, schönes Glück! —

Mit den ersten Tagen des neuen Jahres nahm Onkel Reinhold seine Mittheilungen über die Geschichte der Oper wieder auf.

„Unsere Aufgabe wäre es nun," so begann er,

„Einzug und Entwicklung der Oper in Frankreich

kennen zu lernen, und habe ich mir vorgenommen, Euch diese mehr in der Form von Erzählungen, als in biographischen und anderen kleinen Abhandlungen zu schildern. Ich darf es, denn die Kenntnisse, welche Ihr Euch durch meine früheren Vorträge erworben habt, setzen Euch in den Stand, selbst nur flüchtige Andeutungen und Umrisse zu verstehen und zu einem abgerundeten Bilde zu gestalten. —

Wie in Italien, so entwickelte sich auch in Frankreich die Oper aus den Hoffesten. Wir haben deren schon früher zu Paris in den

Jahren 1378 und 1385 näher kennen gelernt, in denen Maschinen und Ballete, Gesang, Deklamation und Instrumentenspiel sich vereinigten, um irgendeine Handlung vorzuführen. Derartige „Inventionen" erscheinen fort und fort am französischen Hofe und nehmen mit der Zeit bessere Formen an. Besonders ist dies der Fall, nachdem Katharina von Medicis 1533 als Gemahlin des zweiten Sohnes Franz I., des nachherigen Heinrich II., in Paris eingezogen, wenn es auch noch Jahrzehnte dauern sollte, bis diese höfischen Feste zu solchen werden konnten, die eine wirkliche Handlung vorzuführen versuchten. — Wie sich diese Wandlung in Italien vollzog, habt Ihr früher kennen gelernt. — 1577, zur Zeit, als die bedeutendsten italienischen Dichter und Musiker sich bemühten, dies Ziel zu erreichen, da sandte der Marschall von Brissac, Gouverneur von Piemont, einen solchen Künstler der Königin Mutter nach Paris, der wol im Stande war, die neuen Formen, welche diese Hoffeste in Italien bereits gewonnen, nach Paris zu übertragen. Es war dies Baltasarini, Tänzer, Musiker und Sänger in einer Person, der sich als nunmehriger „Varlet de Chambre" der Königin Mutter den bezeichnenden Namen Beaujoyeux beilegte und sofort mehrere phantastische Ballete, wahre Wunderwerke des Tanzsaals, ins Leben rief. In dem oben genannten Jahre erschien auch die erste singende italienische Truppe, „gli Gelosi" genannt, in Paris, welche ihre Farcen, mit Gesängen untermischt, dem Hofe und dem Pariser Volk vorführte. Vier Jahre nach seinem Einzug am französischen Hofe erhielt Baltasarini Gelegenheit, seine Künste in ihrem vollen Glanze zu zeigen. 1581 feierte man die Vermählung des Herzogs von Joyeuse mit der Schwester der Königin, Mademoiselle von Vaudemont, und Beaujoyeux „erfand" dazu ein Ballet: „Circe", oder auch „Ballet comique de la Reine" betitelt. Dieses Schauspiel enthielt alle Elemente der heutigen französischen großen Oper: eine wirkliche Handlung, glänzende Dekorationen und Maschinen, Gesänge, ein- und mehrstimmige, und große Ballets. Es machte durch seinen Inhalt, seine neuen blendenden Formen, seine schönen Gesänge und das Spiel der verschiedenen Instrumente ein solches Aufsehen, daß man es für würdig fand, es durch den Druck der Nachwelt aufzubewahren, und es zeigt uns heute in seinem ganzen Bau wie in seinen Einzelheiten, daß, wäre man in Frankreich auf diesem Wege fortgeschritten, die „französische große Oper" damals schon das geworden sein würde, was sie erst etwa hundert Jahre später durch Lully werden sollte. Doch die Aeußerlichkeiten nahmen bald wieder die erste Stelle

in ähnlichen Hoffesten ein, indeß der dramatische Inhalt so unbedeutend als möglich wurde, endlich so gut wie gar nicht mehr vorhanden war. Während dieser Zeit entwickelte sich in Italien aus den Hoffesten nicht allein die Oper, sondern diese trat auch schon langsam ihre Wanderung durch die übrigen Länder an, ihre Weltherrschaft zu gründen. Auch nach Frankreich zogen italienische Sänger, zu verschiedenen Epochen; Papst Urban VIII., ein großer Opernfreund, sandte sogar den Kardinal Bichi nach Paris, um Ludwig XIII. die Vorzüge dieser neuen gesungenen Schauspiele darzulegen. Doch auch dies hatte keinen Erfolg, der französische Hof konnte sich von seinen Inventionen und Ballets, die wol Pomp in Menge entfalteten, doch nimmer den Namen eines Kunstwerks, einer Oper verdienten, nicht trennen. 1645 ließ Kardinal Mazarin eine italienische Operntruppe nach Paris kommen, die auf dem Theater im Petit-Bourbon spielte und sang. Auch dieser Versuch vermochte noch immer nicht die eigentliche „französische" Oper zu wecken, eben so wenig wie die Truppe, welche 1652, die siebente an der Zahl, in Paris die italienischen Meisterwerke jener Zeit zur Aufführung brachte. Und doch hatte man in Frankreich selbst schon eine französische Oper geschaffen, und war es sogar ein Bischof, der dies Wunder vollbrachte. Im Palast zu Carpentras (Vaucluse) wurde diese erste französische Oper „Akebar, König der Mongolen" zur Aufführung gebracht. Die hohe Geistlichkeit jener Zeit scheint sich überhaupt sehr mit der neuen Kunstgattung, der Oper, beschäftigt zu haben, denn abermals ist es ein Papst, Innocenz X. (einer seiner Nachfolger, Clemens IX., dichtete sogar Opernbücher!), der durch seinen Nuntius, den Kardinal Rovere, den jungen König Ludwig XIV. aufmuntern ließ, die neuen Bühnenspiele, welche alle Künste in sich vereinigten: Tanz, Gesang, Dekorationen und Maschinen, in seiner Hauptstadt und in der Sprache seines Landes aufzuführen. Der päpstliche Nuntius gab sogar dem Abbé Perrin den Stoff zu einer Oper, „Ein Schäferspiel", den dieser auch ausführte, und Cambert, Organist der St. Honorékirche, setzte das neue Werk in Musik. 1659 wurde diese „Pastorale en musique" auf dem Schlosse zu Issy bei Paris, und im Beisein des ganzen Hofes aufgeführt.

Diese erste (für Paris und den Hof erste) französische und nur gesungene Darstellung machte bei den Zuhörern ein ungeheures Glück; auch vor den Augen des jungen Königs fand sie Gnade, und die Zukunft der Oper in Frankreich schien gesichert. Doch dauerte es immer noch einige Jahre, bis sie wirklich festen Fuß faßte und sich zur vollen

Blüte entwickeln konnte. Cambert schrieb noch mehrere Opern, die ebenfalls in Issy aufgeführt wurden, ebenso fanden zu verschiedenen Zeiten Wiederholungen der berühmt gewordenen „Pastorale“ statt. Doch diese Aufführungen gehörten allein dem Hofe, das Pariser Volk lernte die neue Gattung von Darstellungen noch immer nicht kennen, und dies zu ermöglichen war vorzugsweise das Streben des Abbé. Cambert wurde 1666 Surintendant der Musik der Königin Mutter Anna von Oesterreich, und erst drei Jahre später erreichte Abbé Perrin sein Ziel: das lange und heiß ersehnte königliche „Privileg“, den guten Parisern für ihr Geld französische Opern darstellen zu dürfen.

Doch der wackere und gewiß auch schlaue Abbé genoß seines Glückes nicht lange, eben so wenig wie seine Mitarbeiter und Geschäftstheilhaber; ein anderer Musiker lebte in Paris, der ähnliche Gelüste hatte und noch mehr Schlauheit besaß als der Abbé, der jedoch auch berufen war, der eigentliche Gründer der Oper in Frankreich zu werden.

Es war dies Jean Baptiste Lully, ein geborener Italiener, dessen Anfänge und Wirken ich Euch nun in einer kleinen Erzählung vorführe, womit ich für heute unsere französische Opernunterhaltung schließen werde.

Lully.

Die Oper der „zinnernen Schüssel“ und die Gründung der „Académie royale de Musique“.

Eine Erzählung.

I.

„Au clair de la lune“, „Bei dem Schein des Mondes“.

An einem sonnigen Septembertage des Jahres 1646 zogen auf der Straße, welche von Orleans nach Paris führt, zwei seltsame Reisende dahin. Es waren Knaben im Alter von etwa dreizehn Jahren, der Eine ein kräftiger Junge mit vollem Gesicht und lustig blinzelnden Aeuglein, der Andere aber ein scheinbar gar schwächliches Kerlchen, aus dessen gelbfahlem Angesicht jedoch ein paar dunkle Augen leuchteten, die bald verschmitzt, bald ernst und überlegen auf seinen kleinen Reisegefährten blickten. Beide Knaben trugen schmale Bündel und der kleinere noch einen alten ledernen Quersack, aus dem der Hals einer Geige hervorlugte. Auf der Höhe bei Montrouge angekommen, von wo aus man Paris sehen konnte, blieben die jungen Wanderer wahrhaft ergriffen stehen und schauten stumm, doch leuchtenden Auges, auf die gewaltige Stadt mit ihren dunklen Häusermassen, aus denen schier zahllose Kirchen

und Paläste hervorlugten, das endliche Ziel ihrer langen Reise. Dann aber warfen sie sich mit lautem Jubel auf den grünen Rain des Weges nieder, dort, wo zwischen Steinen eine kleine Quelle hervorrieselte, holten aus ihren Bündeln Brot hervor und begannen zu essen und zu trinken nach Herzenslust und mit kräftigem Appetit.

„Mein erstes Diner in Paris!“ rief der Kleinere lustig, indem er seinen Bissen Brot durch einen Schluck Wasser aus der hohlen Hand würzte. „Doch hoffe ich bald Besseres zu genießen als Brot und Wasser.“

„Wein und Pasteten hast Du mir versprochen, Baptiste,“ entgegnete der Andere mit vollen Backen.

„Und mein Versprechen werde ich halten. — Nur mußt Du mir in Allem folgen. Wenn Du mit Deinem Essen fertig bist, wollen wir noch eine kleine Probe halten und uns dann im Namen meines heiligen Schutzpatrons auf den Weg machen. — Avanti, Dumenil! Singe das Liedchen, welches ich auf unserem Wege gemacht.“

So sprach der Erstere, holte zugleich die Geige hervor und begann eine einfache, doch höchst originelle Melodie, welche sich nur in wenigen Tönen bewegte, zu spielen, und der andere Knabe sang dazu mit kräftiger heller Stimme:

„Au clair de la lune —
Bei dem Schein des Mondes,
Freund Pierrot, hör' an!
Leih' mir Deine Feder,
Daß ich schreiben kann.
Habe keine Feder
Und auch kein Papier.
Oeffne mir die Thüre,
Gott vergelt' es Dir!“ —

Gesang und Spiel der beiden Knaben klangen ganz allerliebst, und noch eine Menge Strophen sang der Eine, eine drolliger als die andere, und gar lustig fiedelte der Geiger darauf los, die einfache Melodie durch allerlei Schnörkeleien zu verschönern suchend. Nach einer heiter verbrachten Stunde brachen sie auf und schritten die Höhe hinab, auf die Stadt Paris zu.

Der schmächtigere der Knaben war in Florenz in Italien daheim, der Sohn eines Müllers, und hieß Giovanni Baptista Lully. In Venedig hatte er ein wenig Musik und Geigenspiel gelernt und sich dabei die Gunst eines französischen Großen erworben, der versprochen hatte, ihn mit nach Paris zu nehmen. Doch es blieb beim Versprechen, und

von einer unbezähmbaren Sehnsucht getrieben, hatte sich der dreizehnjährige Knabe mit seinem Instrument auf den Weg nach der französischen Hauptstadt gemacht, um dort sein Glück zu versuchen. Auf seiner langen und mühseligen Wanderung durch Frankreich hatte er in der Gegend von Orleans einen kleinen Reisegefährten von seinem Alter gefunden, der ebenfalls nach Paris sich durchschlagen oder durchbetteln wollte, und beide Knaben setzten dann vereint ihren Weg fort. Dumenil, so hieß der Andere, war armer Leute Kind, der eben so wenig besaß, als er gelernt hatte. Nur Eines nannte er sein eigen: eine gesunde Kehle, die hell zu singen, doch auch tüchtig zu schlingen vermochte, und eine natürliche Gutmüthigkeit. Unterwegs hatten sie geplaudert und gesungen, gelacht und gespielt, und Lully endlich das kleine originelle Liedchen gemacht, wozu Beide dann im Verein eine Menge drolliger Strophen reimten. Mit dem Liede gedachten sie in den Gassen von Paris zu debütiren und vorerst ihren Unterhalt zu gewinnen.

Durch die Porte d'Enfer schritten sie die Straße gleichen Namens hinab und stießen nun auf einen gewaltig großen Garten mit verschnittenen Hecken und Bäumen, von einem Gitter umgeben, das wie Gold blinkte. In der Ferne sahen sie einen stattlichen Palast, nun auch im Garten verschiedene reich gekleidete junge Damen und Herren.

„Presto, carissimo Dumenil!“ rief der Geiger. „Jetzt gilt's! Stimme Deine Kehle und laß uns anfangen.“

Zugleich holte er mit größter Behendigkeit seine Geige aus ihrem ledernen Futteral und fing lustig an zu fiedeln, während sein Gefährte mit aller Kraft seiner jugendlichen Lunge dazu sang:

„Au clair de la lune —“
(„Bei dem Schein des Mondes —“)

Strophe um Strophe sangen und spielten sie, der Geiger immer tollere Sprünge auf seinen vier Saiten wagend, der Sänger sich in einer Weise anstrengend, daß sein rundes Gesicht blitzblau anlief. Endlich wurde die vornehme Gesellschaft im Garten auf die beiden kleinen Virtuosen aufmerksam und kam lachend und plaudernd dem Gitter näher.

Die Hauptperson schien eine junge schlanke und schöne Dame zu sein, denn alle Uebrigen erwiesen ihr die größte Höflichkeit. Wohlgefällig lächelnd hörte sie den beiden Knaben zu. Als diese endlich ihr Lied zu Ende gebracht und ein neues beginnen wollten, rief sie in die Hände klatschend: „Bravo!“ und: „Noch einmal!“ Und „Bravo!“ — „Noch einmal!“ rief die ganze Gesellschaft laut lachend der Herrin nach.

Die Knaben begannen ihr „Au clair de la lune“ von Neuem. Als sie endlich die allerletzte der Strophen gesungen, da trat die Dame ganz nahe an das Gitter heran und begann recht leutselig ein Gespräch mit den Beiden. Sie erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und auch nach dem hübschen drolligen Liedchen, und wo sie es her hätten.

Treuherzig und um die Wette erzählten Dumenil und Lully, Letzterer in gebrochenem Französisch, das ungemein spaßhaft klang und die ganze Gesellschaft zu lautem Lachen zwang, wer sie seien, woher sie kämen und was sie in Paris suchten, wie auch, daß sie das Lied mitsammen, der Geiger aber die Melodie dazu gemacht hätten.

Da wandte sich die stolze junge Dame an einen der Herren ihres Gefolges mit der Frage:

„Herr von Beauchamps, ist in der Hofhaltung unseres Hauses keine Stelle vakant, wo man die beiden Virtuosen unterbringen könnte?“

Der Angeredete, eine stattliche Persönlichkeit mit hochgeröthetem Gesicht und reichem goldgesticktem Pourpoint, schob den Federhut nachdenklich hin und her. Endlich antwortete er mit ehrerbietiger Verbeugung:

„In der Küche Eurer Hoheit dürften noch ein paar Marmitons zu placiren sein, im Uebrigen ist Dero Hofstaat komplet.“

„Gut!“ entgegnete die schöne Dame. „Dann mögen die Beiden einstweilen als Küchenjungen in die Dienste Louise's von Orleans treten, bis wir sehen, was aus ihnen werden wird. Ordnet das Nöthige dazu an, Sire de Beauchamps!“

Dann wandte sie sich mit gnädigem Kopfnicken von den beiden vor Freude fast zu Stein erstarrten Knaben ab und schritt mit ihrem Gefolge in den Garten zurück.

Der von Beauchamps aber ließ das Gitterthor durch die Lakaien öffnen und die beiden zu Küchenjungen avancirten Virtuosen in den Luxembourgpalast und in die Küche, den nunmehrigen Schauplatz ihrer Thätigkeit, führen.

Am Abend saßen denn auch Lully und Dumenil, die beiden neuen Marmitons, bei ihren übrigen Kollegen in der Küche des Luxembourg, tranken Wein und aßen köstliche Pasteten als Abendbrot.

„Wein und Pasteten!“ flüsterte der sich im Himmel dünkende Dumenil seinem jungen Gefährten zu; „Dein Wort hat sich schnell erfüllt.“

„Glaube und folge mir nur ferner,“ erwiederte ihm eben so leise der kleine Italiener, „und wir werden es noch viel weiter bringen und besonders höher hinaufsteigen: aus der Küche in die Salons!“ —

II.

Der König der „Petits violons“ und der Koch der „zinnernen Schüssel“.

Des kecken Italieners zuversichtliche Prophezeiung war denn doch nicht so ganz in Erfüllung gegangen — im Gegentheil! Und das war also gekommen. Mehrere Jahre lang blieben die Freunde was sie waren: Marmitons der „großen Mademoiselle“ von Montpensier, Louise von Orleans, im Palast Luxembourg. Doch wurde Dumenil dabei ein ganz vortrefflicher Küchen- und Lully ein immer besserer Geigenkünstler. Zugleich studirte Letzterer in seinen freien Stunden eifrigst Musik und da er sehr talentvoll war, so brachte er es bald weit in seiner Kunst — viel weiter, als es für einen Küchenjungen nothwendig gewesen. Der Erbe Frankreichs, der nachherige Louis XIV., damals ein Knabe, hörte Lully oft im Palaste seines Ohms, Gaston's von Orleans, Generalstatthalters des Königreiches, wo sich der geigende Marmiton oft und gern vor der hohen versammelten Gesellschaft produzirte, und der jugendliche Monarch fand wie Alle den größten Gefallen an dem jungen Violinisten. Doch die bösen Zeiten der Fronde kamen. Ludwig floh mit seiner Mutter und Mazarin aus Paris, und Mademoiselle Montpensier kämpfte gegen die königlichen Truppen, schlug sogar an der Bastille, wo sie eigenhändig die Kanonen löste, den großen Turenne in die Flucht. Lully und Dumenil saßen in ihrer Küche, geigten und sangen, aßen und tranken noch viel besser und — machten Lieder. Doch diese waren leider nichts weniger als gut und brachten sie sogar um ihr Wohlleben, scheinbar um ihr Glück — doch vor der Hand nur auf andere Wege, die zu einem ganz anderen, merkwürdigen und kaum geträumten Ziele führen sollten.

Die Spottlust des Italieners, an welcher sich Alle ergötzten, die nicht davon betroffen wurden, hatte auch die Herrin des Luxembourgs, die kriegerische Prinzessin, nicht verschont. Lully hatte ein Liedchen gemacht, das der Koch Dumenil zum Ergötzen des Küchenpersonals ganz heimlich in der Küche sang.

Der Refrain des Spottliedes lautete:

„— Sie liebt — sie liebt nur Kanonen, die schöne Rebelle,
Die große Mademoiselle!“

Doch der Verräther schlief nicht: Louise von Orleans erfuhr von den Heldenthaten ihrer musikalischen Marmitons, und der Sire de Beauchamps erhielt Befehl, die Sünder sofort und ohne Gnade aus dem Luxembourg-Paradies zu jagen.

Lully und Dumenil waren wieder auf der Straße. Der Koch wollte verzweifeln, doch Lully tröstete ihn lachend.

„Ich habe versprochen für Dich zu sorgen und werde mein Wort halten," sagte er. „Komm!"

In der Straße l'arbre sec, einer Nebengasse der St.-Honoréstraße, befand sich zu jener Zeit ein Cabaret, welches von Kavalieren der besten, das heißt lockersten Gesellschaft von Paris fleißig besucht wurde. Es hieß: „Au plat d'étain", „Zur zinnernen Schüssel". Der Italiener war daselbst sehr bekannt und dorthin führte er seinen Gefährten. Ein paar Flaschen des besten Weines leerte er mit dem niedergeschlagenen Dumenil, um dessen Melancholie und gleich starken Durst in etwas zu beschwichtigen, dann sprach er einige Worte mit der Herrin des Orts, und der Marmiton der Herzogin von Montpensier wurde unter guten Bedingungen als Koch in den Dienst des lustigen Cabarets zur „zinnernen Schüssel" aufgenommen. In seiner Herzensfreude trank Dumenil ein Glas nach dem andern auf das Wohl seines weisen Kameraden, und all' seinen Muth zusammennehmend, stimmte er endlich aus voller und wohlpräparirter Kehle das Lied auf die „große Mademoiselle" an, welches von den lustigen Gästen der „zinnernen Schüssel" mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Lully aber verließ Paris und wanderte nach St. Germain, wo es ihm gelang, eine Audienz bei der jungen Majestät zu erhalten, Höchstwelcher er sein Mißgeschick, das ihn im Luxembourg betroffen, in so kläglicher Weise vorzubringen wußte, dabei auch nicht wenig auf die Rebellen schimpfte, daß Ludwig geruhte, den schlauen Italiener als „Varlet" und Geiger in seine königlichen Dienste zu nehmen.

Der verstorbene Ludwig XIII. hatte einige Geiger unterhalten, welche die „Petits violons" des Königs genannt wurden. An die Spitze derselben trat nun der Florentiner Lully, und durch Kompositionen besserer und neuerer Art wußte er sich und seiner kleinen Bande bald eine solche Geltung zu verschaffen, daß sie die berühmte Bande der Vierundzwanziger, „Les grands violons", welche mit ihrem König seit mehreren Jahrhunhunderten in der Kirche St. Julien-aux-Ménestriers in Paris throute und die Musik von ganz Frankreich beherrschte, vollständig überflügelte. Lully wurde seinerseits König der königlichen Bande der „kleinen Violinisten" und später sogar noch — Stallmeister Sr. Majestät und in den wirklichen Adelstand erhoben. Ehren auf Ehren häuften sich auf seinem Haupt, und seine Koffer füllten sich mit Reichthümern — während sein Jugendgefährte Dumenil Koch der „zinnernen Schüssel" blieb.

Doch der Musiker hatte den alten Kameraden nicht vergessen. Oft kehrte er in das Cabaret ein und dann plauderten die Beiden, sangen auch zuweilen, zur größten Lust der Gäste, die lustigsten Lieder. Zuweilen erinnerte der Koch seinen hochgestiegenen Kameraden an sein früheres Versprechen, ihm auch zu größeren Ehren und Reichthümern zu verhelfen, und Lully tröstete den Freund mit der festen Versicherung, daß dies Alles schon mit der Zeit kommen würde. Dumenil, der auf das Wort seines Freundes wie auf einen Felsen baute, beruhigte sich und wartete. Uebrigens befand er sich recht wohl in seiner Küche, wo es ihm an nichts, besonders an einem guten und reichlichen Trunk nicht fehlte. Und er liebte den Wein, das heißt den guten, über Alles! So übte er denn seine Kehle im Trinken und Singen, daß es eine wahre Lust war, ihm zuzuhören und zuzusehen, daß seine Nase sogar sich merklich zu röthen begann, Alles in Erwartung der besseren Zeiten, welche wol bald und ganz sicher kommen würden.

III.

Die Opern in der „Flasche“ und in der „zinnernen Schüssel“.

Die bösen Jahre der Fronde waren vorüber, Mazarin war gestorben und der junge König hatte als Ludwig XIV. die Regierung angetreten. Die große Zeit Frankreichs begann, wo Wissenschaften und Künste sich rasch auf eine Höhe schwangen, die von Deutschland erst ein Jahrhundert später erreicht werden sollte, die das heutige Frankreich mit größtem Stolz und gleichem Recht sein klassisches, goldenes Zeitalter nennt. Molière, Corneille und Racine hatten sozusagen aus nichts ein Theater, mustergiltig für alle Zeiten, geschaffen, und die Musik versuchte hinter solchen Bestrebungen nicht zurückzubleiben. Die sogenannte Erfindung der Italiener, die „Oper“, trachtete danach, sich auch in Paris einzubürgern, und der Dichter-Abbé Perrin erhielt 1669 ein Privileg des Königs, die musikalischen Schauspiele in seiner guten Stadt Paris einzurichten und — für Geld hören und sehen zu lassen. Der Abbé verband sich dazu mit dem berühmten Organisten der St. Honorékirche, Cambert, dem Maschinisten Sourdeac und einem Geldmanne, Namens Champeron, baute das Ballhaus zur „Flasche“ in der Straße Mazarin in einen Theatersaal um, und die französische Oper begann ihren Lebenslauf. Schon früher, 1659, hatten Perrin und Cambert eine musikalische „Pastorale“ geschrieben, welche ganz ungewöhnlichen Beifall gefunden; ihr neues Unternehmen eröffneten sie 1671 mit der Oper

„Pomone", welche solches Aufsehen erregte, daß sie acht Monate hinter einander gegeben werden mußte, und den vier Unternehmern einem Jeden einen Reingewinn von 30,000 Livres eintrug.

Mit neidischen Augen sah Lully diesen Erfolg. Er hatte sich inzwischen zum Compositeur und Surintendanten der Musik des Königs emporgearbeitet, und wäre gern selbst Herr des Opernprivilegs gewesen, um es zum Besten seiner eigenen Kasse ausbeuten zu können. Doch es war zu spät dazu, Perrin und Cambert hatten ältere Rechte gehabt und waren ihm zuvorgekommen. Seinen Plan gab der Italiener indessen keineswegs auf; er dachte durch Schlauheit und im rechten Augenblick ihn schon zu verwirklichen. Um den Aerger über den kolossalen Erfolg seiner Feinde Cambert und Perrin zu verscheuchen, kehrte er nunmehr oft in der „zinnernen Schüssel" ein und versuchte mit seinem alten Kameraden, dem Koch Dumenil, um die Wette zu trinken, was ihm aber nie gelingen wollte. Dumenil war nicht allein ein immer größerer Virtuose im Trinken geworden, sondern hatte auch, gleich wie sein Freund Lully, einen geheimen Kummer zu beschwichtigen, was ihm nur mit Hülfe des Weines gelingen wollte. Deshalb hätte Lully ihn im Trinken nicht besiegen können, auch wenn der Geiger dies verstanden hätte wie ein echter Musikant.

In der „zinnernen Schüssel" war eine kleine Veränderung vorgegangen. Eines Tages war dort eine junge frische Dirne vom Lande als „Spülmädchen" (verzeiht mir, daß ich Euch in solche Gesellschaft führe, doch meine Erzählung, in ihrer Art eine „historische", will es einmal so) eingezogen. Sie nannte sich Desmatins, und war im wahren Sinne des Wortes bildschön, von Gestalt und Angesicht ohne Fehl und Makel. Dazu hatte die Natur sie noch mit anderen Gaben in verschwenderischer Weise ausgestattet: sie wußte ebenso leicht und graziös zu tanzen als mit einer glockenhellen Stimme die Volksweisen ihrer Heimat und bald auch die „Pont-neufs", welche in den Pariser Gassen erklangen, zu singen. Dies Alles konnte nicht verfehlen, auf den singelustigen Koch des Cabarets, Dumenil, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck zu machen, und als die Desmatins endlich sogar sich auch als eine kleine Meisterin im Essen und — im Trinken erwies, da war der arme Koch vollständig besiegt. Doch das Mädchen lachte ihm in das geröthete Gesicht, wenn er am Herdfeuer ihr von dem Feuer sprach, das ihn verzehre. Dafür aber lieh sie um so williger den galanten Reden der vornehmen Gäste des Cabarets ihr Ohr. Das brachte Dumenil

zur Verzweiflung, und so mußte denn sein Freund all' seine Beredtsamkeit und die besten Sorten des Kellers aufbieten, um den vollständig melancholisch gewordenen Koch nur einigermaßen zu trösten. Doch Lully wurde mit der Zeit selbst still und mürrisch; er kam ja in die „zinnerne Schüssel" nur um sich zu zerstreuen, von seinem Aerger über seinen glücklichen Kollegen Cambert, den er als Künstler tief unter sich stellte, zu befreien. Da wurde ihm denn oft das Jammern des Kochs zu viel, und er wandte sich der schmucken Desmatins zu, die am Abend die Gäste zu bedienen hatte. Lully hörte sie ihre Lieder singen, sah, wie sie unter lautestem Jubel der Gäste ihre ländlichen Pas exekutirte und staunte, bewunderte endlich das herrliche naturwüchsige Talent des schönen Geschöpfes wie alle Uebrigen.

Eines Abends saß der Italiener wieder in der „zinnernen Schüssel" zur Seite des seufzenden Dumenil, doch Lully hörte weder die Klagen seines Freundes, noch berührte er das volle Glas, welches vor ihm stand. Unbeweglich saß er da, in tiefes Sinnen versunken. Tag und Nacht hatte er sich abgemartert, irgend ein Mittel zu finden, um sein Ziel zu erreichen: das ersehnte kostbare Privileg zu erlangen und Operndirektor zu werden. Auch hier in der „zinnernen Schüssel" verließen ihn diese quälenden Gedanken nicht. Nur der König allein konnte durch ein Machtwort helfen, auf anderem Wege war nichts zu erreichen. Das wußte Lully, und auch wie schwer, ja fast unmöglich es sei, Se. Majestät hierzu zu bringen. Der arme, bereits sehr reich gewordene Surintendant der königlichen Musik fühlte, daß er elendiglich zu Grunde gehen würde, wenn er nicht erreiche, was er sich wünsche. — Da fand er sich plötzlich aus seinem Brüten aufgeweckt — er horchte! — Die Desmatins war im Cabaret und sang eine bekannte Arie der Cambert'schen Oper „Pomone", welche das Pariser Publikum jeden Abend fort und fort enthusiasmirte. Das Mädchen war am Abend vorher in der Oper gewesen, hatte die hübsche Melodie im Gedächtniß behalten, und produzirte sie nun vor den Gästen, und dies mit einem womöglich noch größeren Erfolge, als die Castilly in der Opera.

Wie ein Blitzstrahl leuchtete es in dem Hirn des Italieners auf. Er sprang von seinem Sitze empor, warf einen langen scharfen Blick auf die hübsche singende Magd, dann wandte er sich zu dem Koch, der theilnahmlos neben ihm saß. Laut auflachend schlug er Dumenil auf die Schulter, um ihn zu wecken, und als der Koch den Freund mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, sagte Lully rasch und aufgeregt zu ihm:

„Wache auf, Murmelthier, und antworte: Zu welcher Tageszeit sind die wenigsten Gäste in dem Cabaret und wann seid Ihr in der Küche am freiesten?“

„Dumme Frage!“ gähnte der Andere. „Wenn die Leute gegessen haben, dann haben wir gekocht. Die Gäste gehen heim und ich lege mich aufs Ohr, um mich für die zweite Mahlzeit zu stärken.“

„Gut! Erwarte mich also in zwei bis drei Tagen nach dem Essen. — Courage, alter Freund! Die Zeit naht heran, wo ich Dir mein Wort werde halten und Du Deine rebellische Schöne wirst besiegen können!“

Damit verließ Lully das Cabaret und eilte raschen Schrittes nach dem Palais-Royal. Dort, nicht weit von seinem Komödienhause, wohnte Molière, mit dem Lully schon oft für die Hoffeste in Versailles zusammen gearbeitet hatte. Mit dem Dichterdarsteller hatte der Italiener eine lange Unterredung. Er verlangte von Jenem Texte zu Gesängen, deren Natur er in geläufigster Weise erklärte. Es handelte sich um einen Kampf des Weines, des Bacchus, mit der Liebe, in der Person einer arkadischen Schäferin. Den Gefühlen des Gottes widerstand die Schöne, doch seine Gaben, den edlen Rebensaft, liebte sie und ihnen sollte sie erliegen. Molière lachte und versprach die nöthigen Arien, Solos und a dúe, sowie die Texte zu den Recitativen in einigen Tagen zu schreiben. Davon wollte aber der Italiener, der einen fast fieberhaften Eifer kundgab, nichts wissen. Er gebe ihm keinen Tag, sondern nur ein paar Stunden Zeit. Jetzt gleich solle Molière die wenigen Verse niederschreiben, er, Lully, werde nicht eher weggehen, bis sie fertig seien, und wenn er auch die ganze Nacht bei dem Dichter bleiben müsse. Molière mußte sich fügen, und gegen Mitternacht verließ Lully mit triumphirender Miene dessen Wohnung, die gewünschten Strophen wie einen Schatz in der Tasche seines Habits bergend.

Zwei Tage später, nach der Essenszeit, hielt ein Karren vor dem Cabaret zur „zinnernen Schüssel“. Lakaien hoben ein prächtiges Klavicimbel herab und schafften es sammt einer Geige in die Schenk- und Gaststube. Wenige Augenblicke später erschien Lully mit einer Notenrolle unter dem Arme und mit freudestrahlendem Gesicht. Das Cabaret war von Gästen leer und sein Ruf brachte bald die Magd Desmatins und auch den Koch Dumenil zur Stelle. Lully theilte ihnen mit, daß er eigens für sie verschiedene Arien gesetzt, die er ihnen einstudiren wolle. Das Ganze bildete eine heitere Scene zwischen dem Weingotte Bacchus und einer spröden Schäferin, und am Abend solle es vor den

Gästen, von der Magd und dem Koch der „zinnernen Schüssel“ exekutirt werden, wobei er, Lully, der Surintendant der Musik Sr. Majestät, sich das Vergnügen und den Spaß machen werde, das Klavicimbel höchst eigenhändig zu schlagen. Die Desmatins jauchzte laut auf vor Freude und der Koch stieß einen lamentabeln Seufzer aus. Doch griff er sofort nach den Noten, welche Lully ihm dargeboten. Das hübsche Mädchen jedoch verstand die geschriebenen Noten eben so wenig wie andere gedruckte Zeichen, und Lully begann ihr die Texte ihrer Gesänge herzusagen und dann die Melodien auf der Geige vorzuspielen. Glücklicherweise hatte die Desmatins ein vortreffliches Gedächtniß und nach kurzer Uebung wußte sie ihre kleine Rolle ganz perfekt auswendig.

So ging denn das Probiren gut von statten und in wenigen Tagen konnten die beiden Küchenangehörigen ihre Künste vor den Gästen der „zinnernen Schüssel“ produziren.

Der Kampf des Weines und der Liebe wurde von dem Koch Dumenil und der Magd Desmatins aufgeführt und der Surintendant der Musik des Königs, der wohlbekannte, bereits hochberühmte Lully leitete die kleine musikalische Darstellung. Das war ein Erfolg! ein echt volksthümlicher, denn die Gäste des Cabarets, vornehm und gering, kamen aus dem Applaudiren, Lachen und Bravorufen gar nicht heraus. Es war etwas Unerhörtes — nein! in der That etwas merkwürdig Schönes. Dumenil's haute-contre, oder Tenor, wie man heute sagt, klang ganz prächtig, besonders wenn er einige Gläser moussirenden Weins getrunken hatte — und daran ließ der Küchensänger es diesmal nicht fehlen. Die Zuhörer stellten ihn weit über Cledière, den Sänger Cambert's, den Perrin mit großen Kosten aus Languedoc hatte kommen lassen. Bei der Desmatins aber wußte man nicht, ob man mehr die graziöse Tänzerin, oder die stimmbegabte Sängerin bewundern sollte. Die Scene selbst, mit ihrer hübschen melodischen Musik, machte das größte Glück und war auch in der That charmant. Molière hatte die Intention des Komponisten mit dem ihm eigenen Geschick ausgeführt und für die zwei Personen lustige und originelle Situationen geschaffen. Bacchus freit um die naive, von ihrem Geliebten verlassene Schäferin, die ihn zurückstößt und dadurch das Herz des Gottes immer mehr entflammt. Endlich greift der verliebte Gott zum letzten Mittel. Er bringt Wein herbei, Beaune und Burgunder; die Schäferin trinkt und lacht ihn aus. Endlich knallt der moussirende Wein der Champagne und nun ist die spröde Schöne gefangen. Dies brachten denn Beide so vortrefflich fertig, daß

diese Schlußscene bei den Gästen wahrhaftes Furore machte, und so lange wiederholt werden mußte, bis man sich endlich genöthigt sah, den glücklichen Darsteller von der improvisirten Bühne weg und zu Bette zu bringen.

Das war die Oper Lully's im Cabaret zur „zinnernen Schüssel", welche fortan allabendlich mit den Opern Perrin's im Ballhause zur „Flasche" konkurrirte, mit gleichem Erfolg an Beifall — wenn auch durchaus nicht an klingenden Fünflivresthalern.

IV.

Ein Abend in der „zinnernen Schüssel".

Der Ruf der originellen opernhaften Aufführung in der „zinnernen Schüssel" verbreitete sich schnell in ganz Paris und drang bis nach Versailles. Im Oeil-de-Boeuf unterhielten sich die berühmtesten Namen des Hofes von dem lustigen Kampf des Weines und der Liebe, von dem singenden Küchenpersonal der „zinnernen Schüssel", und Alle, die solches noch nicht gesehen und gehört, beeilten sich, einen Abend in Paris zuzubringen, um aus eigener Erfahrung über das Ereigniß des Tages reden zu können. Lully wurde von allen Seiten fetirt. Doch dies genügte dem Italiener nicht, er verlangte mehr. Der König mußte den Erfolg nicht allein erfahren, sondern auch in höchsteigener Person sich davon überzeugen. Das war es, was Lully erreichen wollte, und er ließ nicht nach; Edelleute und Lakaien, sogar Molière arbeiteten derart, daß vor Ihrer Majestät bei jedem Anlaß von der drolligen Oper in der „zinnernen Schüssel" in enthusiastischer Weise gesprochen wurde und dessen Neugierde stets mehr erregt werden mußte. Endlich kam der junge und vergnügungslustige König zu einem Entschluß. Mit einigen wenigen seiner Vertrauten wollte er sich incognito nach Paris begeben und einen Abend in dem so berühmt gewordenen Cabaret zubringen. Der Italiener erfuhr Alles; er ließ es sich Etwas kosten, denn so geizig er auch war, wußte er doch, daß dies Geld hundertfache Zinsen tragen würde. Nach allen Richtungen hin wohl vorbereitet, sah er dem wichtigen Augenblick entgegen, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Eines Abends erschienen mehrere fremde Gäste in dem Cabaret, in einfachem Kostüm, doch mit großen befederten Breithüten, die ihre Gesichter beschatteten. Sie fanden, wol nur durch Zufall — oder durch die Vorsorge des schlauen Italieners? — trotz des gefüllten Raumes einen leeren Tisch, an dem sie ziemlich unbeachtet sitzen blieben, und der lustigen Darstellung

des singkundigen verliebten Kochs und der hübschen Magd mit größtem Wohlbehagen zusahen. Lully, der wie immer das Klavicimbel traktirte, schaute sich nicht um; für ihn war jener Tisch sammt seinen Gästen nicht vorhanden, sondern mit aller Aufmerksamkeit und größtem Eifer lenkte er das kleine Drama, als ob es dem wichtigsten musikalischen Werk gegolten. Die Desmatins, von ihrem Meister wohl einstudirt, übertraf sich an diesem Abend selbst, ihre schöne Gestalt, ihre heitere kecke Laune, wie ihre herrliche Stimme und ihr Tanz elektrisirten förmlich die Gäste und auch die Fremden an dem besonderen Tische, so daß Letztere, sich wol vergessend, sogar in das lustigste Lachen ausbrachen und wie alle Uebrigen enthusiastisch in die Hände klatschten. Auch war Dumenil wahrhaft superb. Als nun die letzte Scene vorüber, das zechende und jubelnde Publikum laut nach einer Wiederholung rief, da reckte der Koch seine mächtige Gestalt so viel er nur konnte in die Höhe, trat zum Erstaunen seiner Mitspielerin und der Gäste bis an das Klavicimbel vor und sang mit blitzendem Auge, vollkräftiger Stimme und pompöser Handbewegung — sein Freund Lully hatte ihn gut instruirt und Dumenil wußte, was auf dem Spiele stand! — im Recitativstil:

„Attention, Messieurs! Gott Bacchus kehrt zurück
Zum heiligen Olymp und singet fortan nur
Zu Ehren Zeus', zum Preise des erhabenen,
Des größten aller Könige!"

Nun begann er, von mächtigen Akkorden unterstützt, eine Hymne auf Ludwig XIV., die Quinault gedichtet und geschickt der Situation angepaßt hatte. Jede Strophe schloß er mit einem Refrain, der so viel Weihrauch enthielt, daß er einen gewöhnlichen Herrscher wol hätte umnebeln und schamroth machen können, nur den vierzehnten Ludwig nicht, der ja aus ganz anderem Holz geschnitzt war, als seine übrigen herrschenden Kollegen. Der Refrain wurde anfänglich von mehreren Stimmen der Schenkstube laut und kräftig wiederholt und endlich von allen Anwesenden, die der Sänger Koch Dumenil förmlich begeisterte, enthusiastisch mitgesungen. Es war ein neuer, seltener und gewaltiger Erfolg für den Sänger, den Dichter und Komponisten, und — für Seine Majestät.

Noch während des Tumults, welcher der Aufführung der Hymne folgte, verschwanden die Fremden fast unbemerkt aus dem Cabaret. Nun aber holte Dumenil nach, was er während der Aufführung versäumt, doch diesmal hatte er einen — nein, zwei Gefährten. Lully und die Desmatins tranken mit dem glücklichen Koch auf eine schöne frohe Zukunft.

V.

Das Privileg der französischen Oper.

Am anderen Tage stand Lully vor seinem königlichen Herrn Ludwig XIV., der huldvoll und herablassend mit seinem Surintendanten über die Oper in der „zinnernen Schüssel“ sprach, welcher Se. Majestät incognito beigewohnt zu haben eingestand. Höchstdemselben hatten Musik und Darstellung weit mehr Vergnügen gemacht, als die monotone Komposition der „Pomone“ des Organisten Cambert, und deren Exekution durch die Sänger aus dem Languedoc, mit ihrer abscheulichen Aussprache des Französischen, das bereits Weltsprache geworden war. Dies Alles geruhten Se. Majestät dem horchenden Italiener zu sagen und auch wie Sie Sich höchlichst verwundert habe, daß es dem Surintendanten gelungen, aus einem Koch und einer Magd so tüchtige Sänger zu machen.

Jetzt war für Lully der richtige Augenblick gekommen und er ließ ihn wahrlich nicht unbenutzt vorübergehen. Er stellte in bescheidener, doch geläufiger und eindringlicher Weise dem nun seinerseits horchenden König vor, wie Paris eine Menge herrlicher Stimmen, Gesangstalente und auch solche für das Ballet besitze — man müsse sie nur aufzufinden wissen. Sodann ließe sich auch in dem neuen Genre von musikalischen Darstellungen, der Oper, gar viel überraschend Neues und Herrliches schaffen, wovon, mit Erlaubniß Sr. Majestät, weder Abbé Perrin, noch Cambert, die zeitweiligen Inhaber des Opernprivilegs, einen Begriff hätten. Er, Lully, habe mit einem befreundeten Dichter, Quinault, derselbe, welcher die Hymne gedichtet, die nur ein schwacher Ausdruck ihrer Verehrung und Bewunderung des größten aller Könige sei, geredet und dabei eine Menge prachtvoller Stoffe für die Entfaltung alles möglichen Opernpomps gefunden. So zum Beispiel manche heldenhafte Sagen des Alterthums, welche so viel Aehnlichkeit mit der glorreichen Regierung Sr. Majestät hätten, und jammerschade sei es, daß dies Alles nicht ausgeführt werden könne, daß er, Lully, sich auf seine Versuche in der „zinnernen Schüssel“ werde beschränken müssen, deren vortreffliche Sänger wol verurtheilt seien, bis an ihr Lebensende Koch und Magd zu bleiben.

Ludwig hatte nicht allein aufmerksam zugehört, sondern war auch recht nachdenklich geworden. Die Argumente seines Surintendanten mußten ihm in einer Weise eingeleuchtet haben, daß er wol jetzt schon einsah, daß das Opernprivileg in den Händen Lully's ganz andere Früchte tragen werde, als bei Cambert und Perrin. Als daher der schlaue

Italiener mit einem tiefen Seufzer, der nur dem unvermeidlichen Verfall der Kunst zu gelten schien, seine lange Rede schloß, richtete der König ermunternde Worte an den Musiker und entließ ihn dann in gnädigster Weise.

Triumphirend verließ Lully die königlichen Appartements des Versailler Schlosses. Er hatte seine Sache gewonnen und sah sich bereits im Besitz des so heiß ersehnten Privilegs.

Und so kam es auch. Se. Majestät ließ dem Abbé Perrin einen sehr bedeutsamen Wink geben und nach kurzen Unterhandlungen trat derselbe dem Italiener sein Privileg, „in Paris Opern gegen Eintrittsgeld aufführen zu dürfen", für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe ab. Lully war Herr der Situation und der Pariser Oper. Er verband sich sofort mit dem Architekten Guichard und dem berühmten Maschinisten Vigarani, baute das in der Vaugirardstraße gelegene Ballhaus „Bel-Air" um, und begann darauf am 15. November 1672 seine Opern mit: — „Das Fest der Liebe und des Bacchus". Es waren dieselben Scenen, welche Molière gedichtet hatte und die in der „zinnernen Schüssel" zur Aufführung gekommen waren. Quinault und Andere noch hatten eine große Oper daraus gemacht, und der Erfolg in dem neuen Opernhause ward ein noch weit glänzenderer, als früher in dem Cabaret, und — was die Hauptsache! — ein überreicher an Einnahmen für den geldlustigen Unternehmer.

Der Koch Dumenil wurde erster Sänger der neuen Lully'schen Oper, und die Desmatins glänzte als Tänzerin und als Sängerin. Lully hatte dem Jugendfreund sein Wort gehalten: Dumenil wurde ein gefeierter, reicher Mann. Er und die Desmatins blieben ihren Passionen treu. Sie starb 1705, nachdem sie ihren Meister 1687 nicht allein mit zu Grabe getragen, sondern auch durch ihre Launen in Wirklichkeit unter die Erde gebracht hatte.

Nach Molière's Tod, 1673, erhielt Lully als eine weitere Gunst seines Königs das große Theater des Palais-Royal, wo Molière, Corneille und Racine ihre Meisterwerke dem französischen Publikum dargebracht hatten. Dort blieb die französische Oper, die „Académie royale de Musique", mit wenigen Unterbrechungen, bis im Jahre 1763 der Saal total niederbrannte.

Lully hatte einen Vertrag mit Quinault abgeschlossen und zahlte seinem Textdichter für jedes Opernbuch 4000 Livres, denen der König noch 2000 als Gratifikation zufügte.

Lully wurde ein reicher Mann; er verdiente mit seinem Opern-Privileg eine Summe von 800,000 Livres. Doch je reicher, desto abstoßender, rücksichtsloser, ja brutaler wurde er, besonders seinen Künstlern gegenüber, an denen er sich oftmals thätlich vergriff. Als eines Tages die ehemalige Magd der „zinnernen Schüssel", die Desmatins, bei einer Kirchenmusik, einem Tedeum auf die glückliche Genesung Ludwig's XIV., bei der sie mitzuwirken hatte, den Meister ganz gewaltig in Harnisch brachte, da wollte er in seinem Zorne sein spanisches Rohr heftig auf den Boden stoßen, traf jedoch unglücklicher Weise seinen Fuß. Er konnte nicht mehr gehen, sondern mußte in einer Sänfte nach Hause getragen werden. Die Wunde war gefährlich, der Brand trat hinzu und wenige Tage später, am 22. März 1687, starb er.

Vier seiner Opern werden als seine Meisterwerke und dann noch in eigenthümlich bezeichnender Weise genannt: Atys, die Oper des Königs; Isis, die Oper der Musiker; Phaeton, die Oper des Volkes und Armida, die Oper der Damen.

Mit einem kleinen Liede hatte Lully in Paris debütirt, um als eigentlicher Schöpfer der französischen Oper vom Leben und seiner zweiten Heimat Abschied zu nehmen.

Die Pariser große Oper, die Académie royale-impériale-nationale de Musique der Lepelletier-Straße besaß einen Vorhang, welcher die Gründung der Oper durch Ludwig XIV., durch die Uebergabe des Privilegs an Lully, im Bilde vorführte. Wenn dies auch ein kleiner Irrthum war, so bleibt doch der Florentiner Lully der eigentliche Vater des französischen Opernkindleins, das, seinem Ursprung getreu, auch in der Folge sich eben so gern von italienischen und deutschen Meistern leiten und ziehen ließ, als von solchen seiner eigenen, der französischen Nation.

An einem der folgenden Abende fuhr Onkel Reinhold in seinem Vortrag über die Oper in Frankreich also fort:

Lully war immerhin ein bedeutender Komponist durch Das, was er erreichte: er gründete die französische große Oper, das gesungene Drama — im Gegensatz zu dem Lustspiel mit Gesang, der komischen Oper — doch war er keineswegs ein wirklich gelehrter oder gründlicher Musiker. Zur selben Zeit gab es in Italien Meister, die durch ihr Wissen hoch über ihm standen, wie ihre Werke diejenigen Lully's weit hinter sich zurückließen. Lully's Opern sind weder bedeutend in ihren melodischen,

noch harmonischen Theilen; sie gleichen, hält man ihnen die gleichzeitigen Kompositionen italienischer Meister entgegen, fast den Arbeiten eines Dilettanten. Eines nur zeichnet sie aus: scharfe und treffende Deklamation. Und eine solche war ja auch nach mehr als einer Richtung hin Hauptzweck. Dienten sämmtliche von Lully komponirten Opern doch vorzugsweise zur Verherrlichung des großen Königs, sowol in ihren Prologen als in den einzelnen Scenen, und hier wäre es ja ein Verbrechen gewesen, wären die Worte nicht deutlich zu Gehör gekommen. Auch dem eigentlichen Drama kam diese scharfe musikalische Deklamation zugute, und darin liegt eine der Hauptursachen des großen Erfolgs der Lully'schen Opern. Das Pariser Publikum war durch die Meisterwerke Molière's, Racine's und Corneille's verwöhnt worden und hätte sich keine banalen Operndramen gefallen lassen. Zum Glück für Lully hatte dieser auch in Quinault einen Dichter gefunden, dessen Operntexte vortrefflich waren, als klassisch galten und hundert Jahre später noch von Gluck (Armida), Piccini (Roland) ꝛc. komponirt wurden. So erwarben sich denn die Opern Lully's den Ruf von Meisterwerken und behielten diesen auch fast ein ganzes Jahrhundert lang, wenn sie ihre allmächtige Herrschaft auch im Laufe der Zeit mit den Arbeiten eines anderen Musikers theilen sollten.

Die Nachfolger Lully's, Campra, Destouches ꝛc., erwiesen sich in ihren Produktionen viel schwächer als ihr Urbild, und die französische Oper hielt sich beinahe ein halbes Jahrhundert fast nur durch die Werke Lully's. Daß die Académie royale de Musique dabei langsam ihrem Untergang entgegen gehen mußte, konnte nicht ausbleiben. Da erschien 1733 ein Musiker, der mit seinem ersten Werk sich neben den alten Liebling der Pariser stellte und diesen sogar verdrängt haben würde, wenn Lully nicht gar so viele und treue Anhänger gehabt hätte. Es war dies Rameau (geb. 1683), Organist an der Kirche Ste.-Croix und bedeutender Theoretiker, dem es nach langem Ringen endlich, in seinem fünfzigsten Jahre, gelungen war, eine Oper, „Hypolit und Arricia“, auf die Bühne der Académie royale de Musique zu bringen. Das Werk gefiel ungemein, denn es brachte wirklich Neues: reiche Harmonien und Instrumentaleffekte, wie man sie bis dahin noch nicht in den Opern gehört. Mit einem Schlage war Rameau ein berühmter Mann, der Retter und Heiland der französischen Oper geworden; begeisterte Anhänger scharten sich um ihn, welche die Verehrer Lully's in jeder Weise zu bekämpfen suchten. Und doch unterschieden sich die Werke beider Meister

nur durch die größere contrapunktische Gelehrsamkeit, welche sich in denen von Rameau kundgab, doch waren sie gleich trocken und einförmig. Indessen, die französische Oper war gerettet und ihr Publikum, schließlich auch die Lullysten, jubelte jeder neuen Oper des großen gelehrten Rameau zu. Dieser schrieb bis zu seinem Tode 1764, eine Menge Opern, die mit den Werken Lully's die französische Opernbühne vollständig beherrschten. Als Rameau's Meisterwerk bezeichnet man seine Oper „Castor und Pollux", und heute noch werden in Paris und in Konzerten ernsterer Richtung, einzelne Nummern daraus aufgeführt.

Diese fast tyrannische Herrschaft der beiden Musiker Lully und Rameau über die Académie royale de Musique — die Rameau's dauerte über dreißig Jahre, während welcher Zeit nur wenige Werke anderer Komponisten zur Aufführung kamen — hatte indessen doch manche Unzufriedene erzeugt, die sich nach einer anderen theatralischen Musik sehnten als die psalmodirende zopfige jener Meister. Italien lieferte bereits die herrlichsten Opern voll einschmeichelnden Melodien, ernster und heiterer Gattung. Letztere hatte man in Paris durch die Comédie italienne kennen gelernt, und nun verlangte man auch ähnliche melodische Schönheiten in den französischen Opern zu hören. 1752 kam eine italienische Truppe nach Paris und sang ihre lustigen Opern auf der Bühne der Académie royale de Musique. Diese Buffonisten machten, besonders mit der Serva Padrona von Pergolese, ein solches Glück, daß sich sofort eine große Partei bildete, welche diese Art von Musik als die einzig richtige, auf der Bühne anwendbare proklamirte und alles Andere, was man bis jetzt vergöttert hatte, verwarf. Dies empörte die Anhänger Lully's und Rameau's, und beide Parteien bekämpften sich nun in der Presse und durch Flugschriften auf das Heftigste. Zu der Partei der Buffonisten gehörte auch der Philosoph J. J. Rousseau, der sogar als Beleg seiner Behauptungen ein kleines Singspiel dichtete und in Musik setzte: „Le devin du village", das im folgenden Jahre 1753 in der großen Oper und mit Beifall aufgeführt wurde. Dieser Streit führte indessen kein nennenswerthes Resultat herbei; Rameau komponirte in seiner Weise weiter, und die wenigen Nachahmungen der Italiener vermochten ihr Vorbild nicht zu erreichen; sie verschwanden eben so rasch als sie aufgetaucht waren.

Anders geschah es zehn Jahre nach dem Tode Rameau's, als der große Reformator Gluck mit seiner „Iphigenia in Aulis" in Paris einzog und als Sieger in einer Weise das Feld behauptete, daß er Alles,

was vor ihm gewesen, Lully, Rameau und ihre Nachtreter, so gut wie für immer beseitigte. Bei ihm, dem großen Meister, müssen wir ein wenig länger verweilen.

Christoph Gluck wurde 1714 zu Weidenwang in der Oberpfalz geboren; als Kind kam er mit seinem Vater, der Förster war, nach Böhmen, wo er bis 1736 blieb und sich zum Musiker heranbildete.



Christoph Willibald Ritter Gluck.

Dann ging er nach Wien, um weiter zu studiren. Leider gab es damals noch keine deutsche Oper, und so wandte Gluck sich denn nach Italien, wo er 1741 seine erste Oper auf die Bühne brachte. Nun schrieb er bis 1745 noch sieben andere Opern für Venedig, Mailand, Turin und andere Städte, die alle mit großem Beifall aufgeführt wurden, und ihm einen Namen machten. Nach London eingeladen, komponirte er dort eine Oper, die indessen nicht gefiel. Nun kehrte Gluck nach Deutschland zurück, wo er sich in Dresden, dann in Wien bis 1748 aufhielt. Dieser Zeitraum kann als die erste Periode seines Schaffens, gleichsam

als seine Lehrjahre betrachtet werden. Die zweite Periode, von 1748 bis 1762, ist die der Erkenntniß, wo Das, was in ihm lebte, das wirkliche gesungene Drama, Form und Gestalt erhielt. Er brachte diese Jahre meistens in Italien zu, wo er noch eine Menge Opern schrieb und für seine Werke in Rom zum „Ritter vom goldenen Sporn" ernannt wurde. 1762 beginnt die dritte, die Periode der Meisterschaft, welche mit seinem Tode 1787 ihren Abschluß erhielt.

Der Meister hatte das Glück, in Italien einen Textdichter zu finden, der auf seine Ideen von der Verbesserung der Oper einging, ihr eine dramatische Wahrheit zu verleihen, die sie bis dahin nicht gehabt — oder die ihr längst wieder verloren gegangen war. Es war dies Calzabigi, und im Verein mit diesem schrieb Gluck 1762 seinen „Orpheus", 1769 „Alceste" und 1772 „Paris und Helena". In diesen Opern machte er den Versuch, die gesungene Tragödie ins Leben zu rufen, was jedoch nur theilweise anerkannt wurde. Ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit ist in diesen Werken auch noch nicht zu finden; ein solcher sollte erst mit Gluck's Einzug in die Pariser große Oper stattfinden. Durch den Bailli: du Rollet, bei der französischen Gesandtschaft in Wien angestellt, wurde er angeregt, eine französische Oper in der neuen Form, welche sich jedoch der altfranzösischen näherte, zu schreiben, und so entstand die „Iphigenia in Aulis", zu welcher du Rollet den Text nach Racine gefertigt hatte. Nach mancherlei Kämpfen wurde diese Oper denn auch unter dem Protektorat der Dauphine Marie Antoinette, die in Wien Schülerin Gluck's gewesen, am 14. Februar 1774 in Paris aufgeführt. Der Erfolg, wie er sich nach und nach entwickelte, war ein vollständiger Sieg des deutschen Meisters; es war mehr: eine That, die mit einem Schlage nicht allein Alles, was vorher auf dem Gebiete der Opernbühne geglänzt, als abgethan beseitigte, sondern auch die Oper zu einem neuen und herrlichen Kunstwerk erhob. Gluck arbeitete nun rasch, mit Hülfe du Rollet's, den „Orpheus" und die „Alceste" um und zählte zwei glänzende Erfolge mehr. Doch schon waren seine Feinde eifrigst beschäftigt, dem deutschen Meister den so rasch errungenen Ruhm durch einen Rivalen zu schmälern, der ihn womöglich gänzlich besiegen sollte. Madame du Barry, die allmächtige Gegnerin der Dauphine am Hofe, wollte dieser auch auf dem Felde der Kunst entgegentreten. Insgeheim ließ sie durch den königlichen Gesandten in Neapel, Piccini, den damals berühmtesten Komponisten Italiens, für die Große-Oper gewinnen. Piccini kam im Dezember 1776 nach Paris,

und während Gluck in Wien die Armida von Quinault beendete, begann Piccini die Komposition der Oper „Roland“ desselben Dichters, den Marmontel etwas umgeändert hatte. „Armida“ wurde 1777 aufgeführt, und hatte weniger Erfolg als die früheren Opern Gluck's. Das folgende Jahr sah die Aufführung „Roland's“ von Piccini, und die süßen Melodien des Italieners gefielen den Parisern ungemein. Jetzt entbrannte der bekannte Streit zwischen den „Piccinisten“ und „Gluckisten“, an dem Alles Theil nahm, was damals von geistig bedeutenden Persönlichkeiten in Paris lebte. Heftig wurde mit der Feder, in Zeitungen, Broschüren, ja ganzen Büchern, mit der Zunge in den Cafés und den Foyers der Theater hin und her gestritten, wer von den beiden Meistern der größte, welcher Stil der richtige und schönere sei. Während dieser „musikalische Krieg“ in heftigster Weise tobte, näherten die beiden Meister sich einander, und die Direktion der großen Oper dachte Vortheil von beiden Theilen zu ziehen. Sie ließ insgeheim zwei Opernbücher über denselben Stoff „Iphigenia in Tauris“, von verschiedenen Dichtern anfertigen, und übergab den beiden Rivalen je eines derselben. Die Oper Gluck's wurde 1779 mit größtem Beifall aufgeführt, es war sein letzter, doch wol auch sein größter Erfolg. Sein Schwanengesang „Echo und Narziß“ ließ kalt. Dahingegen erlitt auch Piccini mit seiner „Iphigenia“ 1781 eine vollständige Niederlage. Von nun an verstummte Gluck's Muse, und 1787 schied der Meister infolge eines Schlagflusses von dieser Erde. In dem Streite mit seinem heute vergessenen Rivalen ist Gluck's Genius ruhmgekrönter Sieger geblieben.

Noch waren während dieser Zeit und bis zum Ausbruch der französischen Revolution eine Menge anderer italienischer Meister mit ihren Werken auf der Bühne der großen Oper erschienen, ohne jedoch mehr als augenblickliche Erfolge zu erzielen. Von ihnen nenne ich nur Salieri („Die Danaïden“), Sacchini („Oedipus“), Traëtta, Anfossi &c. Von geborenen französischen Komponisten für diese Bühne wären außerdem noch Gossec und Berton, vor Allen aber Etienne Henri Mehul hervorzuheben, der heute noch unsere volle Sympathie durch seine herrliche Oper „Joseph in Aegypten“ verdient.

Mit ihm und seinem Hauptwerk will ich Euch durch eine kleine Erzählung bekannt machen, in der Ihr auch Meister Gluck und sein letztes Hauptwerk wiederfinden werdet. Damit mag denn auch für heute unsere Unterhaltung schließen.

Méhul.

Joseph und seine Brüder.

Eine Erzählung.

I.

Gluck war mit einer neuen Partitur nach Paris gekommen. Der Krieg zwischen seinen Anhängern und den Piccinisten hatte seinen Höhepunkt erreicht und mit dem neuen Werk gedachte der deutsche Meister den italienischen Rivalen vollständig und für immer zu besiegen. Der Direktor der Oper, ein schlauer Franzose, hatte denselben Stoff, „Iphigenia in Tauris", von zwei verschiedenen Dichtern, Guillard und Dubreuil, bearbeiten und das Buch des Erstern Gluck, das des Zweiten Piccini zur Komposition überwiesen. Kühn war der deutsche Musiker an die Arbeit gegangen, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit war die Oper fertig geworden, und das Studium konnte beginnen.

Es war im Mai des Jahres 1779. Vor dem Theile des Palais-Royal, der an die Rue St.-Honoré stieß, konnte man an einem Nachmittage ein eigenthümliches, fast geheimnißvolles Treiben bemerken. Die großen Eingänge waren geschlossen wie auch die Fenster, und das hohe ziemlich düster aussehende Gebäude stach gewaltig gegen seine Nachbarschaft, die bunten Läden und belebten Häuser der prächtigen Straße ab. Eine Anzahl Männer, deren Aeußeres mit dem scheinbar ausgestorbenen Bauwerk in überraschendem Einklang stand, befand sich vor demselben, auf- und abwandelnd, oder in einzelnen Gruppen leise miteinander redend. Einfach bürgerlich war ihre Kleidung und die Meisten trugen lange oder viereckige hölzerne Kasten von sonderbarer Form unter dem Arm oder in der Hand. Dann und wann entfernte sich Einer der Männer mit seinem Kasten still und fast geheimnißvoll durch ein kleines Pförtchen in das Innere des düsteren Hauses. Andere folgten, bis endlich Alle auf dieselbe Art verschwunden waren und das Pförtchen sich nur noch öffnete, um einem vereinzelt Ankommenden gleich stillen Einlaß zu gewähren. Das große, äußerlich todte Haus war die Oper, die von Ludwig XIV. gegründete „Académie royale de Musique", und die Männer, welche still und geräuschlos eintraten, waren Musiker des Orchesters. Am selben Nachmittage sollte die letzte und Hauptprobe von Gluck's „Iphigenia in Tauris" stattfinden.

In der Straße selbst wogten Menschenmassen hin und her; Karossen und Portechaisenträger kreuzten sich lärmend und schreiend, auf das große stille Haus und was dort vorging, achtete man nicht. Die Oper war ja nur am Abend für das Publikum da. Nur ein junger Mensch schien eine Ausnahme zu machen, Es war ein schmächtiges Bürschchen von etwa sechzehn Jahren in einem äußerst einfachen Habit, das dunkle Haar nur mit einem Bande im Nacken zusammengebunden. Er hatte sich in eine geschützte Ecke des Hauses gedrückt und mit steigender Erregung auf die Eintretenden geschaut. Die glänzenden Augen ließen die Blässe des mageren Gesichts noch mehr hervortreten, und trug er nicht den Keim einer Krankheit in sich, so mußten Entbehrungen ihm dies leidende Aussehen gegeben haben. Daß er Musiker war, zeigte eine ziemlich dicke Notenrolle, die aus der breiten Klappentasche seines Rockes hervorlugte und daß er gern mit den Orchestermitgliedern in das Heiligthum der Kunst eingedrungen wäre, verriethen die gierigen Blicke, mit denen er jeden Eintretenden verfolgte, bis das Thürchen sich hinter ihm schloß. Die Probe wollte — mußte er mit anhören, da er kein Geld hatte, um ein Billet für die am anderen Tage stattfindende erste Vorstellung zu kaufen. Der Arme! hatte er doch heute nur ein paar Milchbrödchen genießen können, weil ihm die Mittel zu einem kräftigen Diner im Augenblicke vollständig fehlten.

Der letzte der Musiker mußte wol schon eingetreten und die Zeit nahe sein, wo die Probe beginnen würde, und noch immer regte sich der junge Enthusiast in seiner Ecke nicht. Doch wurde seine Erregtheit und Unruhe eine fast fieberhafte. Er mußte zu einem Entschluß kommen, einen kecken Versuch wagen, um in den Saal zu gelangen, denn auf irgend eine äußere Hülfe durfte er nicht rechnen. Seit mehreren Stunden stand er schon da; er hatte den gefeierten Meister Gluck, sowie den ehemals berühmten Tänzer und nunmehrigen Regisseur und Meister der Scene Gardel eintreten sehen, an sie sich wenden wollen mit seiner Bitte — und wie passend waren die Worte von ihm zurecht gelegt worden! Doch die große Gestalt des berühmten deutschen Musikers hatte ihn wieder in seine Ecke zurückgescheucht und so war er denn unthätig, unschlüssig geblieben, bis der letzte der Musiker eingetreten, und die Probe in wenigen Augenblicken beginnen mußte.

Jetzt schien den bleichen jungen Menschen eine verzweifelnde Kraft zu überkommen. Er riß seine Notenrolle aus der Tasche, öffnete sie und legte sie breit unter den Arm, so daß die fünffachen Linien mit

ihren schwarzen Köpfen auf dem weißen Papier weithin leuchteten. Keck drückte er das kleine Rundhütchen auf den Kopf, dann schritt er, wenn gewiß auch zitternd, doch mit ziemlich festen Schritten auf das Pförtchen zu und klopfte leise an, wie die anderen Musiker es gemacht; die Thüre öffnete sich und der Eindringling befand sich in einem dunklen Gange, in dem er klopfenden Herzens weiter schritt, während der Portier in der Loge ihm brummend nachrief:

„Wieder der Letzte, wie immer, Petit-Jacques! Der Wein war gewiß gut, und an Briochen wird's wol morgen nicht fehlen!"

Der junge Mann hörte nichts. Unaufhaltsam eilte er weiter und den Tönen nach, die sich in buntem Durcheinander hören ließen, ein Zeichen, daß die Instrumente gestimmt wurden und die Probe noch nicht begonnen hatte.

Der Zufall war ihm in überraschender Weise günstig gewesen: der Portier hatte ihn für einen kleinen stets eben so wein- als saumseligen Geiger gehalten, der noch nicht eingerückt war und, obgleich geschickt, doch oft Fehler machte, wofür er dann am anderen Tage für jeden Schnitzer eine Brioche, einen kleinen Butterkuchen mit Zucker bestreut, zu zahlen hatte. Es war dies eine Strafe, welche die Musiker der Oper seit Jahren unter sich eingeführt hatten, weshalb denn auch noch heute ein derartiges Fehlen eines Geigers oder Bläsers und schließlich jeder Schnitzer eine „Brioche" genannt wird.

Unser junger Musiker war in der Nähe des Probezimmers angelangt. Eine halbgeöffnete Thür zeigte ihm nun den dunklen Saal mit seinen Logenreihen und ihm gegenüber das Orchester und die matterhellte Bühne, auf welcher bereits alle Darsteller der neuen Oper und andere Personen in bürgerlichen Kleidern versammelt waren. Es war der Eingang ins Parterre. Ein einziger Blick genügte dem Eindringling, um zu wissen, wohin er sich zu wenden habe. An dem dunklen Rande des Parterres drückte er sich hin bis gegen die erhöhte Mitte, dann schwang er sich kühn auf die hohe Brüstung einer der dahinter liegenden still verschwiegenen Logen und nun war er in Sicherheit. Er befand sich in einer der kleinen Salonlogen, welche man schließen konnte und die meistens hochadeligen Herren vom Hofe, reichen Financiers u. dgl. gehörten, die sie auf ihre Kosten prächtig und bequem ausstatten ließen. In die schwellenden Kissen eines weichseidenen Sofas drückte sich der junge Mann, überglücklich und frohen Herzens, des seltenen Genusses harrend, der ihm werden sollte.

Unter den Anwesenden auf der Bühne war es vor allen Dingen der Meister selbst, der seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er bewunderte die hohe mächtige Gestalt, vor der sich Alles beugte, deren Worte und Winke mit größter Schnelligkeit und gleicher Ehrfurcht befolgt wurden. Doch das Zeichen des Regisseurs wurde laut. Die Bühne leerte sich, und aus dem Orchester stiegen langsam die ersten Töne des neuen Werkes des deutschen Meisters empor.

Der junge Musiker saß in seiner dunklen Loge wie der Erde entrückt. Er war so zu sagen ganz Ohr geworden, denn für nichts Anderes hatte er Sinn als für das, was er nun vernahm. Nur wenige Wochen in Paris, hatte er noch nie eine Oper gehört, und jetzt wurde das Schönste und Hehrste, was das größte musikalische Genie des Jahrhunderts geschaffen, ihm vorgeführt. Zwar kannte er Gluck's Kompositionen aus den gestochenen Partituren, welche ihm glücklicher Weise zugänglich waren. Doch wie ganz anders wirkten die lebendig gewordenen Töne der Instrumente und Stimmen auf ihn, als die Noten in den Büchern! Eine neue Welt that sich vor ihm auf, und nachdem sein Staunen in Bewunderung, fast in Anbetung übergegangen, gelobte er sich mit heiligem Schwur, Alles zu versuchen und zu thun, um auch ein Gleichberechtigter in diesem wunderbar schönen Reich der Töne zu werden.

Die Probe ging ohne Aufenthalt weiter und immer Neues, Herrliches brachte sie zu Gehör. Oftmals mußte der junge enthusiastische Zuhörer in seinem Versteck die Lippen zwischen die Zähne klemmen, die Finger förmlich in die Sammtbrüstung der Loge krallen, um nicht vor Entzücken aufzuschreien und in die Hände zu klatschen. Die wilden Chöre der Scythen, die Klagen des verzweifelnden Orest ergriffen ihn mit Schauern, die seinen schwachen Körper zum Schütteln brachten; der Traum, die Gesänge der Iphigenia, die religiösen Chöre erpreßten seinen Augen Thränen süßer Lust.

Er hätte hören, in diesen Tönen und Gesängen schwelgen mögen bis zum Vergehen, und viel zu früh für ihn war der vierte Akt zu Ende und der letzte Ton des herrlichen Werkes verklungen.

Erschöpft warf sich der junge Mann in seinen weichen Sitz zurück. Es war ihm nicht möglich nach dem Gehörten, sich sofort zu entfernen, noch einmal mußte er es vor seiner Seele vorüberziehen lassen, um es für sein ganzes Leben festzuhalten. Eine lange Weile lag er träumend da, sich um nichts kümmernd, was weiter in dem großen Hause vorging. Als er endlich wieder zu sich kam — war es tiefe dunkle Nacht rings

um ihn her. Die letzten Musiker und Sänger hatten sich längst entfernt, alle Lichter waren gelöscht worden, und ganz allein befand sich der kecke Eindringling in dem weiten großen Opernsaale.

Der junge Mann erschrak zwar anfänglich nicht wenig, dann aber begann er nachzusinnen. Die Probe der Iphigenia hatte er gehört, nun wollte und mußte er auch das Werk in der Vorstellung sehen und hören, und der Zufall, der ihn schon einmal begünstigt, schien ihn auch jetzt wieder auf den richtigen Weg geführt zu haben, so dachte er. Geld, um ein Billet zu kaufen, hatte er nicht — es wäre wol auch keines mehr zu haben gewesen und wenn man es mit Gold hätte aufwiegen wollen! Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als die Nacht und den folgenden Tag sich im Opernhause versteckt zu halten, und dazu konnte die kleine äußerst bequeme und behagliche Loge ganz vortrefflich dienen. Sobald das Parterre sich zu füllen beginne — die Besucher der Logen kommen ja stets zu allerletzt — würde er seinen bergenden Aufenthalt gewiß ungesehen verlassen können und im Parterre irgend ein ruhiges Plätzchen finden. Also wollte er handeln. Doch die Nahrung für den folgenden Tag? Bah! was thut's? dachte der junge Enthusiast. Aus Hungern bin ich ja gewöhnt, ob einen Tag mehr oder weniger, hat nichts zu bedeuten, und noch dazu, wenn ich dadurch die erste Vorstellung der Iphigenia sehen kann.

Soweit mit seinen Gedanken in Ordnung, streckte er sich behaglich auf das elastische Seidensofa aus, um vorerst die Nacht, und bequemer als in seinem Dachstübchen, zu verbringen, zu träumen, von der Iphigenia — von eigenen, zu schaffenden ähnlichen Werken.

II.

Der junge Mann hieß Méhul. Aus Givet, der kleinen aber starken Festung an der Maas, daheim, war er der zweitjüngste Sohn einer kinderreichen, doch geldarmen Familie. Sein Vater hielt eine Garküche in dem kleinen Städtchen, und seine Brüder betrieben alle ähnliche bürgerliche Gewerbe. Nur er, Etienne Henry, machte eine Ausnahme. Er wollte kein Handwerker, sondern Künstler werden, doch wurde er dies vor der Hand nicht, dafür aber von seinen Brüdern mit scheelen Augen angesehen. Ein Liebling des Vaters, hatte dieser oft Mühe, den jungen Henry vor der rauhen Behandlung seiner Brüder zu schützen, was der Knabe dem Vater mit innigster Liebe vergalt. Der junge Bursche hatte entschiedenes musikalisches Talent, und schon in seinem

zehnten Jahre durfte er die Orgel in der Kirche seiner Vaterstadt spielen. Zwei Jahre später nahm ein damals berühmter Organist des nahen Klosters Lavaldien sich des begabten Knaben an und brachte ihn bald so weit, daß er sowol geistliche als weltliche Sachen ohne Fehler und sogar in recht selbständiger Form zu setzen vermochte. Einen weiteren Gönner fand der junge Méhul in dem Colonel des damals in Givet garnisonirenden Regiments. Dieser wurde nach Paris versetzt und forderte nun den angehenden Musiker auf, dorthin zu kommen, um in der großen Weltstadt seine Studien fortsetzen zu können. Freudig war Henry diesem Rufe gefolgt. Nach einem schier herzzereißenden Abschied von seinem alten Vater — die älteren Brüder kümmerten sich kaum um ihn, oder wünschten ihm höhnend Glück auf den Weg — verließ der sechzehnjährige Méhul Givet und wanderte mit seinen Noten, seinen einzigen Reichthümern, nach Paris. Hier aber schien für ihn eine traurige Zeit zu beginnen, denn wenn der vornehme Gönner ihn auch unterstützte und für einen Lehrer in der Person eines deutschen Musikers, Namens Edelmann, sorgte, so blieben doch noch gar viele Bedürfnisse, als Wohnung und Kleidung, Essen und Trinken zu bestreiten, und der junge Méhul mußte sehen, auf irgend welche Art Geld zu verdienen. Er kopirte Noten, wie Jean Jacques Rousseau dies gethan, doch wurden sie ihm lange nicht so gut bezahlt wie dem großen Philosophen. Es fehlte also leider meistens nur — an Allem, und der arme Teufel wäre unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn nicht ein kleines Wunder ihn nicht allein gerettet, sondern auch mit einem Schlage für sein ganzes Leben gleichsam geborgen hätte.

Etwa zwei Monate befand sich Méhul in Paris, da sollte Gluck's neue Oper, „Iphigenia in Tauris“, zum ersten Male aufgeführt werden. Das Werk mußte der junge Musiker hören, koste es was es wolle.

Wie er dies angestellt und sein Ziel auch so weit erreicht, haben wir im ersten Abschnitt gesehen.

Träumend lag Méhul auf dem Kissen des weichen Seidenlagers; Stunde um Stunde der Nacht verging, doch kein Schlaf wollte in seine Augen kommen, dafür aber gingen Gedanken, bunt und mannichfaltig, ihm durch den Kopf. Eine Oper wollte — mußte er schreiben, schön und herrlich, rein und keusch, wie die, deren Probe er mit angewohnt, Ruhm und Gold wollte er damit erlangen — doch dies Alles nicht für sich, nur für seinen alten Vater, den er weit mehr liebte als sich selbst, als sonst Alles auf der Welt. An ihn dachte er und malte sich die

Freude des alten Mannes aus, wenn er, sein Sohn, einstens ein solches Ziel erreicht haben würde. Zugleich mußte er seiner Brüder gedenken, die ihn, zu seiner innigsten Betrübniß, so wenig liebten, wol gar haßten; was diese bei einem solchen Erfolge wol für Augen machen und daß sie sich dann auch gewiß bekehren, ihm wieder gut sein würden. Da tauchte plötzlich vor seinem Geiste eine Geschichte der Bibel auf, die ihn als Knaben stets so angezogen und bis zu Thränen gerührt. Es waren die Schicksale Joseph's, den seine Brüder nach Egypten verkauft hatten, wo er mächtig wie ein König geworden war und dann im Stande gewesen, im entscheidenden Augenblick seinem geliebten Vater und Denen, die ihn so gehaßt, Gutes zu thun. Hatte sein eigenes Schicksal doch bis jetzt viel Aehnlichkeit mit dem Joseph's gehabt, und konnte dies nicht auch ferner der Fall sein? Erregt, wie er war, nahm er dies als gewiß an und mit glänzenden Farben malte er sich die Wirkung aus, welche sein späteres Loos auf seinen alten Vater, seine Brüder, seine Nachbarn und Freunde — die ganze Welt ausüben würde.

Da! — es war, als ob plötzlich in seiner Seele ein helles Licht aufgegangen wäre — da sah er all' die ergreifenden Scenen aus dem Leben Joseph's lebendig werden, verkörpert an sich vorüberziehen und begleitet von einer Musik, so schön und so herrlich — wie die, welche ihn früher so berauscht und fast in den Himmel gehoben. Er sah und hörte Joseph, wie er in Demuth sein Glück ertrug, hörte die Klagen der von Reue gefolterten Brüder, das Jammern des alten Vaters nach dem verlorenen Sohn, seinen Fluch, mit dem er die Schuldigen bedrohte — seinen Jubel, als er den Geliebten wiedergefunden! — Und die begleitenden Töne waren seine eigenen. — Ja, das wollte er schaffen, aus seiner innersten Seele heraus in musikalischem Gewande dem staunenden Volke vorführen und sein Ziel sah er dann erreicht. Ruhm und Reichthümer wurden ihm, doch nur um sie und alles Errungene dem Vater dankbar zu Füßen zu legen.

So phantasirte, schwärmte der junge Mann, während Stunde um Stunde verging, wenn die Vernunft auch gleichsam auf Augenblicke zurückkehrte und ihm ein schwaches Lächeln über seine allzu kühnen wachen Träume abnöthigte. Endlich, um über den in ihm entstehenden Zwiespalt zu siegen, rief er:

„Ein Zeichen noch will ich abwarten, trifft es zu, dann will ich glauben, fest und bestimmt, daß ich erreiche, was ich ersehen und auf dem Wege, den ich soeben geträumt habe!“

Was war das? — Sein Blick, den er wie beschwörend erhoben und nun senkte, begegnete in diesem Augenblick einem kleinen hellleuchtenden Punkte, dort in der Ecke der Loge. Wie ein funkelndes Leuchtkäferchen blitzte er ihm entgegen aus der schwarzdunklen Umgebung. Einen Augenblick blieb das Auge des jungen Musikers wie gebannt an der Stelle haften, dann richtete er sich langsam empor, schritt tastend nach der Ecke hin und griff nach dem kleinen leuchtenden Etwas. Leicht ließ es sich fangen, da es sich nicht bewegen und sein schönes Licht zu verbergen vermochte. Es war ein kleiner Reif — ein Ring — und was da funkelte, ein ziemlich großer Diamant.

Sehen konnte Méhul dies nicht, nur fühlen, errathen.

Ein Besucher der Loge mußte das kostbare Kleinod verloren haben.

Den Ring in der Hand ließ der junge Mann sich wieder auf seinen Sitz zurückfallen.

Der Fund konnte ihn retten, der Erlös dafür ihn wol für mehrere Jahre aller Sorgen entheben. Doch durfte er ihn behalten? — Nein und immer nein! war die Antwort. — Und wenn man morgen ihn fände, als Dieb betrachten, durchsuchen — den Ring in seiner Tasche entdecken würde? — Hastig, als ob er Feuer zwischen den Fingern halte, warf er das Kleinod von sich, das nun auf dem Teppich des Bodens lag und sein buntes verführerisches Licht ihm entgegen funkeln ließ.

Einen Augenblick noch, dann ließ Méhul ein leichtes unterdrücktes Lachen hören, das seltsam durch das große öde und dunkle Haus wiederhallte, dann rief er:

„Ich könnte dies wol als das Zeichen des Schicksals betrachten, welches ich so keck gefordert. Auf ähnliche Weise versuchte Joseph seine Brüder und führte schließlich deren Glück, die Wiedervereinigung mit dem Vater herbei. Auf alle Fälle will ich den kostbaren Ring an mich nehmen, ihn seinem Eigenthümer wieder zuzustellen suchen, denn hier könnte er von Leuten gefunden werden, die keine Gelegenheit gehabt, sich so gute Grundsätze anzueignen, wie die gebesserten Brüder Joseph's."

Mit festem Griff nahm er den Ring zum zweiten Male an sich, steckte ihn behutsam in die Tasche und streckte sich dann wieder, als ob er diesmal wirklich schlafen wolle, auf seinem bequemen Lager aus.

Als ob mit diesem Abschluß seiner langen Gedankenkette die Ruhe bei ihm eingekehrt, schlummerte der junge Mann endlich ein und träumte von seinem Vater, von seinen Brüdern und von der Oper, die er schaffen werde, von — Joseph in Egypten.

III.

Welche Stunde des Tages es war, als Méhul in seiner Loge erwachte, vermochte er nicht zu sagen, denn er hatte weder selbst eine Uhr, noch hörte er das Schlagen irgend einer. Sein knurrender Magen sagte ihm indessen, daß es höchste Zeit sei, zu frühstücken, besonders da er gestern weder zu Mittag noch zu Nacht gegessen. Doch der Magen hatte gut reden und zürnen, er bekam keine befriedigende Antwort, denn sein Herr hatte wol zur Zeit einen kostbaren Stein im Besitz, doch kein Stückchen Brod. Er mußte also weiter hungern, und da Méhul seit seinem Aufenthalt in Paris auch in dieser sehr traurigen Kunst große Uebung erlangt, so fiel es ihm nicht allzu schwer, den Rebellen mit Verachtung zu strafen und so zu beschwichtigen. Ein geistiges Diner stand ihm ja in der Aufführung der Iphigenia bevor, für das er die besten königlichen Mahlzeiten der Welt mit Freuden hingegeben hätte.

Dafür vermochte er jetzt in dem matten Lichte, welches durch die hier und da offen stehenden Thüren in den Saal drang, seinen zeitweiligen Aufenthalt wie den Fund näher zu betrachten und zu untersuchen. Der Ring war ein breiter Goldreif mit einem einzigen großen Diamanten. Von innen zeigte er ein eingravirtes Wappen und den Buchstaben V. Die kleine Loge aber erwies sich als ein wahrhaft eleganter, aufs Reichste und Ueppigste ausgestatteter Raum. Das bequeme Sofa im Hintergrunde, auf dem der junge Méhul trotz seines hungrigen Magens so gut geruht, war wie die übrigen Sitze mit blauem Seidendamast überzogen, in dem von Silberfäden Lilien und Rosen sich eingewirkt zeigten. Von gleich kostbarem Stoffe waren die Tapeten. Ein kleiner Spiegel in reichvergoldeter und verschnörkelter Einfassung trug als Krönung ein Wappen, das Méhul bekannt war und das er bald als dasjenige des alten und berühmten Herzogs Richelieu erkannte. Der junge Musiker befand sich also in der Loge des üppigen Herzogs, doch der Ring gehörte jenem hohen Herrn nicht an, da er ein ganz anderes, sehr einfaches Wappen und einen Buchstaben enthielt, die beide mit dem Hause und Namen Richelieu's nichts gemein hatten. Ein Besucher der Loge und Freund des Herzogs mußte das Kleinod und gewiß während der vorherigen Vorstellung verloren haben, und so durfte es denn nicht schwer sein, den Eigenthümer aufzufinden.

Stunden vergingen, in dem Hause wurde es lebendig, Vorbereitungen zu der Vorstellung wurden getroffen, dann trat wieder eine lange Stille ein.

Méhul that alles Mögliche, um seinen ihn wahrhaft peinigenden Hunger zu beschwichtigen, und so nahte denn endlich — endlich die Stunde heran, wo die Thüren des Opernhauses sich für die Besucher öffnen sollten und er hoffen durfte, aus seinem Gefängniß glücklich erlöst zu werden.

Der Vorhang war längst niedergelassen worden, und was jetzt auf der Bühne vorging, blieb Méhul verborgen, dafür aber bemerkte er plötzlich einen Menschen, der mit einer Laterne in der Hand das Parterre betrat, wol um eine Durchsicht des Hauses vor Beginn der Vorstellung vorzunehmen.

Ein tödlicher Schreck erfaßte den armen Musiker. Sich in der Loge zu verbergen, die Gitter derselben zu schließen, war unmöglich, ebenso ein Entschlüpfen durch das Parterre. Er sah sich gefangen, und keines Lautes, keiner Bewegung fähig blieb er regungslos auf seinem blauseidenen Sofa, das ihn jetzt eine Marterbank dünkte, sitzen. All' sein Harren und Hungern sollte vergeblich gewesen sein? Es war in der That entsetzlich, zum Verzweifeln!

Der laternenbewaffnete, suchende Wächter hatte ihn leider auch nur zu bald in seiner eleganten Falle entdeckt. Die Laterne hoch haltend, leuchtete er in die Loge hinein und rief nun:

„Ah! — Da hab' ich den Burschen, der gestern als Doppelgänger Petit-Jaques' sich in das Haus geschlichen! Hat er doch bis jetzt gewartet, eigens um sich von mir fangen zu lassen. Heraus, und zuerst zum Verhör zu Monsieur Gardel, dann auf die Wache, womöglich in die Bastille!“

Da half kein Widerstreben, kein Bitten und keine Ausrede. Der am ganzen Leibe zitternde Méhul mußte die Loge verlassen und wurde von dem unbarmherzigen Portier durch verschiedene Gänge und über mancherlei Treppen auf die Bühne und in das Kabinet des Herrn Pierre Gardel geführt.

Dieser Beamte hörte den Bericht des Portiers an, dann heftete er sein Auge durchdringend auf den bleichen jungen Mann und forderte ihn auf zu sagen, weshalb er sich in dem Opernhause über Nacht habe einschließen lassen.

Offen und treuherzig, mit Thränen in den Augen, erzählte Méhul, daß er ein angehender Musiker sei, und was er Alles gethan, nur um die Oper des Meisters zu hören, den er wie einen Gott verehre; daß es für ihn kein anderes Mittel gegeben, da er leider zu arm sei, um sich ein Einlaßbillet zu kaufen, und er gern noch länger alle Entbehrungen

ertragen wolle, wenn er dadurch nur das so heiß ersehnte Ziel zu erreichen im Stande sei.

Gardel, von der Wahrheit der Aussage vollständig überzeugt und voll Mitgefühl für den jungen, so leidend aussehenden Musiker, griff als Antwort in die Tasche seines Rockes und holte ein Billet hervor, das er Méhul mit freundlichem Lächeln und den Worten darreichte, daß er sich erlaube, dem Verehrer Gluck's einen bequemeren Platz als im Parterre — wenn auch just nicht so bequem wie in der Loge des Herrn Herzogs von Richelieu, anzubieten.

Méhul hätte die Hand küssen mögen, welche ihm diese Wohlthat erwies. Mit den herzlichsten Ausdrücken, die ihm der Augenblick eingab, dankte er Herrn Gardel und wollte sich dann mit dem Portier, der von dem Regisseur eine Weisung erhalten hatte, entfernen, als er plötzlich eine Stimme hörte, die ihn gewaltsam zusammenfahren machte und an seine Stelle bannte.

Während des Gesprächs hatte sich leise eine Seitenthür geöffnet, und aus dem Nebengemach war unbemerkt ein großer stattlicher Herr in reichgesticktem Habit vorgetreten und horchend stehen geblieben.

Es war Gluck, der Alles mit angehört.

Als nun der junge Musiker gehen wollte, rief der deutsche Meister in seiner derb-gutmüthigen Weise:

„Einen Augenblick, junger Freund! Da Gardel mir zuvorgekommen und für ein Billet gesorgt, so müßt Ihr mir es schon gestatten, für das zu sorgen, was Ihr in meiner Iphigenia und wol auch in ganz Tauris nicht finden werdet: ein ordentliches Diner. In Eurer Loge, wo Ihr die letzten vierundzwanzig Stunden zugebracht, wird man Euch auch nichts servirt haben, deshalb — herein zu mir! Setzt Euch, eßt und trinkt nach Herzenslust und dann geht in den Saal. Wenn Euch meine Oper so gut behagen wird, wie in diesem Augenblick mein Diner, dann dürfen wir alle Beide zufrieden sein.“

Gardel, anfänglich für den jungen Menschen verlegen, lachte endlich doch laut auf, und ehe Méhul nur in etwas zu sich gekommen, hatte Gluck ihn schon in sein Kabinet geschoben, wo ein Diner servirt war. Der Meister speiste heute im Theater, wie dies jedes Mal bei ähnlicher Gelegenheit geschah.

Jetzt erst fühlte Méhul, daß dies Hülfe zur rechten Zeit war, denn im Laufe der Vorstellung wäre er unfehlbar vor Hunger und Aufregung ohnmächtig geworden. Er versuchte vor der Hand seinem Dank keinen

anderen Ausdruck zu geben, als daß er sich dem Meister gegenüber setzte und Alles das zu essen begann, was Gluck ihm vorlegte. Nachdem endlich der wüthendste Hunger gestillt war, und Méhul nun seinem Dank und Allem, was er fühlte, Worte geben wollte, da wäre er bald aufs Neue, und diesmal vor Entsetzen sprachlos geworden, denn er sah, wie Gluck ein Notenheft in der Hand hielt und durchlas, das kein anderes war als das seinige. Waren die Blätter seiner Tasche entfallen, oder hatte Gluck's Neugierde sie hervorgezogen? Genug, sie befanden sich in Gluck's Händen, und zitternd hingen nun Méhul's Blicke an den Augen des großen Meisters.

Endlich ließ Gluck die Blätter sinken, schaute dem jungen Musiker recht erregt in das Gesicht und sagte:

„Wenn Ihr das komponirt habt, was da drinnen steht, so ist es zwar noch lange nicht fehlerfrei, aber dafür voller vortrefflicher Gedanken, und den Menschen, der das gemacht hat, auf die rechte Bahn zu bringen, ist nur Christenpflicht. Morgen kommt Ihr zu mir, dann wollen wir die Kompositionen zusammen durchgehen, und an meinen Rathschlägen soll es nicht liegen, wenn sie in kürzester Zeit nicht besser und ganz vortrefflich werden."

Das war zu viel des Glücks für den armen Méhul. Es drückte ihn schier danieder, und wenn er früher in passenden und auch herzlichen Worten zu danken im Stande gewesen, so konnte er dies jetzt nur durch Thränen. Diesmal that der junge Mann, was ihm früher schon einmal sein Herz eingegeben: er ergriff die Hand, welche so viele Meisterwerke geschaffen, und küßte sie ehrerbietig, und die Thräne, welche zu gleicher Zeit darauf niederfiel, sprach seinen Dank beredter aus als alle Worte.

Da öffnete sich die Thür und ein kleiner alter Herr in der geistlichen Kleidung eines Abbé, doch von sehr weltmännischer Haltung, trat ein, den Meister in einer graziös pathetischen Weise begrüßend, wie dies nur ein Dichter jener Epoche zu thun vermochte.

„Ah! Abbé Voisenon!" rief Gluck, den zierlichen Gruß durch einen kräftigen Händedruck erwiedernd. „Wo habt Ihr vorgestern Abend gesteckt? Ich erwartete Euch vergebens und bin gewiß, daß Ihr in der Oper waret, um den süßen Roland meines welschen — Freundes Piccini zu hören."

Der Herr Abbé schien zwar etwas verlegen zu werden, doch betheuerte er herzhaft das Gegentheil. Da fing plötzlich der junge Méhul gar dreist zu reden an.

Gluck hatte seiner bereits nicht mehr geachtet und wol auch schon geglaubt, daß sich sein neuer Schützling entfernt habe. Doch Méhul war an der Thür stehen geblieben, wo er etwas gesehen, das ihn unwillkürlich gebannt.

Der Abbé hatte bei seinem Eintritt ein Buch auf ein dem Eingang zunächst stehendes Tischchen niedergelegt. Auf dem Einband desselben bemerkte Méhul ein Wappen und ein V, genau so, wie Beides der Ring zeigte, den er noch immer in der Tasche trug, und an den er ganz und gar nicht mehr gedacht.

Sich vergessend stieß er laut hervor:

„Dem Eigenthümer dieses Buches dürfte wol auch dieser Ring gehören, der das gleiche Wappen trägt.“

Erstaunt wandten die beiden Herren ihre Blicke nach dem jungen Mann hin, und Gluck ergriff den funkelnden Ring, den Méhul hervorgezogen und dargereicht hatte.

Der Abbé stieß einen hellen Freudenschrei aus und wollte den Ring erfassen, doch Gluck hielt ihn so hoch empor, daß der kleine alte Herr das Kleinod nicht erreichen konnte.

„Bei Gott, es ist Euer Ring, Abbé!“ rief der Meister, und zu dem jungen Manne gewendet: „Wie kommt Ihr dazu, wo habt Ihr ihn gefunden?“

Méhul erzählte Alles und je weiter er sprach, je lustiger geberdete sich Gluck, während der kleine Abbé stets verlegener wurde, was sich auf eine gar drollige Weise kundgab.

„Ertappt, Herr Abbé!“ schrie endlich Gluck. „Also seid Ihr vorgestern doch in der Oper gewesen und noch dazu — in der kleinen Loge des großen alten Roué Richelieu! Haha! Köstlich! — Dem jungen Menschen seid Ihr wirklich Dank schuldig, und von mir habt Ihr eine Strafe verdient! — Doch Du,“ wandte er sich jetzt lustig an Méhul, „kannst von Glück sagen. Das ist der hochberühmte und gleich galante Dichter Abbé Voisenon, und sein Dank wie seine Strafe soll sein, daß er Dir eine — Oper schreibt. In acht Tagen muß das Gedicht fertig sein und unter meinen Augen sollst Du es in Musik setzen. Du künftiger — großer französischer Komponist!“

Méhul schwindelte fast von dem, was er da hörte. Seine Träume der vergangenen Nacht vom Elternhause und von seiner Oper traten wieder lebhaft vor seine Seele, und als Antwort rief er unwillkürlich, doch in einer wahren Begeisterung:

„Ja, großer Meister, eine Oper laßt mich schreiben — Joseph in Egypten.“

Gluck stutzte. —

„Das ist ein Gedanke, der Deinen Noten ähnlich sieht,“ entgegnete er endlich, indem er die breite Hand schwer auf die Schulter des schwächlichen Franzosen legte. „Doch an Derartiges mache Dich noch nicht, das wäre zu viel verlangt, zu kühn! Ich habe zwar versucht, eine Oper mit nur zwei Personen zu schreiben, denn der Amor im Orpheus zählt kaum mit; doch eine Oper ohne Liebe, oder mit einer nur biblischen, nein! das würde ich kaum wagen. Doch jetzt gehe, mein Sohn, die Iphigenia wird bald beginnen und morgen wollen wir weiter reden. Der Abbé soll Dir ein Opernbuch schreiben, und damit Du gleich in das rechte französische Fahrwasser kommst, von dem Du mir noch keinen Begriff zu haben scheinst, so soll er Dir die Mythe von Amor und Psyche dichten. Damit Gott befohlen für heute.“

IV.

Méhul studirte bei Gluck, und Abbé Voisenon schrieb ihm wirklich eine Oper, „Psyche“, die der junge Musiker zur vollsten Zufriedenheit seines großen Lehrers und ihrer Hörer in Musik setzte. Die älteren Kompositionen Méhul's, welche Gluck durchgesehen, fanden rasch einen Verleger, und so fehlte es dem angehenden Komponisten auch bald nicht mehr an den nöthigen Einnahmen. Zwei Jahre später und noch nicht neunzehn Jahre alt, feierte er mit einer ernsten Komposition für Instrumente und Gesang, einer Ode von J. B. Rousseau, in dem Concert-Spirituel einen ungewöhnlichen und gerechten Triumph. Bald brachte die große, dann die komische Oper Werke von Méhul, und so lange Gluck in Paris weilte, blieb er dem talentvollen, dankbaren Schüler ein treuer Rathgeber und Freund. Méhul hatte die Freude, seinen alten Vater mit reichen Spenden unterstützen, die Gesinnungen seiner Brüder vollständig umwandeln zu können, die endlich sogar stolz auf den berühmt gewordenen Pariser Meister werden mußten. Die Revolution durchbrauste, neben der Marseillaise, Méhul's „Chant du Départ“, mit welchem Gesange das fanatisirte Volk an die Grenze eilte, und die Girondisten das Schaffot bestiegen. Eine Menge Opern und andere größere und bedeutende Kompositionen lieferte er, und der Erfolg, Ruhm und Gold waren ihm sicher. Méhul wurde Lehrer, dann einer der Leiter des Konservatoriums und endlich sogar Mitglied der Akademie.

Doch eine Zeit nahte heran, wo es schien, als ob das Glück und wol auch die Kraft des Schaffens den Musiker verlassen wollte. Méhul hatte Mißerfolge zu verzeichnen, und grollend mit seinem Publikum, mit sich selbst, zog sich der Meister in die Einsamkeit zurück.

Da tauchte plötzlich ein halbvergessenes Bild vor seiner Seele auf. Er sah sich am Anfang seiner Laufbahn und in der Nacht in dem Opernsaale eingeschlossen, und Alles, was ihn damals so lebhaft bewegt, ward wieder lebendig in ihm. Die Geschichte Joseph's in Egypten mit all' den Scenen, wie er sie geträumt — gesehen und gehört, eine Oper ohne die Liebe, welche Gluck für nothwendig erachtete und hier nicht zu berühren gewagt, allein von dem heiligen Gefühl des Kindes für den Vater getragen, wollte er schaffen.

Der Wille ward zur That.

Er verband sich mit einem befreundeten Dichter, Duval, der schon früher mit ihm zusammen gearbeitet, unter Anderm ihm auch die Oper geschrieben hatte: „Ein Tag aus dem Leben des jungen Heinrich's“, deren Ouverture heute auch noch in Deutschland als Meisterwerk gilt. Diesem theilte er seine Gedanken über den biblischen Stoff mit, und Duval fertigte das Buch, welches Méhul dann in seiner Zurückgezogenheit und mit Gedanken an seine Jugend, den Vater und jene Nacht im Opernhause, in Musik setzte. 1807 im Februar wurde „Joseph“ zum ersten Mal in Paris aufgeführt, und welch einen Erfolg das Werk hatte, ist bekannt. Heute noch gilt die Oper in Frankreich wie in Deutschland als seltenes dramatisches Meisterwerk ersten Ranges.

Es war Méhul's letzte musikalische Arbeit — die später nachfolgende Oper „Ein Tag der Abenteuer“ betrachtete er selbst als eine Gabe ohne Werth. In „Joseph“ hatte der Meister das reine heilige Gefühl der Kindesliebe, welches seine traurige Jugend gleichsam verklärte, all' sein damaliges Bangen und jubelndes Hoffen in Tönen niedergelegt, und deshalb ergriff die Oper ihr Publikum so gewaltig, und ergreift es noch heute, trotzdem keine Frauenliebe ihr ihren Zauber leiht.

Méhul hatte vollbracht, was Gluck kaum für möglich gehalten.

Sein Vater aber, den er so sehr geliebt, dessen Bild dem Komponisten bei dieser Arbeit stets vorgeschwebt, dessen Liebe das Werk gleichsam geheiligt hatte, erlebte die Aufführung der Oper und den höchsten Triumph seines Sohnes nicht — er war längst geschieden und in dem stillen Givet begraben worden. 1817 am 18. Oktober wurde Méhul durch den Tod mit ihm vereint: sein Meisterwerk aber, „Joseph in

Egypten", lebt fort und wird fortleben, so lange der Sinn für das wirklich Schöne und das Keusche in der musikalisch-dramatischen Kunst lebendig in den Hörern bleibt.

Als Méhul auf der Höhe seines Ruhmes angelangt war, sah er seine Heimat, das kleine Givet, nach langen Jahren wieder, und war dies von einem so drolligen Vorfall begleitet, daß ich nicht umhin kann, ihn Euch zu erzählen. Er mag sich hier als „lustiges Nachspiel" unserer ernster gehaltenen kleinen Erzählung anreihen.

Die Nachricht von dem Kommen Méhul's, des berühmten Schöpfers der Oper „Joseph in Egypten", hatte sich in Givet verbreitet und dessen Bewohner in nicht geringe Aufregung versetzt. Der Herr Maire, ein eben so gutmüthiger als beschränkter Mann, verlor fast den Kopf darüber, denn er wußte im ersten Augenblick nichts Passendes zu finden, um den großen Mitbürger in seiner Vaterstadt würdig zu feiern. Endlich verfiel er auf den so nahe liegenden Gedanken, dem Schauspieldirektor, welcher mit seiner Gesellschaft just in Givet spielte, den ausdrücklichen Befehl zu geben, Méhul's Meisterwerk „Joseph" an dem Festabend aufzuführen. Der arme Direktor gerieth darüber in die größte Verlegenheit, denn er hatte nur eine Schauspiel- und keine Operntruppe. Doch er mußte dem gestrengen Herrn Maire gehorchen, und wußte sich auch glücklich zu helfen. Am Tage des Einzugs wurden an den Straßenecken Givets große Zettel angeklebt, auf denen zu lesen stand:

Theater in Givet.

Heute, zu Ehren der Anwesenheit unseres hochberühmten Mitbürgers Hrn. **Méhul**,

Zum ersten Mal:

Joseph in Egypten.

Große Oper in drei Akten von Duval und Méhul.

Notabene. Im Interesse und zum besseren Verständniß des berühmten Werkes hat man die Musik, weil sie die Handlung unnöthiger Weise aufhält, gestrichen.

Das Haus war am Abend vollgefüllt mit einer festlich geputzten Menge. Méhul wurde von dem Herrn Maire feierlichst in die Hauptloge eingeführt, rauschend empfangen und hörte als Festvorstellung seinen Joseph — ohne Musik.

Das Publikum von Givet fand indessen das Meisterwerk ihres berühmten und gefeierten Mitbürgers wunderschön; es rief diesen sogar am Schluß noch heraus, und der arme Méhul mußte sich schließlich noch für die Art und Weise bedanken, mit der man seine Oper aufgeführt, oder vielmehr — gesprochen.

Manche Abende wurden nun angenehm ausgefüllt durch die Werke jener Meister der französischen Oper, von denen Onkel Reinhold erzählt hatte. Die Opern Lully's, Rameau's und Gluck's wurden nach und nach in früherer Weise durchgespielt und gesungen, und nach Kenntnißnahme derselben einigte sich das Urtheil Aller dahin, daß das Streben dieser drei Hauptgrößen der älteren französischen Opernbühne im Grunde dasselbe und vor allen Dingen auf den dramatischen Ausdruck gerichtet gewesen, daß Gluck aber die Wahrheit desselben, verbunden mit einer so edlen Schönheit der Form in einem Grade erreicht, daß sie seine Vorgänger weit hinter sich lasse, und er also mit Recht als Reformator der Oper, als Gründer einer neuen Schule gelten dürfe.

Nachdem man genugsam musizirt und sich über das Gehörte erschöpfend ausgesprochen, nahm Onkel Reinhold seinen Vortrag also wieder auf:

Die Geschichte der französischen großen Oper, so weit sie uns bis jetzt beschäftigt hat, zerfällt in drei Epochen, die mit den Namen ihrer Hauptträger: Lully, Rameau und Gluck zu bezeichnen sind. Ihre weitere Entwicklung, von der französischen Revolution oder von dem neuen Jahrhundert an bis heute, ist ebenfalls in drei Abschnitte einzutheilen, von denen ein jeder wieder seine Hauptträger hat. Der erste Abschnitt umfaßt etwa die drei ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts und seine Hauptrepräsentanten sind: Cherubini, Spontini und Rossini. Der zweite Abschnitt wird hauptsächlich durch die Wirksamkeit Meyerbeer's gebildet, dem Halévy und Auber zur Seite stehen, und zählt wiederum etwa dreißig Jahre. Die dritte Epoche ist die, in welcher wir heute angelangt sind und als deren Träger Gounod und A. Thomas gelten können. Sonderbar! von diesen elf großen Meistern, den Grundpfeilern der französischen Oper, sind nur fünf Franzosen, die sechs übrigen Italiener und Deutsche. Dies Mißverhältniß, das erst mit der Neuzeit aufhört, zeigt deutlich, daß die Franzosen keineswegs die eigentlichen Träger der großen Oper, die sie doch als ihr ureigenstes Werk bis

jetzt in Anspruch genommen haben, sind. Hingegen gehört die leichtere, komische Oper, die wir auch bald kennen lernen werden, ihnen unbedingt an, und ihre Meisterschaft auf diesem Felde ist eine unbestreitbare. Gehen wir nun flüchtig diese drei letzteren Epochen in ihren Meistern und Werken durch.



Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore Cherubini.

Cherubini, einer der gelehrtesten und größten Tonsetzer aller Zeiten, geboren 1760 zu Florenz, kam 1788 nach Paris, wo er mit seiner Oper „Demophon" zeigte, daß er die drei großen deutschen Meister: Gluck, Mozart und Haydn mit Nutzen studirt. Das Werk erregte Aufsehen, mehr noch seine folgende Oper „Lodoiska", welche 1791 aufgeführt wurde. 1797 erschien seine berühmte „Medea" und zwei Jahre später „Der Wasserträger", welche Oper uns heute noch erfreut und für alle Zeiten als ein Meisterwerk gelten wird. Er schrieb noch eine Menge Opern, so noch in hohem Alter 1833 einen „Ali Baba", doch die vier

obengenannten sind seine Hauptbühnenwerke. Cherubini starb 1842 als Direktor des Konservatoriums zu Paris.

Spontini, der eigentliche Vater der heutigen großen und pomphaften Oper, ein echter Römer, geboren 1778, war, als er mit fünfundzwanzig Jahren in Paris einzog, bereits ein berühmter italienischer Komponist, doch sonderbar, nur seine komischen Opern hatten ihm solchen Ruf verschafft! Auch in Paris versuchte er sich mehrfach auf diesem Felde, ohne indeß auch nur einen Sieg erringen zu können. Er erlebte sogar in der komischen Oper, bei der ersten Aufführung seiner Oper „La petite maison“ (1804) eine solche Niederlage (woran freilich auch die Unvorsichtigkeit eines Sängers mit Schuld war), daß das Publikum ins Orchester stürzte, die Musiker hinaustrieb, Pulte und Instrumente zerschlug, auch dem Komponisten wie dem Sänger arg mitgespielt haben würde, wenn sie zu finden gewesen wären. Spontini war für den Augenblick als Opernkomponist unmöglich geworden. Da trat eine Wandlung bei dem Meister ein. Der kriegerische Glanz des napoleonischen Kaiserhofes weckte andere, großartigere Bilder in seiner Seele und die „Vestalin“, Spontini's Meisterwerk entstand, das jedoch erst durch direkte Vermittelung der Kaiserin Josephine 1807 zur Aufführung gelangte. Die Oper verursachte eine wahre Revolution unter dem französischen Opernpublikum, denn eine derartige hinreißende Macht der Leidenschaft in Tönen, solche gewaltige Chorgesänge und Tonmassen hatte man noch nicht vernommen. Es war eben die Geburt der modernen großen Oper, die wol mit der Meyerbeer'schen Afrikanerin ihren Abschluß erhalten hat. Die Vestalin machte Spontini zu einer Weltberühmtheit. 1809 folgte „Ferdinand Cortez“, und zehn Jahre später, 1819, erschien seine dritte Hauptoper „Olympia“. Die übrigen großen Opern Spontini's, „Nurmahal“, „Agnes von Hohenstaufen“, „Alcidor“, schrieb der Meister für Berlin, wo er von 1820 bis 1839 als Generalmusikdirektor weilte und wirkte. Er starb, an Ehren überreich, 1851 in seinem Heimatlande Italien.

Rossini's Pariser Wirksamkeit haben wir früher schon kennen gelernt; mit seinem Tell, 1828, lenkt auch er in die Bahn der modernen französischen großen Oper ein.

Die anderen bedeutenderen Komponisten dieser Epoche Lesueur („Die Barden“ 1804), Berton, Kreutzer, Caraffa u. A. mehr, muß ich, der Form unserer Mittheilungen halber, hier übergehen.

Auber, obgleich hauptsächlich der komischen Oper angehörend, deren vorzüglichster Repräsentant der Neuzeit er ist, hat doch auch der großen

Oper unter Anderm zwei Werke geliefert, welche die Runde über alle Bühnen der Welt gemacht, und von denen eines, und mit Recht, noch immer als ein Meisterwerk gilt. Er wurde 1784 geboren und schrieb 1813, im neunundzwanzigsten Jahre, seine erste, 1869, im fünfundachtzigsten, seine letzte Oper: „Der Liebestraum".



Giacomo Meyerbeer.

Zwei Jahre nach Aufführung dieses immerhin noch recht frischen Werkes und während der vollen Schreckensherrschaft der Kommune starb Auber. 1828 erschien seine „Stumme", 1833 seine zweite bedeutendere große Oper „Gustav, oder der Maskenball". Andere Werke ähnlicher Art sind: „Der Schwur" (1832), „Der Feensee" (1839), „Der verlorene Sohn" (1850) ꝛc. Seine komischen Opern werden wir später kennen lernen.

Meyerbeer, der die moderne große Oper durch Inhalt und Form auf die Spitze trieb, wandte sich Ende der Zwanziger Jahre der französischen Oper zu. Geboren 1794 zu Berlin, studirte er als junger Mann in Darmstadt bei Abt Vogler, ging dann nach Italien, wo er

mehrere italienische Opern schrieb, von denen besonders „Il Crociato“ gefiel. 1826 wurde er nach Paris eingeladen, das letztere Werk dort auf die Bühne zu bringen, doch er zog es vor, eine neue französische Oper zu schreiben. So entstanden 1831 „Robert der Teufel“, 1835 „Die Hugenotten“, 1849 „Der Prophet“ und 1865 die langerwartete „Afrikanerin“. (Sein „Nordstern“ und „Die Wallfahrt nach Ploërmel“ gehören dem Bereich der komischen Oper an.) Meyerbeer's Werke erregten durch ihren blendenden Stil, in dem sich die Vorzüge der deutschen, italienischen und französischen Oper vereinigten, ein ungeheures Aufsehen, und gehörten bald nach ihrem Erscheinen den Repertoiren aller Bühnen der Welt an. Leider aber verflachten sie mehr und mehr in Aeußerlichkeiten, auf welche der Meister zu großes Gewicht legte. Auch wurde dadurch ihr Umfang ein so bedeutender, daß sie nur gekürzt aufgeführt werden konnten, wobei sie noch mehr verlieren mußten. Seine erste große Oper, Robert, ist unbedingt die abgerundetste; dann folgen die Hugenotten, deren vierter Akt unstreitig Meyerbeer's Meisterleistung ist. Derselbe wird und muß seine Zuhörer entzücken, hinreißen, — wenn — und dies ist wieder ein schwieriger Punkt — die Wiedergabe auf der Höhe der Komposition steht. So herrlich dieser Theil der Hugenotten ist, so unerquicklich ist Meyerbeer's letztes Werk, die Afrikanerin, das zu Ehren des Meisters lieber unaufgeführt geblieben wäre. Meyerbeer starb am 2. Mai 1864 in Paris.

Ein Nachfolger Auber's und Meyerbeer's, doch ein ziemlich selbstständiger auf dem Gebiete der großen Oper ist Halévy, geboren 1799, gestorben 1862. Er wirkte auf allen Gebieten dramatischer Musik, und sind seine großen Opern fast ebenso zahlreich wie seine komischen. Von ersteren nenne ich: „Die Jüdin“ (1835), „Guido und Ginevra“ (1838), „Die Königin von Cypern“ (1841), „Karl VI.“ (1843), „Der ewige Jude“ (1852), „Die Zauberin“ (Melusina) (1858). Ueber alle ragt die Jüdin als eine wirklich bedeutende und originelle Arbeit hervor; im Verein mit dem „Blitz“, den wir in der komischen Oper finden werden, bilden diese zwei Opern die Meisterwerke Halévy's.

Von den beiden bedeutendsten Komponisten der heutigen großen Oper, Gounod und A. Thomas, nimmt der erstgenannte unbedingt die hervorragendste Stelle ein durch gründliches Wissen, geistvolles Auffassen seiner Aufgabe und zugleich durch natürliche originelle Begabung. Gounod, geboren 1818 zu Paris, schrieb seine erste große Oper „Sappho“ 1851, die jedoch keinen rechten Anklang fand; 1854 folgte „Die blutige

Nonne", 1859 „Faust", „Die Königin von Saba" 1862, „Mireille" 1866 und „Romeo und Julia" 1867. „Faust" ist seine bedeutendste Arbeit, die auch in Deutschland großen und gerechten Beifall gefunden. Von A. Thomas, geboren 1811, ist „Hamlet", 1868 aufgeführt, zu nennen. — Noch wäre für diese Epoche anzuführen F. David, der bekannte Komponist der „Wüste", mit seiner Oper „Herculanum", 1859, und Mermet, der mit „Roland in Ronceval" 1864 einen selbst für Paris nicht ganz gerechtfertigten Beifall sich erwarb. Gounod, Thomas, auch David haben sich mit ihren Werken merklich von der Bahn entfernt, die ihre Vorgänger Meyerbeer und Halévy wandelten; sie streben, Gounod besonders, wieder zur Einfachheit, jedoch zu einer solchen im großen Stil, verbunden mit dramatischer Wahrheit, zurück. Auch haben sie sich von den früher so streng festgehaltenen Formen der Solo- und Ensemblegesänge so viel als möglich frei gemacht, den lyrischen Ruhepunkten ihrer Operndramen nur so viel Platz gönnend, als dies, ohne die Handlung erheblich zu stören, angeht. Die französische große Oper ist demnach heute fast auf demselben Standpunkt wie die italienische, mit Verdi an der Spitze, angelangt; mit den heutigen reichen Mitteln des Wissens und der Instrumentalkunst versucht eine jede Schule in ihrer Weise, nach ihrer Auffassung, ihrem Empfinden, sich dem Ideal des gesungenen Dramas, das indessen den wirklich großen Meistern aller Zeiten vorgeschwebt, so viel als möglich zu nähern.

Auch in Deutschland ist ein gleiches Ringen — wie wir dies später sehen werden — doch weit energischer, erfolgreicher und mit ganz anderen Kräften durch Richard Wagner zu verzeichnen.

Wer von ihnen wird auf dem rechten Wege sein? wer das geträumte Ziel — das vielleicht im Grunde nur ein schöner Traum ist — wer wird es erreichen?

Sollte die herrliche Erzählung unseres Lessing von den drei Ringen hier nicht auch die Antwort ertheilen können? —

Mit diesen Worten beendete Onkel Reinhold seine Mittheilungen über die französische große Oper, oder das durchweg gesungene Drama, einen Schlußvortrag über die sogenannte komische Oper in Frankreich für einen der nächsten Abende in Aussicht stellend. Doch die Tage und Abende vergingen, ohne daß es dazu kam — Onkel Reinhold zögerte wol absichtlich damit, vielleicht um sein Unterhaltungsmaterial so viel als

möglich zu sparen, denn der Winter dauerte noch lange, und der Januar, der beginnende Februar, sie waren in ihrer Stille, mit ihrem ewigen Schnee und scharfen eisigen Stürmen die gefährlichste Zeit für die Haidehausbewohner. Dafür wurde um so mehr musizirt, und hierbei hätte das Material noch für Monate ausgereicht, denn eine Opernbibliothek war zusammengebracht worden, die in ihrer Vollständigkeit an den bedeutendsten Werken aller Schulen nichts zu wünschen übrig ließ. Man lernte mittlerweile die Hauptwerke der vorzüglichsten Komponisten Frankreichs in unserem Jahrhundert kennen, und gewährte dies im Verein mit den weiteren Erläuterungen, welche Onkel Reinhold dabei gab, eine so angenehme und anregende Unterhaltung, daß die Bewohner des Haidehauses und ihre Gäste nichts vermißten und kaum an ihre Einsamkeit und den langen schlimmen Winter gemahnt wurden.

Endlich, nach einer ganzen Reihe von Abenden, nachdem Onkel Reinhold die Erwartungen seiner Zuhörer auf den Abschluß seiner Vorträge recht rege zu machen gewußt, hub er wieder folgendermaßen zu erzählen an:

Da wir das gesungene Drama der Franzosen, ihre sogenannte große Oper nunmehr in Ursache und Wirkung kennen gelernt, bleibt uns nur noch übrig, um die erhaltenen Bilder zu vervollständigen, auch das Gebiet, auf dem unsere Nachbarn Herren und Meister sind, zu durchstreifen, und alles wirklich Schöne, was es enthält, an uns vorüberziehen zu lassen, nämlich:

Die komische Oper in Frankreich.

Die Bezeichnung „komische Oper" für die betreffende Gattung von theatralischen Darstellungen ist nur zur Hälfte richtig, denn eine Menge solcher Werke giebt es, die nichts weniger als komisch, dafür sehr ernst sind. Der Hauptunterschied zwischen ihnen und der „großen" Oper ist der, daß in ersteren gesungen und gesprochen und nicht getanzt, in letzterer nur gesungen und getanzt wird. Die sogenannte „komische" Oper der Franzosen ist somit nichts Anderes als ein Lustspiel, zeitweise auch ein Schauspiel, mit Musik und Gesang und ohne Ballet — das wiederum nur der großen Oper angehört. Hierbei nimmt jedoch die Musik einen Haupttheil der Handlung für sich in Anspruch, im Gegensatz zu dem Vaudeville, wo der Dialog die Hauptsache ist, und nur nebenbei kleine Strophen gesungen, das heißt sprechend gesungen werden. Aus diesen Vaudevilles entstand denn auch die heutige komische Oper,

die uns im Laufe ihres Daseins und Blühens so manche wirklich schöne und herzerfreuende Gabe gespendet hat. Eine Geschichte dieses französischen Vaudeville Euch vorzuführen, kann nicht in meiner Absicht liegen; wir müssen es deshalb da aufsuchen, wo sich die komische Oper aus ihm entwickelte. Hierzu brauchen wir nur etwas mehr als ein Jahrhundert zurückzugehen, denn die betreffende Gattung halb gesungener, halb gesprochener Darstellungen ist ein Kind des vorigen Jahrhunderts und erhielt ihr wirkliches Leben durch die befruchtenden Anregungen, welche die italienischen Buffonisten den französischen Dichtern und Musikern leichten, heiteren Genres gaben.

Vor jener Zeit, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, unterschied sich das Vaudeville und die komische Oper nur dadurch, daß ersteres alte bekannte Volkslieder, oder vielmehr nur Weisen von solchen, letztere neue Lieder, das heißt, neue Melodien brachte. Dann aber, besonders nach dem Erscheinen jener Buffonisten 1752, prägte sich dies Verhältniß noch weit schärfer aus: der Musik fiel der Hauptantheil der Herrschaft in den heiteren Dramen zu. Paris hatte damals zwei Jahrmärkte, „Foires“, der eine wurde in dem Kirchspiel St.-Laurent, im Norden von Paris, der andere in dem von St.-Germain, auf der linken Seite der Seine, abgehalten. Hier hatten die Darsteller ihre wandernden Buden aufgeschlagen und hier wurden die ersten komischen Opern aufgeführt. Diese Jahrmärkte waren die belebtesten Feste der Pariser, und Reich und Arm, Hoch und Niedrig, der Hof nicht ausgenommen, erlustirten sich dort in den Theatern, in den Schenk- und anderen Buden, die Tag und Nacht geöffnet waren. 1752 errichtete ein Direktor Monet auf der Foire St.-Germain das erste wirkliche Theater für die komische Oper, und bald entstand ein zweites auf der Foire St.-Laurent, und beide wurden zehn Jahre später, 1762, mit der „Comédie italienne“, die für ihre Pantomimen und Farcen ein eigenes Haus in Paris besaß, vereinigt. Erst von diesem Augenblick an war das Leben der neuen Gattung von Darstellungen gesichert, und ihrer weiteren Entwicklung trat kein Hinderniß mehr in den Weg.

Die bedeutendsten Musiker, welche zu jener Zeit und bis zu dem neuen Jahrhundert für diese Komische-Oper arbeiteten, sind: Duni (1709—1775), Philidor (1727—1795), Monsigny (1729—1817) und Grétry (1741—1813).

Duni, ein geborener Italiener, schrieb etwa zwanzig Opern, von denen „Der Jäger und das Milchmädchen“ und „Die Fee Urgele“ auch

in Deutschland oft gegeben wurden. Seine Musik ist frisch und graziös und gefiel seinen neuen Landsleuten ungemein. Philidor, zugleich einer der berühmtesten Schachspieler seiner Zeit, war ein gründlicher Musiker, und heiter, natürlich fließen seine Melodien. Seine Oper, „Der lustige Schuster“, „Der Soldat als Zauberer“, „Der Hufschmied“ rc., gefielen sehr, doch spielte er lieber Schach im Café de la Régence, als daß er komponirte; auch durchreiste er Deutschland, Holland und England als Schachspieler, und so konnte seine Thätigkeit für die komische Oper keine allzu große sein. Monsigny zeichnete sich ganz besonders durch seine eben so gefühlvollen wie lieblichen Melodien aus und wurde dadurch der Lieblingskomponist mehrerer Generationen. Haushofmeister des Herzogs von Orleans, wurde er 1752 durch die „Serva padrona“ von Pergolese so begeistert, daß er sofort Musikunterricht nahm und dann seine kleinen Opern komponirte. Seine Hauptwerke, die er während dreißig Jahre lieferte, sind: „König und Pächter“, „Rosa und Colas“, „Aline, Königin von Golkonde“, „Der Deserteur“ und „Felix der Findling“. Der Deserteur, 1769 zum ersten Mal aufgeführt, ist heute noch auf den Repertoiren französischer Bühnen. Grétry ist der fruchtbarste und wol auch bedeutendste Komponist jener Epoche. Reiche Erfindungsgabe, ein angeborenes dramatisches Talent zeichnen ihn und seine Werke aus, von denen viele in Deutschland gegeben wurden und in Frankreich heute noch gern gehört werden. Er war ein geborener Lütticher, studirte in Italien und zog dann nach Paris, wo seine erste Oper „Der Huron“ ihn sofort in die vorderste Reihe seiner komponirenden Zeitgenossen stellte. „Das redende Gemälde“, „Zemire und Azor“ und besonders „Richard Löwenherz“ erhoben ihn zu dem Range eines der ersten französischen Komponisten. Keiner vor ihm hatte den Gesängen der komischen Oper einen solchen dramatischen Ausdruck zu geben gewußt, ohne daß er dabei die Schönheit der Melodie opferte. Grétry starb als Akademiker und Inspektor des Pariser Konservatoriums, mit Ruhm und Ehren überhäuft, und er gilt heute als einer der Klassiker der französischen Oper.

Die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts bildeten im Grunde nur die Fortsetzung der früheren Epoche, denn ihre Hauptträger: Dalayrac, Méhul, Berton, Isouard und Boieldieu wirkten schon früher als Komponisten, doch ihre Hauptthätigkeit fällt in diese neue Zeit. Dalayrac (1753—1809) war der letzte Repräsentant der untergegangenen graziös-frivolen Rococozeit, wo der Puder, der Degen und das gestickte Habit regierten. „Die beiden Savoyarden“, „Raoul von Crequi“, „Camilla“,

„Adolf und Clara“ sind seine bedeutendsten Werke. Sein Gegensatz ist Méhul, der anfänglich Republikaner, dann ein eifriger Anhänger des Napoleonischen Kaiserthums wurde und den wir schon früher kennen gelernt haben. Außer seinem „Joseph“, den er für die Komische (!)-Oper schrieb, gab er dieser Bühne noch folgende Werke von Bedeutung: „Euphrosine und Conradin“ (1790), „Stratonice“ (1792), „Der junge Heinrich“ (1794), „Irato“ (1801), „Die beiden Füchse“ (1802), „Die beiden Blinden von Toledo“ (1806), „Ein Tag der Abenteuer“ (1816). In all' diesen Opern ist der Komponist des Joseph wieder zu erkennen, seine Gesänge sind edel, voll Schwung und Kraft — herkömmliche Lustigkeit sucht man in ihnen vergebens. Berton (1767—1844) ist hauptsächlich durch seine Oper „Montano und Stephanie“ (1799) bekannt, welche ganz neue Chor- und Instrumentaleffekte — ein berühmtes Crescendo — enthielt, und Isouard (1775—1818) glänzt durch sein „Aschenbrödel“ (1810) und „Joconde“ (1814), welche beiden Opern nicht allein in Paris und Frankreich, sondern auch auf den Bühnen aller übrigen Länder einen ungewöhnlichen Beifall sich errangen. Der bedeutendste der Genannten ist indessen Boieldieu (1775—1834), der uns in seinem „Johann von Paris“ (1812), „Rothkäppchen“ (1818) und ganz besonders in seiner „Weißen Dame“ (1825), Meisterwerke von unvergänglichem Werth und Glanz dargebracht hat, und auf den wir später und in anderer Form zurückkommen werden.

Nach den Genannten beginnt eine neue Zeit: Auber, Herold, Adam und Halévy, sind ihre vorzüglichsten Träger, und ihren besseren Werken, welche sie für die komische Oper geschrieben, hat wol die halbe Welt mit Entzücken gelauscht. Von Auber und Halévy haben wir schon früher gehört, an dieser Stelle müssen wir ihre Hauptwerke leichteren, heiteren Genres kennen lernen. Unter den fast zahllosen komischen Opern, welche Auber geschrieben, treten vor allen hervor: „Der Schnee“ (1823), „Maurer und Schlosser“ (1825), „Fra Diavolo“ (1829). — Zu dieser Zeit beginnt Auber's Thätigkeit für die „Académie royale de Musique“, doch kehrt er bald wieder zur komischen Oper zurück. — „Die Gesandtin“, „Der schwarze Domino“ folgen 1836 und 1837, „Die Krondiamanten“ und „Des Teufels Antheil“ 1841 und 1843. Er schrieb noch eine Menge Opern („Marco Spada“, „Hayde“, „Manon Lescault“, „Der erste Glückstag“ ꝛc.), von denen jedoch keine, obgleich sie alle des Komponisten große und eigenthümliche Vorzüge zeigten, die Wirkungen der früher genannten Werke erreichten. Auber ist der echte Repräsentant

der französischen leichten und geistvollen Grazie, ebenso unerschöpflich wie originell in seinen melodischen Erfindungen. Diese Gaben vermochten wol, ihm seine großen Erfolge zu sichern, doch eine Hauptursache seines Glückes als Komponist war, daß er in Scribe einen Textdichter gefunden hatte, der es wie kein Zweiter verstand, ein Buch zu schreiben, das zu gleicher Zeit ein vortreffliches Lustspiel und eine gute Oper war.



Daniel François Esprit Auber.

Mit Auber, der die übrigen Genannten alle überlebte, ist die eigentliche alte französische komische Oper, die sich durch leichte, natürliche und graziöse Heiterkeit auszeichnete, wol für immer zu Grabe getragen worden.

Halévy gab der komischen Oper folgende Werke von Bedeutung: „Der Blitz“ (1835), „Die Musketiere der Königin (1846), und „Das Thal von Andorra (1847). — Alle übrigen und zahlreichen Werke ähnlicher Gattung muß ich hier übergehen. Von den genannten Opern ist wieder der „Blitz“ Halévy's Meisterwerk, denn in den übrigen fand sich der Komponist nur zu oft versucht, den Stil der großen Oper auf diese Arbeiten leichterer Gattung zu übertragen. Der Blitz, eine Oper

für vier Personen ohne Chor, ungemein graziös und dabei charakteristisch, mag denn auch wol die einzige komische Oper Halévy's sein, welche sich noch für längere Jahre auf dem Repertoir erhalten und empfängliche Zuhörer finden wird.



Jacques Fromental Halévy.

Hérold (1791—1833) übertrug das romantische Element auf die komische Oper. „Zampa" (1831) und „Die Schreiber-Wiese" (1832), seine beiden Hauptwerke, zeugen dafür, wie zugleich auch für das unbedingt große und eigenartige Talent ihres Schöpfers. Trotz ihrer Fremdartigkeit blieben beide Opern Lieblingswerke des französischen Publikums, und zählen sie bis heute ein jedes weit über tausend Aufführungen auf der Bühne der Pariser Komischen-Oper. Trotz dieser seltenen, andauernden Erfolge fanden sie keine Nachahmer, und wurde von irgendeinem kühnen Komponisten ein solcher Versuch gewagt, so mißlang er. Hérold starb der musikalischen Kunst zu früh, er hätte gewiß noch Schönes und Bedeutsames geschaffen.

A. Adam (1803—1856) war einer der fruchtbarsten Komponisten aller Zeiten. Er schrieb von 1824 bis zu seinem plötzlichen Tode 1856 nicht weniger als 91 verschiedene Werke für die Bühne. Daß er dabei sich überarbeitete, viel Flüchtiges lieferte, konnte nicht ausbleiben, und von all' seinen Opern werden nur wenige sich einer künftigen Generation erhalten. Nur einige kann ich als die bedeutendsten anführen: „Die „Schweizerhütte" (1834), „Der Postillon von Loujumeau" (1836), „Zum treuen Schäfer" und „Der Brauer von Preston" (1838), „Gisella", Ballet (1841) und „Giralda" (1850). Die beiden erstgenannten Opern sind Adam's Meisterwerke. Die Schweizerhütte ist eine ganz allerliebste kleine Oper, die in Paris bereits weit über 1000 Vorstellungen erlebte, und der Postillon hat in unserer Zeit, besonders in Deutschland eine ganz neue Berühmtheit erlangt, seit seine Darsteller ihre Rolle noch mit virtuosem Peitschenknallen ausschmücken. Und doch bedarf die Oper derartiger Zuthaten nicht, denn sie ist als Lustspiel sowol wie als Komposition ein ebenso gelungenes als originelles Werk. Letztere Bezeichnung darf man auf alle besseren Arbeiten Adam's anwenden, denn er wußte Rhythmen und Melodien zu erfinden, die in ihrer Art ebenso selbständig waren und überraschend wirkten, wie die seines Vorgängers und Freundes, des genialen Hérold.

Hiermit wäre für uns die Geschichte der französischen komischen Oper abgeschlossen. Die Komponisten der Jetztzeit, welche für dieses Genre arbeiteten: A. Thomas, „Mignon", 1868, Massé, Bazin, Boisselot, Reyer, Bizet und Andere mehr, scheinen sich in ihren Arbeiten immer mehr von ihrer eigentlichen Aufgabe zu entfernen. Die Glanzzeit der komischen Oper scheint vorüber zu sein — die Abart, welche in den letzten Jahren sich unter der Bezeichnung „Bouffe", burleske Oper oder Operette unter Offenbach und seinen Nachfolgern nur zu breit gemacht hat, kann keinen Ersatz für die eigentliche französische Nationaloper, die graziöse, geistvolle komische Oper, bieten."

Also brachte Onkel Reinhold seine Vorträge über die Oper in Frankreich zum Abschluß.

An einem der folgenden Abende nahm er indessen das Thema wieder auf.

„Ich bin Euch noch eine Mittheilung schuldig," so sprach er zu seinen Zuhörern, „über denjenigen Meister der komischen Oper, der wol am meisten unsere Sympathien zu erregen vermag, über Boieldieu,

den Lieblingskomponisten Aller, die seine Werke hören und bewundern durften; der neben Auber, oder auch wol über diesem stehend, als der eigentliche und herrlichste Repräsentant der ganzen Gattung gelten kann; der durch die Reinheit, die Schönheit und Wahrheit seiner Melodien unser Ohr und Herz entzückt. Ich habe Euch früher, indem ich seiner erwähnte, versprochen, Euch näher mit ihm bekannt zu machen und will dies Versprechen durch eine Erzählung auch mit Freuden lösen; sie mag diesen Theil der Geschichte dramatischer Musik schließen und ihn auch nach dieser Richtung hin meinen früheren Mittheilungen über die italienische Oper anreihen. — Also hört!"

Boieldieu.

„Johann von Paris" und „Die weiße Dame".

Eine Erzählung aus dem Leben und Wirken des Meisters.

I.

Im Südosten von Paris, zwischen den beiden Schlössern Grosbois und Brunoy, auf den lieblichen Höhen, an denen in graziösen Windungen das Flüßchen Yères vorbeiriefelt, lag vor der Revolution das kleine, doch hübsche Besitzthum des Barons Gontard v. Jarcy, aus einem koketten Schlößchen, Garten und Park mit mehreren hübschen Pavillons bestehend. Hier, in wahrhaft paradiesischer Gegend führte Herr v. Jarcy mit seiner Gemahlin und einem kleinen Töchterchen ein stilles, glückliches Leben, bis die furchtbare Katastrophe, die Revolution mit all' ihren Schrecken über das arme Land und hauptsächlich den Theil seiner Bewohner hereinbrach, der bis dahin am glücklichsten gewesen. Den Gedanken zu fliehen faßte der Baron erst dann, als es fast zu spät war. Sein Kind mitzunehmen, durfte er nicht wagen, eben so wenig den kostbarsten Theil seiner Habe. In seinem Gärtner und Parkaufseher Colas besaß er einen wackern erprobten Diener, und ihm vertraute er seine kleine etwa zehnjährige Clotilde, sowie die Werthsachen, welche er zurücklassen mußte, an. Einer der Pavillons des Parks, ein uraltes Bauwerk, enthielt in der Dicke der Mauer eine geheime Treppe, welche einestheils in den Pavillon und dann wieder eine Strecke unter der Erde weg in den Park führte. Dieser Ausgang lag zwischen aufgehäuften Felsblöcken so gut versteckt, daß es einem Nichtwissenden ganz unmöglich war ihn aufzufinden. Hier barg der Baron sein reiches

Silbergeschirr, die groben Silbermünzen, die er besaß, und nur etwas Gold und ein Kästchen mit Juwelen nahm er zu sich. Ein letzter trauriger Abschied von dem weinenden Kinde, das die armen Eltern dem Schutze Gottes empfahlen, ein rührender Dank dem wackern Colas, dann eilten sie hinweg, um auf Umwegen und verkleidet die Meeresküste zu erreichen.

Herr v. Jarcy kam mit seiner Gemahlin glücklich nach Dieppe und schiffte sich hier nach England ein. Zwei Jahre lebten die Gatten dort in tödlicher Angst um ihr Kind, von dem sie keinerlei Nachricht erlangen konnten, während in Paris der Schrecken seine blutige Herrschaft übte, die Guillotine Tag und Nacht arbeitete und der König, die Königin und hunderttausend Opfer ihr verfielen. Das Entsetzliche warf den Baron danieder, und schon nach wenigen Wochen erlag er einer tödlichen Krankheit.

Frau v. Jarcy stand nun ganz allein in der Welt. Doch in Frankreich hatte eine bessere Zeit begonnen und sie durfte hoffen, wenn auch nicht in die Heimat zurückzukehren, doch ihr Kind, wenn es noch am Leben sein sollte, wieder zu sehen. Im Oktober des Jahres 1794 war die Nationalversammlung aus einander gegangen und das Direktorium hatte die Regierung angetreten; zu Anfang des folgenden Jahres, im April, wurde der Frieden mit Preußen geschlossen und nun hielt es Frau v. Jarcy nicht länger in England. In einfach bürgerlicher Kleidung, unter fremdem Namen, machte sie sich auf den Weg und gelangte über Holland glücklich nach Frankreich, nach Paris und in das stille Thal der Yères. Sie fand ihr Kind als ein blühendes fünfzehnjähriges Mädchen wieder, doch ihr Haus, in dem sie so glücklich gewesen, lag in Trümmern. Wenn es auch dem treuen Colas gelungen war, das Kind als sein eigenes auszugeben und zu schützen, der Wuth des Pöbels, dem Schlosse gegenüber, konnte er nicht Einhalt thun. Wol aber hatte er mit Hülfe des versteckten Geldes vermocht, das ganze Besitzthum für ein Billiges zu acquiriren, und es so dem wirklichen Eigenthümer zu erhalten.

Mit Hülfe Colas' wurden die übrigen geborgenen Werthgegenstände sorgfältig in ein paar Kisten verpackt, dann auf ein kleines Wägelchen geladen. An dem frühen Morgen eines schönen Maitages bestiegen die Baronin und ihre Tochter, als wohlhabende Landbewohnerinnen gekleidet, das ländliche Gefährt. Colas in seinem Sonntagshabit kutschirte, und fort ging es, um auf Umwegen, mit Vermeidung von Paris und der großen Straßen, den Seineübergang bei Poissy zu gewinnen. Von dort wollte die kleine Gesellschaft Pontoise und die Straße, welche

nach Flandern führte, zu erreichen suchen und sich dann nach England einschiffen. Colas sollte heimkehren und Jarcy mit seinen Grundstücken bis auf bessere Zeiten verwalten.

Zur selben Zeit und während das Wägelchen sich langsam der Seine näherte, zog von der anderen Seite ein munterer Fußgänger dem kleinen Flecken Poissy zu. Es war ein junger Mensch von etwa neunzehn Jahren, der drei Tage früher seine Vaterstadt Rouen und seine Eltern heimlich verlassen hatte, um, den Kopf voll hochfliegender Pläne, das Herz voll der schönsten Hoffnungen, nach Paris zu ziehen, dort sein Glück als Musiker zu versuchen. Der junge Mann hieß Boieldieu, war der Sohn eines früheren bischöflichen Sekretärs und hatte anfänglich als Chorknabe, dann bei dem dortigen Organisten Broche Gesang, Klavier und Orgelspiel und endlich Komposition studirt. Von einem unwiderstehlichen Schaffensdrang getrieben, hatte er Romanzen und Chöre gesetzt, die durch ihre hübschen Melodien Aufsehen erregten, und war es ihm schließlich auch gelungen, eine Oper zu schreiben, die in Rouen aufgeführt und von seinen Landsleuten mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Nun glaubte der junge Musiker sich schon am Ziel. Die Partitur, welche ein Jugendfreund, der Sohn eines Buchbinders, ihm stattlich mit vergoldetem Schnitt eingebunden, in seinem Ränzchen, etwa sechs Fünflivresthaler in der Tasche, hatte er sich heimlich auf den Weg nach Paris gemacht. Dort konnte es ihm nicht fehlen. Seine Oper, die in Rouen Furore gemacht, mußte von der Pariser Komischen-Oper mit offenen Armen empfangen werden, und der Erfolg, sein Glück, war unzweifelhaft. So dachte der angehende neunzehnjährige Meister.

Schon mehrere Tage war Boieldieu, singend und mit den ihm Begegnenden lustig plaudernd, gewandert. Nun näherte er sich dem Seineübergang bei Poissy. Hier wollte er übernachten und am anderen Tage den Rest des Weges bis Paris zurücklegen.

Diesseit der Seine und Poissy gegenüber stand ein kleines, doch recht freundliches Wirthshaus, dessen Schild in früherer Zeit die echt royalistische Inschrift geführt:

„Zur Krone des heil. Ludwig's.
Hier logirt man zu Pferd und zu Fuß."

Der Wirth, früher ein eifriger Royalist, hatte sich jedoch den revolutionären Zeitläufen anbequemt und daraufhin mit einer kühnen Wendung sein Wirthshaus „Zum großen Sansculotten" benannt. Daß dies jedoch nicht aus innerster Ueberzeugung geschehen, war daraus zu

ersehen, daß, sobald die Sansculotten, die großen und die kleinen, abgethan und ruhigere Zeiten im Anzug waren, er den Sansculotten auf dem Schilde auslöschen und einen Hirsch an die Stelle setzen ließ.

Vor dem „großen Hirsch“ stand also der Musiker. Einen Augenblick besann er sich, dann trat er frisch in das Haus und verlangte ein Zimmer für die Nacht, doch ein gutes, womöglich das beste. Dem Wirth imponirte das kecke Auftreten des jungen hübschen Menschen, der, obgleich er zu Fuße reiste, doch etwas ganz Apartes sein müsse — wie er in seiner Weisheit dachte. Es waren eben Zeiten, wo genug Grafen, Herzöge und sogar Prinzen zu Fuß und incognito hatten reisen müssen. Der junge Mann konnte eben so gut der Herzog von Fronsac sein, der sich heimlich unter fremdem Namen wieder nach Frankreich gewagt, als ein anderer simpler Sterblicher. Im „großen Hirsch“, oder vielmehr in der „Krone des heiligen Ludwig's“ würde er sicher schlafen können. Das gelobte sich der ehrliche Wirth, dabei seinen Gast so schlau und verständnißvoll anblinzelnd, daß dieser laut auflachen mußte und ihm endlich auch lustig zunickte. Er führte den jungen Mann in eine recht wohnlich aussehende Stube des oberen Stockwerks, die jedoch mehrere Betten enthielt.

„Hier meine besten Zimmer,“ sagte er, die Mütze ziehend. „Kommen keine Gäste Ihres Standes mehr, so werden Sie allein über diesen Salon verfügen können. Meine Logisräume für den großen Haufen bestehen in einem Zimmer zu ebener Erde. Nur noble Reisende — Citoyens wollte ich sagen — dürfen hier herein.“

Boieldieu gab sich alle Mühe, den Wirth zu versichern, daß er durchaus kein Mann von Stand noch Würden, sondern ein einfacher Musiker sei, doch je eifriger er sprach, je ungläubiger lächelte der Andere, je weniger republikanisch wurden seine Verbeugungen, bis endlich der junge Mann sich fügte und lustig auf die Ideen seines Gastgebers einzugehen beschloß. Mit den Manieren und Redensarten eines Ci-devant, eines grand seigneur der vergangenen Epoche, doch dabei den Finger auf dem Munde, ließ er sich sein Ränzchen abnehmen und bestellte dann ein gutes, womöglich feines Souper, das er in einer halben Stunde zu serviren befahl, während welcher Zeit er noch ein Weniges an dem Ufer der Seine lustwandeln wollte.

Mit einem echt aristokratischen Kopfnicken, das von dem Wirthe mit verständnißreichem devoten Lächeln erwiedert wurde, verließ Boieldieu Zimmer und Haus, den Wirth in der festen Meinung zurücklassend, daß

er einen Gast von allerhöchstem Range heimlich beherberge und auch ohne Gefahr für seinen Kopf, doch mit Vortheil für seinen Beutel, beherbergen dürfe.

Sofort eilte Meister Goujon, so hieß der vortreffliche Mann, in die Küche, um Befehl zu geben, das Beste was nur aufzutreiben sei, für den seltsamen Gast herzurichten. Es fand sich aber leider außer Butter und Käse weiter nichts vor als ein paar Hühner, und diese sollten nun, in verschiedenen Saucen zurecht gemacht, als verschiedene Gerichte servirt werden. Nachdem dies besorgt war, sprang der Wirth, so rasch es ihm nur seine ziemliche Körperfülle gestattete, wieder hinauf in das Zimmer mit den vielen Betten, um rasch und heimlich einen Blick in das kleine Lederränzchen zu werfen, welches ja nur mit ein paar einfachen Schnallen geschlossen war. Ungemein gewandt nestelten seine Finger die Riemen und Schnallen los, er schlug die Klappe zurück — da! — es war richtig! Das Ränzchen enthielt nichts Anderes, als ein gewaltig großes Buch in reichstem kalbsledernen Einband mit gepreßtem Goldschnitt. Das konnte nur einem Hochadeligen, einem Herzog oder Prinzen gehören und dienen — was hätte auch ein Fußwanderer, oder gar ein Musikant damit machen sollen? Schon wollte Meister Goujon, nicht wenig erregt und von furchtbarster Neugierde ordentlich gefoltert, das kostbare und ganz gewiß inhaltsreiche Buch aus seinem ledernen Futterale nehmen, als er verschiedene Stimmen hörte, die unten auf der Straße plötzlich laut geworden waren.

Er eilte ans Fenster und erblickte ein kleines Wägelchen mit zwei Frauen und einem Manne, der kutschirte und nun laut und ungestüm nach dem Wirth rief.

Eilfertig und fast zitternd schloß Meister Goujon den Ranzen wieder und stieg dann die Treppe hinab, nicht wenig zornig über den Tölpel, der ihn in seinen interessanten Forschungen gestört hatte und so ungebührlich lärmte.

Draußen stand das Gefährt. Die beiden Insassen, eine ältere Frau und ein hübsches junges Mädchen in behäbiger, doch nur bäuerlicher Kleidung, waren abgestiegen und warteten sichtlich verlegen auf den Wirth.

Es war Frau v. Jarcy mit ihrer Tochter Clotilde, die endlich in Poissy angekommen waren und hier in dem stillen Wirthshause „Au grand cerf“ zu übernachten gedachten.

Colas fuhr den Wirth in einer derben Weise an und verlangte für die beiden Frauen ein bequemes Zimmer — das beste des Hauses

— und sofort ein gutes Souper. Doch da kam er bei Meister Goujon schlecht an! In dem Bewußtsein, daß er mindestens einen heimlichen Herzog, wenn nicht gar einen Prinzen beherberge, erwiederte er grob-stolz, nicht einmal die Hand an die Mütze legend, daß seine besten Zimmer und Salons bereits besetzt seien. Die beiden Frauen müßten, wenn sie bei ihm logiren wollten, unten bei den Mägden, der Citoyen im Stalle schlafen, die ganze Gesellschaft sich mit Brot und Käse, höchstens gebackenen Fischen begnügen, da alle übrigen Delikatessen, wie die Zimmer, bestellt und vergeben seien.

Colas wollte aufbrausen; schon hob er die Peitsche, um zornentbrannt dem flegelhaften Wirth, der seine Damen so geringschätzend behandelte, eine tüchtige Lektion zu geben, als Frau v. Jarcy ängstlich ihm zuvorkam und ihn durch einen sprechenden Blick beruhigte. In einer Weise, die dem Wirth denn doch einen gewissen Respekt einflößte, verlangte sie die Kammer zu sehen, welche man ihr als Schlafstube angeboten, wie sie sich auch bereit erklärte, sich mit dem angedeuteten Essen zu begnügen.

In diesem Augenblicke kam Boieldieu langsam vom Flusse daher. In Erwartung des köstlichen Soupers und im Gefühl seiner hohen, wenn auch zur Zeit etwas gefährlichen Würde, schlenderte er behaglich auf den „großen Hirsch“ zu, als er von dem Wirth bemerkt wurde. Sofort bezeichnete dieser den jungen Mann als den Eigenthümer des Salons und des Soupers und begab sich dann mit den beiden Frauen in das Haus, um sie in die Gesindestube zu führen. Colas aber erwartete funkelnden Auges, die Faust herausfordernd auf die Hüfte gestemmt, den jungen Menschen, der Alles das haben sollte, was doch im Grunde nur seiner eigenen Herrschaft gebührte. Bevor Frau v. Jarcy mit ihrer Tochter in die Herberge trat, hatte sie einen ängstlichen Blick auf den wichtigen Ankömmling geworfen, der wol einer der früheren Volksrepräsentanten, oder gar ein junger angehender General der Republik war. Doch keinem von Beiden sah er ähnlich. Sein jugendlich hübsches Gesicht hatte gar nichts Ernstes; seine hellen Augen schauten so offen und heiter in die Welt hinein — und jetzt sogar so freudig überrascht Fräulein Clotilde v. Jarcy an, daß das junge Mädchen erröthend den Blick senken mußte und eiligst ihrer Mutter in das Haus folgte.

Boieldieu beschleunigte seine Schritte. Er wollte der jungen Schönen nacheilen, da sah er sich plötzlich auf seinem Wege angehalten. Vor ihm stand Colas mit ausgespreizten Beinen, als ob er bereit sei, sofort einen

Faustkampf mit dem verhaßten Inhaber des Salons und des Soupers des „großen Hirsches" zu beginnen.

„Holla, Citoyen, einen Augenblick!" rief er mit einem Anflug von derbem Hohn. „Ihr seid also der galante Republikaner, der mehrere Zimmer und sämmtliche Küchenvorräthe für sich allein in Anspruch nimmt, während die beiden Frauen, welche ich fahre, auf dem Stroh schlafen, Brot und Käse essen sollen?"



Colas und Boieldieu im Wortkampf.

Boieldieu hatte den Frechen gebührend zurückweisen wollen. Schon flammte sein Auge zornig auf, als der letzte Theil der Anrede ihn vollständig entwaffnete. Er entgegnete:

„Wenn auch Republikaner, Citoyen, so bin ich doch kein ungeschlachter Sansculotte — wie Ihr sehen könnt — und stets galant gegen das schöne Geschlecht. Ihr scheint mir bezüglich der Zimmer doch im Irrthum zu sein. Was der Wirth seine Salons nennt, die ich inne haben soll, so bestehen diese in einem einzigen Zimmer mit mehreren Betten; wie es indessen mit dem Souper aussieht, werde ich erst in einer Stunde, nachdem ich es verzehrt, sagen können."

„Ihr werdet also sofort Euer Zimmer den beiden Frauen abtreten?"

„Wenn dies auf eine solche Weise verlangt wird — nein!"

„Gut! So werdet Ihr Euch mit mir darum schlagen."

In diesem Augenblick trat Frau v. Jarcy aus der Wirthsstube und unter die Thüre der Herberge. Boieldieu bemerkte sie nicht.

„Ich schlage mich nur für Gott, meine Dame und den Ruhm!" rief der junge Mann mit halb ernstem, halb scherzhaftem Pathos, „doch nicht um einer Schönen ein Zimmer in solch' elender Herberge streitig zu machen. Wenn daher Ihre Damen — ah! da sind sie!" sprach er jetzt, die beiden Frauen erblickend, und verbindlich gegen sie gewendet fuhr er fort: „Wenn daher die Damen mein Zimmer und mein Souper acceptiren wollen, so bin ich bereit, Ihnen Beides mit Freuden abzutreten."

In leichter Verbeugung verharrend, schien er die Antwort der älteren Dame, an die er seine Worte hauptsächlich gerichtet, zu erwarten.

Clotilde hielt sich halb hinter der Mutter verborgen.

Einen Augenblick blickte Frau v. Jarcy den jungen Mann aufmerksam an. Das war nicht das Gesicht eines Denunzianten und sie glaubte sich ihm, wenn auch nicht vollständig anvertrauen, doch in aller Sicherheit nähern zu dürfen. In einer Weise, die in etwas gegen die Kleidung, welche sie trug, abstach, erwiederte sie:

„Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an — jedoch unter der Bedingung, daß Sie das Souper mit mir und meiner Tochter theilen."

Meister Goujon war erschienen, um seinem Gaste zu melden, daß das Souper jeden Augenblick servirt werden könne. Er wurde Zeuge des sonderbaren Zwiegesprächs unter der Hausthür seiner Herberge und erstaunte nicht wenig über das, was er hörte und wie es zu Tage kam. Ach! es erinnerte den heimlichen Royalisten nur zu sehr an längst verschwundene gute Zeiten!

„Rasch, drei Couverts in den Salon!" kommandirte Boieldieu, lustig wieder den früheren Ton dem verblüfften Wirth gegenüber anschlagend, und wie der Wind flog Meister Goujon ins Haus zurück, um den Befehl auszuführen.

Nun wollte der junge Mann der älteren Dame den Arm bieten, um sie in ihre nunmehrige „Appartements", wie er scherzend meinte, zu führen. Doch Frau v. Jarcy lehnte dies höflich dankend ab, und alle Drei stiegen die Treppe zu den „Salons" hinauf.

Colas hatte sich vollständig beruhigt. Lächelnd und mit einem Anflug von Stolz bemerkte er den Eindruck, den das junge Mädchen auf

den Fremden gemacht, und seine Herrschaft nunmehr gut aufgehoben und in Sicherheit wissend, brachte er, ein patriotisches Liedchen trällernd, sein Pferd in den Stall. Dann trat er in die räucherige Gaststube und rief dem Wirth in derblustiger Weise zu:

„Nun, Citoyen, bitte ich um mein Couvert; servire mir mein Souper: Brot und Käse, Butter darfst Du auch hinzuthun — und vergiß mir nur ja den Wein nicht! Ein echter Republikaner trinkt natürlicher Weise nur vom Besten! Das merke Dir."

In dem obern Zimmer saßen die beiden Damen und Boieldieu und ließen sich die vortrefflich zubereiteten Poulets und was Meister Goujon sonst noch auftischte, gut schmecken. Der junge Mann erzählte von sich, wer er sei, was er treibe und hoffe und wofür der Wirth ihn halte, dies Alles in so offener, heiterer Weise, daß die beiden Frauen in eine recht angenehme Stimmung versetzt wurden. Die hübsche Clotilde wagte schon, dem jungen Musiker in das frische Antlitz zu sehen. Doch traf sein strahlender Blick den ihrigen, so schlug sie noch immer erröthend die Augen nieder, um sie sofort und mit stets steigendem Interesse wieder auf den Sprecher zu richten.

Eine recht angenehme Stunde verbrachten die Drei, doch Frau v. Jarcy erklärte endlich, der Ruhe zu bedürfen und der junge Musiker mußte aufbrechen. Noch bat man ihn um seinen Namen und eiligst suchte Boieldieu nach einem Stückchen Papier, um diesem noch einige Worte und Noten beizufügen. Da er sofort nicht fand, was er brauchte, so holte er seine prachtvoll gebundene Oper aus dem Ränzchen hervor, riß das letzte Blatt heraus und schrieb unter ein paar melodische Töne:

„Auf Wiedersehen!"

Dann unterzeichnete er „Adrien Boieldieu" und überreichte das Blatt mit einem innigen Blick dem jungen Mädchen, das rasch hineinschaute und es dann leicht erröthend ihrer Mutter gab. Er empfahl sich den Damen, ihnen zum Abschied noch herzlich die Hände drückend. Bei Clotilde verweilte er etwas länger als nothwendig gewesen wäre, um dem jungen Mädchen „gute Nacht" zu wünschen.

„Auf Wiedersehen — morgen!" rief Clotilde ihm noch nach, dann schloß sich die Thür, und der Musiker ging ernster, als er das Zimmer betreten, hinab in die Gaststube, wo er sich neben den ehrlichen Colas auf ein rasch hergerichtetes Strohlager streckte, um auch die ihm so nöthige Ruhe zu finden.

„Auf Wiedersehen — morgen!“ murmelte er noch, dann schlief er ein, um ganz gewiß von dem seltsamen, hübschen Abenteuer zu träumen, welches er heute erlebt hatte. —

Als Boieldieu am andern Morgen erwachte, war es schon hoch am Tage und die Stelle neben ihm leer.

Respektvoll hatte Meister Goujon seinen Gast schlafen lassen, und so war es denn gekommen, daß das letzte Wort der jungen Reisenden nicht in Erfüllung gegangen. Die beiden Frauen hatten sich frühzeitig erhoben, und als Boieldieu endlich erwachte, sich die Augen rieb und nach ihnen fragte, waren sie schon längst auf und davon gefahren.

Enttäuscht und recht ärgerlich sprang er auf und fragte den Wirth, wohin sich die Fremden gewendet.

„Nach Meulan zu,“ entgegnete dieser, „wenn sie vorher nicht einen andern Weg eingeschlagen.“

„Doch ihre Namen? — wie nannten sie sich?“

Auf diese Frage mußte Meister Goujon die Antwort schuldig bleiben, danach hatte er wahrhaftig nicht gefragt. Was lag auch an dem Namen von ein paar simpeln Bäuerinnen, deren Verkleidung er natürlich nicht im Geringsten durchschaut hatte.

Boieldieu mußte sich zufrieden geben, denn dem Wägelchen, das schon seit mehr als zwei Stunden auf unbekannten Wegen dahinfuhr, nachzulaufen, ging nicht wohl an. Er bezahlte seine Zeche, nahm Abschied von dem Wirthe, dessen Neugierde er schließlich befriedigte, indem er ihm den Inhalt seines Ränzchens, seine Oper zeigte.

Mit dem Versprechen, dem würdigen Eigenthümer des „großen Hirsches“ ein Billet zur ersten Vorstellung zu schicken, schritt er rüstig der Brücke von Poissy zu, um noch bei guter Tageszeit das Ziel seiner Wanderung, Paris, zu erreichen.

Mit einem letzten Blick auf die Fenster des Zimmers, wo er in so angenehmer Gesellschaft soupirt, murmelte er noch:

„Auf Wiedersehen!“ . . . Das „morgen“ ging in einem leichten Seufzer unter.

II.

Boieldieu kam nach Paris. Mit seiner Oper hatte er indessen kein Glück: die Pforten der Komischen-Oper blieben ihm vorerst verschlossen. Doch öffneten sich ihm dafür recht bald andere Thüren, nicht allein die des einflußreichen Hauses Erard, sondern auch die der berühmtesten

Tänzerin ihrer Zeit, Mademoiselle Mafleuroy, der ein großer Bankier eine Rente von 100,000 Francs jährlich zahlte, blos um das Vergnügen zu haben, als Zuschauer ihren Diners beiwohnen zu dürfen.*) Bald jedoch erhielt Boieldieu, dessen Romanzen Furore machten, von den besten Dichtern Opernbücher und er schrieb eine ziemliche Anzahl Opern, welche alle mit großem Beifall gegeben wurden, unter anderen: „Susettens Mitgift", „Benjowsky", „Der Kalif von Bagdad" und „Tante Aurore." Nach diesem letzten Erfolge erhörte die Tänzerin Mafleuroy die Wünsche des berühmt gewordenen jungen Komponisten, und am 19. März 1802 wurden Beide vermählt.

Doch die Ehe war keine glückliche und schon im folgenden Jahre verließ Boieldieu seine Gattin und Paris und ging als Kapellmeister des Kaisers Alexander nach Petersburg. Hier komponirte er eine Menge Opern und kehrte erst, als der französisch-russische Krieg auszubrechen drohte, nach Frankreich zurück.

Boieldieu machte die Rückreise zur See. Er landete in Havre und sein Weg führte ihn nach seiner Vaterstadt Rouen. Hier miethete er einen Wagen und setzte seine Reise nach Paris fort. Mit dem Gedanken an eine neue Oper beschäftigt, langte er bei der Brücke von Poissy an.

Da stand der „große Hirsch" noch immer an derselben Stelle und sein Eigenthümer Meister Goujon, wenn auch bedeutend älter geworden, führte ihn wieder in die „Salons" der ersten Etage.

Der Wirth erinnerte sich des Gastes nicht mehr, doch Boieldieu erkannte nicht allein das Zimmer mit den vielen Betten, sondern gedachte auch mit Rührung des jungen schönen Mädchens und des damals erlebten kurzen, doch hübschen Abenteuers.

„Wenn ihr Zuruf — „auf Wiedersehen, morgen!" — sich verwirklicht, wenn sie mir zur Seite hätte bleiben können, dann wäre Manches anders geworden," sagte er sich seufzend.

Doch plötzlich nahm das Erlebte andere Formen in der Phantasie des Künstlers an. Die gesuchte Oper, mit der er in der Heimat debütiren, über den Meister des Repertoirs, Isouard, siegen wollte, war gefunden; ihr Mittelpunkt sollte ein galanter Ritter sein!

In Paris theilte er kurze Zeit nach seiner Ankunft seine Gedanken dem Dichter St. Just mit, und am 4. April 1812 wurde „Johann von Paris" zum ersten Male aufgeführt.

---

*) Thatsache.

„Alles für Gott, Schönheit und Ruhm!“ sang der Held der Oper, und welch ein Echo dieser ritterliche Sang überall weckte, welche Triumphe die graziöse Oper allerwärts, nicht nur in Frankreich sondern auch in Deutschland feierte, ist allbekannt.

Boieldieu war ein hochberühmter, doch kein reicher Mann geworden. Die Zeiten hatten sich ungünstig gestaltet, sie waren überhaupt für den Künstler nicht zum Golderwerb geeignet. Das Land und alle Verhältnisse waren durch die langen Kriege zerrüttet, und erst langsam sollte sich Alles wieder konsolidiren.

Als die Alliirten zum zweiten Male in Paris eingerückt, wurde als Festvorstellung im Theater Favart „Johann von Paris“ aufgeführt. Der Saal war gedrängt voll blendender Uniformen und schöner, geputzter Frauen. In einer Loge des ersten Ranges und neben einem hohen Militär in der rothen englischen Uniform saß eine stolze schöne Dame von etwa fünfunddreißig Jahren, welche die Oper ganz ungewöhnlich zu interessiren schien.

Es war Lady N., geborne Clotilde v. Jarcy.

Die beiden Damen hatten ehemals glücklich die Grenze, dann England erreicht. Noch mehrere Jahre vermochte die Mutter für die zu einer wirklichen Schönheit emporblühende Tochter zu sorgen, dann starb sie. Doch Clotilde hatte in einer hocharistokratischen Familie eine neue Heimat gefunden, die durch ihre Vermählung mit dem ältesten Sohn und Erben des Hauses eine dauernde wurde. Lord N., ihr Gemahl, machte den Feldzug gegen Napoleon mit, und nach beendigtem Kriege eilte seine Gemahlin zu ihm nach Paris. Sie wollte ihre eigentliche Heimat wiedersehen; in „Johann von Paris“ spiegelte sich nun auch ein Stück ihres Jugendlebens wieder. Am Tage nach der Vorstellung erkundigte sich Lady N. nach dem Komponisten Boieldieu, den sie nicht vergessen hatte, und erfuhr Mancherlei über ihn, das nicht im Einklang mit seinem berühmten Namen stand; die Verhältnisse des Meisters waren eben keine glänzenden. Dann fuhr sie mit ihrem Gemahl nach dem Schlößchen Jarcy, welches wiederhergestellt wurde, wie auch die beiden Pavillons, von denen der eine ein so sicherer Hüter ihres werthvollen Eigenthums gewesen. Dort lebte Colas, der treue Diener ihres Hauses, der, wenn auch älter geworden, doch noch immer rüstig schaffte. Mancherlei Anordnungen traf Lady N. an dem traulichen Orte ihrer Geburt; Colas erhielt verschiedene Aufträge, dann kehrte sie nach Paris und endlich mit ihrem Gemahl wieder nach England, in ihre neue Heimat zurück.

An einem sonnigen Maimorgen des nun folgenden Jahres fuhr ein hübsches Wägelchen über den Boulevard Montmartre. Ein bejahrter Mann in behäbiger, halb ländlicher, halb städtischer Kleidung stieg aus und schritt auf das Haus Nr. 10 zu, dort, wo heute die Passage Jouffroy steht, und wo damals der berühmte und wohlbekannte Komponist Adrien Boieldieu wohnte.

Es war der alte Colas. Mit Herrn Boieldieu verlangte er zu sprechen und wurde von dem Portier mehrere Treppen hinaufgewiesen. Dort saß der Meister recht sorgenvoll vor seinem Arbeitstisch, und mit sehnsüchtigen Blicken schaute er hinaus auf den Boulevard, der ihm ein Stückchen blauen Himmels und die Kronen der bestäubten fahlgrünen Bäume zeigte. Er kam sich vor wie ein armer Gefangener und wäre so gern hinaus in die schöne freie Natur getreten, um in der Maiensonne, an dem frischen Grün, den Blüten des Frühlings sein Herz und seine kranke Seele zu erfrischen und für kommende Tage neu zu kräftigen.

Da wurde ihm ein Fremder angemeldet, und bald stand Colas vor ihm, der anfänglich etwas verlegen seinen Rundhut in den Händen hielt, dann aber recht keck zu dem Musiker aufschaute und seine Rede begann.

Er habe gehört, so meinte er, daß Herr Boieldieu ein — Landhaus zu miethen wünsche, und könne er dem Herrn just ein sehr hübsches und zu äußerst billigem Preise anbieten. Es liege in schöner Gegend, sei passend ausstaffirt und sofort zu beziehen.

Boieldieu machte ein wahrhaft verblüfftes Gesicht bei diesem vollständig unerwarteten Antrag. Was der Mann ihm anbot, hatte er wol ersehnt, doch nie davon geredet, weil er die Ausführung eines solchen Wunsches zur Zeit für unmöglich hielt. Er sagte dies ganz offen dem Fremden, der jedoch von seiner Idee, Herrn Boieldieu das hübsche Häuschen zu vermiethen, nicht abließ. Dort könne der Herr noch einmal so gut arbeiten und gewiß noch schönere Lieder machen als hier in dem düstern Zimmer. Er schilderte das Haus, welches zwischen den Schlössern Grosbois und Brunoy liege, mit so prächtigen Farben, daß der Meister ordentlich Lust danach bekam und endlich nach dem Preise fragte.

Colas athmete freudig auf. „Erst sehen!“ rief er, „und dazu soll sogleich Rath werden. Mein Gefährt steht unten und in ein paar Stündchen bringe ich Sie hin; ich zeige Ihnen Haus und Garten, und bis zum Diner fahre ich Sie wieder nach Paris zurück. Bis dahin haben wir volle Zeit, unseren Miethvertrag zu schließen, und morgen — können Sie einziehen. Topp! schlagen Sie ein!“

Boieldieu wurde es wahrhaft fröhlich ums Herz. Der Antrag, und bezweckte er nur eine Spazierfahrt in den schönen Maitag hinein, war gar zu verlockend. Er schlug endlich lachend in die dargebotene Rechte, und nach kurzer Zeit saß er neben dem alten Colas, der das Gefährt lenkte. Fort ging es, der Seine, dann der Barrière Charenton zu.

Der Weg führte durch ein wahres Paradies, so dünkte es dem Meister, doch Alles fand er übertroffen durch das fragliche kleine Landhaus bei Jarcy. Es war wirklich ein allerliebster Aufenthalt, den eine geschickte Hand aus dem alten Pavillon zu schaffen gewußt, und dabei in wohnlichster und elegantester Weise ausgestattet. Mit schwerem Herzen durchschritt Boieldieu die einzelnen Räume, die er nie würde bewohnen können, wie er meinte, und kaum hatte er Lust, der Einladung seines Wirthes, nunmehr zu frühstücken, Folge zu leisten. Doch der alte Colas ließ nicht ab von ihm, und als beide Männer endlich bei Tische saßen und ein paar Gläser guten Weines dem Meister die fröhliche Laune wiedergegeben, fing Colas abermals von der Vermiethung des Schlosses an. Er nannte eine so unbedeutende Summe als jährlichen Miethpreis, daß Boieldieu erstaunt Messer und Gabel hinlegte und seinen Wirth forschend ansah. Colas erklärte dies dadurch, daß der Eigenthümer der ganzen Besitzung in London lebe und nur gute Miether haben wolle — auf das Geld käme es nicht an. Das war zu verführerisch; der Wein that das Uebrige, und als Boieldieu vom Tische aufstand, war er für eine Reihe von Jahren wirklicher Herr des herrlichen Hauses bei Jarcy.

Hier begann für Boieldieu nun ein neues Leben. Mit frischer verjüngter Kraft vermochte er in dem freundlich-stillen Aufenthalt zu schaffen, und das erste Werk, welches er von hier aus seinem Publikum darbrachte, war reich an herrlichen melodischen Gedanken, wie kaum ein anderes vor ihm. Es war die liebliche Oper „Rothkäppchen“, welche 1818 und mit größtem Erfolge zur Aufführung gelangte. Doch sollte sein neues Glück von nicht allzu großer Dauer sein. Der Meister erkrankte und lange Zeit mußte er der Ruhe pflegen. Sein Haus in Jarcy gab ihm die Gesundheit wieder. — Unter den Büchern der Bibliothek fanden sich Walter Scott's Romane, diese las der Genesende mit Vorliebe. Besonders fand er sich von „Guy Mannering“ angezogen. Durch seine Lage gezwungen mußte er komponiren, und die Opern, welche er brachte, trugen wol die Spuren seines krankhaften Zustandes — oder hatte ihn ihre Handlung nicht begeistern können? —

genug, sie wollten sein Publikum nicht wie seine früheren Werke ansprechen. Da theilte er endlich den Scott'schen Roman dem talentvollen jungen Dichter Scribe mit. Dieser benutzte vorhandene Motive und dichtete ein Buch, welches Boieldieu in dem stillen Jarcy mit voller Hingabe in Musik setzte. Es war sein Meisterwerk: „Die weiße Dame", welche Oper sofort bei ihrem Erscheinen am 10. Dezember 1825 ein solches Aufsehen erregte, daß ihr Ruhm und der ihres Komponisten bald in ganz Frankreich, Deutschland, England und überall, wo nur Musik getrieben wurde, laut wiederhallte.

Das war der Höhepunkt seines Schaffens, die lichteste, schönste Stelle seines arbeits- und auch sorgenvollen Lebens. Von nun an schien ihn mit der Gesundheit auch das Glück verlassen zu wollen. Noch eine Oper versuchte der Meister zu schaffen — es sollte seine letzte sein und vier Jahre Zeit gebrauchte er dazu — doch der Wurf mißlang. „Die beiden Nächte" wurden am 20. Mai 1829 aufgeführt, um bald wieder vom Repertoire zu verschwinden. Krank, mit gelähmten Geistesschwingen, zog sich der Meister in sein geliebtes Haus in Jarcy zurück, von nun an einzig und allein nur darauf bedacht, wenn auch nicht Heilung, doch Linderung seiner körperlichen Leiden zu finden.

Und dennoch mußte er arbeiten — arbeiten, nur um mit den Seinen leben zu können!

III.

Lady N. war Wittwe geworden. Kinderlos, beschloß sie den Abend ihres Lebens an der Stätte ihrer Geburt und Jugend zuzubringen, und im Frühling des Jahres 1834 siedelte sie mit einigen Dienern von London nach dem traulichen Jarcy über. Noch immer war ihr Interesse für den Mann, den sie, wenn auch nur flüchtig, doch in einem bedeutsamen Augenblick auf ihrem Lebenswege getroffen, nicht erkaltet, und jetzt, nachdem sie sein trauriges Schicksal erfahren, fühlte sie inniges Mitleid mit ihm. Oft, wenn sie in London sich an den Meisterwerken Boieldieu's erfreute, gedachte sie gern des Meisters, der durch ihre zarte Fürsorge in freundlicher Umgebung weilen und schaffen durfte, und immer vergegenwärtigte sie sich dabei den Abend in dem „großen Hirsch" an der Brücke zu Poissy. Dann suchte sie wol auch das Notenblatt hervor, worauf der damals junge Mann seinen Namen geschrieben, der mit der Zeit ein so gefeierter geworden. Nunmehr in Jarcy lebend, wollte sie sich ihm nähern, den Meister, wenn die Gelegenheit günstig, an jenen

Abend im Jahre 1795 erinnern. Doch sie wagte es nicht, denn Boieldieu war verschlossen, an Körper und Gemüth krank. Sie sann auf ein Mittel, durch welches sie, die reiche Dame, wirksam helfen könne; doch es war dies ein gar schweres Unterfangen, und traurigen Herzens mußte sie immer davon abstehen.

Die Aerzte hatten Boieldieu zu einer Reise in ein südliches Klima gerathen; der Meister durfte nicht daran denken, da die nöthigen Mittel fehlten. Lady N. erfuhr dies bei einem Besuche in Paris und in der Komischen-Oper, wo just die „weiße Dame“ gegeben wurde. Nun wollte, durfte die edle Frau nicht länger zögern, und in tiefem Sinnen verbrachte sie den Abend, mehr an den kranken Meister denkend, als an sein lebensfrisches Werk, das da an ihrem Ohr und Auge vorüberzog. Im letzten Akt, als Anna, im Gewande der weißen Dame, das Kästchen unter dem Arm, aus der Nische trat, fuhr Lady N. zusammen; ein Gedanke war ihr plötzlich durch den Kopf gefahren, und so phantastisch er ihr auch im ersten Augenblicke erschien — sie wollte ihn verwirklichen, und das ihr wohlbekannte Versteck in dem ehemaligen Pavillon sollte ihr die Mittel dazu bieten.

Es war Abend. Boieldieu saß matt und niedergeschlagen in seinem Lehnstuhl. Das Klavier war geöffnet, und auf den Tasten lag die kalte Hand des Meisters, doch er berührte sie nicht und kein Ton war seit geraumer Zeit in dem stillen Zimmer laut geworden. Trüb brannten die beiden Wachslichter auf dem Instrument, doch noch weit trüber sah es in dem Gemüth des Kranken aus. Er glaubte die Gesundheit wieder erlangen zu können durch eine Reise nach Italien, doch er mußte darauf verzichten und sich dafür zum letzten Abschied unwiderruflich vorbereiten, Da wurde ihm seine Zeitung gebracht, und indem er sie entfaltete, fiel sein Blick auf das Feuilleton, welches einen enthusiastischen Bericht über die gestrige Aufführung seiner „weißen Dame“ enthielt. Eine bittere Thräne fiel auf das Blatt, und mit gepreßtem Herzen murmelte er vor sich hin: „Undankbare!“

Dann versenkte er sich im Geiste in die Aufführung seines Werkes, und unwillkürlich führte der flotte Held desselben, der junge Offizier, ihm seine eigene Jugend vor. Auch er hatte vor Jahren leichten Sinnes, voll glänzender Hoffnung das Land durchzogen, als er von Rouen zu Fuß nach Paris gewandert. Da tauchte plötzlich der „große Hirsch“, sein dortiges Abenteuer und das hübsche Mädchen, mit lebhaften Farben vor seinem inneren Auge auf. Was hatte er in Tönen auf das

Notenblatt geschrieben? „Auf Wiedersehen!“ und — „morgen!“ hatte das junge Mädchen beim Abschiede hinzugesetzt. „Auf Wiedersehen! — morgen“, seufzte er nochmals, dann aber klang es in bitterem Tone: „Vorbei! — vorbei!“ und mit Gewalt versenkte er sich wieder in die Schicksale des lebenslustigen Offiziers. „George Brown hatte mehr Glück als ich!“ flüsterte endlich leise sein Mund, „doch er hatte auch eine gütige Beschützerin, die ihn nicht verließ, die hielt, was sie versprochen: auf Wiedersehen — morgen! — Hätte sie mir zur Seite gestanden — wer weiß? — so würde es des Goldes der weißen Dame wol nicht bedurft haben, um mich glücklich zu machen. Meine weiße Dame hat mir nichts gebracht, als — bittere Enttäuschung, einen siechen Körper und wol auch — ein baldiges Grab. Vorbei! — vorbei! —“

In diesem Augenblicke ließ sich in dem Zimmer ein eigenthümliches, ihm vollständig fremdes Geräusch vernehmen.

Erstaunt schaute Boieldieu auf. Da sah er etwas Seltsames . . .

In einer der coupirten Ecken des Zimmers, dort, wo sich das kleine Kamin befand, schiebt sich plötzlich einer der platten Marmorpilaster, welche die beiden Seiten des Kamins begrenzten, langsam seitwärts, und aus der schmalen dunklen Oeffnung tritt eine weibliche Gestalt hervor, in weißem, wallendem Gewande und ein kleines Kästchen in der Hand. Lautlos schreitet sie in das Zimmer hinein und auf den sie anstarrenden Meister zu. Das Kästchen setzt sie vor ihn nieder, dann wendet sie ihre Schritte und verschwindet wie sie gekommen. Alles dies war das Werk weniger Augenblicke gewesen.

War es Wirklichkeit — war es ein Traum, was er da gesehen? So fragte sich endlich Boieldieu, mit der Hand an die Stirn greifend.

Sein Sinnen und Brüten über das Schicksal seines Helden hatte ihm wol die Erscheinung vor das Auge gezaubert. So meint er endlich. Doch nein! es war kein Gaukelbild seiner krankhaften Phantasie! Vor ihm steht das kleine Kästchen und es enthält — „Gold! Gold!“ schreit er plötzlich auf, denn beim Heben des Deckels erblickt er unter einem zusammengefalteten Notenblatt blanke Goldstücke.

Der Anblick des kostbaren Metalls scheint ihm neue Kräfte gegeben zu haben; er springt auf und eilt an das Kamin, doch nichts vermag er hier zu entdecken. Der Marmor scheint fest in die Mauer gefügt zu sein. Doch auf dem Instrumente steht das Kästchen! Das ist greifbare Wirklichkeit; es wird ihm Aufschluß geben. Es enthält Goldrollen und ein Notenblatt. Fieberhaft nimmt er letzteres und schlägt es aus einander.

Einzelne Noten stehen darauf und darunter die Worte:

„Auf Wiedersehen!"

Dann folgt sein eigener Name: Adrien Boieldieu.

Er stößt einen lauten freudigen Schrei der Ueberraschung aus. Er hat das Blatt wiedererkannt, und wenn er auch den Zusammenhang noch nicht begreift, so weiß er doch nun, daß sie ihr Wort gelöst, daß er, wie sein George Brown, eine gütige Beschützerin hat, die ihm an jenem Tage in Poissy wol als Fee erschienen ist und seiner bis heute nicht vergessen hat.

Er ist glücklich — er ahnt ein neues Leben.

Jetzt kann er reisen — jetzt wird er genesen!

An das Instrument setzt sich Boieldieu, mit jugendlichem Feuer greift er in die Tasten und voll erklingt die Cavatine:

„Komm, holde Dame!"

Doch sein Bitten war vergebens, für heute vergebens!

Am andern Morgen aber saß Lady N. neben dem Meister, und Beide ergingen sich in der Erinnerung an die längst vergangene Zeit.

Boieldieu erfuhr von seiner gütigen Beschützerin Alles. Dankbar nahm er die dargebrachte Hülfe an und reiste nach Italien — doch leider ohne zu finden, was er gesucht, Heilung und Gesundheit. Kränker als er gegangen, kehrte er nach Jarcy zurück.

Noch einmal versuchte er in die Bäder des südlichen Frankreichs zu ziehen, doch kaum in Bordeaux angekommen, trieb ihn die Todesahnung wieder heimwärts. In seinem geliebten Jarcy wollte er sterben — und so geschah es auch. Am 8. Oktober 1834 hauchte er in den Armen der Seinen seine Seele aus. Sein letzter Blick galt der gütigen Fee, die ihn beschützt und — wol auch geliebt, wie seinen Helden George Brown — die weiße Dame.



Leonore und John im Zwiegespräch.

Vierzehntes Kapitel.

Uebergänge zu neuen Harmonien.

Wandlungen im Haidehauswalde und auf dem Grimberger Hofe. — Erlebnisse der Freundinnen im Konzertsaal und auf der Bühne. Ein inhaltreiches Kapitel.

Während man im Haidehause durch Onkel Reinhold's Vorträge und die hieran sich reihenden Musikaufführungen sich ganz vortrefflich unterhalten, waren die Arbeiten außerhalb desselben rüstig vorangeschritten. Die größte Hälfte der Bauern der beiden Dörfer Einöd und Helmsdorf, welche im Winter daheim keine genügende Arbeit fanden, war nach und nach gegen billigen Lohn zum Holzfällen angeworben worden, und eine Regsamkeit hatte sich in dem Walde wie auf der Straße nach Dahlheim entwickelt, wie diese eine ähnliche noch nie erlebt. Ganze Reihen von Karren mit Holz beladen fuhren die Höhe hinab, dem Städtchen, seinem

Flusse und seiner Eisenbahn zu, und kehrten mit Steingerölle gefüllt zurück, um vorerst die schlechtesten Theile der Straße zu verbessern. Im Walde selbst erklangen den ganzen Tag die Aexte, und da John solche von der praktischen amerikanischen Form hatte kommen lassen, an welche die Holzfäller sich bald gewöhnten, so ging die Arbeit noch einmal so leicht und rasch von statten. Neue Blockhäuser entstanden, und wurden diese sofort wohnlich eingerichtet; einige ärmere Familien hatten sich bereits häuslich darinnen niedergelassen, und die Frauen, die Mädchen hantirten und sorgten für ihre Männer oder Väter, die im Walde arbeiteten oder bei den Hütten die gefällten Stämme zersägten und aufschichteten. Das Ganze hatte in der That das Aussehen einer kleinen Niederlassung gewonnen, und John besprach bereits mit Onkel Reinhold für das nahende Frühjahr die Errichtung fester Wohnungen, die zu einer dauernden Ansiedelung, zu einer neuen Gemeinde werden sollten. An einer Stelle des Waldsaumes hatte John ein Thonlager entdeckt, und mit den ersten guten Tagen sollte mit der Herstellung von Backsteinen begonnen werden. Maschinen hierfür, wie für ein Dampfsägewerk, waren bestellt und vielleicht schon unterwegs, und Alles deutete auf eine ganz ungewöhnliche industrielle Thätigkeit für die rasch herannahende bessere Jahreszeit. Auch die finanziellen Erfolge waren über Erwarten gut. Die sich zu Bau- oder Werkholz eignenden Stämme wurden zugeschnitten auf der Eisenbahn verladen, und Meister Wiegand verkaufte sie zu guten Preisen; die Dahlheimer kauften und holten das Brennholz, soviel sie nur bekommen konnten, und mußten auf dem Herweg zugleich Steine für die Straße liefern. Die Bauern in den beiden Dörfern hatten hierbei den Vorzug, ihnen stand das Holz sogar zu einem billigeren Preise zu Gebot, und den Betrag abarbeitend, verdienten sie doppelt. Dies erzeugte eine Zufriedenheit, die der Arbeit selbst nur förderlich sein konnte, und Onkel Reinhold, wie die ganze Familie Wallbrunn bewunderten aufrichtig den jungen Mann, dessen praktischer Sinn, dessen energische und rastlose Thätigkeit dies Alles zu Wege gebracht hatte. Doch der größte Bewunderer John's, wenn auch nur im Stillen, war Alibert, der dabei noch eine ganz besondere, doch auch gleich geheime Freude empfinden mußte, die den Alten förmlich verjüngte. Ebenso mußte dem Hans dies rege Treiben den größten Spaß machen, denn er sang den ganzen Tag, und wenn er nur Zeit hatte, war er im Walde bei John, diesem helfend, wie er es nur vermochte, oder die anderen Arbeiten überwachend.

Auch Leonore, die nun oft allein war, weil die Schwester an jedem schönen Nachmittage mit Walter über die Haide oder zu der alten Tante nach dem Grimberger Hofe ritt, machte gern Spaziergänge nach dem Arbeitsplatz vor dem Walde, der sich nicht weit von dem Haidehause befand. Hier plauderte sie mit John und schien das größte Vergnügen daran zu finden, seinen Auseinandersetzungen und Plänen für die Zukunft zuzuhören. Stumm, doch froh erregt, sah sie zu dem jungen Mann auf, der durch diesen Beifall immer mehr angespornt wurde und sich mit leuchtenden Augen in Schilderungen erging, die das bisher so öde Haidehaus zu einem kleinen Paradiese, belebt von fröhlich arbeitenden und zufriedenen Menschen, machten und dabei stets im Bereiche des Möglichen lagen. Dann ruhte der tiefe Blick des Mädchens lange und sinnend auf dem Sprecher, bis er sich plötzlich, fast erschreckt abwandte, und Leonore dann das Gespräch auf andere gleichgiltigere Gegenstände lenkte.

Der Grimberger Hof hatte während dieser Zeit auch schon ganz bedeutende Wandlungen erfahren. Das wichtigste Ereigniß daselbst war der Einzug eines tüchtigen, rationell gebildeten Oekonomen, den Onkel Reinhold zu gewinnen gewußt, und der nun die Wiederherstellung des großen, doch arg verwahrlosten Gutes leitete. Ein Wunder war mit dem Junker geschehen, denn er folgte den Anordnungen des neuen Landwirths nicht allein, als sei dieser der Herr und er der Untergebene, sondern er legte auch Hand mit an, und mit einem wahren Feuereifer zerstörte er seine jungen Waldanlagen wieder, besonders in dem Bruch, wo er Cäcilia zuerst gesehen. Als dieser große Landkomplex fertig gerodet und wieder Ackerland geworden, lenkte Junker Walter bei einem Spazierritt nach dem Grimberger Hofe auf diesen Theil seiner Besitzung zu, und mit triumphirender Miene, freudigem Selbstbewußtsein zeigte er dem schönen Mädchen an seiner Seite die vollbrachte Arbeit. Cäcilia erkannte den Platz nur zu gut wieder, und einen jähen Ruf freudiger Ueberraschung stieß sie aus, da sie ihn so verwandelt sah. Dann reichte sie dem Junker die Hand, die dieser zitternd an seine Lippen zog, und während Etwas wie eine Thräne in ihrem Auge schimmerte, ihre Hand die des Junkers drückte, sprach sie, indem sie sich dabei sichtbaren Zwang anthat heiter zu scheinen: „Nun bin ich von Ihrer Bekehrung — Ihrer Besserung überzeugt. Was Sie hier gethan, ist gut, ich — danke Ihnen dafür und werde es Ihnen nicht vergessen!"

Jetzt riß sie ihr Pferd herum und flog davon. Noch ehe der Junker vor freudigem Staunen ein Wort der Erwiederung hatte finden können,

war sie in der Richtung nach dem nicht allzufernen Grimberger Hofe zu verschwunden, und so scharf er ihr auch nachsetzte, diesmal erreichte er sie nicht. Als er in den Hof einritt, hing Cäcilia bereits an dem Halse der alten guten Tante, welche das heitere Mädchen mit einem Kusse und fröhlichem Lachen begrüßte. Auch an den Junker, als er in Sicht gekommen, wendete sich dies muthwillige Lachen, und neckende Worte mußte er über sein träges Reiten hören. Doch Walter ertrug Alles, ohne nur ein Wort zu erwiedern, sogar recht seelenvergnügt dazu lächelnd, denn der herzliche Willkommen, den Cäcilia seiner Tante entgegengebracht, hatte ihm womöglich eine noch größere Freude bereitet — noch mehr gesagt, als die Worte, sogar noch mehr als der Händedruck, der ihm in dem ehemaligen Bruch, dem früheren Schauplatz seiner Jägerheldenthaten, geworden war.

Warum es länger verschweigen? In den Herzen der beiden Mädchen war eine Neigung erwacht, die sie vergebens zu bekämpfen sich bemühten, weil ihr unbewußt stets neue Nahrung wurde. Wie ein weihevolles Geheimniß, das ihnen eben so viel süßes Weh wie Furcht bereitete, bargen sie das, was sie empfanden, was ihre reinen Herzen ihnen sagten, vor den Augen Anderer, und doch — wie oft verriethen die Unerfahrenen sich! Diejenigen, denen die Gefühle galten, die gleiche hegten, ahnten wol, daß diese Erwiederung fanden, doch wagten sie nicht an ein solches schönes Glück zu glauben, und auch sie bargen tief in der Brust ihr Sehnen und ihr Hoffen. Der Mutter, dem Onkel war die Wandlung nicht entgangen, die sich nach und nach bei ihren Lieblingen vollzog; sie wachten ja über ihnen und schauten schärfer mit den Augen elterlicher Liebe und Sorge. Sie redeten. In ihren Zimmern saßen Beide, wenn die Mädchen draußen waren, und besprachen die Zukunft ihrer Lieben. Zufriedenheit drückten dabei ihre Züge aus und die der Mutter verklärte sogar eine innige Freude. Sie mußte mit der Wahl, welche ein gütiges Geschick ihre Kinder hatte treffen lassen, nicht allein einverstanden sein, sondern auch deren Lebensglück dadurch gesichert glauben. In solchen hoffnungsfrohen Gedanken wurde Frau Wallbrunn von ihrem Bruder bestärkt, der die trefflichen Eigenschaften John's und Walter's erkannt hatte und sich ihrer freute. Er war sogar noch weiter gegangen. Mit der Tante des jungen Walter's hatte er schon längst eine geheime Unterredung gehabt und das gute alte Fräulein dadurch wahrhaft glücklich gemacht. Alle Drei stimmten nun in ihren Wünschen und Hoffnungen überein, und nun handelte Onkel Reinhold. Die Umwandlungen des

Grimberger Hofes begannen, der Oekonom, Herr German, ein gesetzter und gebildeter Mann, zog dort ein, und Junker Walter ließ Alles mit sich und seinem Hofe geschehen, wie Jene es anordneten. Er ahnte, fühlte, daß es zu seinem Besten sei, wenn er auch noch nicht einmal wagte, mit der guten Tante von seinen Wünschen und Hoffnungen zu reden, auf deren Verwirklichung er übrigens kaum den Muth zu hoffen hatte.

Schwieriger erschien es dem Onkel und Frau Wallbrunn, das Verhältniß John's ihren Wünschen gemäß zu ordnen. Beide hatten zwar das größte Vertrauen zu der Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes, der ihnen von seinem Fleiße, seinen Kenntnissen und seinem redlichen Wollen ja täglich die besten Beweise lieferte. Doch wer war John eigentlich? Wo stammte er her, und besonders — wie war seine Vergangenheit? Bisher hatte er noch kein Wort gesprochen, das irgend einen Anhalt über seine Herkunft und sein vergangenes Leben hätte bieten können. Er war längere Jahre in Amerika gewesen, dies wußte man, doch war dies auch Alles. So oft Onkel Reinhold es auch versucht hatte, in vorsichtiger Weise das Gespräch auf dies ihn so lebhaft interessirende Thema zu bringen, immer war John ihm in einer Weise ausgewichen, gegen die Reinhold nicht hatte ankämpfen können. Eine direkte Frage zu stellen, war nicht möglich, und so sahen denn Bruder und Schwester hier eine Schwierigkeit entstehen, die sie oftmals mit Sorgen erfüllte und für die Ruhe, das Glück Leonorens bangen ließ. Dennoch hofften sie. Wie Beide die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Cäcilia und Junker Walter der Zukunft und einem freundlichen Geschick anheimgaben, das sie bis jetzt so gut geführt, so vertrauten sie auch hier auf den guten Engel ihres Kindes, der dieses gewiß vor einer herben Täuschung bewahren würde.

Indeß Onkel Reinhold und Frau Wallbrunn also über die Zukunft und das Glück der beiden Mädchen beriethen und gleich still wie eifrig dafür arbeiteten, hielten Cäcilia und Leonore in abendlichen Stunden Unterredungen ähnlicher Art. Doch nicht ihre eigenen Herzensangelegenheiten besprachen sie — keine von ihnen hätte gewagt, ihr Fühlen und Denken auch nur mit einem Laut zu verrathen. Ihre Gespräche galten den Freundinnen, von denen sie in letzterer Zeit häufiger und dabei längere Briefe als früher erhielten. Was diese in Worten kündeten, wurde offen und laut im Wohnzimmer besprochen — und es war hinreichend für die lebhaftesten Unterhaltungen — doch was die beiden Schwestern zwischen den Zeilen herauslasen, was sie erriethen, das lieferte den

Stoff zu ihren geheimnißvollen Plaudereien. Hierbei müssen wir nun ein wenig verweilen und aus den Briefen der Freundinnen dasjenige zusammenstellen, was uns mit deren Erlebnissen seit dem Cäcilienfest bekannt zu machen im Stande ist.

Hulda von Linden hatte ihre Konzertreise nach der Residenz in Begleitung ihres Vaters angetreten. Graf Haldern war um Urlaub eingekommen, um an dem Ausfluge Theil nehmen zu können, doch seine Wünsche konnten bei seinen Vorgesetzten vor der Hand kein Gehör finden, und so hatte er denn die junge Künstlerin zu seinem innigsten Bedauern allein ziehen lassen müssen. In der Residenz hatte Hulda in einem großen Künstlerkonzert gespielt und einen ganz besonderen Erfolg erzielt, dies jedoch noch mehr durch ihre jugendlich schöne Erscheinung, ihr liebenswürdiges, ungezwungenes Wesen, als durch ihre Virtuosität. Errang letztere sich auch, besonders bei dem großen Publikum, rauschende Anerkennung, so erwies sich der ernstere Theil der Zuhörer hierbei doch zurückhaltender, indeß ihre so unbefangene Heiterkeit, ihr natürliches Wesen wieder die Herzen Aller, selbst die der grübelndsten Kenner eroberte. Diejenigen aber, welche das Glück hatten, in ihre Nähe kommen zu dürfen, und es waren ihrer Viele! — sie waren entzückt von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit und priesen allwärts laut und enthusiastisch den neu aufgegangenen Stern am Horizont des Residenz-Kunsthimmels. Zu diesen Bewunderern zählte vor allen Dingen das Offiziercorps; war Hulda doch die Tochter eines Obersten, der in voller Uniform, die Brust mit Orden geschmückt, das faltige Gesicht strahlend vor Freude, dem Konzert beiwohnte, und wenn sein Kind spielte, donnernd applaudirt und herausgejubelt wurde, eine Freude empfand, als ob er selber eine Schlacht gewonnen und unter dem Donner der Kanonen als Sieger seinen Einzug halte, bis der Vater den Helden verdrängte und Thränen der Freude, der Rührung in den grauen Schnurrbart träufelten. Ihm durften die Herren Kameraden sich mit ihren bewundernden Lobreden ungescheut nähern, sie sahen bald, daß sie dadurch den Weg zu seinem väterlichen Heldenherzen und zugleich auch zu der himmlisch schönen Tochter, der göttlichen Künstlerin, finden würden. Doch auch die höchsten und allerhöchsten Herrschaften wurden auf die junge schöne Virtuosin, welche die Tochter eines hohen Militärs von altem Adel war, aufmerksam, und bald nach dem ersten Konzert erhielten Beide, der Oberst und Hulda, eine Einladung an den Hof. Auch hier gewann das hübsche Mädchen sich die Herzen der fürstlichen Personen, ohne daß sie sich dafür irgend

welche besondere Mühe gab, oder ihrem fröhlichen, natürlichen Wesen nur im Geringsten Zwang anlegte. Sie gab sich wie sie war, und diese ungekünstelte Heiterkeit, auf diesem glatten Boden so selten, war der Zauber, womit sie gleichsam im Sturm selbst die gemessenste Hoheit besiegte. Sie war auf dem besten Wege, der Liebling des Hofes, der höheren Kreise und auch des großen Publikums der Residenz zu werden, und Einladungen zu Konzerten und Soiréen aller Art folgten sich in solcher Menge, daß Vater und Tochter in diesem Taumel der Freude und des Genusses kaum zu sich selbst kommen konnten. Auch die Presse war für Hulda, denn wo Alle, selbst die allerhöchsten Herrschaften sich freuten und bewunderten, konnten die Herren der Feder nicht schmollen. Gab es auch einzelne Fachblätter, die ernster, kritischer zu Werke gingen, mit leisem Tadel die Mängel und Fehler der jugendlichen Virtuosin berührten, so that dies dem allgemeinen Enthusiasmus keinen Abbruch, und der jungen Künstlerin trübte dies auch nicht einen Augenblick ihres sonnenhellen Lebens. Noch wenige Wochen und Hulda von Linden war wirklich der gefeierte, ja vergötterte Liebling des Residenzpublikums, und zugleich, fast mit einem Schlage, eine berühmte Künstlerin geworden, deren Ruf sich auf den Flügeln der Presse rasch und weit verbreitete. Nun kamen Einladungen von auswärtigen Konzertvereinen, und in solcher Menge, mit solchen verlockenden Anerbietungen, daß Hulda, wäre sie allen nachgekommen, bis zum Sommer hätte reisen müssen, und auch die reichste Ernte an Lorbern und Gold würde gehalten haben.

Vater und Tochter waren überglücklich — selig, und gaben sich diesem neuen Leben voll rauschender Freuden und Huldigungen, das bereits ein paar Monate dauerte, mit gleicher Lust hin. Eines nur schien Beiden zu fehlen, um ihr Glück vollkommen zu machen. „Wäre nur Graf Haldern hier, damit er Theil an unsern Erfolgen bei Hofe und im Konzertsaal nehmen könnte! Wie würde er, unser treuester Freund, sich erst darüber freuen!“ So sagten sie sich oft, und je länger sie von der Heimat entfernt blieben, um so eindringlicher wurde dieser Wunsch ausgesprochen. Zwar standen sie mit dem Hauptmann in einem lebhaften Briefwechsel, er erfuhr Alles — wie es auch die Freunde auf dem einsamen Haidehaus erfuhren — und seine Briefe drückten auch unverhohlen seine Freude über das erreichte schöne Ziel aus. Doch dies genügte nicht, er mußte kommen, selber schauen, und sich mit ihnen an dem Erreichten freuen. Dieser Gedanke fehlte in den Briefen Hulda's nie, und da der Hauptmann wol noch größere Sehnsucht hatte, Vater und

Tochter wiederzusehen, so that er endlich einen entscheidenden Schritt, und der Urlaub wurde ihm ertheilt.

Graf Haldern kam nach der Residenz und wurde vom Oberst und von Hulda jubelnd begrüßt und sofort in die neuen Kreise eingeführt. Doch sonderbar! Er schien durchaus nicht in solchem Maße Freude über die Erfolge Hulda's, die enthusiastischen Huldigungen, welche ihr von allen Seiten wurden, zu empfinden, wie Vater und Tochter es sicher erwartet hatten. Er wurde sogar immer stiller, ernster, und kaum waren acht Tage verflossen, da überraschte er seine Freunde mit der Mittheilung, daß er in seine Garnison zurückkehren müsse, da sein Urlaub abgelaufen sei. Er machte diese Mittheilung in einer so tief bewegten Weise, schaute das junge Mädchen dabei so ernst und bittend an, daß Hulda den Blick bis an ihr Herz zu spüren meinte. Sie erblasste, verstummte und ihre Heiterkeit schien zum ersten Male vollständig verschwunden zu sein. Doch dauerte dies nur wenige Augenblicke, dann blitzte wieder die alte liebenswürdige Schelmerei in ihrem Auge auf. Sie reichte dem Hauptmann die Hand, wünschte ihm lächelnd eine glückliche Reise, und als Graf Haldern erbleichend die Lippen auf einander biß, setzte sie mit anderem, innigem Tone hinzu: „Glückliche Reise und — auf baldiges Wiedersehn! denn auch wir werden in wenigen Tagen die Residenz verlassen und heimkehren. Das Leben hier beginnt mir zu mißfallen, es ist zu aufreibend! Soll ich nur einige der mir angetragenen Konzertofferten annehmen, so muß ich mindestens einen Monat — vielleicht auch deren zwei — haben, um mich erholen zu können, und diese Zeit wollen wir daheim, bei unsern guten, erprobten Freunden zubringen."

Jetzt war der Oberst an der Reihe zu erbleichen und zu erstaunen: „Zwei Monate?!" rief er in einem wahren Schreckenston, „dann ist ja die ganze Konzertsaison vorüber!"

Doch Hulda achtete im Augenblick nicht auf den Schmerzensschrei des Vaters. Nach ihren Worten hatte Graf Haldern mit glühendem Antlitz und freudigstem Tone „Hulda!" gerufen, dann die Hand, welche das Mädchen der seinigen noch nicht entzogen hatte, zitternd an seine Lippen geführt, einen heißen Kuß darauf gedrückt und sich hierauf rasch entfernt, wol um das Gefühl, welches ihn so plötzlich übermannt, in der Stille zu bekämpfen — oder es wol auch so lange als möglich festzuhalten und sich ihm hinzugeben.

Also geschah es, trotz der Bitten des Vaters, die stellenweise in ein gelindes Toben übergingen. Graf Haldern reiste ab und acht Tage

später verließ der Oberst von Linden mit seiner Tochter, zum Leidwesen Aller, die ihnen näher getreten, die Residenz. Hulda schied so heiter und zufrieden von den Freuden, denen sie so plötzlich entsagt hatte, als ob sie noch rauschenderen und schöneren entgegenginge, und nicht nach einem verhältnißmäßig stillen Aufenthalt und zu dem allgewohnten einfachen Leben zurückkehren wolle.

So lebte Hulda denn wieder in der Heimat, und abermals vergingen Wochen, ohne daß Anstalten zu einem neuen Konzertausfluge, wie stürmisch auch der Vater dazu drängte, gemacht wurden. Was das Mädchen in der großen Residenz erlebt hatte, dünkte ihr bald wie ein blendender Traum, den sie freiwillig zerstört — wol um sich in der Stille einem andern, noch weit schöneren Traume hinzugeben. —

Regina Falk hatte Bedeutsameres erlebt. Ihr Streben und die sich ihr bietenden Hindernisse waren ganz andere und ernstere, als die der Freundin, und so mußten denn auch die daraus hervorgehenden Kämpfe härter, einschneidender sein, Herz und Geist gleich mächtig in Mitleidenschaft ziehen. Doch klar stand das Ziel vor Regina's innerem Auge; es war ein schönes, begehrenswerthes, und dies hielt sie aufrecht, gab ihr stets neuen Muth. Ob sie aus diesem Ringen für ihr Ideal, diesem ungleichen Kampfe mit einer kalten, abschreckenden Wirklichkeit als Siegerin hervorgehen werde? Sie wußte es selber nicht!

Ihrem Drange folgend, doch dabei die Lehren und Warnungen ihres treuen Freundes, des Professors Friedwalt wie einen Talisman in ihrem Herzen bergend, hatte sie den wichtigen Schritt gethan und die Bühne betreten. Ein mittleres deutsches Hoftheater, das seit langen Jahren in dem Rufe stand, die Oper ganz besonders zu pflegen, dessen Aufführungen großer bedeutender Werke in weitem Umkreise Aufsehen erregten, hatte die junge vielversprechende Künstlerin zu gewinnen gewußt. Der Direktor, ein praktischer Geschäftsmann, war durch ihre Leistungen im Konzert aufmerksam auf sie gemacht worden. Er unternahm die Reise nach der Vaterstadt der jungen Künstlerin, hörte dort Regina und sprach dann mit ihr. Ihren Enthusiasmus für die Kunst, ihre Unerfahrenheit auf dem Gebiet der Bühne geschickt benutzend, dabei ihre Anfängerschaft bei jedem Anlaß betonend, war es ihm rasch gelungen, Regina, gegen ein verhältnißmäßig sehr geringes Honorar, vorläufig bis zum Ende der Saison an das Hoftheater zu fesseln. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, und seelenvergnügt, dabei stolz wie der gewiegteste Diplomat, kehrte er mit seinem neuen Mitgliede in die Residenz zurück. Die Mutter

begleitete Regina, der Vater hatte das Opfer gebracht, sich mit seiner Tochter zugleich auch von der Gattin und Hausfrau auf mehrere Monate zu trennen. Er that es mit schwerem Herzen, denn die Warnungen Friedwalt's hatten auf den Mann mit dem geraden Sinn, auf den Vater, der seine Tochter über Alles liebte, einen tiefen Eindruck gemacht. Er zitterte ernstlich für sein Kind, doch Professor Friedwalt beruhigte ihn auch wieder. „Regina wird umkehren," sagte er mit Ueberzeugung, „wenn sie sich enttäuscht sieht; ist dies nicht der Fall, so geht sie ihrem Glück entgegen. Wir wollen es hoffen, ihr vertrauen und es abwarten." Der praktische Direktor des Hoftheaters wußte wol, was er mit der jungen Sängerin wollte: ein kühnes Vorgehen konnte sie mit einem Schlage zu einer großen Anziehungskraft für die ganze Saison machen — ein vorsichtiges Versuchen hatte für ihn und die Kasse nichts Lohnendes. Entweder Regina schlug ganz ungewöhnlich ein — und dann hielt er wenigstens für mehrere Monate einen Kassenmagnet — oder sie fiel ab, und dann konnte sie, weil für ihn unbrauchbar, wieder gehen, er hatte sich dann eben getäuscht. Doch glaubte er dies vor der Hand nicht. Er hütete sich wohl, solche Gedanken seiner neuen Sängerin zu verrathen, nur die „Kunst", das „Interesse der Künstlerin" in mehr oder minder dunklen, doch klingenden Phrasen vorschützend, beredete er Regina, als erste Antrittsrolle die bedeutendste Aufgabe zu übernehmen, welche einer dramatischen Sängerin gestellt werden kann, mit einem Worte, den Fidelio zu singen. Regina glaubte ihm, und von einem heiligen Feuer für ihre schöne Kunst, von der Bewunderung für Beethoven's Meisterwerk getragen, willigte sie ein und sang. Etwaige Befürchtungen der praktischen Direktion gingen nicht in Erfüllung, es wurden im Gegentheil deren Hoffnungen in einer nicht geahnten Weise erfüllt, denn Regina hatte mit ihrer Leistung einen solchen Erfolg, wie ihn das Hoftheater seit vielen Jahren nicht erlebt. Die herrliche Stimme, die echt künstlerische Weihe, welche ihr Gesang ausstrahlte, die keusche Schönheit ihrer Gestalt und ihrer ganzen Darstellung wirkten wie ein Zauber auf alle im Hause Anwesenden. Das ganze Publikum, der Hof und das Orchester brachten der Debütantin in solcher jubelnden Weise ihre bewundernden Huldigungen dar, daß Regina sich wie berauscht von einer seligen Freude zum Himmel gehoben fühlte. Sie empfand, was so Viele vor ihr unter ähnlichen günstigen Umständen, beim ersten Betreten der verführerischen Breter empfunden, daß die höchste Lust, die einem Menschen zu Theil werden könne, durch die Kunst zu erringen sei, durch die glückliche Lösung der

Aufgabe, ein bedeutendes Kunstwerk in seiner ganzen Schönheit den Menschen vorzuführen. Der Vater, ihr Bruder Konrad, Professor Friedwalt und noch andere Freunde waren gekommen, dem kühnen Debut beizuwohnen, und Alle waren glücklich über den seltenen, so schönen und auch verdienten Erfolg Regina's. Auch Friedwalt drückte ihr lange die Hand und schaute bewundernd, mit leuchtendem Blick zu ihr auf. Mit tiefempfundenen Worten schilderte er die Empfindungen, welche ihr Gesang und die ganze Darstellung der Rolle in ihm wachgerufen, und wie er dadurch beseligt worden; er erkannte sie an als eine Künstlerin, als eine echte Priesterin der keuschen Bühnenmuse, die berufen sei, durch ihren Zauber dem wirklichen Kunstwerke erst das volle Leben einzuhauchen. Er beugte sich vor ihren Erfolgen. Doch waren seine Worte auch inhaltschwer, so stach ihr Ton gegen den der übrigen Ergüsse des Beifalls und der Bewunderung ab; er kam zwar tief aus dem Innersten, doch klang er ruhig, gemessen, und bald überließ der junge Professor das Feld lauteren Bewunderern. Wer konnte es der Glücklichen in solchem Augenblick verargen, wenn sie Alle hörte, wenn sie dem verstummenden Freunde nicht die Aufmerksamkeit widmete, die er wol verdient, doch sichtlich nicht gesucht hatte? Am andern Tage, vor der Abreise, sprach Regina noch lange und eingehend mit Professor Friedwalt über Beethoven's Werk und ihre Rolle, und auch jetzt athmeten die Reden des Freundes eine Zurückhaltung, die Regina schmerzlich zu befremden begann. Doch der Würfel war gefallen. —

Bald war Regina mit der Mutter allein, doch sie fühlte diese Vereinsamung noch nicht, denn all ihr Sinnen und Denken war auf das Ziel gerichtet, das sie zu erreichen hoffen durfte, auf dessen Wege ihr stets gleiche Freuden erblühen würden, wie an ihrem ersten schönen Ehrenabend — so glaubte sie. Doch der Schützer, der Führer auf diesem Wege fehlte jetzt dem unerfahrenen, arglos hoffenden Mädchen. Freilich hatte sie einen mächtigen Beschützer, den praktischen Herrn Direktor des Hoftheaters, der indessen nur das Interesse der Kasse und dann erst das der Kunst im Auge hatte, und der Leiter Regina's in ihrer nunmehr beginnenden künstlerischen Wirksamkeit hieß — das Repertoir. Dies zog der Künstlerin sogar so enge und scharfe Grenzen, daß sie jetzt schon glaubte, eine Lähmung ihrer Schwingen zu empfinden, und so die erste Bekanntschaft mit diesem sonderbaren starren Lenker ihrer künstlerischen Thätigkeit auch ihre erste Enttäuschung bildete. Und ach! es sollte nicht die einzige — noch lange nicht die letzte sein!

Jeden Monat wurde von dem praktischen Herrn Direktor des Hoftheaters die Liste der in den nächsten Wochen zu gebenden Vorstellungen aufgestellt, und hatte sie die Allerhöchste Billigung erfahren, so mußte an dieser Liste, das „Monatsrepertoir" genannt, festgehalten werden. Bei dieser Aufstellung hatte der Direktor nun allerdings Vielerlei zu berücksichtigen: Zuerst die Wünsche des Allerhöchsten Hofes, dann in zweiter Linie die eines „hochverehrlichen" Publikums — und beide mußten unter allen Umständen mit dem Interesse der Kasse in Einklang gebracht werden. Nun wurden die einzelnen Sänger, ihre Wünsche und Fähigkeiten berücksichtigt — von der Kunst, als einem Etwas, das eine besondere Rücksicht verdiente, war keine Rede. Wozu auch? sie war ja an allen Vorführungen betheiligt, das Theater hieß ja eine „Kunstanstalt", und seine Angehörigen nannten sich „Künstler". Wie hätte die arme Kunst sich da auch nur im Geringsten beklagen können? So meinte nämlich achselzuckend, doch recht herablassend, der praktische Herr Direktor.

Als Regina zum ersten Male gesungen, war sie in das eben sich abwickelnde Monatsrepertoir eingetreten, das in Voraussicht ihres ungewöhnlichen Erfolges und mit Rücksicht auf ihre Leistungen entworfen worden war, das, indem es der jungen enthusiastischen Künstlerin größte Befriedigung bieten, zugleich ein heimlicher Prüfstein ihrer Leistungsfähigkeit überhaupt sein sollte. Da fanden sich die schönsten Rollen verzeichnet: Donna Anna, Agathe, Euryanthe und Rezia, die Vestalin und sogar die Iphigenia der ersten Gluck'schen Oper gleichen Namens, welche Regina dem Herrn Direktor als „studirt" bezeichnet hatte. Welche selige Freude empfand die begeisterte Künstlerin, all diese, von großen Meistern so überaus herrlich ausgestatteten Gestalten dem Publikum vorführen zu können. Sie war überglücklich und stolz, in ihrem Entschlusse nicht wankend geworden zu sein. Alle genannten Rollen sang sie nun gleich schön und hinreißend, und von dem dankbaren Publikum wurde Regina gefeiert, als ob sie bereits eine der berühmtesten Künstlerinnen gewesen. Dabei hatte sie sich um nichts Anderes bekümmert — sie konnte es nicht, nahmen die zu lösenden großen Aufgaben ihre Aufmerksamkeit doch einzig und allein in Anspruch. So war dieser erste Monat vorübergegangen, ihm folgte der zweite mit dem neuen Repertoir, und die Enttäuschung begann. Eine peinvolle Unruhe überkam Regina, die sich endlich erhob und zu dem Herrn Direktor ging. Dieser empfing die erregte Sängerin äußerst freundlich; er hatte sie erwartet, sich auf die Unterredung gut vorbereitet und hörte ihre Klagen und ihre Wünsche ruhig an.

Als Regina zu Ende war, begann er sein Repertoir zu vertheidigen und wußte dann jeden ihrer Einwürfe in seiner Weise, nach seinen praktischen Ansichten so schlagend zu beseitigen, daß die arme enttäuschte Künstlerin endlich verstummen und sich fügen mußte. Seine Gründe und Ansichten sprach er etwa in folgenden Sätzen aus: „Wir haben einen Monat lang fast nur klassische Sachen gegeben, jetzt muß ich für Abwechslung sorgen. Wiederholungen sind bei unserem kleinen Publikum nicht möglich. Andere und ähnliche klassische Opern dürfte ich ihm und dem Hofe nicht fort und fort bieten, man würde es nicht ertragen. Sodann muß ich Rücksicht auf meine übrigen Mitglieder nehmen, die auch in guten Rollen aufzutreten wünschen. Schließlich herrscht doch wol nur eine verkehrte Ansicht über gute, mittelmäßige und schlechte Bühnenwerke. Die Kasse ist dabei der beste und, nach meiner Ansicht, auf Erfahrungen gegründet, zugleich auch der einzige Maßstab. Was das Haus füllt, muß gut sein, denn die Opern sind doch nur für die Aufführung geschrieben worden, und zu einer solchen gehört Publikum. Findet sich dieses nicht ein, so ist meiner Ansicht nach das Urtheil über das betreffende Werk gesprochen, es muß von der Bühne, von dem Repertoir verschwinden. Um einzelne, am Alten hängende Theaterliebhaber zu befriedigen, kann man wol ein Uebriges thun und hier und da eine solche längst vergessene Oper, wie Sie mir deren genannt und als klassisch bezeichnet haben, zur Aufführung bringen. Dies ist im vorigen Monat geschehen. Ich habe Ihnen zu Liebe, außer unserem klassischen Repertoir von Mozart, Beethoven und Weber, sogar die Gluck'sche Iphigenia aus dem Staube der Bibliothek hervorgesucht, und Gott weiß, welche Mühe — leider eine ganz vergebliche! — die Einstudirung verursacht hat. Denn die Einnahme war schlecht, und einmal haben wir die Oper gegeben, um sie wieder für lange Jahre bei Seite zu legen. Jetzt müssen die modernen Komponisten den Ausfall ersetzen und wir uns fügen. Gehen Sie nur getrost an Ihre neuen Aufgaben, mein liebes Fräulein, auch diese werden Ihnen Freude machen und reichen Beifall eintragen. Und dann bedenken Sie vor allen Dingen, daß wir an einem Hoftheater wirken, wo die Kunst immerhin noch Etwas gilt — wenn auch die Kasse dabei berücksichtigt werden muß — und nicht an einem Stadttheater, wo es noch ganz anders zugeht, und man einzig und allein nur das Geschäft im Auge hat!"

Mit diesem letzteren, etwas mageren Trostspruch mußte Regina sich nun wol zufrieden geben und an das Studium ihrer neuen Rollen gehen.

Die Klavierproben der ihr nur wenig bekannten Opern begannen, und hier lernte das junge Mädchen ihre neuen Kollegen und Kolleginnen näher kennen. Ach, wie niedergeschlagen kehrte sie oft aus diesen Proben nach Hause zu der Mutter zurück! Wie ganz anders, weihevoller hatte sie sich ein solches Einstudiren eines Opernwerkes, selbst eines gewöhnlicher Art, gedacht! Wie wenige der Theilnehmer waren mit Lust und Liebe bei der Sache! Die meisten der Herren und Damen lachten und scherzten während der Proben, und der einstudirende Herr Musikdirektor that auch nur gerade so viel, als er eben mußte — er beeilte sich, um fertig zu werden und zu seinem „Frühschoppen" zu kommen. Der Herr Kapellmeister, ein tüchtiger, gewissenhafter Musiker, nahm die Sache allerdings ernster, doch konnte er nicht überall zugegen sein, und einmal auf der Bühne, mußte er sich dem Ganzen widmen, was er auch in redlichster Weise that.

Und diese Bühnenproben, wie enttäuschten sie erst die arme, für ihre Kunst so begeisterte Regina! Eine Regie, die nur das Allernöthigste, das Kommen und Gehen anordnete, alles Uebrige dem Sänger überließ; eine obere Direktion, die sich nur mit den Aeußerlichkeiten des Werkes befaßte! Dabei der geringe Trieb der meisten Mitglieder, die, sich selbst überlassen, immer gleichgiltiger für ihre Aufgaben wurden. Regina gewahrte dies Alles mit Schrecken, sie wäre jetzt schon erlahmt, wenn sie nicht auch an ihren neuen Aufgaben Freude empfunden und durch sie Freude verbreitet hätte. Auch in den leichteren französischen und italienischen Opern gefiel sie ungemein, doch ihr selbst fehlte die wirkliche künstlerische Befriedigung. Daheim fand Regina Trost in den aufmunternden Worten der Mutter, in den Briefen des Vaters und ihres Freundes Friedwalt. O wie gern wäre sie zu ihnen zurückgekehrt, denn der zweite Monat war noch nicht verflossen und die Enttäuschung des armen Mädchens bereits eine vollständige geworden. Wie richtig hatte Friedwalt ihr die Zukunft geschildert, ihr das, was sie jetzt erleben mußte, vorhergesagt. Doch es war nicht mehr zu ändern, sie mußte auf dem einmal betretenen Wege weiter voran. So sagte sie sich im Stillen, mit Thränen in den Augen. In den Briefen an ihre Lieben in der Heimat sprach sie von ihren trüben Erfahrungen und Enttäuschungen nicht — sie hätte es nimmer gekonnt! Dafür that es die Mutter. Nur die Briefe Regina's an die Freundinnen im Haidehause enthielten, wenn auch kein offenes Aussprechen über ihre Lage, doch Andeutungen, welche alles Uebrige errathen ließen. Der Vater Regina's war über die geheimen Mittheilungen der Mutter fast ganz unglücklich;

er hätte sein Kind am liebsten jetzt schon wieder nach Hause geholt. Doch das ging nicht an, der Vertrag war bis Ostern unterzeichnet und mußte gehalten werden. Professor Friedwalt tröstete ihn so gut er konnte. Er meinte, das Mädchen müsse man vor der Hand sich selber überlassen, sie würde mit der Zeit schon allein das Richtige finden. Es sei dies sogar Pflicht, da man einmal die Einwilligung zum Betreten der künstlerischen Laufbahn gegeben. Regina's Blick könne jetzt noch nicht klar sein, sie müsse länger in ihrem neuen Kreise leben und wirken, erst dann vermöge sie zu einem festen Entschluß zu gelangen. Er hoffe von ihrem gesunden Sinne, ihrem reinen Herzen das Beste. Darauf solle man vertrauen und warten.

So wurden denn die Briefe Regina's vom Vater und Professor Friedwalt stets in unbefangener Weise beantwortet, nur das besprachen sie, was Regina erwähnt hatte. Auch der Mutter waren insgeheim Andeutungen gegeben, wie sie sich den wirklichen oder vielleicht nur scheinbaren Enttäuschungen Regina's gegenüber zu verhalten habe, und so war denn das Mädchen, wenn auch heimlich gut bewacht, doch auf sich selbst angewiesen, prüfend ihren Weg weiter zu wandeln, um dann in voller Freiheit, doch auch mit voller Ueberzeugung eine Entscheidung über ihre Zukunft treffen zu können.

Daß die Briefe der beiden Freundinnen, welche deren in Obigem dargelegten Erlebnisse nach und nach kündeten, im Haidehause das größte Interesse erregten, konnte nicht ausbleiben. Die beiden Schwestern aber wußten das, was Jene verschwiegen, zu errathen, denn sie kannten die Herzen, das Denken und Empfinden der Freundinnen genau. Dabei ergingen sie sich in ihren stillen abendlichen Unterhaltungen über das, was die Zukunft bringen würde und ließen dabei ihrer Theilnahme für die Freundinnen, wie ihrer Phantasie freien Lauf. Sie stellten ihnen lächelnd das schönste Glück in Aussicht, wie sie ein solches insgeheim, eine Jede für sich, zu erringen hofften.

Ob die beiden stillen Bewohnerinnen des Haidehauses richtig geschlossen und gedeutet, werden wir in einem der folgenden Kapitel und sogar recht bald erfahren.



Händel und Mattheson im Zweikampf.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dritte und letzte Reihe Opernabende.

Der Winter übte seine Herrschaft in gleichmäßiger, wenn auch nicht allzu grimmiger Weise. Trotzdem der Februar seinem Ende entgegenging, deckte noch immer hoher Schnee Wald und Haide, und vor der Hand glaubte man noch nicht an einen baldigen Umschlag der Witterung. Die Leute im Walde arbeiteten sich warm und murrten nicht über die Kälte, die immerhin noch zu ertragen war, und in dem Haidehause schien man nicht einmal an die Unannehmlichkeiten, welche die Jahreszeit im Gefolge hatte, zu denken, so vortrefflich unterhielt man sich an den langen Abenden. Nur Einer merkte wol auf Alles, was den rasch nahenden Frühling verkünden konnte. Es war Onkel Reinhold, dem ja hauptsächlich die Sorge oblag, darüber zu wachen, daß nicht Oede und

Langeweile sich in dem kleinen Reiche einschleiche, das er so umsichtig und väterlich beherrschte. Er hatte wol bemerkt, wie die Tage langsam länger, die Lampe stets einige Minuten später angezündet wurde, und danach ordnete er seine abendlichen Unterhaltungen. Noch über einen bedeutenden Stoff hatte er zu verfügen, von dessen Wirkung er fest überzeugt zu sein glaubte, dann aber fürchtete er mit seinen Mitteln für dieses Jahr zu Ende zu sein. Bisher und nach dem Schluß seiner letzten Vorträge lieferten die Werke der zuletzt besprochenen Komponisten, die eigentliche französische Nationaloper, die angenehmste und anregendste Unterhaltung. Von den Singspielen Philidor's und Monsigny's an, bis zu den graziösen komischen Opern Isouard's und Boieldieu's, Auber's und Halévy's, hatte er das Beste und Interessanteste mit Hülfe seiner beiden jugendlichen Sängerinnen in einer Weise vorzuführen gewußt, die fesseln mußte. Die Werke selbst boten einen wirklichen Genuß, und die Vergleiche derselben in ihrer fortschreitenden Entwicklung, ihr Zusammenhang mit der Zeit, in der sie entstanden, der stets dabei erörtert wurde, mußte auch eine seltene geistige Befriedigung gewähren. Die Werke der jüngsten Meister auf diesem Gebiete hatte er immer noch zurückzuhalten gewußt, denn waren diese abgethan, so blieb ihm nichts Anderes übrig, um keine Pause entstehen zu lassen, als mit seinem letzten bedeutsamen Vorrath an Unterhaltungsstoff herauszurücken. Eines Tages nun — die erste Woche des Märzmonats war just zu Ende gegangen — da bemerkte Onkel Reinhold zu seiner größten Freude, daß ein rascher Witterungswechsel bevorstand. John war aus dem Walde heimgekehrt und hatte Thauwetter verkündet, das in wenigen Tagen dem Schnee und wol auch dem Winter den Garaus machen würde. Diese Nachricht wurde allseitig freudig begrüßt, denn sie sprach zugleich von dem bevorstehenden Erwachen der Natur, von dem baldigen Einzug des Frühlings mit seinem jungen Grün und seinen duftenden Blüten. Nun durfte Onkel Reinhold nicht länger mehr zögern. An diesem Abend legte er einige Opern der neuesten Opernkomponisten auf das Klavier und deutete an, daß mit diesen die Unterhaltungen über die französische Oper zu Ende seien, und er dann sofort mit dem letzten Theile seiner Vorträge, mit der deutschen Oper beginnen würde, die er sich freue bis zuletzt habe aufsparen zu dürfen.

„Die vaterländische Kunst," sagte er, „wird somit berufen sein, uns hinüberzuleiten in die Zeit der Auferstehung der Erde zu neuem Leben — in den Frühling!"

Wenige Abende noch und die letzte der Opern von Thomas, „Mignon“, war durchgenommen und besprochen worden. Das Werk des erst im Alter berühmt gewordenen Musikers, in seiner gesuchten Wichtigkeit weit verschieden von den natürlichen und graziösen Schöpfungen Auber's und Boieldieu's, bestätigte das früher von Onkel Reinhold Ausgesprochene; es bewies durch die That, trotz einzelner Schönheiten, daß die komische Oper von heute Bahnen wandelte, die nicht die ihrigen waren, und die sie unfehlbar ihrem eigentlichen Ziel entfremden, dem Untergang zuführen mußten. Onkel Reinhold schloß die Besprechung mit den Worten: „Nicht ein Retter muß der französischen komischen Oper erstehen, soll ein neues glanzvolles Leben ihr erblühen, sondern deren zwei: ein Komponist und ein Textdichter, Letzterer scheint mir sogar noch nothwendiger zu sein als der Erstere. Hat sie wieder ihren „Scribe“ gefunden, so wird sich auch ganz gewiß der Musiker finden, der das Erbe Boieldieu's und Auber's in würdiger Weise antritt.“

Am folgenden Abend fanden sich die Musikalien unserer fränkischen Nachbarn weggeräumt, und nachdem die kleine Gesellschaft sich erwartungsvoll um Onkel Reinhold geschart, begann dieser seinen versprochenen Vortrag folgendermaßen:

Geschichte der Oper in Deutschland.

Die ältere untergegangene deutsche Oper.

Ein wehmüthiges Gefühl überkommt mich, das oft in einen edlen Zorn übergeht, wenn ich die Vergangenheit unserer musikalisch-dramatischen Kunst an meinem inneren Auge vorüberziehen lasse. Es gab eine Zeit für unser deutsches Vaterland, wo in Italien, trotz dessen Zerstückelung, wo in Frankreich die Künste blühten, Meisterwerke dem Volke geboten wurden, die heute noch als selten schöne bewundert werden, während bei uns auf diesen Gebieten Stillstand, sogar ein Rückgang eingetreten war. Deutschland, im Zeitalter der Aufklärung, durch seine Reformation auf dem Gebiet des Glaubens an der Spitze der Völker stehend, ward ein Jahrhundert später, indeß die geistige Entwicklung seiner Nachbarvölker sich in schönster Weise vollzog, in der seinigen nicht allein gewaltsam gehemmt, sondern auch einem geistigen Untergange nahe geführt. Der entsetzliche Krieg, der dreißig lange Jahre unser armes Vaterland verheerte, der unsere Städte und Fluren den Gräueln der Verwüstung preisgab, sie zum Tummelplatz einer wilden grausamen Soldateska aus aller Herren Ländern: Franzosen, Spaniern, Schweden, machte, dieser

Krieg, angefacht und hartnäckig unterhalten von Denjenigen, die berufen waren, Deutschland zu schützen, die sich „Mehrer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ nannten, doch seine Provinzen achtlos den Feinden hinwarfen, mehr für Rom als für das eigene deutsche Land sorgten; dieser furchtbare grauenvolle Krieg war es, der all unsere geistigen Errungenschaften zu vernichten, uns wieder der Barbarei des Mittelalters zu überliefern drohte. Auch die Kunstgattung, der unsere Betrachtungen gelten, kaum dem Boden als ein blühendes Reis entsprossen, wurde dabei so gründlich zerstört, daß im Laufe des hin- und herwogenden Kampfes kaum noch eine Spur mehr übrig blieb. Nach Jahren endlicher Ruhe mußte sie auf anderem Boden, von anderen Händen verpflanzt, ein neues Leben beginnen, um nach einem kurzen, doch üppigen Dasein, diesmal durch eigene Schuld und falsche Pflege, abermals vollständig unterzugehen. Diese bunte und auch wieder traurige Zeit der älteren deutschen Oper will ich nun in flüchtigen Zügen, die ich jedoch so scharf als nur möglich zu halten suchen werde, Euch vorführen.

Daß die ältesten Darstellungen in unserem Vaterlande, die Mysterien, Fastnachtsspiele ꝛc. Musik und Gesang enthielten, haben wir früher gesehen, zugleich auch, daß aus ihnen sich die „Oper“ nicht entwickelte. Diese ging in Deutschland, wie in Italien und Frankreich, aus den höfischen Spielen hervor. In Italien war dies zuerst der Fall gewesen, Deutschland sollte folgen. Die Veranlassung, daß das gesungene Drama sich bei uns gleichsam urplötzlich zeigte, war folgende. Im Jahre 1627 vermählte der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen seine älteste Tochter Sophia Eleonore mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen, der den Beinamen „der Gelehrte“ führte. Die Vermählung sollte durch große Feste gefeiert werden, und da der hohe Bräutigam in Wirklichkeit ein Gelehrter war, so mußten andere Unterhaltungen als die bisher üblichen: Inventionen, Karrusels und Ballete, gesucht, oder doch durch Bedeutsameres bereichert werden. Von den gesungenen Darstellungen der Italiener im „Stylo rappresentativo“, die seit einigen Jahrzehnten an italienischen Höfen so großen Beifall gefunden, hatte man am kursächsischen Hofe wol gehört, doch waren die Spiele selbst unbekannt geblieben. Kurfürst Georg beschloß nun ein solches gesungenes Drama seinem gelehrten fürstlichen Schwiegersohn zu Ehren aufführen zu lassen, und alle Mittel waren dazu vorhanden. Am kurfürstlichen Hofe zu Torgau lebte zu derselben Zeit ein Musiker, hochberühmt in deutschen Landen, mit Namen Heinrich Schütz oder Sagittarius, wie er

sich nach der Sitte damaliger Zeit nannte, als des Kurfürsten Kapellmeister. — In Deutschland nannte man ihn auch eines der „drei großen S", weil die Namen der damals größten Meister der Tonkunst: Schütz, Scheidt und Schein, mit einem S anfingen. — Schütz, geb. 1585 im Voigtlande, hatte von 1609—1613 in Venedig bei dem hochberühmten Meister Gabrieli studirt, war dann Hofkapellmeister des Landgrafen von Hessen zu Kassel geworden und seit 1615 im Dienste des Kurfürsten Georg. Er kannte die neue Gattung von Darstellungen und ging mit Eifer an die Ausführung des Wunsches seines fürstlichen Herrn. Man hatte die „Daphne" von Rinuccini und Peri gewählt (dasselbe Werk, welches wir früher kennen lernten) und das Gedicht wie die Musik aus Italien kommen lassen. Der gekrönte Poet Opitz von Boberfeld übersetzte das Buch, und Heinrich Schütz setzte es mit Beiseitelassung der Peri'schen Komposition neu in Musik. Also entstand ein Werk, das man mit Recht die erste deutsche Oper nennen darf. Am 2. April 1627 wurde diese „Daphne" im Schloßsaal zu Torgau vor dem hohen Paare und den fürstlichen Gästen zum ersten Male aufgeführt. Wie der deutsche Meister sie komponirt, ob er seine italienischen Vorbilder erreicht, übertroffen, ist heute nicht mehr zu bestimmen, da die Musik, wahrscheinlich beim Brande Dresdens im siebenjährigen Kriege, verloren gegangen ist. Das Gedicht von Opitz ist uns dagegen wohl erhalten geblieben; eine Probe daraus haben wir bereits früher gehört, sie dürfte genügen.

Die erste deutsche Oper hatte vor der Hand keine Nachfolgerinnen. Schütz schrieb wol noch einen „Orpheus", der etwa elf Jahre nach der „Daphne" zur Aufführung gelangt sein soll, doch eine weitere Entwicklung der neuen Gattung von Kunstwerken fand nicht statt; der Alles zerstörende furchtbare Krieg machte dies unmöglich. Die Höfe griffen wieder bei vorkommenden Gelegenheiten, und wenn die „Kriegsfurie" es ihnen gestattete, zu den altgewohnten Belustigungen: Inventionen, Karrusels, Maskeraden, Balleten, Scherenschleifereien, Wirthschaften, Schäfereien und wie all die nichtssagenden, abenteuerlich aufgeputzten Spiele hießen. Als endlich der Friede gekommen, und die deutsche Oper ihre Laufbahn aufs Neue hätte beginnen können, da zog die üppige italienische Schwester an den deutschen Höfen ein, und deutsche Meister arbeiteten für sie. So war es damals fast aller Orten — Dresden hatte schon zwei Jahre nach dem westfälischen Frieden seine italienische Oper — und die kleineren Höfe, deren Mittel zu einer solchen nicht ausreichten, hielten sich billigere

französische Sänger, Schauspieler oder Tänzer. Ueberall wurden zu gleicher Zeit dieser italienischen Oper die schönsten Häuser gebaut. Das Ausländische allein galt an den Fürstenhöfen, für das Vaterländische hatte man keinen Sinn, oder sogar nur Verachtung. Das arme deutsche Opernkindlein, kaum geboren, ward als Aschenbrödel verstoßen — man kannte es kaum noch dem Namen nach.

Da erbarmte das Volk sich der Armen, zog sie zu sich heran, baute ihr einen Palast mit feenhaften Räumen, gab ihr prächtige Kleider, und nun begann die deutsche Oper ein neues sorgenlos-lustiges und üppiges Leben. Doch keine weise Hand leitete sie, machte die reichen Gaben ihrer Beschützer wahrhaft nutzbringend für sie, und so mußte sie denn endlich auch in ihrem hohlen Glanz und Flitterkram durch eigene Fehler und die Anderer abermals und diesmal vollständig zu Grunde gehen.

Dieser zweite Abschnitt der Entwicklung der deutschen Oper, den wir uns jetzt ein wenig näher ansehen müssen, wird gewöhnlich und auch mit vollem Recht bezeichnet als

Die Hamburger Opernepoche.

Die italienische Oper, welche die Fürsten und den hohen Adel so ungewöhnlich ergötzte, die Wunder, welche man von der sich rasch entwickelnden pompösen französischen Oper vernahm, hatten die reichen Kaufherren Hamburgs nach ähnlichen künstlerischen Genüssen lüstern gemacht, und da ihre Stadt zur Zeit Ueberfluß an Poeten und Musikern besaß, die ähnliche Wunderdinge wie italienische und französische — sogar deutsche Opern zu schaffen im Stande waren, so beschlossen sie auch eine Oper zu gründen und den Liebhabern für Geld zu öffnen. 1677 trat eine solche Gesellschaft Opernenthusiasten in Hamburg zusammen, an deren Spitze der spätere Senator Schott, der Licentiat Lütgens und der Organist der Katharinenkirche Reinike standen, und noch in demselben Jahr begann der Bau eines prächtigen Opernhauses am Gänsemarkt. Am 2. Januar 1678 wurde dasselbe mit einer neuen geistlichen Oper: „Der geschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch, oder Adam und Eva“ eröffnet. Der Text war von dem gekrönten Poeten Richter, die Musik vom Kapellmeister Theil, der Dekorationsmaler hieß Kamphausen und der Balletmeister de la Feuillade. Die Oper gefiel ungemein und das Unternehmen nahm den besten Fortgang. Die deutschen Opern wucherten jetzt gleichsam wie Pilze aus der Erde und kein Jahr verging, ohne ihrer mindestens vier oder fünf neue zu bringen.

Bis 1728 werden deren 217 aufgezählt, darunter sogar auch einige in italienischer und französischer Sprache. Dies dauerte bis 1738, wo die Opern wieder gänzlich aufhörten. Von den vornehmsten Komponisten, welche während dieses Zeitraums von sechzig Jahren für das Hamburger Operntheater arbeiteten, kann ich hier nur drei besonders hervorheben: Mattheson, Keiser und Händel; andere sind: Graupner, Grünewald, Telemann, Strungk, Förtsch 2c., von welchen die meisten zugleich Sänger, Klavizimbalisten, Geiger, sogar dabei noch Direktoren des ganzen Opernwesens waren.

Mattheson ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Bereiche der Musik, ein Universalgenie, ebenso fruchtbar als Schriftsteller wie als Komponist. Er rühmte von sich selbst, daß er so viele Werke durch den Druck veröffentlicht, als er Jahre zählte (geb. 1681, gest. 1764 im 83. Jahr), und dabei hinterließ er wol noch einmal so viel Material in Manuskripten! Er war neben dieser ungeheuren Thätigkeit als Sänger, Dirigent, Komponist und Textdichter bei der Oper, noch Großbritannischer Legationsrath und Häuserspekulant, führte eine Korrespondenz mit aller Welt und wußte dabei ebenso gut mit der Feder wie mit dem Degen umzugehen. Hiervon werden wir sogleich eine Probe sehen, die unserm Händel bald das Leben gekostet hätte. Mattheson, seit 1697 bei der Oper als erster Sänger angestellt, hatte sofort mehrere Opern komponirt, bei deren Aufführung er dann entweder die Hauptrollen darstellte, oder als Dirigent am Flügel thätig war, oftmals Beides zugleich an einem Abend. Dies hatte die Veranlassung zu dem bekannten Streit mit dem jungen Händel gegeben. Händel war 1703 nach Hamburg gekommen, wo er im folgenden Jahre, etwa neunzehn Jahre alt, seine erste Oper: „Der in Kronen erlangte Glückswechsel der Almira“ zur Aufführung brachte und am Flügel dirigirte. Diesen Posten eines Dirigenten hatte man dem jungen talentvollen Musiker von allem Anfang an übertragen. Am 20. Oktober desselben Jahres, 1704, wurde nun eine Oper von Mattheson „Die betrogene Staatsliebe, oder die unglückselige Kleopatra, Königin von Egypten“ zum ersten Mal gegeben. Mattheson, welcher den Antonius sang und sich als solcher in der dritten „Handlung“ (Akt) erstach, ging nach dieser Entleibung ins Orchester, um seine Oper zu Ende zu dirigiren. Händel, der am Flügel saß, mußte nun sogar während der Vorstellung diesen Posten verlassen. Dies als Schimpf betrachtend, beschloß er sich zu rächen. Nach Beendigung der Oper folgte er Mattheson und stellte ihn auf offenem Markte über seine Handlungsweise

derart zu Rede, daß Mattheson seinen Degen ziehen mußte. Händel wollte dies, und Beide gingen nun aufeinander los. Mattheson war ein tüchtiger Fechter, dabei einige Jahre älter und besonders kälter als der heißblütige Händel, und Letzterer würde in diesem Zweikampf den Kürzeren gezogen und gewiß ein blutiges Ende genommen haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm beigestanden. Einer der großen stählernen Knöpfe, die Händel nach damaliger Mode auf seinem Bratenrocke trug, fing einen wohlgezielten und wol auch tödlichen Stoß seines Gegners auf und war zugleich die Ursache, daß dessen Degen klirrend zersprang, wonach der Kampf enden mußte. Ohne diesen glücklichen Knopf wäre es um Händel und seine fernere Wirksamkeit geschehen gewesen, wir zählten einen der großen deutschen Meister weniger und wären um eine ganze Reihe Meisterwerke ärmer. Bald söhnten sich die beiden jungen Musiker wieder aus, doch trat Händel gänzlich vom Flügel zurück und übernahm die erste Geige im Orchester, während Mattheson wie bisher sang oder dirigirte, oder auch Beides zugleich an einem Abend that, bis er im folgenden Jahr 1706 sich gänzlich als aktives Mitglied von der Oper zurückzog und von nun an nur für dieselbe komponirte oder schrieb.

Händel lieferte für die Hamburger Oper noch folgende Werke: 1705 „Die durch Blut und Mord erlangte Liebe des Nero;“ 1708 „Der beglückte Florindo;“ 1709 „Die verwandelte Daphne,“ worauf er der deutschen Oper gänzlich entsagte, nach Italien zog, um dort italienische Opern und später in England seine unsterblichen Meisteroratorien in englischer Sprache zu komponiren.

Ich komme nun zu dem bedeutendsten Musiker jener Zeit, einem wirklichen Genie, den einige der neueren Musikschriftsteller und wol mit einigem Recht, den damaligen „Mozart“ genannt haben. Es ist dies Reinhold Keiser, wol der fruchtbarste Opernkomponist aller Zeiten, und dabei unerschöpflich an lieblichen warm empfundenen Melodien, wie an solchen von übersprudelnder Heiterkeit. Geboren um 1673 in der Nähe von Weißenfels, erhielt er den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater und bildete sich dann auf der Thomasschule zu Leipzig weiter aus. Nachdem er am Hofe zu Wolfenbüttel mehrere Opern zur Aufführung gebracht, kam er 1694 nach Hamburg, wo er mit einer der letzteren, der Oper „Basilius“ debütirte, und einen ganz ungewöhnlichen Beifall fand. Er wirkte für die Hamburger Opern als Komponist, auch als Direktor, über vierzig Jahre und schrieb von 1694 bis 1737, wo er seine letzte Oper „Circe“ brachte, 118 Opern, also ungefähr drei

in jedem Jahre — von denen eine jede im Durchschnitt etwa 40 bis 60 „Arien“ enthielt. Er starb 1739 in Kopenhagen, bei seiner Tochter, die Hofsängerin des Königs von Dänemark war. Keiser wird von allen seinen Zeitgenossen, selbst von den schärfsten Kritikern, als ein musikalisches Wunder gepriesen. An Leichtigkeit des Schaffens mag ihn mancher seiner Zeitgenossen erreicht haben, an Originalität, Anmuth und Frische keiner.

Um Euch nun noch ein Beispiel von der Fruchtbarkeit jener Musiker „mit Zopf und Schwert“, wie sie ein neuerer Kunstschriftsteller glücklich, wenn auch nicht ganz richtig, bezeichnet hat — trugen sie doch Allongen und Degen! — zu geben, will ich Euch noch einen dieser Hamburger Kunstgenossen in der Anzahl seiner Werke vorführen. Es ist Telemann (1681—1767). Von 1721 bis an seinen Tod in Hamburg thätig, schrieb er: 12 volle Jahrgänge Kirchenmusiken; 44 Passionsmusiken; 32 Einführungs-, 33 Hamburgische Kapitänsmusiken; 20 Jubel- und Krönungs-, 12 Trauer- und 14 Hochzeitsmusiken; 12 Oratorien; 40 Opern; über 600 Ouverturen und unzählbare einzelne Stücke für Gesang und Instrumente aller Art! Dabei radirte er etwa 30 größere Sachen „zum Zeitvertreib“ eigenhändig in Zinn. Und in solcher Fruchtbarkeit steht er nicht vereinzelt da. Ein anderer Hamburger Sänger und Komponist, Graupner, später Hofkapellmeister in Darmstadt, von welchem ich Euch schon früher erzählt, lieferte in letzterer Stellung von 1709 bis 1755, volle 46 Jahrgänge Kirchenmusiken mit zusammen 1362 3 bis 8 stimmigen Chören, Arien, Duetten &c.; dazu noch 61 Gelegenheitskantaten und 505 verschiedene Tafelmusiken, Ouvertüren &c.; zusammen 1928 Kompositionen, ohne die Opern, die er für Hamburg und Darmstadt geschrieben. Auch er radirte einen Theil seiner Kompositionen in Zinn und Kupfer.

Werfen wir nun einen Blick auf die Opern selbst.

Die Hamburger Oper, anfänglich ein wahres Nationalunternehmen, gerieth leider nur zu bald auf Abwege. Die Schaulust verlangte von den aufgeführten Werken, gleich den italienischen Opern an den großen Fürstenhöfen, größte scenische Prachtentfaltung, und diesem Verlangen kamen die Unternehmer, welche dadurch ihre Kasse füllten, auf das Bereitwilligste nach. Da gab es endlich Opern, z. B. Bostel's „Mustapha“ (1686), welche 48 verschiedene Dekorationen „Verwandlungen des Schauplatzes“ und Maschinen enthielten. Das „Verstörte Jerusalem“ brachte einen Salomonischen Tempel, der 15,000 Thaler gekostet haben soll.

Man sah in dieser Oper u. A. einen kaiserlichen Saal, dessen Hinterwand sich öffnete und einen See zeigte, auf dem die Geburt der Venus als Ballet dargestellt wurde. In „Adam und Eva" sonderten sich die vier Elemente aus dem Chaos ab, das erste Menschenpaar wurde von Jehovah geformt und ihm in einer Arie Leben eingeblasen! Feuerwerke und andere Ungeheuerlichkeiten mehr gab es in vielen Opern. Dabei fehlte in fast keiner, selbst nicht in der ernstesten Oper, die lustige Person, der deutsche Hanswurst, der unter den verschiedensten Namen seine Späße, die meistens sehr derb waren, trieb.

1725 wird eine Oper von Keiser aufgeführt, betitelt: „Das Hamburger Schlachtfest," in welcher ein Ochse auf die Bühne gebracht und unter Musik und Gesang geschlachtet wird; nun singt ein „Chor der Wurstmacherinnen" eine durchaus nicht allzufeine „Arie." 1728 weissagt Mattheson den Opern ihren Untergang, und 1738 hatten sie sich wirklich überlebt oder selber zu Grunde gerichtet. Das Theater wurde geschlossen und die so berühmte bunte Hamburger Opernepoche war zu Ende. Auch von andern Bühnen, die Hamburg nachgeahmt, verschwand die Oper nach und nach, und schon 1741 konnte Professor Gottsched in Leipzig, der furchtbare Feind des Hanswurstes und der Oper, die letzte Aufführung einer solchen auf dem Theater zu Danzig verzeichnen. Diese ältere deutsche Oper hatte sich längst überlebt, sie war hiermit todt — todt und begraben für immer.

Eine neuere Zeit beginnt, mit der wir uns an einem der nächsten Abende beschäftigen werden.

Anfänge und Entwicklung der komischen und ernsten deutschen Oper der Neuzeit.

Also begann wenige Tage später Onkel Reinhold die Fortsetzung seiner anziehenden Vorträge:

Die deutsche Oper war todt und schon vergessen, während die italienische an den großen und kleineren Fürstenhöfen, in Wien, Berlin, Dresden, Stuttgart, München — überall, wo es nur Herrscher gab, das üppigste Leben führte; während deutsche Komponisten, wie Hasse in Dresden, Graun in Berlin, Gluck in Wien nur der Ausländerin huldigten und für sie arbeiteten. Ebenso hatten die Bühnen der größeren Städte die Aermste längst aufgegeben, und war auch die Lust nach Abwechslung, nach Gesang in den theatralischen Darstellungen geblieben, keine besaß den Muth, die Verurtheilte, Geopferte neu zu beleben.

Bei einer Wanderbühne sollte die deutsche Oper, wenn auch vorläufig nur im Gewande des „Intermezzo," wieder ins Leben zurückkehren. Doch ach! in ärmlicher Umgebung kann das Opernkindlein, dem so viele Künste ihre Gaben bringen müssen, nicht gedeihen; die natürlichen Beschützer der Kunst, die Höfe müssen sich seiner annehmen. Diese dachten nicht daran. Nur ein kleiner Fürstenhof machte eine Ausnahme. Derselbe, von dem wenige Jahrzehnte später das strahlende Licht deutscher Dichtkunst ausgehen sollte, er war auch berufen, das Bethlehem der musikalisch-theatralischen Kunst, der komischen und der ernsten Oper, des heutigen gesungenen Dramas zu werden. Es war — und mit gerechtem Stolz dürfen wir ihn nennen! — es war der Fürstenhof Anna Amalia's zu Weimar.

Hört nur wie das Wunder geschah!

Im Jahr 1743 machte der Prinzipal Schönemann, der sich damals mit seiner wandernden Truppe in Berlin aufhielt, den Versuch, ein Singspiel, als „Intermezzo" zwischen den Akten eines Schauspiels aufzuführen. Ein ganz vortrefflicher Stoff, von Bork bearbeitet, lag vor, es war die lustige Geschichte der verwandelten Weiber, oder „Der Teufel ist los." Doch der Versuch mißglückte. Etwa zehn Jahre später, 1752, gerieth der Prinzipal Koch in Leipzig auf denselben Gedanken. Weisse, der der eigentliche Vater der deutschen Operette werden sollte, bearbeitete das alte Stück „Der Teufel ist los" nochmals, der Balletgeiger Standtfuß setzte es in Musik, und, trotz des heftigsten Widerstandes Gottsched's, wurde es in obigem Jahre als Zwischenspiel aufgeführt. Diesmal gelang das Wagstück. Andere derartige Zwischenspiele derselben Verfasser folgten und wurden gleich beifällig aufgenommen. Da starb Standtfuß und nun ruhten die Singspiele wieder. Abermals vergingen zehn Jahre, da gedachte Koch des schon halb vergessenen Singspiels. Er wandte sich an Weisse und Hiller, einen bedeutenden und beliebten Tonsetzer, und Ersterer bearbeitete den Text zu „Der Teufel ist los" zum dritten Male, den nun Hiller in Musik setzte. Jetzt war der Erfolg vollkommen und das Leben des deutschen Singspiels gesichert. Andere Stücke der beiden Autoren ließen nicht auf sich warten und der Ruf der neuen Gattung von Darstellungen verbreitete sich rasch in weiter Runde.

Zu jener Zeit hatte die geistvolle Herzogin Wittwe Anna Amalia in Weimar einen kleinen Hof um sich versammelt, dem es an Gelehrten und Künstlern, Dichtern und Musikern nicht fehlte, doch auch nicht an



Martin Opitz von Boberfeld. 1597—1639. Heinrich Schütz, genannt Sagittarius. 1585—1672.

Daphne, die erste deutsche Oper. (Torgau 1624.)



Christian Felix Weiße. 1726 1804. Johann Adam Hiller. 1728—1804.

Die ersten deutschen Singspiele. (Die Komische Oper. Weimar.)



Christoph Martin Wieland. 1733—1813. Anton Schweizer. 1737—1787.

Alceste, die erste deutsche ernste und große (durchweg gesungene) Oper der Neuzeit. (Weimar 1772.)

Die Anfänge der deutschen Oper
in ihren **Dichtern** und **Komponisten.**

heiterer Lebenslust, das Schöne, was die Künste bieten konnten, froh zu genießen. 1768, als Koch in Leipzig im Begriff stand, seine Truppe, der schlechten Zeiten halber, aufzulösen, berief Anna Amalia ihn nach Weimar, und jetzt begann für die Operette eine neue und schöne Zeit. Diese Art Darstellungen gefiel der Herzogin und dem Hofe ungemein und bald wurde Neues von allen Seiten dargebracht. Weisse dichtete eine ganze Reihe Singspiele, die Hiller alle in Musik setzte und Beide der kunstliebenden Herzogin widmeten. Auf dem Schloßtheater zu Weimar wurden sie zum ersten Mal dargestellt. Heermann, der Lehrer der Prinzen, Bertuch, dann Wieland, dichteten Operetten, und Hiller, Wolff, dann Schweitzer, dem wir bald auf anderm Felde begegnen werden, komponirten sie. Dabei wurden die besten französischen Singspiele übersetzt und aufgeführt, und reichte das Personal der Wandertruppe nicht aus, oder weilte just keine solche am Hofe, so bildeten Herren und Damen aus der Umgebung der Herzogin, oder befähigte Dilettanten aus der Stadt die Ausführenden. Weimar war die Pflanzstätte der neuen deutschen leichten Oper geworden und von hier aus verbreitete sich diese über ganz Deutschland. Führten doch fast alle Schauspieltruppen auf den Zetteln als Empfehlung solcher Singspiele an: „Für das Hoftheater zu Weimar verfertigt.“ Es würde zu umständlich sein, wollte ich hier die Namen all der Operetten nennen, die auf solche Weise bis zum Schloßbrande, 1774, entstanden. Genug, die deutsche Operette war wieder zu neuem kräftigen Leben erstanden und Weimar hatte es ihr gegeben.

Nun regte es sich auch im übrigen Deutschland. Stegmann in Dresden, Reichardt in Königsberg, Benda in Gotha, Neefe, der Lehrer Beethoven's, André und viele andere tüchtige Musiker komponirten Singspiele. Ueberall erfreute man sich an diesen leichten heiteren Stückchen mit ihren hübschen Gesängen. Doch das Land, wo sie am meisten gefielen, wo sie mit dem Charakter des Volkes übereinstimmten, wie die französische Oper mit ihrem Publikum, war Oesterreich. Dort fand die Operette auch ihre originellsten, lustigsten Komponisten, von denen ich nur drei: Dittersdorf (1739—1799), Kauer (1751—1831) und Wenzel Müller (1767—1835), nennen will. Dort gab uns auch Mozart 1782 sein erstes deutsches Bühnenwerk: „Die Entführung aus dem Serail.“ Heute noch werden Werke von Dittersdorf (Doktor und Apotheker, 1786) und von Kauer (Das Donauweibchen, 1799), aufgeführt, die uns durch ihren urwüchsigen Humor, wie durch ihre originelle

Weisen erfreuen. Dittersdorf schrieb von 1786 bis an seinen Tod etwa 20 Operetten, die alle von Bedeutung waren, Kauer dagegen deren über 200 und Wenzel Müller, der lustige Komponist des Liedes „Wer niemals einen Rausch gehabt, ꝛc.“ vielleicht noch ein halbes Hundert mehr. Die bedeutendsten und heute noch gern gesehenen Operetten des Letzteren sind „Die Schwestern von Prag“, „Das neue Sonntagskind“ (1794) und „Die Teufelsmühle“ (1802). Ein anderer bedeutender Komponist komischer Opern jener Epoche, der jedoch auch noch unserer Zeit angehört, ist Weigl (1766—1846). Von ihm nenne ich nur die „Schweizerfamilie,“ die ein kleines liebliches Meisterwerk ist.

Dies der Anfang und die erste Entwicklung der deutschen komischen Oper, an die sich deren Entfaltung in unserer Zeit später anschließen soll. Vorerst müssen wir uns nach der ernsten Oper, dem vollständig gesungenen Drama umsehen, wann, wo und wie es neu erstand, und hierzu müssen wir abermals nach Weimar und zu dem Hofe Anna Amalia's zurückkehren.

Hatte man am Weimarer Hofe und dann fast überall sich mit der komischen Oper, dem Lustspiel mit Gesang beschäftigt, so war dagegen noch von Niemand der Versuch gemacht worden, ein durchweg gesungenes Drama zu schaffen. Dichter und Musiker hielten es eben für unmöglich, eine wirkliche deutsche Oper zu schaffen. Einzelne hatten sich zwar schüchtern herangewagt und Mono- und Duodramen, gesungene Scenen für eine oder zwei Personen zu komponiren versucht, wie Benda in Gotha, und Michaelis, der Dichter der Seylerschen Schauspieltruppe, schrieb 1772 sogar ein Vorspiel, betitelt: „Herkules auf dem Oeta,“ das er selbst „einen Versuch im Kleinen, das Gebiet der deutschen Musik zur ernsten Oper zu erweitern,“ nannte. Doch es blieb nur ein halber Versuch, denn komponirt wurde das kleine Drama nicht. Da ging Wieland, der Dichter des „Oberon“, frohen Muthes ans Werk, die unmöglich gehaltene Aufgabe zu lösen. Angeregt wurde er dazu von der Herzogin Anna Amalia und zugleich durch die Vortrefflichkeit der Seylerschen Truppe, die damals in Weimar spielte und ganz vorzügliche Gesangskräfte besaß. In der Form, welche der italienische Operndichter Metastasio als mustergiltig hingestellt, dichtete er seine „Alceste“, die Schweitzer, der Kapellmeister obiger Truppe, in Musik setzte. Aller Orten staunte man über diese Kühnheit, eine deutsche ernste Oper zu schaffen und eine Menge Stimmen in der Presse erhoben sich, die den Erfolg des kecken Vorhabens bezweifelten. Am 28. Mai 1773 fand

die erste Aufführung dieser „Alceste" auf dem Schloßtheater zu Weimar statt und erregte unter den kunstgebildeten Zuhörern einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Der kühne Versuch war vollständig gelungen und Deutschland hatte wieder seine erste ernste und wirkliche Oper. Das Werk wurde von seinen Bewunderern in den Himmel gehoben, von jenen kritisirenden Musikern aber, die nicht den Muth gehabt hatten, Aehnliches zu wagen, für verfehlt gehalten und verdammt. Doch der Erfolg war für Wieland und Schweitzer, und Eines konnte ihnen Niemand bestreiten: sie hatten für Deutsche eine Oper in deutscher Sprache geschaffen. Alceste wurde bald darauf (nach dem Schloßbrande in Weimar 1774) in Gotha und 1781 auf dem kurpfälzischen Hoftheater in Mannheim aufgeführt. Hier bewirkte das Werk noch ein wahres Wunder. Es entzückte, begeisterte einen dortigen jungen Schauspieler derart, daß derselbe diesem neuen mächtigen Gefühl nicht anders Rechnung zu tragen wußte, als daß er auch für die Bühne zu dichten begann. Es war Iffland, den „Alceste" nach seiner eigenen Aussage zum Dichter gemacht hat, und wieviel Vortreffliches er seitdem dem deutschen Theater dargebracht, ist wol allgemein bekannt. Wieland und Schweitzer schrieben noch eine große Oper „Rosamunde," die 1777 in Mannheim zum ersten Mal gegeben wurde. Zu derselben Zeit weilte Mozart in jener Stadt und hörte die Alceste. In einem Briefe an seinen Vater (3. Dez. 1777), spricht er sich sehr günstig über beide Werke aus und nennt die Alceste ebenfalls das „erste deutsche Singspiel," womit er indessen die durchweg gesungene Oper gemeint haben mag. Schweitzer schrieb nichts mehr für die Bühne, er starb 1787 in Gotha.

Die deutsche Oper war so zu sagen zum dritten Male neu ins Leben getreten, um nun nicht mehr unterzugehen. Denn von jetzt an begannen nach und nach die besten Musiker Deutschlands auch deutsche Opern zu schreiben. Einige der ersten Nachfolgerinnen der „Alceste" will ich Euch nennen. 1776 schrieb Holzbauer eine Oper „Günther von Schwarzburg" für Mannheim, 1781 Vogler „Albrecht von Bayern" für München, später noch „Lampedo" und die große Pompoper „Samori" für Wien. — Dort war 1778 unter besonderem Schutz des Kaisers Josef II. die erste größere Operette „Die Bergknappen" von Umlauf gegeben worden, der dann eine Menge anderer deutschen Opern folgten; so 1782 „Die Entführung" und 1791 „Die Zauberflöte" von Mozart, beide Opern wol in der Form des Singspiels, doch an Gehalt den größten Opern gleich. 1786 wurde der berühmte Schauspieler, Dichter

und Direktor Schröder in Hamburg vom Publikum gezwungen, wieder deutsche Opern aufzuführen, und bis zum Ende des Jahrhunderts gab es in Deutschland keine größere Bühne, keine Wandertruppe mehr, die nicht komische und ernste Opern in deutscher Sprache, entweder Originalkompositionen, oder Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen aufgeführt hätte.

Wir sind nun bei der Neuzeit angelangt und will ich an einem der folgenden Abende mit einer kurzen Darstellung derselben diese flüchtige Geschichte der Oper in Deutschland und zugleich unsere erzählenden Opernunterhaltungen überhaupt, zu Ende führen.

Es dauerte indessen noch manche Tage, sogar ein paar Wochen, bis Onkel Reinhold die Worte, womit er seinen letzten Vortrag geschlossen, Wahrheit werden ließ. Denn Viel, Interessantes und Schönes, gab es zu hören, von einer Sammlung Keiser'scher Gesänge an bis zu solchen von Hiller und Schweitzer, von Dittersdorf bis zu Weigl und Mozart. Dabei wurden einzelne der besseren Operetten von Weisse und Hiller nicht allein unter Vertheilung der Rollen gelesen, sondern auch gesungen, schließlich am Klavier im Zusammenhang gleichsam aufgeführt. Das war eine neue herrliche Unterhaltung, die Allen die größte Freude bebereitete und für deren Erfindung der gute Onkel heitere und begeisterte Lobsprüche sich gefallen lassen mußte. Die berühmteste Operette der beiden zuletzt genannten Meister, „Die Jagd," gefiel dabei so ausnehmend gut, daß man sie wiederholte und dabei den Versuch machte, sie sogar zu spielen. Dies gab zu den drolligsten und lustigsten Auftritten Veranlassung, denn nicht allein die drei jungen Leute, John, Walter und Elben mußten den Christel, den Töffel und den König, dann wieder die Wilddiebe darstellen und singen, so gut es eben gehen wollte, sondern die Mutter hatte die Marthe, die Frau des Dorfrichters, welchen Onkel Reinhold gab, Alibert den Grafen von Schmetterling übernehmen müssen. Letzterer entwickelte dabei ein solches schauspielerisches Talent, eine solche graziöse Komik, daß man aus dem Lachen und Bewundern gar nicht herauskam. Es war gar zu schön! und die kleine Gesellschaft in dem einsamen Haidehause fand sich so glücklich und zufrieden, als ob sie in der größten Stadt gelebt und die herrlichsten Unterhaltungen und Vergnügungen ihnen zu Gebote gestanden hätten.

So vergingen die Tage, die Wochen in einer ungetrübten seltenen Heiterkeit und der Frühling nahte mit Macht heran. Nun hielt es Onkel Reinhold endlich an der Zeit, seine anregenden Unterhaltungen zum Abschluß zu bringen; denn war das erste Grün gekommen, waren die Tage wieder lang und warm geworden, so fehlte der Sinn für eine etwas ernstere Unterhaltung, wie seine kunstgeschichtlichen Vorträge es im Grunde doch waren. Das fühlte er nur zu gut und deshalb mußte er mit dem scheidenden Winter auch mit ihnen zu Ende kommen.

So fanden sich denn eines Abends unerwartet sämmtliche Noten und Bücher hinweggeräumt, und nachdem Onkel Reinhold die Seinigen in Ruhe um sich versammelt, ihnen mitgetheilt, was er vorhabe, begann er seinen Schlußvortrag also:

Was ich Euch noch zu erzählen habe, um unseren kleinen musikgeschichtlichen Cyklus abzuschließen, ist

Die Entwicklung und der Stand der heutigen deutschen Oper.

Wenn wir die früheren Opern in komische und ernste, in solche, in denen gesprochen und gesungen, und dann wieder in solche, in denen nur gesungen wurde, eintheilen konnten, so ist eine solche Sonderung in zwei Hauptgattungen heute für unsere deutsche Oper nicht mehr möglich. Denn wir haben komische Opern, die durchweg gesungen werden und noch weit mehr ernste Opern, in denen gesprochener Dialog die einzelnen Musikstücke miteinander verbindet. Dazu haben sich heute die Gattungen noch um manche andere vermehrt, denn wir besitzen nicht allein komische und ernste, oder große Opern, sondern auch lyrische, romantische, Feenopern, sogar geistliche und Zukunfts-Opern! Anders verhält es sich mit den verschiedenen Epochen; diese geben ihren Erzeugnissen ein scharfes Gepräge, und indem wir sie an uns vorüber ziehen lassen, erhalten wir ein klares Bild der weiteren Entwicklung unserer deutschen Oper.

Schon im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts waren die in italienischer Sprache geschriebenen Bühnenwerke Mozart's durch passende Uebertragungen unser vollständiges Eigenthum geworden und bildeten damals den Kern der Opernrepertoire aller Bühnen — wie dies noch heute der Fall ist und noch lange so bleiben wird.

Von diesem unseren Lieblingskomponisten habe ich denn auch wol zuerst zu reden und mit wenigen Worten, ohne indeß dem Gegenstande Eintrag zu thun, will ich versuchen, Euch das Leben und die Bühnenwirksamkeit des großen, einzigen Meisters vorzuführen.

Mozart wurde am 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren. Schon als kleines Kind zeigte er ein so ungewöhnliches musikalisches Talent, daß sein Vater 1762 die erste Konzertreise nach München und Wien mit ihm unternahm, wo der kleine sechsjährige Mozart und seine etwas ältere Schwester das größte Aufsehen erregten.

Bald trat der Vater größere Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, dann nach Italien mit ihm an, und überall wurde der Wunderknabe angestaunt und laut gepriesen. 1768 schrieb der junge Mozart in Wien seine erste Oper „La finta simplice", die aber nicht zur Aufführung gelangte; 1770 war er glücklicher, denn das Theater zu Mailand führte die Oper „Mithridat" und zwar mit großem Erfolg auf. Nun schrieb er eine ganze Reihe Opern für italienische Bühnen, machte abermals Konzertreisen nach Paris und London und kehrte 1779 nach Salzburg zurück, um von nun an in Diensten und in der Kapelle des Fürstbischofs zu bleiben. In letzterem Jahre erhielt er den Auftrag, für München den „Idomeneus" zu schreiben, welche Oper 1781 daselbst mit dem größten Beifall aufgeführt wurde. Es war dies Mozart's erste selbständige Meisterleistung und von jetzt an reiht sich ein bedeutendes Werk an das andere. In demselben Jahre mußte Mozart mit dem Fürstbischof nach Wien gehen, und hier gelang es ihm, sich der verhaßten Stellung zu entziehen. Er lebte von nun an bis an seinen leider nur zu bald erfolgenden Tod, in Wien, unabhängig zwar, auch glücklich in seiner kleinen Häuslichkeit, doch sonst in sehr gedrückten Verhältnissen. 1782 schrieb er im Auftrag des Kaisers Josef II. „Die Entführung" in deutscher Sprache; nun folgte 1785 für die italienische Oper „Figaro's Hochzeit", 1787 für Prag „Don Juan", 1790 wieder für Wien „Cosi fan tutti" („So machen es Alle") und im folgenden Jahre „Die Zauberflöte" für das Theater an der Wien. „Titus" für Prag und sein Schwanengesang „Das Requiem". Am 5. Dezember dieses Jahres 1791 starb der Meister, kaum vierunddreißig Jahre alt. Wie der Aermsten Einer wurde er eingesargt, und nach wenigen Monden vermochte seine trauernde Wittwe nicht einmal das Grab mehr aufzufinden, das die sterblichen Ueberreste eines der größten Tonmeisters aller Zeiten barg! — Mozart war ein seltenes Genie, unerschöpflich floß ihm der Born der Melodie und das gewöhnlichste Wort vermochte er durch Töne poetisch zu verklären. Und wie war der Ausdruck dabei stets ein so treffender, wahrer! Hier natürliche liebliche Heiterkeit und Schelmerei, dort ergreifender Ernst, der sich bis zur Tragik steigerte. Seine Opern,

die durch und durch deutsch sind trotz der fremden Sprache, die ihnen anfänglich zu Grunde lag, bilden heute unsere herrlichsten Bühnenwerke und werden es bleiben trotz aller Anfechtungen und Neuerungen.



Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart.

Die Opern Mozart's forderten zu Nachahmungen auf und alle deutschen Opernkomponisten der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts — nur Einer ausgenommen — beeiferten sich in ähnlicher Weise zu komponiren, ohne dabei ihr Vorbild zu erreichen. Von den bedeutendsten Meistern jenes Zeitraums kann ich nur zwei hervorheben: Weigl, dem wir schon früher begegneten, und Winter (1755—1825), dessen Hauptwerk „Das unterbrochene Opferfest" heute noch erfreut. Beide schrieben noch eine Menge Opern, die über sämmtliche deutsche Bühnen gingen, und in allen ist der Einfluß Mozart's unverkennbar. Noch nenne ich für diese Epoche Gyrowetz und Himmel, ersterer in Wien, letzterer in Berlin wirkend, deren Opern „Der Augenarzt" und „Fanchon" ihrerzeit Aufsehen erregten.

Der eine Musiker, welcher seine eigenen Wege ging und uns nur eine Oper gab, die indessen viele Dutzende aufwog, ist Beethoven. Geboren am 17. Dezbr. 1770 in Bonn, Schüler Neefe's, ließ er sich 1792 nach Mozart's Tod dauernd in Wien nieder, wo er auch am 27. März 1827 starb. Unter den vielen großen und unsterblichen Werken, die der Meister schuf, kann uns nur sein „Fidelio" beschäftigen, der am 20. November 1805 zum ersten Mal unter dem Titel „Leonore" aufgeführt wurde und — nicht gefiel. Beethoven war auch mit dieser Komposition, gleichwie mit seinen Symphonien, seiner Zeit vorausgeeilt. Sich an keine der vorhandenen Schulen anlehnend, wurde sein Werk weder von dem Wiener Publikum, noch von den Sängern verstanden, und erst nachdem eine wahrhaft geniale Darstellerin, die achtzehnjährige Wilhelmine Schröder, im Jahre 1822 die Titelrolle mit der ganzen Wucht dramatischer Leidenschaft gesungen, enthüllte sich der staunenden Welt Beethoven's Meisterwerk. Die Oper Fidelio wurde einer der Hauptpfeiler der deutschen dramatischen Oper und wird ihren Tempel für ferne Zeiten tragen helfen, so lange noch Gläubige zu ihm wallfahren, um das wahrhaft Schöne in der musikalischen Kunst bewundernd anzustaunen, ihr Herz und ihren Geist daran zu erfreuen.

Wir kommen nun zu einer Periode, die wir die der Romantiker nennen können, denn dem Einfluß des Geistes, der damals die Poesie beherrschte, konnte auch die Musik sich nicht entziehen. Ihre Hauptträger sind: Spohr (1783—1859), Carl Maria von Weber (1786—1826) und Marschner (1795—1861). Spohr, zugleich einer der größten Violinspieler, lieferte eine Reihe Opern, die durch ihre Abweichung von der bis dahin üblichen Schreibart Aufsehen erregten, durch ihre originellen, weichen und lieblichen, dabei stets charakteristischen Melodien entzückten. Seine Hauptwerke sind „Faust" (1815), „Zemire und Azor" (1819) und „Jessonda" (1822). Seine Thätigkeit als Komponist auf allen Gebieten war aber eine ganz ungewöhnlich fruchtbare und dabei reiste er fast ununterbrochen als Geigenvirtuose. Er starb als Hofkapellmeister zu Kassel.

Carl Maria von Weber gab uns wenige Opern, doch dafür nur Meisterwerke. Als Knabe von dreizehn Jahren schrieb er „Das Waldmädchen", welche Oper 1800 in Freiberg in Sachsen zur Aufführung gelangte und später von ihm als „Sylvana" umgearbeitet wurde. 1810 komponirte Weber, während er in Darmstadt bei Abt Vogler studirte — dessen Schüler er schon früher in Wien gewesen war —

die kleine Oper „Abu Hassan“. Nun folgten erst 1820 „Preziosa“ und am 18. Juni 1821 sein unsterblicher „Freischütz“, an die sich 1823 „Euryanthe“ und 1826 „Oberon“ reihten. Oberon war sein Schwanengesang und während der Aufführungen dieser Oper in London starb der Meister, fern von seiner Heimat und seinen Lieben, an denen sein ganzes Herz gehangen, deren Wohl er sein Leben geopfert hatte.



Ludwig van Beethoven.

Auch Weber steht unter seinen Zeitgenossen als eigenartiger Komponist da, der Akkorde anschlug, wie man sie vor ihm noch nicht gehört. Auch befreite er sich, besonders in seiner Euryanthe, von den Fesseln einer althergebrachten Form und suchte neue Wege, auf denen ihm aber erst in neuester Zeit ein wol noch eigenartigeres Talent, Richard Wagner folgte, sie dabei jedoch sofort überschreitend und sich in bis dahin vollständig unbekannten Regionen nach einem Ziel bewegend, das freilich seit Jahrhunderten das aller großen geistvollen Komponisten gewesen ist. Doch davon später. Für heute haben wir noch den dritten der Romantiker

vorzuführen und dann die Komponisten der Stillstands-, auch Uebergangszeit bis zur neuesten, oder auch „Wagner-Epoche“ kennen zu lernen.

Marschner ist ein echt dramatischer Komponist, seine Verehrer stellen ihn den größten Opernkomponisten zur Seite. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn zum Studium der Musik und zum Theater und schon in frühester Jugend machte er Versuche, ohne dazu die nöthigen Kenntnisse zu besitzen. Doch sein Eifer besiegte alle Schwierigkeiten und so schrieb er denn 1818 seine erste Oper „Der Kyffhäuser Berg“, die bei der Aufführung großen Beifall fand. Weber erkannte Marschner's ungewöhnliches Talent und führte dessen zweite Oper „Heinrich IV. und Aubigné“ in Dresden auf. Dabei ereignete sich Eigenthümliches, das so recht in die Zeit der Romantiker paßte. Marschner hatte die Partitur seiner Oper Weber gegeben und hoffte wol kaum, daß Letzterer sein Versprechen halten und das Werk auf die Dresdner Bühne bringen würde. Da träumt er in einer Sommernacht des Jahres 1819, er sei im Hoftheater zu Dresden und wohne der Aufführung seiner Oper bei. Er hört die Sänger, den rauschenden Beifall des Publikums und am andern Tage, auf das Aeußerste erregt, notirt er sich Tag und Stunde seines Traumes. Etwa zehn Tage später erhält er einen Brief von Weber, der ihm die Aufführung seiner Oper meldet und zugleich erstere schildert, wie Marschner sie im Traume erlebt. Marschner schrieb noch mehrere Opern, doch erst mit dem „Vampyr“, 1828 in Leipzig aufgeführt, gründete er seinen großen Ruf. Der Erfolg war ein ungeheurer und bald führten sämmtliche deutschen Bühnen die düsterschöne Oper auf. Nun folgten rasch nach einander seine beiden anderen Meisterwerke „Der Templer und die Jüdin“ und „Hans Heiling,“ ersteres 1829 und ebenfalls in Leipzig zum ersten Mal, letzteres 1833 in Berlin aufgeführt. Noch schrieb Marschner eine ganze Reihe Opern, doch keine erreichte mehr ihre drei genannten Vorgängerinnen, die des Meisters Hauptwerke blieben. Von ihnen ist unstreitig Hans Heiling das bedeutendste und muß diese Oper, gut wiedergegeben, stets einen tiefen Eindruck auf empfängliche Zuhörer machen.

Wir kommen nun zu den Meistern der Epoche, die wir als die des Uebergangs zur neuesten Zeit, doch auch als eine des Stillstands bezeichnen dürfen, und als ihre Hauptträger nenne ich nur: Konradin Kreutzer, Lortzing, Lindpaintner und Lachner. Kreutzer, (1782—1849), der echt deutsche Komponist so vieler herrlicher Lieder und Männerquartette, glänzt besonders durch sein „Nachtlager in Granada“,

1838 in Wien zum ersten Male aufgeführt; Lindpaintner wurde ebenfalls durch einen „Vampyr“, der indessen dem gleichnamigen Werke Marschner's direkt entgegenstand, in weiteren Kreisen bekannt, und Franz Lachner, geb. 1804, schuf sich besonders durch seine große Oper „Catharina Cornaro“, ein bedeutendes Werk, das 1844 in München das Licht der Lampen erblickte, einen Namen als Opernkomponist.

Der originellste Komponist dieser Zeit ist indessen unstreitig Albert Lortzing (1803—1851), der zugleich die langverwaiste Herrschaft der deutschen komischen Oper, das Erbe Dittersdorf's wieder antrat. Ein einfacher Schauspieler und Tenorbuffo, versuchte er sich anfänglich in einzelnen Liederspielen, die alle sehr gefielen, dann schrieb er 1837 für Leipzig, bei welcher Bühne er von 1833—1844 angestellt war, seine erste Oper, „Die beiden Schützen“, eigentlich auch nur ein modernes Singspiel, die indessen seine Vorzüge, übersprudelnden Humor und Melodienfülle, im glänzendsten Lichte zeigte und immer größeren Beifall fand. In demselben Jahre wurde sein „Czaar und Zimmermann“ aufgeführt, der Lortzing's Namen als Komponist in ganz Deutschland und auf das Rühmlichste bekannt machte. Nun folgten rasch seine übrigen Opern, von denen ich indessen nur die bedeutendsten anführen kann. In Leipzig erschien 1842 noch „Der Wildschütz“, dann zog Lortzing (1844) als Kapellmeister nach Wien. 1845 wurden „Undine“ in Hamburg, 1846 „Der Waffenschmied“ in Wien zum ersten Male gegeben, und hiermit schließt die Reihe derjenigen Opern, die Lieblingswerke des deutschen Publikums geworden sind. Mit dem Jahre 1848 beginnen Lortzing's Leidensjahre — er mußte wieder als Darsteller auftreten und bei den kleinsten Bühnen als Komiker das Brot für seine Familie suchen. Endlich, 1850, fand sich eine Stelle als Kapellmeister bei einem kleineren Berliner Theater, doch gab's hier nur Possen, höchstens ein Singspiel zu dirigiren. Es war für den Armen ein trauriges Leben, von dem der Tod ihn am 21. Januar, 1851 mitleidig und sanft erlöste.

Ein treuer Freund Lortzing's, der Schauspieler Düringer, hat dem armen deutschen Komponisten liebevoll ein biographisches Denkmal und seinen sterblichen Ueberresten auch eines von Stein gesetzt. Einige ebenso warm empfundene als passende Verse zieren letzteren — sie lauten:

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf und Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort!“

Dieselben Worte hätte man auch mit gleichem Rechte auf Konradin Kreutzer's Grab setzen können, denn auch er starb verkannt, enttäuscht und vergessen auf fremder Erde. Im kalten Norden, auf dem Friedhofe zu Riga schlummert der deutsche Tonmeister, der Komponist „Der Kapelle", des „Tag des Herrn", des tiefempfundenen „Hobellied" in Raimund's „Verschwender", den letzten ewigen Schlaf.

Mögen Beide sanft ruhen! —

Ein anderes Bild!

Um diesen Theil meines Vortrags nicht mit einem schwermüthigen Akkord zu schließen, will ich noch eines Komponisten erwähnen, der vielfach angefeindet, doch auch wieder seine großen Vorzüge hat, dessen Werke dabei über alle deutschen Bühnen gegangen sind, überall größtes Glück machten und heute noch gleich gern gesehen werden. Es ist Flotow. Als Mecklenburgischer Edelmann 1812 geboren, erhielt er seine musikalische Bildung in Paris, wo er auch seine ersten Opern zur Aufführung brachte. 1844 schrieb Flotow seine erste deutsche Oper „Stradella", die in jenem Jahre in Hamburg zum ersten Male mit ungewöhnlichem Glück zur Aufführung gelangte. 1847 folgte in Wien die dort wahrhaft enthusiastisch aufgenommene „Martha", der er ein früher komponirtes französisches Ballet „Lady Henriette" zu Grunde gelegt. An „Martha" schloß sich erst 1854 wieder ein neuer großer Erfolg: „Indra", zu welcher Oper er ebenfalls eine ältere französische Komposition, „L'Esclave du Camoëns", benutzte. Dies sind seine drei Hauptopern. Flotow's Musik zeichnet sich durch Heiterkeit und Frische, durch originelle Melodien und Rhythmen ganz besonders aus, wozu freilich auch die vortrefflichen Bücher seiner deutschen Opern von Friedrich viel beitrugen. Diese Vorzüge müssen selbst seine Feinde ihm zugestehen, auf alle Fälle haben sie ihn zu einem der volksthümlichsten Komponisten unserer Zeit und unseres Vaterlandes gemacht.

Hiermit könnte ich wol meinen kleinen Vortrag über die deutsche Oper beenden, so sprach Onkel Reinhold nach einer längeren Pause, denn wir sind bei der neuesten Zeit angelangt, und nur das, was war, nicht das, was noch im Werden begriffen ist, gehört der Geschichte an. Doch meine Mittheilungen würden unvollständig sein, wollte ich ihnen nicht einige Worte über die Bestrebungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Oper anfügen. Diese lassen sich mit einem Namen bezeichnen, der Euch Allen wohlbekannt ist, und er lautet:

Richard Wagner.

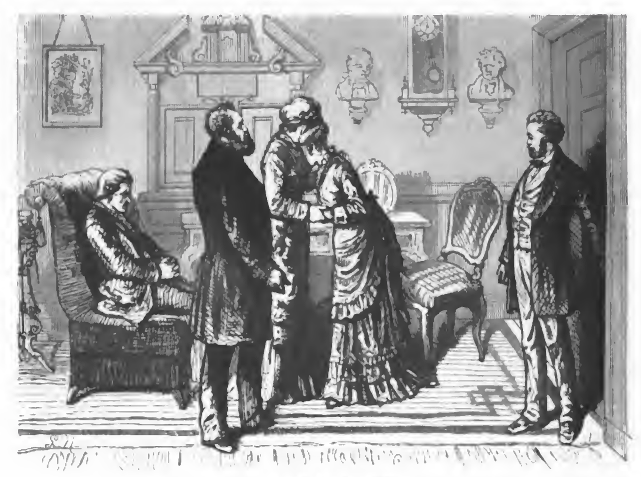
Dieser Meister und Gründer der neuesten Schule, der sogenannten „Zukunftsmusik“, ist wol die eigenartigste, scharf hervortretendste Erscheinung, welche sich auf dem Felde musikalisch-theatralischer Kunst geltend gemacht hat. Auf allen Gebieten des Wissens zu Hause, Herr aller Mittel seiner Sonderkunst, der Musik, wie die Jahrhunderte sie vervollkommnet, dabei Dichter und Schriftsteller, und dadurch wieder im Stande, seine Ansichten und Theorien mit Erfolg zu verfechten, hat er ganz allein es verstanden, eine so gewaltsame Revolution im Bereiche des gesungenen Dramas hervorzurufen, daß alles Aehnliche, was je versucht wurde, dagegen in den Schatten treten muß. Doch steht er dafür unter den zahlreichen Anhängern, die er und seine Lehren gefunden, auch wieder allein und als Derjenige da, der im Stande ist, diese seine Lehren in wirksame Thaten umzuwandeln. Von all seinen vielen begeisterten Jüngern hat dies noch keiner mit Erfolg zu thun vermocht. Und dies ist wol die bedenklichste Seite der ganzen Bewegung. Wird auch das wirklich Gute, das Wagner der Oper gebracht, fort und fort befruchtend wirken, so droht doch, nach des Meisters einstigem Hingang, seinen Lehren in ihrer vollen Einheit, wie sie bis jetzt von ihm zur Anwendung und zu unserer Anschauung gelangt, der Untergang, denn der starke, geniale Vertreter, der vollberechtigte Nachfolger des Meisters wird fehlen. — Ueberblicken wir nun vorerst flüchtig den Lebens- und Entwicklungsgang dieses neuesten Opernreformators.

Richard Wagner wurde 1813 zu Leipzig geboren. In seiner Jugend wandte er sich tastend verschiedenen Künsten zu, ohne sich für eine derselben zu entscheiden. Er malte, dichtete und musizirte, und erst als er die Leipziger Universität bezog, entschied er sich für die Musik, deren ernstlichem Studium er dann unter der Leitung des damaligen Kantors der Thomasschule, Weinlich, oblag. Nun komponirte er mehrere Instrumentalsachen, 1833 in Würzburg auch eine Oper „Die Feen“, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Im folgenden Jahre ging er nach Magdeburg als Theaterkapellmeister, 1836 nach Königsberg und 1837 in gleicher Eigenschaft nach Riga. Während dieser Zeit hatte er Mancherlei geschrieben, Opernbücher und auch Opern, von denen einige zur Aufführung gelangten, andere nur halbfertig wieder bei Seite gelegt wurden. Unter diesen Opern befand sich auch sein „Rienzi“, den Wagner in den nun folgenden Jahren beendigte. Schon jetzt hatte sich

eine Umwandlung in dem schaffenden Musiker vollzogen, dessen scharfes Auge die Mängel und Hohlheiten der damaligen Oper nur zu sehr durchschaute, und der bereits von dem „Kunstwerk der Zukunft" träumte. Von Riga ging Wagner 1839 nach Paris, wo er bis 1842 blieb, und hier entstand das erste Bühnenwerk nach den neuen Grundsätzen, die der Meister sich angeeignet. Es war „Der fliegende Holländer", der in Dresden 1843, ein Jahr nach dem „Rienzi", zur Aufführung gelangte. Wagner war dabei Hofkapellmeister in Dresden geworden, und als solcher schrieb er noch seinen „Tannhäuser", der 1845 daselbst zum ersten Male gegeben wurde. 1848 betheiligte er sich an dem Maiaufstande und mußte Dresden heimlich verlassen. Ueber Weimar, wo er Liszt kennen lernte und sich innig mit diesem befreundete, floh Wagner nach Paris, dann nach der Schweiz, wo er, Reisen nach Paris, London, Wien und Venedig abgerechnet, bis 1864 blieb. In letzterem Jahre nahm er seinen Wohnsitz in München. Während jener Zeit entstanden nun seine übrigen bedeutenden Werke: „Lohengrin", 1850 in Weimar zum ersten Male aufgeführt, „Tristan und Isolde", und „Die Meistersinger von Nürnberg", 1865 und 1867 in München zur Darstellung gebracht. Ferner schrieb er in der Schweiz seine große Trilogie: „Der Ring des Nibelungen" mit dem Vorspiel „Das Rheingold" und seine bedeutendsten kritisch-ästhetischen Werke: „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama." — Hier müssen wir innehalten, um uns zu den Werken und dem Wollen des Meisters zu wenden. — Rienzi gefiel in Dresden ungemein, es war eine große pompöse Oper in bekannter Form. Der „Holländer" und „Tannhäuser" frappirten wol durch ihre Eigenartigkeit, doch konnten sie sich anfänglich keinen Beifall erringen — in Leipzig fiel die Tannhäuser-Ouverture sogar vollständig durch. Erst nachdem Liszt in Weimar die Wagner'schen Opern zur Darstellung gebracht, erlangten sie ihren großen Ruf und ihre Verbreitung durch ganz Deutschland. Diese drei Opern: „Der Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" sind heute und mit Recht Lieblingswerke unserer Nation — sie zählen nur Bewunderer. Anders verhält es sich mit den nun folgenden Werken, bei deren Schöpfung Wagner rücksichtslos auf dem neuen Wege vorging. Diese haben ebenso heftige Feinde gefunden, die sie verdammen, wie begeisterte Verehrer, die den Meister, gleich einem neuen Messias der Kunst, in alle Himmel heben. — Was Wagner will und kann, sagen uns seine Musikdramen in Tönen, in seinen Schriften sucht er dies nicht allein zu begründen und zu erläutern, sondern auch noch

viel weiter auszuführen. Auf dies Gebiet können wir ihm hier nicht folgen. Für seine Musikdramen als solche gipfelt sein Wollen in dem Satze: Höchste Einheit der Poesie und der Musik auf nationaler Grundlage und Zusammenwirken aller Künste zur Schaffung eines Kunstwerks, welches das der Zukunft sein wird. — Hiermit müssen wir uns begnügen; wollten wir weiter auf des Meisters Theorien eingehen, selbst nur auf die äußern Mittel zu seinem Zweck: die Alliteration oder stabgereimten Wurzelwörter für das Gedicht, die Leitmotive für die Komposition, so würde dies uns viel zu weit führen und den Rahmen unserer Unterhaltung überschreiten. Eines nur will ich noch als Schlußwort hinzufügen. Das, was Wagner „Das Kunstwerk der Zukunft“ nennt, hat wol allen bedeutenden Meistern und Reformatoren auf dem Gebiet des musikalischen Dramas vorgeschwebt, doch Keiner hat es in so hohem künstlerischen Schmuck geschaut und dabei mit solcher Bestimmtheit dargelegt wie er. Ob sein Blick ein wirklich reiner und ungetrübter ist, wird eben die Zukunft lehren. Eines aber steht unumstößlich fest, und seine größten Feinde müssen es anerkennen, macht ihr Haß sie nicht vollständig blind: Wagner ist einer der bedeutendsten Künstler, eine der energischsten Naturen, die je gelebt und gewirkt haben, und die für das, was sie als das allein Wahre und Richtige in ihrer Kunst erkannten, auch mit allen Mitteln des Geistes und einem ungewöhnlichen Talente erfolgreich kämpften.





John giebt sich zu erkennen.

Sechzehntes Kapitel.

Ostern, Frühling und Auferstehung.

Ein Ostermorgen im Walde und ein Wunder des Liedes. — Eine unerwartete Verwicklung und ihre überraschende Lösung. — Auf dem Grimberger Hofe und nochmals der wilde Jäger — und was der „Osterhase“ sonst noch Alles bringt.

Das Durchgehen der Bühnenarbeiten der Komponisten unseres Jahrhunderts hatte noch manche Abende in Anspruch genommen, denn je näher der Jetztzeit, je mehr schienen diese Werke die Ausführenden wie die Zuhörer zu interessiren, gleich wie man dem Besuch eines persönlich Bekannten noch einmal so gern entgegensieht. An den drei Wagner'schen Opern angelangt, war Beethoven's „Fidelio“, der ja fast ein halbes Jahrhundert auf einsamer Höhe gethront, noch einmal vorgenommen worden, und im Verein mit Weber's „Euryanthe“ diente er Onkel Reinhold, um den eigentlichen Uebergang zu den Schöpfungen Wagner's nachzuweisen.

Die Werke des Letzteren, die man so sorgfältig wie nur möglich durchging, erregten das größte Interesse und gaben zu den mannichfachsten und lebhaftesten Besprechungen Veranlassung, wobei diesmal John sich in hervorragender Weise betheiligte. Er wußte die Vorzüge des Meisters treffend hervorzuheben, doch eben so scharf betonte er auch die Mängel, wie solche sich ihm aufdrängten, deren Wurzel er in den Dramen selbst nachwies und aufdeckte. „— Und daß die Anhänger Wagner's," so schloß er eine Begründung seiner Ansichten, „unter stillschweigender Billigung ihres Meisters diese Fehler der dramatischen Komposition als etwas vom Dichter Erstrebtes und somit als Vorzüge hinstellen; daß für die Musik ähnliche Mängel oder auch nur zweifelhafte Schönheiten von dem Meister und seinen Jüngern als ewige Wahrheiten, als Gesetz hingestellt werden, dies ist es, was mich an der Lebensfähigkeit der ganzen Richtung zweifeln läßt und sie mir persönlich unsympathisch macht — ohne daß ich dadurch aufhöre, mich an den wirklichen Schönheiten der Werke des Meisters zu erfreuen." —

Unmerklich war bei solchen Unterhaltungen die Zeit vergangen, Ostern herangekommen, und mit dem Feste, das diesmal spät in den April fiel, zugleich auch das junge Grün und der warme belebende Sonnenschein des Frühlings. Die Herzen der Bewohner des einsamen Haidehauses öffneten sich freudig diesem Erwachen der Natur, das auch ihnen gleichsam ein neues Leben gab. Das helle Grün, das Anfangs spärlich, dann immer dichter den Wald deckte, die goldene Sonne, die es durchfunkelte, sie lockten hinaus ins Freie, und gern folgten Alle. Die Tage waren bedeutend länger geworden, und die Arbeiten hatten rascher gefördert werden können, doch mit dem Feste ruhten sie. Die Bauern waren in ihre Dörfer zurückgekehrt, und plötzlich herrschte wieder eine Ruhe in der Umgebung des Haidehauses, die etwas Ernstfeierliches hatte und in vollem Einklang stand zu der festlichen Zeit. Die beiden Mädchen hatten ihre Spaziergänge über die Haide und durch den Wald wieder aufgenommen, und Cäcilia dehnte diese oft bis nach dem Grimberger Hofe zu der alten Tante aus, wobei Junker Walter sie begleitete. Sie zog solche kleine Fußtouren im Augenblick sogar dem Reiten vor, denn der Wald athmete eine gar köstliche Frische aus, die man im Gehen, wie seine anderen jungen Herrlichkeiten, weit besser genießen konnte. Leonorens Lieblingsgang war, wie im vergangenen Herbste, nach dem stillen Plätzchen unter den Buchen, und freudig fand sich das Mädchen überrascht, als es zum ersten Male wieder die Stelle besuchte, diese auf

das Schönste hergerichtet sah. Die kleine Treppe, welche den Hügel hinaufführte, war ausgebessert, dabei bequemer gemacht, die etwas morsche Bank durch eine neue größere und geschmackvolle von Naturholz ersetzt worden; der Platz selbst fand sich von dem faulenden Laube gereinigt und mit hübschem gelben Kies bestreut. Auch das Grab des alten Meeringen war in schönster Ordnung. Es schien, als ob eine sorgende Hand es fortwährend gepflegt, denn frei von allem Unkraut breitete der dunkelgrüne Ephen seine neuen Blättchen über den kleinen Hügel aus, und Schlingrosen wanden sich einem Kranze gleich um denselben. Wer der heimliche Pfleger ihres Lieblingsaufenthalts gewesen, Leonore wußte es nicht — wenn sie es vielleicht doch wol ahnen mochte.

Am Ostermorgen hatten beide Schwestern das Haidehaus verlassen. — Für diesen und den folgenden Festtag war zwischen der Familie Wallbrunn und der Tante auf dem Grimberger Hofe Folgendes verabredet worden: Der Morgen sollte der Sammlung, dem Gebete geweiht sein, der Nachmittag im Verein auf dem Grimberger Hofe zugebracht werden. Für den ganzen zweiten Festtag waren dagegen die Tante und Junker Walter Gäste des Haidehauses. Um dem alten Fräulein beim Herrichten der Bewirthung für so viele Personen behülflich zu sein, hatte Cäcilia mit Billigung der Mutter versprochen, schon am Morgen nach dem Grimberger Hofe zu kommen, und sich somit auch gleich nach dem Frühstück in Begleitung der Schwester auf den Weg gemacht, den sie in seiner ganzen Länge nur zu gut kannte. Hatte sie ihn während des Winters und des nahenden Frühlings doch oft genug zu Pferde und spazieren gehend allein, wie in Begleitung Walter's, gemacht! Auch heute trat Cäcilia ihn allein an, doch sagte sie sich ganz im Stillen, daß ihr einsames Wandern wol nicht gar zu lange dauern, sondern ein kundiger Führer sich wol bald einstellen würde. Leonore begleitete die Schwester nur noch eine kleine Strecke, dann kehrte sie zu dem Platze unter den Buchen zurück und ließ sich dort auf die Bank nieder.

Eine tiefe feierliche Stille herrschte rings um sie her, lag über dem Walde, über der Haide gebreitet, welche sich weit vor den Blicken der Einsamen und Sinnenden ausdehnte. In den Kronen der Bäume spielte die warme Frühlingssonne, ihr goldener Glanz schimmerte durch das lichte Grün der jungen Blätter und ließ diese fast durchsichtig erscheinen. Selbst die einförmige Decke der Haide hatte eine frischere Farbe angenommen, auch sie, die ärmliche und öde, war von dem Frühling neu gekleidet worden. Der Himmel wölbte sich klar und blau über

dem Walde, wie über dem weiten Landschaftsbilde, und kein Lüftchen regte sich, die festtägliche Ruhe zu stören. Nur hier und da zwitscherte leise ein Vöglein in den Zweigen, doch nur vereinzelt und schüchtern erklang der Laut. Die Sänger des Waldes waren noch nicht eingezogen in ihr grünes Reich — oder versuchten sie erst wieder den alten Sang? Mächtig wirkte dies Alles auf das empfängliche Gemüth Leonorens, unwillkürlich falteten sich ihre Hände, und ihr Denken wurde zum Gebet, das sich dem Schöpfer aller Welten zuwendete, Bitte und Dank zugleich für Alles, was seine Gnade und Weisheit ihr und den Ihrigen beschert, und daß er auch ferner sie schützen und leiten möge.

Eine lange Weile mochte Leonore also dagesessen haben, dem weihevollen Augenblick mit ganzer Seele sich hingebend, als sie plötzlich ein leichtes Geräusch hinter sich hörte. Erschreckt sich umwendend, sah sie zwischen ihrem Sitz und dem Grabhügel eine männliche Gestalt, die sie dann als die John's erkannte. Sie wollte sich erheben, doch ein bittender Blick, begleitet von einer sprechenden Handbewegung des jungen Mannes, hielt das Mädchen auf seinem Platze zurück, und zugleich sprach John flehend:

„O bleiben Sie, mein Fräulein! — Hätte ich geahnt, daß Sie hier weilten, ich würde es nimmer gewagt haben, Sie zu stören."

„Sie stören mich nicht, Herr John!" entgegnete Leonore ruhig, doch freundlich. „Ich weile oft und gern hier, mich der Ruhe des schönen Orts freuend und meinen Gedanken mich überlassend, die mich besonders an diesem herrlich-feierlichen Ostermorgen weit weg von hier — und warum es verschweigen! — zu meinem Gott leiteten."

„Sie haben Recht," sprach John, der, bereits zum Gehen gewendet, nun innehielt, den Blick gesenkt und sichtlich bewegt. „Der Ort ladet ein zum Beten wie zur Einkehr in sich selbst, und wohl Demjenigen, der dabei ersehnten Trost und Ruhe zu finden vermag!"

„Sie müssen hier Jedem werden, der ernstlich sein Herz zu Gott erhebt," entgegnete Leonore rasch, dabei den jungen Mann, der wie ein Träumer vor ihr stand, mit ihrem tiefen Blick fragend anschauend.

„Ich hab's erprobt und wohl mir, daß es so ist!" fuhr dieser lebhafter fort, den Kopf wieder hebend. „Mir ist die einsame Stelle hier zu einem Tempel Gottes geworden, — und er ist auch ein solcher, schöner als von Menschenhand errichtet; blicken Sie nur aufwärts! Sehen Sie, wie oben hoch über Ihrem Haupte die mächtigen Aeste der Buchen sich ausbreiten, zu einem Dome wölben, durch den das Auge Gottes in seinem lichten, milden Glanze auf uns niederschaut! Ja, an mir hat die

heilige Weihe dieses Ortes ihre Wunder geübt; noch nie verließ ich ihn, ohne Trost und neuen Muth mit mir hinwegzunehmen."

Der junge Mann hatte mit einer flammenden Begeisterung, einer Ueberzeugung gesprochen, die auf Leonore einen tiefen Eindruck hatte machen müssen, denn unbeweglich saß sie da und schaute ihn an. Jetzt wendete John sich zu ihr, und ihrem Blicke fest begegnend, sprach er ruhiger, doch mit innigem Tone weiter.

„Daß auch Ihnen der Platz unter den Buchen — mit seinem Grabhügel mehr ist als ein gewöhnlicher Ort der Ruhe, macht ihn mir doppelt werth. — Ich dachte schon, Sie fürchteten sich, allein hier zu weilen — in der Nähe des Todten." —

„O nein!" entgegnete Leonore mit einem Lächeln, das die ganze Reinheit und Frömmigkeit ihrer Seele kündete. „Seit wir im Haidehause leben, ist die Stelle hier im Walde mein Lieblingsplatz. Er, der dort unter dem Rasen die letzte Ruhe gefunden, war im Leben ein guter Mensch; wäre ich ihm begegnet, ich hätte ihn verehrt, geliebt wie einen Vater."

„Wol war er gut und der beste der Väter!" rief John jetzt mit aufwallendem Gefühl. „Und doch gab es Jemand, der seine Liebe verkannte, der sich schwer gegen ihn versündigte!" —

„Wie, Sie wissen — Sie haben ihn wol gekannt?" rief Leonore zusammenfahrend bei dem Ausdruck dieser innigen Theilnahme und nun John befremdet, mit weiten offenen Augen anstarrend.

„Ich?!" — antwortete dieser wie aus einem Traume erwachend und ohne die Frage zu beantworten. Dann fuhr er wie sich besinnend fort: „Ich — kannte Jemand, der dem Todten nahe gestanden."

„Wol seinen Sohn, den armen Herbert?"

Diese wenigen Worte, mit innigem Mitgefühl gesprochen, schienen die Aufregung John's zu besänftigen. Lange schaute er Leonore an, dann mußte plötzlich ein eigenthümlicher Gedanke in ihm aufgetaucht sein, denn ruhig, doch bestimmt sprach er jetzt:

„Ja, ich habe Herbert, den Sohn des Mannes, der hier unter dem Rasen schlummert, gekannt — auf meinen Fahrten durch die Welt, in fernen Landen bin ich ihm begegnet, und mir hat er sein Herz so aufrichtig erschlossen."

„O, er hat bereut, ich bin dessen gewiß!" rief Leonore hastig. „Erzählen Sie mir von ihm, und ob er noch lebt!"

„Und würden Sie ihm die Sünde verzeihen, die er beging, wenn — er lebte und einst zurückkehrte?" fragte John.

„Wer wahrhaft bereut, dem verzeiht der Vater der Liebe dort oben, und auch der seinige wird ihm seine Schuld vergeben," so entgegnete das Mädchen mit tiefem Gefühl.

„Ich hoffe es — für ihn!" klang es langsam als Antwort, „denn nur diese Hoffnung hat ihn das Leben bis jetzt ertragen lassen."

„Er lebt also wirklich noch? O welch ein Glück! Sagen Sie mir, wo er weilt, damit wir ihn finden, ihn trösten und beruhigen können."

„Trost und Beruhigung ward ihm zu Theil — durch einen Engel! — Wollen Sie wissen, wo und wie ihm das Wunder geschehen, das ihn einem neuen Leben wiedergegeben?"

„Reden Sie, ich bitte Sie darum!" —

Eine Pause entstand, der junge Mann schien sich zu sammeln, doch kehrte er dabei den Blick nicht von Leonore ab, die, sichtlich verwirrt, zu Boden schaute. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, warf das Haar zurück, und begann endlich langsam, mit gedämpfter Stimme zu reden:

„Sie wollen es, so mag es denn sein! Doch, was ich Ihnen mitzutheilen habe, wird Ihnen fast wie eine Erzählung — wie ein Märchen klingen, wie ich solche von Ihrem Herrn Onkel gehört, und dennoch ist es wahr! Vernehmen Sie! Herbert lebt, vor mehreren Monaten kam er aus fernen Landen zurück. Das Herz von Reue gefoltert, eilte er nach der Stätte, wo er glauben durfte, seinen Vater zu finden, sich diesem zu Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen. Doch er täuschte sich — sein Vater war todt! Von der Erde war er geschieden, ohne seinem Sohne zu verzeihen, denn er hatte ihn enterbt. Was lag dem Armen an irdischem Gut! O hätte er des Vaters Antlitz nur noch ein einziges Mal sehen können, sein Leben würde er gern dafür hingegeben haben! Es war zu spät. Und dennoch wollte er den Geschiedenen schauen — wenn auch nur im Bilde, um vor diesem sich niederzuwerfen, zu ihm zu beten und ihm zu sagen, daß er bereut und seine Verzeihung haben müsse, solle er länger im Stande sein, sein elendes Dasein zu ertragen. Ein offener Eintritt in das Haus war nicht möglich, denn die Verwandten des Todten, denen dieser Alles vererbt, bewohnten es bereits. Doch Herbert fand einen Freund, eine treue Seele: den Knecht des Hauses, der ihn schon als Kind auf seinen Knieen geschaukelt. Dieser ließ ihn im Dunkel des Abends auf heimlichem Wege in das Zimmer seines verstorbenen Vaters, das dessen Bildniß birgt. Vor diesem warf der Aermste sich weinend nieder, zu ihm flehte

er händeringend um Vergebung der Sünde, die er in jugendlichem Trotze begangen. In seinem peinvollen Ringen gedachte er des Wortes unseres Erlösers, das allen wahrhaft Bereuenden Gnade und Verzeihung verheißt. Und seine Reue war gleich wahr wie heftig. — Ein Strahl des Mondes hatte sich durch die Falten der schweren Gardinen gestohlen und fiel nun auf das Bild; als der Betende aufschaute, war es ihm, als ob die Züge seines Vaters verzeihend, versöhnt auf ihn niederschauten. Ein linder Trost zog in seine gemarterte Seele. ‚O, daß es also wäre!‘ hauchte er mit gefalteten Händen. ‚Hast Du Deinem armen, bereuenden Sohne verziehen, bist Du versöhnt — darf er auf ein neues Leben hoffen, so gieb ihm ein Zeichen durch einen der Engel, in deren seligem Kreise Dein reiner Geist weilen muß.‘ Da! — da ertönte plötzlich eine Stimme — leise, und doch aus voller tiefer Brust stiegen die Töne empor und wurden zu einem Liede, das mit himmlischem Wohlklang in seine Seele zog. Nebenan erklang es, ein einfaches Volkslied, dessen Worte für Herbert sich in solche des Verzeihens und der Versöhnung wandelten. Der Todte hatte die Bitte des Sohnes erhört, durch eines Engels Mund zu ihm gesprochen! Das Weinen des am Boden Liegenden ging in einen frohen Laut der Erlösung von unsäglicher Pein über. Da verstummte plötzlich der Gesang. Die nebenan Weilenden mußten Herbert gehört haben, und er, eine Entdeckung fürchtend, floh. — Doch Trost und Ruhe nahm er mit sich. Noch einmal besuchte er das Grab des Vaters, dann zog er aus, ein neues Leben ernster Thätigkeit zu gewinnen, der Verzeihung des Todten und des Wunders, das an ihm geschehen, würdig zu werden. Rastlos arbeitete er, und dies führte ihn dem Mädchen zu, das in ernster, entscheidender Stunde ihm wie ein Engel erschienen — das erschaut, der Stern seines Lebens wurde, dem er bewundernd und anbetend, in reiner heiliger Liebe zustrebte. Ja, Leonore!“ rief John nun leidenschaftlich, sich dabei vor dem Mädchen auf die Kniee werfend, „Sie waren es, durch deren Mund mein Vater mir Verzeihung kündete; Sie waren es, die mich in ein neues Leben einführte und zu rastloser Arbeit anspornte, die mir Muth und Kraft gab — auch nach dem höchsten und schönsten Ziele zu ringen. O vollenden Sie Ihr Werk, geben Sie mir Hoffnung, daß ich erreichen darf, was mir als der Himmel auf Erden erscheint: ein Glück an Ihrer Seite! Reden Sie, erheben Sie mich — soll ich nicht Alles, was mir geworden, für eine Täuschung halten, und ich nicht wieder zurücksinken in die Nacht eines peinvollen Elends!“

Mit glühender Leidenschaft hatte John gesprochen, nun hob er das Auge, in dem Thränen, doch auch ein seliges Glück schimmerten, die gefalteten Hände zu Leonore auf, die in unbeschreiblicher Verwirrung dasaß. Zu plötzlich war die doppelte Entdeckung ihr geworden, und Gefühle, die sie nie gekannt, stürmten auf sie ein, bemächtigten sich ihres ganzen Seins und machten sie unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Eines nur empfand sie: der junge Mann, der da vor ihr lag, der in so heißen Worten zu ihr gefleht, ihn hatte sie geliebt — nun wußte sie es! — als er, ein Fremder, ihr gegenübergestanden; ihn liebte sie jetzt erst recht, da er ihr Mitleid und ihre Liebe verdiente. Doch keinen Muth hatte sie, es auszusprechen — eben so wenig wie sie vermochte, sich von ihm abzuwenden. Endlich schaute sie zu ihm hin, in sein Antlitz, in dem sich in diesem Augenblick seine ganze gereinigte Seele, seine innige Liebe abspiegelten, und nun fand sie auch den Muth, ihr Bangen und ihre Verwirrung zu bekämpfen. Langsam reichte sie John die Hand und sprach mit innigem Blick und Ton:

„Erheben Sie sich! — Haben Sie Mitleid mit mir, und lassen Sie mich jetzt! Gehen Sie mit sich — und dem theuren Todten dort zu Rathe, und bleiben Sie bei dem, was Ihr Herz soeben gesprochen, dann erst folgen Sie mir. An der Seite meiner Mutter will ich Ihnen Antwort geben!“

Mit einem lauten Freudenruf hatte John sich erhoben, doch noch ehe er eine weitere Bewegung zu machen im Stande gewesen, war Leonore glühenden Antlitzes dem Platz enteilt. Durch die Lichtung strebte sie in Hast dem Hause zu. Nun warf John sich mit zitterndem Aufathmen vor dem Grabhügel nieder, und sein Antlitz in das junge Grün bergend, weinte er Thränen süßer, dankbarer Freude. Jetzt durfte er an die Versöhnung mit dem Geschiedenen glauben, denn sie, die Reine, die Herrliche, sie liebte ihn — sie *konnte* ihn lieben!

Nach einer Weile erhob er sich, und wunderbar gestärkt, verließ auch er den Platz unter den Buchen. —

Im Haidehause hatte sich während dieser kurzen Spanne Zeit ebenfalls ganz Merkwürdiges und dabei Bedeutsames zugetragen, das wir nun auch an uns vorüberziehen lassen müssen.

Die beiden Mädchen hatten längst ihren Spaziergang angetreten, Onkel Reinhold saß allein in der Wohnstube und schaute hinaus auf die weite Haide, und auch seine Gedanken wandten sich langsam nach oben, dort eine linde Ruhe zu suchen, der sein Herz sich gern und gläubig öffnete.

Tiefe Stille herrschte überall um ihn her, — die wenigen übrigen Bewohner des Hauses feierten wol auch auf ähnliche Weise den heiligen Tag. Da ging plötzlich die Thür des Wohnzimmers auf, und Frau Wallbrunn trat in das Zimmer in einer solchen sichtlichen Verwirrung, daß Onkel Reinhold erschreckt von seinem Sitze sich erhob. Mit einem tiefen Aufathmen eilte sie zu ihrem Bruder, und noch bevor dieser eine Frage an sie hätte richten können, flüsterte sie tief erregt ihm zu:

„Bruder! — Ostern, der Tag der Auferstehung des Herrn, hat auch uns eine solche und wahrhaft wunderbare gebracht. Der Sohn des verstorbenen Meeringen, Herbert, den wir todt geglaubt — er lebt!“

Reinhold vermochte nur einen Ruf der Ueberraschung auszustoßen, dann sank er zurück in seinen Sitz, so mächtig mußte die merkwürdige, vollständig unerwartete Mittheilung ihn getroffen haben. Auch Frau Wallbrunn ließ sich in seiner Nähe nieder, fragend, hülfesuchend zu ihm aufschauend. Der alte Herr, so jäher Gemüthsbewegungen seit längerer Zeit entwöhnt, erholte sich gleichfalls nur langsam von seiner großen Ueberraschung, mehrmals fuhr er mit der Hand über seine Stirn, um Herr seiner selbst und seiner Gedanken zu werden; endlich fragte er:

„Auf welche Weise hast Du die Nachricht, die mich mächtig erschüttert hat, die für uns von entscheidender Bedeutung sein muß, erfahren? Erzähle es mir, damit auch ich daran glauben kann.“

„Auf die einfachste, natürlichste Weise von der Welt,“ entgegnete Frau Wallbrunn hastig und immer noch mit flüsternder Stimme. „Ich hatte in der Kammer zu thun, die neben der Stube Elben's liegt. Noch war ich drinnen beschäftigt, als Jemand zu Elben eintrat, der sich in seinem Zimmer befinden mußte. Beide sprachen eine ganze Weile leise und hastig zusammen — ich achtete nicht darauf — doch plötzlich drangen Worte, ein Name an mein Ohr, die mich zusammenfahren machten. Der eine der Beiden sprach lauter, heftiger — jetzt erkannte ich auch die Stimme, es war die unseres Knechtes Hans.“

„Nun, und was sagte er? was hörtest Du?“

„Ich kann es nicht länger mehr bei mir behalten,“ so sprach Hans mit seiner rauhen Stimme, „sie müssen es mindestens erfahren, daß Herbert, mein junger Herr, noch am Leben ist. Es drückt mir das Herz ab, es würgt mich! Ich muß reden, soll ich nicht daran zu Grunde gehen! — So etwa lauteten seine Worte, und ich hatte Mühe, einen lauten Schrei zu unterdrücken, mußte mich niederlassen, so sehr hatte mich das, was ich da vernommen, ergriffen.“

„Weiter!“ sprach Onkel Reinhold, als Frau Wallbrunn einen Augenblick lang erschöpft inne hielt.

„Nun beschwichtigte Elben den aufgeregten Menschen, dann sprachen Beide leise weiter — ich vernahm nichts mehr. Doch ich hatte genug gehört. Unbemerkt vermochte ich die Kammer zu verlassen — ich eilte hierher, wo ich Dich zu finden hoffte, und nun rathe, helfe mir! Was sollen wir thun — was beginnen?“

Onkel Reinhold war mittlerweile wieder ruhiger geworden. Vorerst versuchte er die ungewöhnliche Aufregung seiner Schwester zu besänftigen, dann, ohne ihre letzten Worte zu beachten, fragte er seinerseits:

„Du glaubst also an die Wahrheit der Worte des Knechts?“

„Muß ich nicht! sie klangen so natürlich, so bestimmt! Beide, Hans und Elben, müssen schon lange um dies Geheimniß, um das Leben und den Aufenthalt Herbert's wissen.“

„Dieser Meinung bin auch ich,“ entgegnete Reinhold, „und so dürfen wir denn nicht mehr zweifeln, sondern müssen handeln.“

„Nochmals, rathe mir Bruder, was hier zu thun sein wird.“

„Ich denke, der Weg, den wir zu gehen haben, liegt klar vor uns,“ sprach Reinhold gelassen und ernst. „Vorerst müssen wir den Aufenthalt des jungen Mannes, Näheres über ihn, sein Leben und Treiben zu erfahren suchen, dann — hat er sich gebessert, ist er ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden, werth der Verzeihung seines verstorbenen Vaters — dann —“

„Nun — und dann? —“

„Dann kehren wir einfach wieder nach Hause zurück!“ rief jetzt Onkel Reinhold mit einem ermuthigenden Tone, fast mit einem Anflug von Humor. „Wir besitzen ja daheim noch eine hübsch eingerichtete Wohnung, in der wir uns so viele Jahre glücklich und zufrieden gefühlt, die schöne Erinnerungen uns lieb und werth gemacht; die uns freundlich aufnehmen und uns gewiß auch wieder Zufriedenheit und ein stilles Glück spenden wird. Wir haben dann eben eine kleine Abwechslung gehabt, einen Winter auswärts gelebt, und für Deine Kinder soll die Zeit keine verlorene gewesen sein.“

Einen Augenblick schwieg Frau Wallbrunn, ihre Mutterliebe kämpfte wol in Gedanken an die Zukunft ihrer Kinder eine letzte Regung des Widerstandes nieder, dann reichte sie ihrem Bruder die Hand und sprach:

„Du hast Recht, Reinhold, wie immer! So wollen wir es halten! — Doch nun laß den Knecht kommen, denn ich muß Gewißheit haben.“

„Wozu? Ein Anderer ist hier, mit dem wir Alles besser und ruhiger werden bereden können. Weiß Elben um das Geheimniß, so muß auch Alibert darum wissen."

Reinhold erhob sich und verließ das Zimmer. Wenige Augenblicke später kehrte er mit Alibert zurück, den er bat, Platz zu nehmen und dann folgendermaßen anredete:

„Wir haben eine ernste Frage an Sie zu richten, Herr Alibert, und sind von Ihrer erprobten Gewissenhaftigkeit überzeugt, daß Sie uns dieselbe offen und wahr beantworten werden."

Der Alte, welcher schon bei seinem Eintritt eine gewisse Beängstigung gezeigt, erwiederte, da Onkel Reinhold eine Pause machte, sichtlich verwirrt:

„Einer Lüge bin ich unfähig — was wünschen Sie von mir zu wissen?"

„Als wir hier eingegangen, glaubten Sie — und durften es wol auch mit gutem Gewissen thun — an den Tod des Sohnes Ihres verstorbenen Freundes Meeringen. Ist dieser Glaube heute noch immer derselbe, oder haben Sie Grund zur Annahme des Gegentheils?"

Alibert erbleichte, sein ganzer Körper zuckte zusammen und gerieth dann in ein heftiges Zittern, das er nicht zu bemeistern vermochte. Zugleich hob und senkte sich hastig seine Brust, nach Athem, nach irgend einem Worte ringend.

Reinhold empfand inniges Mitleid mit dem alten Manne und mit freundlichem Tone fuhr er fort:

„Beruhigen Sie sich, alter Freund! Wir verlangen vor der Hand kein weiteres Geständniß von Ihnen, Ihre leicht erklärliche Aufregung sagt uns auch schon Alles: daß wir recht berichtet wurden, daß — Herbert lebt!"

„Ja, er lebt — und dem Himmel sei gedankt dafür!" so drang es jetzt gewaltsam aus der Brust des Alten, indeß Thränen die gefurchten Wangen niederträufelten.

„Dank Ihnen, für diese Worte, die uns Gewißheit geben!" rief Onkel Reinhold wahrhaft erleichtert. „Doch nun, da Sie einmal gesprochen, werden Sie mir wol auch meine weiteren Fragen beantworten! Ist Herbert ein guter Mensch geworden, ist er der Verzeihung seines Vaters würdig? Und wo — wo weilt er?"

„Ach ja!" klang es in zitternden Freudentönen aus tief gerührtem Herzen, „er ist werth der Liebe aller guten Menschen, und sein Vater würde ihn segnen — wenn ihm das Glück zu Theil geworden wäre, ihn so wiederzusehen."

„Wohl ihm und uns!“ sprach nun Onkel Reinhold mit feierlicher Bewegung, sich zugleich von seinem Sitze erhebend. „Wo weilt er denn? Wir müssen ihn finden, um ihm die Verzeihung seines Vaters verkünden zu können!“

Alibert antwortete nicht; aufs Neue übermannte ihn eine Verwirrung, die ihn zu reden unfähig zu machen schien. Da öffnete sich hastig die Thür, und Leonore trat mit glühenden Wangen und leuchtendem Auge in das Zimmer und eilte mit dem jubelnden Ausruf: „Mutter! Mutter!“ auf Frau Wallbrunn zu.

Diese hatte sich erhoben und ihr Kind staunend in ihre Arme geschlossen. Auch Onkel Reinhold wandte sich von Alibert ab und dem Mädchen zu, dessen Thun ihm räthselhaft vorkommen mußte. — Der Kleine war für den Augenblick vergessen; tief und erleichtert aufathmend sank er in seinen Sessel zurück, und die Hände gefaltet schien er für das, was jetzt vorging, keinen Sinn mehr zu haben.

„Um Gotteswillen, mein Kind, was ist Dir widerfahren?“ vermochte endlich Frau Wallbrunn zu sagen.

„Heil und Glück!“ entgegnete Leonore leise, doch mit Tönen, die eine selige Freude durchbebte. „Ich habe ihn gefunden, den man todt geglaubt! ihn, den Sohn unseres verstorbenen Verwandten. Er war es, der damals, als wir hier eingezogen, dort in dem Nebenzimmer betend vor dem Bilde seines Vaters lag, dessen Weinen und Flehen wir Alle hörten; er ist es, der seit Monden bei uns lebt, den wir Alle lieben! — Es ist John!“

„John?!“ riefen Frau Wallbrunn und Onkel Reinhold freudig überrascht in einem Athem, und Letzterer setzte noch ganz leise hinzu: „O meine Ahnung ist eingetroffen!“

Die Aufregung der drei Personen war eine gleich große — nur Alibert blieb scheinbar ruhig. Unbeweglich kauerte er in seinem Sessel, die Hände immerfort gefaltet haltend, und nur seine rinnenden Thränen zeigten, daß noch Leben und Empfindung in der kleinen Gestalt war.

Da — als ob der laute Ruf der beiden Andern ihn herbeigezogen — erschien John unter der offenen Thür. Einen langen Blick warf er auf die Gruppe, die ihm in sichtlich größter Erregung entgegensah, dann trat er langsam einige Schritte vor.

Onkel Reinhold war der Erste, der sich wieder so weit gesammelt hatte, um reden zu können. Zu John gewendet, sprach er langsam mit ernster Freundlichkeit:

„Ich freue mich des Glückes, Herr — Meeringen, das Sie am Leben erhalten und in die Heimat zurückgeführt, und daß wir dies dürfen und in Ihnen einem wackeren Manne begegnet sind, macht mir und uns Allen diesen Augenblick zu einem doppelt schönen."

„Sie sind in Ihrem Hause, Herbert," sprach jetzt Frau Wallbrunn mit sanfter Stimme. „Es versteht sich ganz von selbst, daß wir allen Rechten entsagen, welche eine Verfügung Ihres verstorbenen Vaters uns zuerkannt hat."

John, der bei der Anrede Reinhold's den Kopf gesenkt, hob nun den Blick wieder. Mit einer bittenden Handbewegung sprach er:

„Halten Sie ein! kein Wort weiter, um Gottes willen!"

„Es muß sein," entgegnete Frau Wallbrunn mit bestimmtem Ton.

„Ich wäre unwürdig der Verzeihung meines verstorbenen Vaters," rief nun John leidenschaftlich, „und dafür seines Zornes und Ihrer Verachtung werth, wollte ich seinen letzten Willen, der mir heilig sein muß, nicht achten! — Ich war kühn genug, Anderes — Herrlicheres als irdisch Gut von Ihnen verlangen zu wollen," fuhr er dann mit sanfter, wehmüthig klingender Stimme fort. „Doch wage ich es jetzt, nach Ihren letzten Worten, nicht mehr. Beharren Sie auf Ihrem Vorsatze, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als wieder dorthin zurückzukehren, von wo ich hergekommen: in die freud- und freundlose Ferne."

„Ich zöge dann mit Ihnen, John!" sprach nun plötzlich Leonore, sich aus den Armen der Mutter lösend und auf den jungen Mann zutretend, der mit einem jähen freudigen Aufschrei ihre Hand ergriff. „Doch giebt es wol noch eine andere, freundlichere Lösung!" setzte das Mädchen mit einem innigen Blicke hinzu. Zugleich zog sie ihn vor und zu der Mutter hin, die bei dem unerwarteten Thun ihrer Tochter wie zu Stein erstarrt dagestanden, keiner Bewegung, keines Wortes fähig. Ohne die Hand John's fahren zu lassen, barg Leonore ihr erröthendes Antlitz an der Brust der Mutter und hauchte dieser leise zu: „Er verdient Deine Liebe — wie die meine, die ihm mein Herz geweiht!"

Noch immer blieb der Mund der Mutter stumm, doch dafür sprachen um so beredter ihre Blicke, mit der sie John anschaute. Sie streckte ihre Linke aus, und auch ihn an sich pressend, küßte sie ihn in der Aufwallung ihrer Gefühle zuerst und dann ihr Kind.

Jetzt konnte Onkel Reinhold sich nicht länger mehr halten. Auch seine Ueberraschung war einer hellen Freude gewichen. Seine Arme weit ausbreitend, rief er mit leuchtenden Augen:

„In meine Arme, Goldjunge! an das Herz Deines Onkels, daß ich Dich küssen, Dir danken kann dafür, daß Du den schönsten, heißesten Wunsch meiner alten Tage erfüllst!"

Und ehe John nur der Mutter anders als durch einen langen Druck der Hand und einen seligen Blick danken konnte, seinem holden Bräutchen nur in das Auge zu schauen vermochte, lag er an dem Herzen des Onkels, der ihn nach seinen Worten fast mit Gewalt aus den Armen der Mutter, von der Seite Leonorens gerissen.

Es war eine frohe, schöne Gruppe! glückliche Menschen, die sich nur durch einzelne Worte, durch Blicke, die noch weit mehr sagten, all das Glück kündeten, was in ihren alten und jungen Herzen so plötzlich erblüht war. Nur Einer von ihnen saß da, als ob er nicht dazu gehörte. Es war der alte Alibert, der seit dem Eintritt Leonorens noch keine Bewegung gemacht, kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben als stille, doch unaufhaltsam rinnende Thränen. Jetzt streifte ihn John's Blick. Mit einem freudigen Rufe entwand er sich den ihn umfangenden Armen und eilte auf den Alten zu. Er warf sich vor ihm nieder und seine Hände fassend, rief er mit einem alle Anwesenden in innige Rührung versetzenden Tone, der tief aus seinem Herzen kam:

„Alibert! — mein zweiter Vater! Du, der meine Kinderjahre so treu bewachtest, den Knaben leitetest, o sage mir, daß Du zufrieden mit Deinem Herbert bist, daß Du Dich glücklich fühlst in seinem Glück! O rede zu mir! und ich will dann in Wahrheit glauben, mein Vater, den mein Herz trotz Allem so unendlich geliebt hat, er selbst spräche durch Deinen Mund zu mir!"

Doch der alte Alibert vermochte trotz der so rührenden Bitte nichts Anderes zu erwiedern als: „Herbert — mein lieber — uns wiedergeschenkter Sohn!" Dabei streckte er zitternd die Hände aus, drückte den Kopf seines Lieblings an seine Brust und küßte, benetzte ihn mit seinen Freudenthränen.

Jetzt erst, nachdem das Herz Herbert's den heiligen Zoll der Dankbarkeit der treuesten Freundschaft dargebracht, jetzt erst trat die Liebe in ihre Rechte, und Leonore umfangend, hauchte er den ersten Kuß auf ihre Lippen, ihr durch leise Worte und Blicke Liebe gelobend für das ganze Leben — bis über das Grab! —

Frohe, selige Stunden verbrachten die Glücklichen; dann aber, als die Mittagszeit vorüber war, hielt es Onkel Reinhold nicht länger im Haidehause und er rief mit einer ausgelassenen Heiterkeit:

„Und nun nach dem Grimberger Hofe, wo man uns zum festlichen Kaffee erwartet — vielleicht auch noch zu einem ganz anderen Feste! wo es vielleicht zur Zeit ebenso glückliche Menschenkinder geben wird, wie wir in diesem schönen Augenblicke sind.“

Bald führte das Gefährt Mutter, Onkel, Leonore und John davon, durch den grünenden Wald dem Grimberger Hofe zu. Doch saßen auch vier wahrhaft glückliche Menschen darin, so saß auf dem Bock auch Einer, der ihnen hierin nichts nachgab. Es war der alte treue Hans.

Nachdem Cäcilia die Schwester verlassen, schritt sie auf dem Waldwege rüstig dem Grimberger Hofe zu, der wol noch eine gute halbe Stunde entfernt sein mochte. Die tiefe Stille, die ringsum im Walde herrschte, schien mächtig auf das stets heitere Mädchen einzuwirken; sinnend senkte sie das Köpfchen, und der Schritt wurde unmerklich langsamer. Doch die Gedanken, mit denen sie sich beschäftigte, konnten keine unangenehmen oder gar traurigen sein, denn der Mund lächelte dabei gar froh und schalkhaft, und auch das Auge spähte dann und wann verstohlen, doch scharf den Weg entlang. Plötzlich mußte Cäcilia irgend Etwas erblickt, Gesuchtes wol gar entdeckt haben, denn mit einem letzten Aufleuchten schwand das Lächeln aus ihren Zügen, die nun einen tiefen Ernst annahmen, und auch die Augen blickten nicht mehr aufwärts. Doch schritt sie dabei immer weiter voran und war demnach außer Stande, die Gestalt des Junkers zu sehen, — oder hatte die kleine Schelmin ihn bereits bemerkt? — der erregt und doch mit einem unverkennbaren bangen Zögern ihr entgegenging. Endlich aber mußte Cäcilia aufschauen, denn der Weg war schmal, und sie hätte wider Walter, der seinen Schritt gehemmt, rennen müssen, wäre sie, ohne des Hindernisses zu achten, weiter gegangen. Ihr Erstaunen, als sie Walter plötzlich vor sich erblickte, war so natürlich und dabei ein so unbefangen freudiges, daß der Junker, Anfangs recht verlegen und erröthend, seinen Morgengruß, ohne mehr als zweimal stecken zu bleiben, vorbringen konnte. Cäcilia half ihm über die Schwierigkeiten eines beginnenden Gesprächs aufmunternd hinweg, und bald schritten sie heiter plaudernd ihrem Ziele zu.

Der Weg führte an dem ehemaligen Bruch, der zu einem wohlgeordneten Ackerland geworden war, vorüber, und hier konnte Cäcilia sich nicht enthalten, an ihr erstes Begegnen mit Walter zu erinnern. Diesmal wurde der Junker nicht verlegen, denn er entsann sich nur zu

gut der Worte, welche das Mädchen vor einiger Zeit auf einem Spazierritt an dieser Stelle zu ihm gesprochen, sowie ihres damaligen Thuns. Stolz hob sich seine Gestalt und sein Auge leuchtete, als er es über das große Stück Feld schweifen ließ; dabei sagte er, wie sehr er sich freue, auf dieser Stelle bald blühende Saaten zu sehen, und wie thöricht er gewesen, früher anders gedacht zu haben.

„Sie bereuen also nicht, daß Sie dabei eine schöne Jagd eingebüßt, daß Sie aus einem wilden Jäger ein bereits sehr gesetzter Landwirth geworden sind?“ So beantwortete Cäcilia weiterschreitend mit einem schelmischen Aufblick ihres hellen Auges die Ergehungen Walter's.

Dieser schaute sie eine Weile fest an, dann entgegnete er bestimmt:

„Nein! Ich war ein Thor, da ich Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend im Walde liegen wollte — es war übertrieben, nicht zu rechtfertigen! Einem vernünftigen Jagen dürfte am Ende auch ein Landwirth obliegen, und gewiß würde Niemand — selbst Sie nicht — etwas dagegen einzuwenden haben! — Und dennoch würde ich auch dieser seltenen Freude entsagen,“ fuhr er erregter, mit einer leidenschaftlichen Aufwallung fort, „wenn“ — hier stockte seine Rede plötzlich.

„Nun, wollen Sie nicht ausreden — wenn?“

„Wenn mir dafür nur noch ein Fang gelingen wollte,“ stieß der in die Enge getriebene Jäger jetzt, sich förmlich Gewalt anthuend, hervor.

Cäciliens Antlitz drückte bei diesen sonderbaren Worten des jungen Mannes nur ein neugieriges Staunen aus. Lange und unbefangen, ohne den allergeringsten Anflug von Schelmerei, schaute sie Walter an, dessen Gesicht nur eine lebhafte Röthe bedeckte, während sein Auge verlegen zur Seite schaute. Endlich sprach sie:

„Das muß ja eine ganz ungewöhnliche Jagdbeute sein, die im Stande wäre, Ihnen die Freude der Jagd für immer zu ersetzen! Sie vergessen, daß ich ein Mädchen bin und als solches ein Recht habe neugierig zu sein, und daß ich zugleich — wahren Antheil an Ihnen nehme. Also befriedigen Sie meine Wißbegierde, und erzählen Sie mir mehr von Ihren Jägerwünschen.“

Walter besann sich eine ziemliche Weile. Sich über die Stirne fahrend, als ob er seine Gedanken ordnen wolle oder den rechten Anfang seiner Antwort nicht finden könne, schritt er neben Cäcilia dahin. Auch diese blieb stumm, sie wollte ihn diesmal sich selbst überlassen, denn sie fühlte, daß er etwas Entscheidendes zu sagen habe, und nicht wenig begierig war sie, zu erfahren, wie er dies anstellen werde.

Endlich faßte der junge Mann sich ein Herz und begann in einer schüchternen Weise, die jedoch nach und nach einer wärmeren, fließenderen wich:

„Um Ihre Frage zu beantworten, mich so deutlich auszusprechen als — ich es darf, muß ich etwas weiter ausholen, und bitte ich Sie deshalb, mich mit Geduld anzuhören. Sie hatten wol Recht, als Sie mich einen wilden Jäger nannten; die Jagd allein schien mir ein Vergnügen, wie auch meine einzige Lebensaufgabe zu sein. Ich irrte; sie hätte mich, wäre ich nicht umgekehrt, zu einem armen, einsamen und unglücklichen Menschen gemacht. Und dennoch vermittelte sie diese Umkehr und wol auch — mein Glück, wie ich es für mein nunmehriges Leben hoffe. Hören Sie nur, es war ein seltsames Jagdabenteuer! — Ich war hinausgezogen, ein edles Wild zu schießen, und lag lange im stillen Walde nach Jägerart auf der Lauer. Da hörte ich plötzlich ein Vöglein in den Zweigen, das sang so wunderschön, daß ich der Jagd und des Wildes vergaß. Das schmucke Vöglein hatte mir es angethan, denn ich kam nun täglich zu dem Baume, in dessen Krone es saß und sang und hörte ihm zu — das Wild war von nun an sicher vor meiner Büchse, denn durch ihren Knall hätte ich ja das liebe schöne Vöglein verscheucht! Dafür lernte ich seinen Sang immer mehr und besser verstehen, und daheim dachte ich darüber nach. Seine Lieder sagten mir, daß es noch ein ganz anderes und weit herrlicheres Glück für den Menschen gäbe als eine rastlose Jagd. Nun, dieses Glück wollte ich mir erringen und dazu — mußte ich mir das schöne Vöglein fangen. Ach, es gelang mir nicht! Ich hatte nicht den Muth dazu — auch neckte es mich gar zu sehr, denn kaum glaubte ich mich in seiner Nähe, da flog es wieder auf einen anderen Zweig, und noch lustiger als zuvor tönte sein Sang als — ob es mich strafen — auslachen wollte über meine Kühnheit. — Nun haben Sie bereits die Antwort auf Ihre Frage," so schloß der Junker plötzlich und mit einem tiefen Seufzer seine lange Erzählung. „Könnte ich das schöne Singvöglein nur einfangen, ich verlangte im Leben nach keiner anderen Jagdbeute mehr."

Cäcilia war verwirrt geworden und vermochte weder zu reden noch aufzublicken, und doch fühlte sie auch wieder in ihrem Herzen sich überglücklich. Nimmer hätte sie geglaubt, daß ein solch inniges Gefühl in dem jungen Manne, der so lange Jahre ein rauhes Wald- und Jägerleben geführt, schlummere, daß seine Umwandlung eine so vollständige geworden. Walter bemerkte den Eindruck wol, den seine schlichten Worte auf das Mädchen hervorgebracht, und dennoch fand er nicht den

Muth, offen auf das heißersehnte Ziel loszugehen. Nur eine weitere Frage wagte er noch, und mit dieser glaubte er schon seine Kühnheit zu weit getrieben zu haben.

„Und können Sie mir keinen Rath geben, wie ich wol im Stande wäre, mein Glücksvöglein zu fangen?“ so fragte er leise und zögernd.

Nun mußte Cäcilia antworten. Inniges Mitleid mit dem armen schüchternen Junker regte sich in ihrem Herzen, doch auch schon wieder ihre Schelmerei. Rasch sich fassend hob sie den Kopf, schaute Walter so unbefangen als möglich an und sagte dann mit wichtigem Ernst:

„Das arme Vöglein zu fangen, dürfte vielleicht gelingen, doch die Hauptsache wäre, es festzuhalten, und dazu müssen Sie doch vorerst einen sicheren Käfig haben.“

„Ah!“ rief plötzlich der Junker mit einem lauten Freudenton, als ob ein helles Licht ihm mit den Worten des Mädchens aufgegangen. Dann setzte er rasch hinzu: „Und glauben Sie, daß es, einmal gefangen, sich überhaupt auch festhalten lassen wird?“

„Das vermag ich nicht zu sagen, es wird wol nur auf Sie und Ihre Geschicklichkeit ankommen.“

„Sie haben Recht; darum werde ich Ihren Rath auch streng und pünktlich beherzigen und — befolgen!“

Nun verstummten Beide, wol weil sie befürchteten, zu viel gesagt zu haben — vielleicht auch nur, weil der Ausgang des Waldes erreicht war und der Grimberger Hof vor ihnen lag.

Unter der Thür des Herrenhauses erwartete sie die alte Tante, die dem Mädchen schon von fern die Arme entgegenstreckte, es dann mit einer wahren Herzensfreude umarmte und mit sich ins Haus zog, indeß der Junker, wie in tiefes Sinnen versunken, nach einer andern Seite verschwand.

Der Morgen verging mit Vorbereitungen zu dem Mittagessen und dem großen Kaffee, an dem die Bewohner des Haidehauses, außer Elben, der sich freiwillig erboten, das Haus zu hüten, Theil nehmen sollten. Erst bei Tische sahen Cäcilia und die Tante den Junker wieder, der in einer nicht gewöhnlichen Aufregung zu sein schien. Er sprach wenig, doch sein Auge leuchtete, und was er sagte, hatte, wie jede seiner Bewegungen, etwas Entschiedenes. Er mußte einen Entschluß gefaßt haben, vielleicht seltsam wie seine Erzählung am Morgen, doch mit dem festen Willen ihn auszuführen. Cäcilia war in letzterer Zeit wol oft nach dem Grimberger Hofe gekommen, wo Arbeiter aller Art emsig hantirten,

doch wenn sie auch die Veränderungen, welche mit den Oekonomiegebäuden und dem Aeußeren des Herrenhauses vorgegangen, mit freudigem Staunen bewundern konnte, in den Garten, wie in diejenigen Räume, welche ebenfalls neu hergerichtet wurden, durfte sie nicht. Diese sollten eine Ueberraschung für sie werden und sich ihr erst an dem heutigen Festtage öffnen. Das muntere Mädchen war nicht wenig neugierig darauf; doch mußte es sich gedulden, alle Bitten, und waren sie auch noch so flehend oder schelmisch vorgebracht, nutzten nichts.

Die Tante war diesmal unerbittlich: sie habe es Walter heilig versprochen, mit der Besichtigung der neuen Räume zu warten bis nach Tisch, so sagte sie und schlug mit solchen oder ähnlichen Worten jeden Angriff der Neugierde Cäcilia's zurück.

Daß dadurch deren Spannung sich immer mehr steigern mußte, konnte nicht ausbleiben, und so athmete sie denn auch ordentlich auf, als endlich, nachdem das Mittagessen vorüber, Walter und die Tante sie mit freundlichen Worten und Mienen aufforderten, ihnen zu folgen, um die neuen Herrlichkeiten des Grimberger Hofes, besonders den schönen Salon, in dem der Kaffee gemeinsam eingenommen werden sollte, zu durchwandern und in Augenschein zu nehmen.

Das Herrenhaus war ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude mit hohem Mansardendach, das rechts und links vom mittleren Haupteingang lange Doppelreihen Gemächer enthielt. Mit der Vorderfront stieß es an den Hof, die Fenster der andern Langseite gingen nach dem Garten hinaus. Von der Tante geführt, schritten Cäcilia und Walter nun über den breiten Flur des Eingangs in die den gewöhnlichen Wohnräumen gegenüberliegende Zimmerreihe, die durchweg neu hergerichtet worden war. Cäcilia konnte ein frohes Staunen nicht unterdrücken, als sie die Räume durchging und einer raschen, doch scharfen Musterung unterwarf; sie waren sammt und sonders vom Boden bis zur Decke in Farben und Tapeten erneuert worden und boten mit ihren einfachen, doch hübschen modernen Möbeln, oder mit den verschnörkelten und mitunter recht kostbaren eines vergangenen Jahrhunderts, einen gar freundlichen Anblick. Die Krone aller Zimmer aber war ein Salon von ziemlicher Größe, durchaus modern und geschmackvoll eingerichtet, dessen drei breite und hohe Fenster in den Garten hinausgingen. Das mittelste derselben bildete zugleich eine Thür, die auf einen Perron und dann zu einer Freitreppe führte, deren Steinbalustraden mit großen Kübelpflanzen bestellt waren. Cäcilia konnte beim Betreten dieses Salons einen lauten

Ruf freudiger Ueberraschung nicht unterdrücken, denn mit dem ersten Blick hatte sie den ganzen Raum mit all seinem Inhalt überflogen, und war ihr Auge dann auf einem Gegenstande haften geblieben, der sie vor allem Andern mächtig anzog. Es war ein prächtiger neuer Flügel, der an einem der Fenster stand, und über dem an der Wand die heilige Cäcilia von Raphael in einem herrlichen Kupferstich und reichem Goldrahmen hing. Mit einer stolzen, seligen Freude betrachtete die Tante das Mädchen, indeß Junker Walter still und abseits stehen blieb. Jetzt führte die Tante Cäcilia, deren Staunen sich nicht legen zu wollen schien, zu dem Flügel, öffnete diesen, und bat mit freundlichen Worten, das neue Instrument doch wenigstens durch einige Passagen prüfen zu wollen. Cäcilia setzte sich, der Wunsch der Tante kam ihr gelegen, denn sie fühlte sich tief ergriffen.

In dieser Stimmung begann sie zu spielen, und keine heiteren Melodien erklangen unter ihren gewandten Fingern. Ein sturmartiges Brausen, ein wirres Wogen in Tönen wurde laut, das wol Aehnlichkeit haben mochte mit dem, was in diesem Augenblick in dem Herzen des Mädchens vorging. Dann aber löste sich der Töne Sturm in linde Akkorde auf, die endlich zu einem frommen und gewiß auch tief aus einem reinen Herzen kommenden Gebete wurden.

Eine ganze Weile spielte Cäcilia also, um wieder Herrin ihrer selbst zu werden, sich zugleich an dem vollen und schönen Ton des prächtigen Instruments erfreuend. Endlich erhob sie sich, und erleichtert aufathmend schaute sie sich um. Sonderbar! — sie war allein, der Salon leer; die Tante und Walter waren verschwunden. Es befremdete sie wol, doch dachte sie nichts Arges dabei und schritt auf die Thür zu, durch die sie eingetreten, um die auf so räthselhafte Weise Verschwundenen wieder aufzusuchen. Doch die Thür war verschlossen, wie sehr sie auch daran rüttelte, wie oft sie auch den Drücker nach allen Richtungen hin spielen ließ, der Eingang wollte und wollte sich nicht öffnen. Jetzt eilte das Mädchen schon hastiger, erregter auf die zweite Thür am andern Ende des Salons zu, doch auch diese wollte sich nicht öffnen lassen.

Noch blieb die Glasthür, welche nach dem Garten führte — doch verschlossen war auch diese, und Cäcilia — gefangen.

„Gefangen! Mein Singvöglein ist gefangen!“ so rief plötzlich draußen vor der Glasthür eine Stimme und just in demselben Augenblick, als Cäcilia sich tief erröthend genau dasselbe sagte. Als sie wieder

aufschaute, stand der Junker vor ihr, doch nicht wie ein Sieger, nicht wie ein glücklicher Vogelsteller, sondern mit einer solchen bittenden Miene, einem so verschämt gerötheten Antlitz, als ob er eine Unthat begangen, für die ihm wol keine Verzeihung werden könne. Dennoch faßte er sich ein Herz, und mit leiser zagender Stimme, die nur nach und nach etwas fester wurde, sprach er:

„Können Sie mir vergeben, Cäcilia, daß ich — Ihren Rath befolgte, mein schönes Singvöglein fing und — in diesen Käfig einzusperren wagte? — O reden Sie! sonst muß ich wieder alle Thüren öffnen und es frei geben. Doch mit ihm wird dann auch das ganze Lebensglück des armen einsamen Walter's davonfliegen.“

Den Augen Cäcilia's standen die Thränen nahe, denn die letzten Worte des Junkers waren in so inniger und dabei so wehmüthiger Weise erklungen, daß sie ihr Herz hatten rühren müssen. Und dies Herz war dem jungen Manne ja schon längst gut — und jetzt vermochte es nicht mehr zurückzuhalten, was es empfand.

Vorbei war es nun mit aller Schelmerei und nur Liebe, die herzinnigste Liebe beherrschte sie.

Stumm reichte sie Walter die Hand, und erst nachdem dieser mit einem jubelnden Freudenruf einen Kuß darauf gedrückt, schaute sie ihn an und sprach dann unter Thränen lächelnd:

„Ihr kleines Singvöglein, von dem sie mir im Walde so hübsch erzählt, soll Sie mit seinem Liede nicht getäuscht haben. Es wird Ihnen nicht mehr davonfliegen — wenn Sie es behalten und ferner pflegen und schützen wollen. Ach, Walter, es hat sich ja so gern fangen lassen, denn es war Ihnen schon längst und von ganzem — ganzem Herzen gut und — zu eigen!“

„Cäcilia!“ jubelte der junge Mann wonnetrunken auf. Und nun hielt er sich nicht mehr. Er faßte das holde Mädchen in seine Arme, preßte es an sein Herz, seine Lippen auf die ihrigen, und Cäcilia ließ es geschehen — nein! sie erwiederte diesen Ausbruch einer innigen und wahren Liebe in gleicher Weise.

Zugleich fand Walter Worte, wie nur das höchste Glück sie auf eines Menschen Zunge legen kann, und Cäcilia horchte ihnen, als ob es himmlische Musik gewesen wäre.

Beide waren in ihr junges schönes Glück so versunken, daß sie nicht auf das achteten, was sonst um sie her vorging. Plötzlich stieß Cäcilia einen lauten Schreckensschrei aus, denn noch zwei andere Arme

umfingen sie, und als sie jäh zusammenfahrend aufschaute, da lag sie an dem Herzen ihrer Mutter, die mit der Tante, Onkel Reinhold, Leonore und John unbemerkt eingetreten war und sich dem der Welt entrückten Paar leise — leise genähert hatte. Doch unter dem Kuß der Mutter sah Cäcilia mit frohem Staunen noch andere glückliche Menschen. Walter hing am Halse seiner alten Tante, und am Eingang hielten Leonore und John sich umschlungen und schauten mit Blicken des seligsten Glückes auf die Schwester. Nur Onkel Reinhold stand allein, und wenn auch Thränen seinen Augen entrannen, sein gutes, treues Antlitz lächelte doch. Da löste Cäcilia sich von dem Herzen der Mutter und, den geliebten Onkel stürmisch umarmend und küssend, rief sie wieder mit ihrem heiteren natürlichen Ton:

„Dir, Du lieber, herrlicher Onkel, meinen innigsten Kuß! Denn ich weiß, daß ich Dir vor Allem mein Glück verdanke, daß Du allein es vorbereitet und mir zugeführt hast.“

„Still, mein Kind!“ erwiederte der Onkel mit neckischem Drohen, „und laß mir meine Geheimnisse, — haben wir doch die deinigen schon seit Monden geachtet und sie nicht verrathen. Freuen wir uns dafür des errungenen Glückes, und daß Dein wilder Jäger, der so tapfer mit dem gefährlichsten Wild gekämpft, endlich auch den Muth gefunden, mein liebes kleines Singvöglein zu fangen!“ —

Nun wurden Cäcilia und Walter von den Uebrigen begrüßt und zugleich mit dem bekannt gemacht, was am Morgen Wunderbares und Schönes im Haidehause vorgegangen.

Auf den Vorschlag Onkel Reinhold's ließen sich dann Alle nieder, und die Tante servirte ihren Kaffee, der den Glücklichen zu dem frohesten und herrlichsten Verlobungsschmause wurde.

Die Wunder des Tages sollten noch nicht zu Ende sein, und der Osterhase noch andere Ueberraschungen bringen. Als die Familie am Abende wieder im Haidehause bei Elben anlangten, der den ganzen Tag Briefe an Meister Wiegand und dessen Töchterchen Konstanze geschrieben und empfangene beantwortet, — da fanden sie zwei Briefe von den Freundinnen vor, die sofort geöffnet wurden.

Aus dem einen Couvert kamen vorerst zwei durch ein Rosabändchen zierlich verbundene Karten zum Vorschein, auf denen die wenigen aber vielsagende Worte standen:

Hulda von Linden
Graf Adrien von Haldern.

Verlobte.

Der Begleitbrief der Freundin kündete deren baldige Vermählung an und zugleich, daß sie der Laufbahn einer Klaviervirtuosin für immer entsagt habe.

„— Eure Hulda hat den Lorber des Künstlers mit der Myrthe der Braut vertauscht," so schrieb sie in ihrer übermüthig-heiteren Weise, „sie hat ihr sie vergötterndes Publikum für einen einzigen Zuhörer hingegeben, dem fortan allein ihr ausgezeichnetes Talent gewidmet sein wird, der aber dafür auch ein seltener Kenner ist, der niemals tadelt und für Alles dankbar ist, jede Leistung belohnt — ach, so schön und so süß — wie selbst der gute Onkel Reinhold dies nicht im Stande wäre zu thun! In vier Wochen feiern wir unsere Vermählung — unsere Regina wird Brautführerin sein; dann reisen wir sofort ab nach Italien, dem Vaterlande der Kunst, des ewigen Sonnenscheins und der Liebe! — Doch diesmal ohne Papa, denn es ist keine Konzertreise. Der Arme muß sich, so lange wir fern bleiben, mit seinen Klubs, dem Offizierkasino und den Erinnerungen an seine kurze, doch schöne Carrière als Vater einer Virtuosin genug sein lassen. Kehren wir in die Heimat zurück, dann gilt unser erster Besuch Euch und dem trauten Haidehause. Bis dahin lebt Alle, Alle wohl und gebt mir sobald als nur möglich eine gleich schöne Nachricht, — es wäre meinem kleinen frohen Herzen die herrlichste und ersehnteste Brautgabe!" —

„Dir kann geholfen werden, Du lose Schelmin! Sogar eine achthändige Hochzeitsphantasie wollen wir Dir aufspielen und dies schon morgen!" So brummte Onkel Reinhold lachend vor sich hin.

Der Brief enthielt in einem Couvert noch eine Photographie, Betty von Allfeld am Klavier darstellend, und die erläuternden Zeilen Hulda's lauteten: „— Die arme Betty ist zu einem lebendigen Klavier geworden, es konnte eben nicht ausbleiben! Sie athmet nur noch, um zu spielen und zu singen, gleichviel ob es ihre Nebenmenschen erfreut oder ihnen mißfällt. Für ihre Bewunderer hat sie sich also photographiren lassen,

doch meinen diese im Stillen, es sei nur geschehen, um als abschreckendes Beispiel gegen alles übertriebene Musiziren zu dienen — und ich kann ihnen nicht Unrecht geben, sondern die Aermste, der Klaviermanie Verfallene nur bedauern. Nur ihren bestimmt ausgesprochenen Wunsch erfüllend, sende ich Euch das Bild."



Betty von Allfeld am Klavier.

Leonore hatte den zweiten, an sie gerichteten Brief geöffnet, er war von Regina Falk und enthielt, wenn auch just keine Verlobungskarten, doch Nachrichten, die solche ahnen lassen konnten. Der Brief lautete:

„— Ich bin von meiner Fahrt nach den Bretern, welche die Welt bedeuten, wieder an den heimischen Herd zurückgekehrt," so berichtete eine Stelle des Briefes, „und — warum es Euch verschweigen — enttäuscht und geheilt! Mein Freund Dr. Friedwalt hatte Recht, als er mir sagte, daß noch etwas Anderes als Talent dazu gehöre, um seinen Weg auf jenem heißen Boden der Bühne unbeirrt fortsetzen zu können. Und dieses „Etwas" besitzt Eure Regina nicht. Ich habe entsagt und werde auch gern für mein ganzes Leben mich der sorgenden Leitung anvertrauen, die sich bis jetzt als gut und treu bewährt hat!" —

„Bravo!“ rief nun Onkel Reinhold mit hellem Freudenton! „Das erwartete ich von Regina — von meinen beiden Lieblingen. Die Eine hat in ihrem fröhlichen Sinne, in ihrem liebenswürdigen Uebermuth das Rechte gewählt, die Andere aus innerer Ueberzeugung. So sind sie Beide uns erhalten geblieben — und ein neues schönes Wunder unserer Kunst! — anstatt eines einfachen Quartetts werden wir für die Folge ein Doppelquartett haben!

„Ja, Kinder,“ fuhr er nach einer Pause mit froher Begeisterung fort, „das schönste Glück der Erde, das unsere beiden Freundinnen gefunden, das wir heute uns errungen, wem haben wir Alle es zu danken? — Einzig nur der edlen Frau Musica. Sie allein hat das Wunder vollbracht, und deshalb wollen wir sie in Ehren halten und lieben, ihr dankbar sein unser ganzes Leben lang!“

Der Erzähler könnte hier seine Mittheilungen über das Mädchenquartett wie über das Haidehaus und seine Bewohner schließen und füglich Abschied von seinen freundlichen Lesern nehmen. Denn Keiner von ihnen wird wol daran zweifeln, daß alles Glück, was das stille Haus den Einziehenden verheißen, und das sich nun in so herrlicher Weise verwirklicht, auch für die Folge ihnen eigen bleiben wird, wie auch, daß die seltsamen Klauseln des Testaments des verstorbenen Meeringen ihre richtige und schönste Lösung finden werden. Dennoch kann er nicht umhin, Alle, die ihm bis hierher treulich gefolgt, noch einmal zu einem flüchtigen Besuche des Haidehauses einzuladen. Das Bild, welches sich bei dieser Gelegenheit unseren Blicken entrollen wird, mag dann als Nachspiel und zugleich auch als Schluß unserer Erzählung gelten.



Onkel Reinhold im Kreise der Seinen.

Siebzehntes und letztes Kapitel.

Im Haidehause nach fünf Jahren, ein Epilog als Schluss.

Fünf Jahre sind vergangen, und wir befinden uns im Wonnemonat des Jahres 1877. Pfingsten ist da. Wieder liegt die Haide vor uns, und golden scheint die Sonne auf ihre hügelige, graugrüne Decke. Doch nicht mehr so öde stellt sich die weite Fläche dar, wie zur Zeit, da wir sie zuerst sahen. Von dort, wo in der Ferne der Kirchthurm des Dorfes Einöd unmerklich hervorragt, zieht sich eine Fahrstraße in anmuthigen Windungen nach dem Haidehause hin, und junge Bäume mit hellgrünen Kronen säumen sie ein. Eine gleiche Straße, nur breiter und ebenfalls mit Fruchtbäumen eingefaßt, steigt, von Dahlheim und Helmsdorf kommend, gerade auf zum Walde, und die von beiden Wegen gebildeten Linien unterbrechen in freundlicher Weise die weite sonnige Fläche.

Doch am Waldsaume, im Walde selbst und um das Haidehaus — welche Veränderungen sind da zu schauen! Die Oede verschwand, um einem regen Leben Platz zu machen, nur ein stiller Friede liegt wie früher, und besonders am heutigen Festtage, über ihr. Wo die Dahlheim-Helmsdorfer Straße sich dem Walde nähert, ist eine ganze Kolonie, ein Dorf entstanden, das bereits 70 bis 80 hübsche Wohnhäuser enthält und dazu noch mehrere große Gebäude mit hohen Schornsteinen. Solche sind auch noch hier und da in einiger Entfernung von dem neuen Orte zu sehen, der den Namen Haidewald erhalten hat und als solcher offiziell anerkannt wurde. Da giebt es durch Dampf getriebene Fabriken von Holzwaaren aller Art, von den feinsten Arbeiten bis zu Schachteln und Kisten in Einsätzen, und in der Woche wird die Straße von Fuhrwerken nicht leer, die fertige Waaren zur Bahn schaffen und Materialien bringen. Doch die Hauptindustrie der Gegend bilden verschiedene Gruben vortrefflicher Braunkohlen, die Herr John Meeringen, der heutige Bewohner und Besitzer des Haidehauses, entdeckt und betreibt, indeß die beiden bedeutendsten Holzwaarenfabriken Eigenthum des ehemaligen Tischlermeisters Wiegand und dessen Schwiegersohnes Elben sind, der vor etwa zwei Jahren die liebliche Konstanze als seine Hausfrau heimgeführt hat. Andere unternehmende Industrielle haben sich an dem aufblühenden Orte niedergelassen, dem die beiden früher genannten Dörfer einen großen Theil ihrer Bewohner abgegeben. Die Leute, welche daheim nichts besaßen als ihre Hände und guten Willen, sind hier rasch zu einem hübschen Eigenthum gekommen, denn der junge Herr Meeringen hat sie in jeder Weise und auf das Zuvorkommendste unterstützt. Er gab ihnen Land und Zeit, es langsam zu bebauen, errichtete ihnen passende Wohnungen, schaffte Vieh an und überließ ihnen Alles gegen einen Abzug an ihrem Verdienste und dem der Ihrigen. Immer mehr Leute, einzelne Männer und ganze Familien, strömten hinzu, und wieder ist eine ganze Reihe Häuser, eine neue Straße in Angriff genommen worden. Auch eine Schule wird errichtet, eine Kirche steht in Aussicht, und schon denkt der unternehmende, weitblickende Haupteigenthümer an eine Zweigbahn, welche seine großen Braunkohlengruben mit der Hauptbahn verbinden und so den sämmtlichen Erzeugnissen des betriebsamen Ortes rascheren und besseren Absatz verschaffen soll. Ein wahrer Segen ruht auf Allem, was der junge Meeringen unternimmt, und von den Bewohnern der von ihm geschaffenen Stätte wird er verehrt und geliebt wie ein Wohlthäter, wie ein Vater. —

Die neue Straße führt weiter, in den Wald hinein, an dem Grimberger Hofe vorüber, wo sie sich mit einer zweiten kreuzt, die dann tief ins Gebirge zu anderen Ortschaften ziehen und sich endlich mit einer Hauptstraße der Provinz verbinden. So ist auch hier eine abgelegene Gegend dem Verkehr erschlossen worden, und ihren Bewohnern kommt dies zugute wie den Leuten in Haidewald, denen jetzt Proviant aller Art in reichlicher Menge und zu billigen Preisen zugeführt wird.



Onkel Reinhold's Villa.

Ein ganzer halbvergessener Landstrich ist gleichsam zu einem neuen und fruchttragenden Leben erwacht, und seine Bewohner sind zufriedene, glückliche Menschen geworden.

Und das Haidehaus selbst, wie hat es sich in seiner nächsten Umgebung verändert! Zwar ragt der massige Bau noch immer einsam eckig und hoch empor, doch hat er ein neues helles Kleid erhalten, und seine vielen Fenster zieren Läden in schöner Holzfarbe, wie auf der Sonnenseite buntgestreifte Schirmdächer, die weithin leuchten und dem großen

Gebäude schon von fern ein gar freundliches und einladendes Aussehen geben. Die hohe Mauer ist verschwunden, und die Stallungen sowie die anderen Nebengebäude befinden sich jetzt auf der Waldseite, wo ein großer gepflasterter Hofraum hergestellt wurde. Statt der gefallenen Mauer zieht sich ein elegantes Eisengitter um Haus, Hof und Garten, und letzterer umfaßt nicht allein das kleine Fichtenwäldchen, sondern auch den vorderen Theil des Laubwaldes, der sich bis zu den vier Buchen hinzog, die also heute mit zu dem Garten des Haidehauses gehören. Durch zahllose Karren guter Walderde wurde der dürre Haideboden verbessert, dann mit Bäumen, Gesträuchen und Blumen bepflanzt. Die beiden gesonderten kleinen Waldpartien schuf man zu parkartigen Anlagen um, und so bildet das Ganze heute einen großen und überaus schönen Garten und Park, in dem zur Zeit Alles in voller, üppiger Blüte steht; in dem die köstlichsten Früchte aller Art reifen, die herrlichsten Frühlingsblumen blühen.

Von dem Haidehause führt ein schöner bekiester Fahrweg weiter am Waldessaum entlang und nach dem Grimberger Hofe zu. Doch etwa zehn Minuten von dem Hause entfernt, wo der Waldboden einen ziemlich hohen Rain bildet und die Berge und das alte Grimberger Schloß auf einer der Vorkuppen sichtbar werden, da erhebt sich eine neue geschmackvolle Villa inmitten eines schönen Gartens voller Obstbäume und Blumen, mit kleinen Wasserkünsten und einzelnen Statuen geziert. Breite gedeckte Veranden treten aus den beiden Etagen der Villa hervor und gewähren eine entzückende Aussicht auf die weite Ferne, wo ein mächtiger Strom hier und da im Sonnenlichte silbern aufglitzert. Hier wohnen Onkel Reinhold und Frau Wallbrunn, und Ersterer war es, der die Villa gebaut, nachdem Cäcilia auf den Grimberger Hof gezogen, und die Mutter das Haidehaus stillschweigend ihrem Schwiegersohne, dem jungen Meeringen, und ihrer Tochter Leonore abgetreten. Ein kurzer Spaziergang bringt Beide rasch nach dem Haidehause, und ein hübscher Fußweg führt sie aus dem Garten durch den Wald und in ebenfalls kurzer Zeit nach dem Grimberger Hofe. So haben sie ihren Lieben volle Freiheit gegeben und sind ihnen dennoch nahe. Onkel Reinhold's Plan, sich mit der Mutter hier, zwischen dem Haidehause und dem Grimberger Hofe, anzusiedeln, war zwar Anfangs auf großen Widerstand von Seiten Leonorens und Frau Wallbrunn's gestoßen, die da glaubten, daß das Haidehaus Raum für Alle habe, doch der Onkel setzte seinen Willen durch, denn er sah weiter und zog Mancherlei in Betracht, woran die

beiden Frauen nicht dachten. Nun hatte man schon längst eingesehen, daß er doch Recht gehabt und gehandelt hatte wie immer: weise und gut. Alle waren zufrieden und glücklich und durften hoffen, es für immer zu bleiben — das heißt, so lange als es den Beiden vergönnt war, auf dieser Erde in der Nähe ihrer theuren Kinder zu weilen.

Hinter der Villa des Onkels Reinhold bog der Fahrweg in den Wald ab und führte schnurgerade auf das Herrenhaus des Grimberger Hofes zu, das man, da die Straße anstieg und der Hof ziemlich hoch lag, schon beim Eintritt in den Wald in der Ferne durch die Bäume schimmern sah. Der Weg selbst war prachtvoll, denn die Buchen, die ihn einsäumten, wölbten sich hoch über ihm zu einem dichten grünen Blätterdach, durch das die Sonne nur in mattglänzenden Lichtern spielte, in dem also eine immerwährende sanfte Dämmerung herrschte, während in der Ferne, am Ende des Weges, in einer sonnighellen Lichtung — ein überraschend schöner Anblick! — der Grimberger Hof auftauchte. Dieser hatte sich so zu sagen von Grund aus verjüngt. Vollständig neue Oekonomiegebäude waren errichtet worden, und das langgestreckte Herrenhaus, von dem wir früher flüchtig einige seiner neuhergerichteten Räume gesehen, fand sich jetzt durchaus erneuert und in seinem Aeußeren passend und geschmackvoll verschönert. Zwischen den vielen Fenstern standen auf Postamenten große Vasen, in denen Ziergewächse mit mächtigen Blättern und bunten Blüten prangten, und zu beiden Seiten der Treppe, die zu dem Eingange führte, hielten zwei Steinfiguren gleichsam Wache. Das Ganze glich heute in seinem passenden Schmucke einem echten Rococoschlößchen, das aus längst vergangenen Tagen hierher in die Einsamkeit der Berge und des Waldes gezaubert worden.

Doch kein verzaubertes Schlößchen war es, denn ein reges fröhliches Leben herrschte darin. Im Augenblick, wo wir es wieder sehen, wurde sogar ein heller Kinderjubel laut — und nun springt auch ein kleiner Knabe von etwa vier Jahren, mit einem frischen und gar hübschen Gesichtchen, die Treppe hinab und beginnt auf dem Spazierstock des Vaters lustig den gelben Kiesplatz auf und ab zu reiten. Ein stattlicher Mann mit dunklem Vollbart und Lockenhaar folgt dem Kleinen. Er ist in die Tracht eines Landedelmanns gekleidet, und mit stolzem Selbstbewußtsein trägt er den Kopf hoch und schaut mit blitzenden Augen in die Runde, dann auf den muntern Knaben. Es ist der Herr Walter von Grimberg, und nun erscheint auch seine junge Gattin Cäcilia, deren Schönheit jetzt erst recht erblüht zu sein scheint. Auch ihr Blick, der

von dem Vater zu dem Knaben eilt, kündet Glück und Zufriedenheit. Dann aber wendet er sich wieder dem Eingang zu, unter dem jetzt die alte Tante im Festkleide und überraschend rüstiger Haltung sichtbar wird, zugleich ein junges Mädchen in ländlicher Sonntagstracht, das ein zweites Knäblein von etwa einem Jahre, in weiche Tücher gehüllt, trägt. Die ganze Familie des Grimberger Junkers ist beisammen. Da schreit der kleine Knabe mit lustigem Tone:

„Vorwärts, mein Pferdchen! Jetzt geht's zum Onkel John und zu der Tante und zu meiner kleinen Lilli! Hopp, hopp, hopp! voran!"

Dabei trabt er voraus durch das Thor und in den Waldweg hinein, und der Vater hat Mühe, den Knaben zu erfassen und seinen Stock durch allerlei Vorspiegelungen wieder zurückzugewinnen. Glückselig lächelnd, bald auf das Kindchen an ihrer Seite, bald auf den spielenden Knaben schauend, folgt die junge Mutter mit der Tante, die ebenfalls ein Glück beseelt, das ihrem alten Herzen wol noch weit größer und schöner dünkt als das der Mutter: darf sie doch Alle — Alle als ihre Kinder betrachten und lieben!

Im Garten des Haidehauses finden wir am Nachmittage die ganze Familie beisammen. Dort, wo ehedem die kleine Waldparzelle die wegartige Lichtung von der Haide trennte und erstere in einer Böschung in das hügelige Haideland abfiel, ist heute ein freier Platz zwischen den Buchen zu schauen, der in Terrassen sich mit dem Garten verbindet. Ein großer runder Tisch steht da, von bequemen Bänken und Lehnstühlen umgeben. Die mächtigen Bäume säumen die Stelle im Halbrund ein und gestatten den dort Weilenden einen weiten Ausblick auf die Gegend nach Dahlheim und Einöd zu, zugleich auch auf den stillen Platz unter den vier Buchen und der etwas weiter abliegenden Villa des Onkels Reinhold, sowie nach der andern Seite hin auf den neuerstandenen Ort Haidewald, mit seinen hübschen Häuschen und stolzen Fabrikgebäuden. Hier weilen alle Glieder der Familie, die uns bekannt und befreundet geworden. Onkel Reinhold, noch immer so frisch wie ehedem, nur noch froher und zufriedener dreinschauend, sitzt neben seiner Schwester, Frau Wallbrunn, die ihr jüngstes Enkelchen vom Grimberger Hofe, den kleinen John, auf dem Schoße hält und mit ihm spielt, indeß der ältere Knabe, nach dem Onkel „Reinhold" genannt, bereits wieder einen Ritt durch den weiten Garten angetreten hat und dazu auf den zusammengeballten Fingerchen einen Marsch zu blasen versucht, dann wieder zu einem gleichalten allerliebsten Mädchen zurückkehrt, das Blümchen pflückt, um

diesem spielend zu helfen. Es ist dies die kleine Lilli vom Haidehause. Cäcilia weilt bei der Mutter und ebenso Leonore, die ein wenig leidend aussieht, denn sie hatte eine Krankheit zu überstehen, die, wenn auch durchaus nicht gefährlich, den Ihrigen doch Sorge bereitete. Jetzt ist sie wieder vollständig hergestellt, doch ihr Antlitz noch immer etwas bleich, was ihrer Schönheit indessen einen eigenthümlichen höheren Reiz verleiht. Ihr hübsches Mädchen bringt der Mutter ein mühsam zusammengesuchtes Sträußchen, dann eilt es, mit einem Kuß belohnt, wieder zu dem kleinen Vetter, um mit diesem zu spielen. John sitzt plaudernd neben Walter; er hat den Namen beibehalten, unter dem die Familie ihn kennen gelernt und liebgewonnen. Er ist ernster geworden, und auf seiner breiten Stirn scheinen sich die Gedanken und Pläne wiederzuspiegeln, von denen er wol zu seinem Schwager redet. Onkel Reinhold, der die Beiden an seiner Seite hat, achtet ihrer geschäftlichen Auseinandersetzungen nicht, er hat Besseres zu thun. Vor ihm auf dem Tische steht ein riesiger silberner Napf, bis zum Rande mit goldschimmerndem Rheinwein gefüllt, und drinnen schwimmen unzählige kleine grüne Blättchen, in Sternchen aneinander gereiht. Es ist frischer Waldmeister, und der Onkel braut einen köstlichen Maiwein, zu Ehren des Festtages und der lieben Gäste, die man erwartet. Darauf deutet auch die Zahl der kleinen gläsernen und faßartigen Humpen hin, aus denen der herrliche Trank genossen werden soll, denn ihrer sind weit mehr, als bis jetzt Personen um den großen runden Tisch sitzen.

Schon seit einer geraumen Weile spähen die Blicke Aller abwechselnd auf die Dahlheimer Straße hinaus, auf der zwei Wagen sichtbar geworden, die dann wieder hinter Buschwerk oder Terrainerhöhungen verschwanden, doch dem Haidehause immer näher kommen. Jetzt wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Herrn und eine junge Frau gelenkt, welche von der Straße her durch eine Gitterpforte, die dem Platz unter den Bäumen gerade gegenüber liegt, den Garten betreten. Es ist Elben und Konstanze, die eiligst, in sichtlicher Erregung nahen. Schon von fern ruft die junge Frau mit freudiger Stimme: „Sie kommen! sie kommen! Die Wagen langen soeben am Parkgitter bei den Fichten an und in wenigen Minuten werden sie hier sein!“

Mit einem „Evoë!“ beantwortete Onkel Reinhold die ersehnte Nachricht, dann begann er seine Maiweinhumpen zu füllen. Konstanze, die eine allerliebste junge Frau geworden war, eilte nun freudig vollends die kleine Höhe hinan und fand sich bald der Gruppe bei der glücklichen

Großmutter zugesellt, indeß Elben, der stattlich ausschaute und dabei mit Sicherheit auftrat, von den beiden Freunden bewillkommnet wurde und deren Grüße in herzlicher Weise erwiederte. Nun rollte auch schon eine der Equipagen vor das Gitterthor des Gartens, der die andere in kurzem Abstand folgte. Cäcilia und Leonore waren dem Wagen entgegengeeilt, aus dem eine jugendliche Frauenstimme die Nahenden begrüßte. In blendender Schönheit und elegantester Toilette schwang Frau Gräfin Hulda von Haldern sich aus dem Gefährt, das mit seinem Kutscher dem Grimberger Hofe angehörte, und in den Armen lagen sich die Freundinnen. Der Graf stieg ebenfalls aus und half dann zwei allerliebsten Kindern, einem Mädchen und einem Knaben von etwa drei und vier Jahren zu Boden, die von den beiden jungen Frauen jubelnd emporgehoben, mit Küssen begrüßt, dann aber sofort von den Kindern des Hauses in Beschlag genommen wurden. Nun hielt auch die zweite Equipage, von Hans in stattlichem Kleide geführt, vor dem Thore, doch nur zwei Personen stiegen aus: eine junge Dame von hoher Gestalt und ernster Schönheit, in der wir Regina wieder erkennen, und ein Herr, der für gewöhnlich wol recht ernst und gelehrt dreinschauen mochte, nun aber überaus glücklich lächelte und die beiden Schwestern des Haidehauses mit herzlichem Kuß willkommen hieß. Es war Professor Dr. Friedwalt, schon seit mehreren Jahren der glückliche Gatte Regina's. Kein Kindchen folgte ihnen — ein Knäblein hatte der Himmel ihnen beschert, doch nach Jahresfrist auch schon wieder genommen. Wie herzlich und erhebend war das Wiedersehen der jungen Frauen, denen Konstanze Elben sich angeschlossen; doch das jubelnde Grüßen übertönte die helle Stimme, das muntere Lachen Hulda's, die als stolze Gräfin noch eben so heiter und übermüthig war, wie sie es als junges Mädchen und angehende gefeierte Virtuosin gewesen. Aus den Armen des Onkels flog sie in die der Frau Wallbrunn, und nun klangen auch die Humpen aneinander, den frohen Willkomm zu feiern.

Eine lange Weile dauerte es, bis die erste Freude des Wiedersehens verrauscht und Alle sich niedergelassen, denn gar zu viel hatten die jungen Herzen einander zu sagen und in den Kindern zu bewundern. Doch nach und nach legte sich die Aufregung, und ruhiger flossen die Wogen der verschiedenen Redeströme. Das jubelnde Grüßen, das frohe Lachen wich einem wenn auch immer noch sehr lebendigen Plaudern. Die Herren hatten sich schon längst einem solchen hingegeben und sprachen dabei unter des Onkels Leitung recht tapfer dem köstlichen Maiwein zu.

Nun erschien auch die alte Grete in ihrem Sonntagsstaat, ein großes silbernes Plateau mit Backwerk in den Händen und mit dem glückseligsten Lächeln auf ihrem faltigen Gesichte. Knixend und grüßend bot sie Allen den Imbiß zu dem Trank, und von Allen wurde der guten treuen Alten herzlichster Gegengruß.

„Kinder", sprach endlich der Onkel, „wieder ist der schönen Tage einer gekommen, der uns Alle nun schon seit fünf Jahren hier in dem stillen Haidehause vereinigt, und wieder laßt ihn uns begrüßen in altgewohnter Weise. Eure Stimmen zu hören, wie daheim vor Jahren, ist meinem alten Herzen Bedürfniß geworden; ein Jahr lang mußte ich mich danach sehnen und darauf freuen — laßt mich heute nicht zu lange warten! Singt! damit die Töne mir die Vergangenheit wieder lebendig machen und die Gegenwart, die noch dem Alten gehört, verschönern."

Er schwieg und fuhr mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu entfernen, die vorwitzig sich hervorgedrängt. Alle waren verstummt, selbst die spielenden Kinder auf der Terrasse, und aus der tiefen Stille, die nun unter den Bäumen herrschte, stiegen in reinen Harmonien vier herrliche Frauenstimmen empor und sangen eines jener schönen Quartette, die der alte gute Onkel immer so sehr geliebt.

Jetzt weinte er wirklich und hatte Mühe, seine Fassung wieder zu erringen, bevor der Gesang zu Ende ging. Nun erfaßte er seinen Humpen, und nach der rothglühend untergehenden Sonne schauend, sprach er mit bewegter Stimme:

„Dieser Trunk, meine Freunde — meine Kinder, zu dem ich Euch hiermit auffordere, gilt ihnen, die von uns gegangen sind und dort — unter dem Rasen schlafen: dem Vater unseres theuren lieben John's, dem Gründer unseres Glücks — und seinem treuen Alibert, der die ewige Ruhe neben seinem Freunde und Gönner gefunden! Und kehrt Ihr einstens an diesem Tage wieder im Haidehause ein, und meine Stelle hier ist leer — dann gedenkt des alten Onkels Reinhold in gleicher stiller Weise!"

Manche Thräne aus Männeraugen mischte sich in den Wein, und am Halse des geliebten Onkels hingen Cäcilia und Leonore und küßten ihm die Wangen.

Da unterbrach plötzlich der kleine Reinhold die Stille. Er hatte sich mit den andern Kindern neugierig herangedrängt und schaute staunend auf die eben noch so heitere Gesellschaft, deren plötzliches Verstummen er nicht begriff. Nur noch an den gehörten Gesang denkend, rief er:

„Onkel Reinhold, das war einmal ein schönes Lied, das die Tanten da gesungen! das mußt Du uns lehren, denn wir sind auch unserer Vier und wollen Dir auch solche schöne Lieder singen, damit Du nicht mehr ein Jahr darauf zu warten brauchst!“

„Du hast Recht, mein kleiner Liebling,“ entgegnete Onkel Reinhold mit anderem, heiterem Tone, „und nach Deinem Willen soll's, so Gott es will, geschehen. Ihr seht,“ fuhr er lächelnd zu den Seinigen gewendet, fort, „daß wir noch lange nicht an ein Scheiden denken dürfen, denn ich habe noch viel zu thun auf dieser schönen Erde. Deshalb rasch die Humpen aufs Neue gefüllt und angestoßen auf die herrliche Gegenwart und eine gleich frohe Zukunft und dann — ein heiteres Lied, als Schluß des Abends im Freien!“

So geschah es, und wieder sangen die jungen Frauen; doch diesmal einen fröhlichen Chor, der jubelnd den Abendhimmel durchtönte, und mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklang.

Dann erhob man sich und schritt dem Hause zu. —

— Und nun wollen wir Abschied nehmen von dem so freundlich und belebt gewordenen Haidehause, seinen Bewohnern und Freunden, und hoffen, daß der Friede und das stille schöne Glück, die bisher darinnen wohnten, ihm noch lange erhalten bleiben mögen, wie auch, daß dem guten Onkel Reinhold die Freude werde, ein neues Quartett um sich erstehen zu sehen.

Das walte Gott und die edle Frau Musica! —

Ende des Buches.


Digitized by Google


UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
834P265 OA
Pasqu e, Ernst Heinrich Anton, 1821-1892
Aus der Welt der T one : Erlebnisse eine
3 1951 002 033 157 V